B 829,844

Deutscher Volkswart

Herausgeber Gerhard Krügel

1. Jahrgang

Theodor Weicher
Leipzig

PROPERTY OF
The University of Michigan Libraries
1817
ARTES SCIENTIA VERITAS

Deutscher Volkswart

Mit der Beilage

Das Volks- und Jugendschrifttum

Herausgeber Gerhard Krügel

1. Jahrgang

(Oktober 1913 — September 1914)

Leipzig
Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung
Theodor Weicher

DD
1
.D54
v. 1

Inhaltsübersicht.

Zeitfragen. Seite

Heinrich Claß, Große Gegenwart — größere Zukunft. Eine Sedan-Betrachtung 441
Prof. Dr. Eduard Eckhardt, Die deutsch-englischen Beziehungen 161
Dr. Felix Hänsch, Auch eine falsche Rechnung. Ein Beitrag zur deutsch-französischen Versöhnungspolitik 45
Dr. Hans Hartmeyer, Die deutschen Belange und die südslawische Frage in Österreich-Ungarn 389
Julius Helmo, Das Problem der Volksvertretung 201
Prof. Dr. Wilhelm Kaehler, Familien- und Volkserleben. Auch ein Beitrag zur Jahrhundertfeier 52
Eberhard König, Wo fehlt's? 367
Rittmeister a. D. Oskar Michel, Die nationale Arbeiterbewegung 210
Dr. Ludwig Müller, Die Zukunft der Familie 105
Dr. Ludwig Müller, Die deutsche Volksernährung 297
H. Müller-Brandenburg, Die deutsch-schwedische Frage 261
Charlotte Niese, Über die Frauen 63
Hauptmann a. D. Eduard Preuß, Kulturpolitik als Grundlage der Weltmacht 306
Hofrat Dr. E. Spielmann, Der Panslawismus 166
Freiherr v. Vietinghoff-Scheel, Die Bedeutung Preußens für das deutsche Volkstum 253
Privatdozent Dr. Albrecht Wirth, Industrie — Imperialismus 444
Karl Felix Wolff, Die Einkreisung der Deutschen 41

Erziehungsfragen.

Seminardirektor Dr. Eduard Clausnitzer. Nationale Jugendpflege 30
Prof. Ernst Keil, Völkische Aufgaben der deutschen Jugend 182
Wilhelm Kotzde, Kunst und Jugendschutz 287
Generalmajor z. D. Leimbach, Nationale Jugenderziehung 291
Oberbürgermeister Konrad Maß, Die Not der Unehelichen 222
Oberbürgermeister Konrad Maß, Die Jugendpflege und ihre nationale Bedeutung . . . 458
Oberrealschuldirektor Dr. Edmund Neuendorff, Leibesübungen als Quelle sittlicher Volkskraft 55
Hauptmann a. D. Eduard Preuß, Verbindung des Offizierkorps mit dem Geiste der Universität 24
Hauptmann a. D. Eduard Preuß, Volksblätter und Volkserziehung 154
Kathinka v. Rosen-Fabricius, Deutsche Erziehung im Elternhause 217
Prof. Dr. Joh. Gg. Sprengel, Deutsche Geistesbildung 143
Prof. Dr. Heinrich Wolf, Staatsbürgerliche oder volksbürgerliche Erziehung? . . . 87, 178

Rassenkunde und Rassenpflege.

Prof. Adolf Bartels, Deutsches Volkstum 81
Heinrich Driesmans, Rasse als geschichtliche Macht 12
Heinrich Driesmans, Die Bedeutung der Rassenforschung für Schule und Erziehung . 97
Heinrich Driesmans, Zur Revolution des „Ureuropäers" 377, 431
Prof. Dr. H. G. Holle, Völkische Lebenskraft 241
Andr. J. Lorenzen, Richtlinien völkischer Weltanschauung 337
Karl Felix Wolff, Grundsätze der Rassenlehre 73

6759

Deutsche Vorzeit.

Seite

Kgl. Baurat Prof. Dr. Albrecht Haupt, Die Blütezeiten der germanischen Kunst . . . 128
Prof. Dr. Gustaf Kossinna, Altgermanische Kulturhöhe 1
Prof. Dr. Gustaf Kossinna, Der „nordische" Körpertypus der alten Griechen und Römer 266
Prof. Dr. Reinhold Freiherr v. Lichtenberg, Die germanische Weltanschauung in den Werken Richard Wagners 137
Generalarzt Dr. Wilke, Die Grundlagen der altgermanischen Kultur 121
Dr. Ludwig Wilser, Germanisch und deutsch 69

Heimatpflege und Volkskunde.

Dr. Otto Böckel, Die Aufzeichnung der deutschen Volksliedweisen 58
Dr. Otto Böckel, Pflege und Erforschung deutscher Mundarten 294
Wilhelm Kotzde, Was ist uns die Heimat? 38
Wilhelm Kotzde, Jugendpflege und Heimat 347
Wilhelm Lennemann, Oskar Schwindrazheim, der Künder einer Volks- und Bauernkunst 466
Wilhelm Schremmer, Die Verarmung unseres deutschen Volksgesanges 372

Das Deutschtum in den Grenzmarken und im Auslande.

Prof. Fritz Braun, Aus der Ostmark 227
Regierungsrat M. R. Gerstenhauer, Deutsche Kolonialpolitik 321
Dr. v. Hauff, Das Ziel der deutschen Auslandsschulen 115
Rektor E. Hauptmann, Die erzieherische Bedeutung des Imperialismus 20
Rektor E. Hauptmann, Die Erziehungsfrage in Elsaß-Lothringen 231
Prof. Dr. Raimund Kaindl, Die Karpathendeutschen und ihre völkische Stellung . . . 173
Prof. Dr. Raimund Kaindl, Die Lage und die völkische Schutzarbeit der Karpathendeutschen 326

Schrifttum und Kunst.

Prof. Adolf Bartels, Weimar und das Deutschtum 401
Fritz Bley, Händlergeist und Kunst 419
Eberhard König, Vom Lebenswert der Dichtung 409
Justizrat Richard Kossinna, Christoph Willibald Gluck 361
Wilhelm Lennemann, Kurt Eucke 343
Wilhelm Lennemann, Dilettanten des Lebens 438
Adalbert Luntowski, Der Jüngling Theodor Körner 427
Prof. Dr. Ludwig Schemann, Arthur Moeller van den Bruck 272
Staatsrat Prof. Dr. Leopold v. Schroeder, Richard Wagner als nationaler Dramatiker 281
Thomas Westerich, Gerhart Hauptmann und das deutsche Gemüt 186
Karl Felix Wolff, Gobineau 451

Allerlei kleinere Beiträge.

Auffällung der Schatzkammern deutschen Volkstums 119
Alte deutsche Weisen 275
Bedenke, daß du ein Deutscher bist! 191
Das Jugendgeleitbuch 234
Der deutschen Jugend Zukunftstraum 311
Der deutsch-völkische Gedanke im Jugendschrifttum 153
Der ewige Deutsche 320
Der neue Helmolt 316, 357
Der Streit um den Wandervogel 356
Der Wanderschriftler 196
Deutsche Kunst in das deutsche Haus und die deutsche Schule 473
Deutsche Mannneslieder 472
Deutschvölkische Dichtung 238
Ein deutsches Volksfest 37
Ein freideutscher Jugendtag 36, 275, 440

Allerlei kleinere Beiträge. Seite

Einharts deutsche Geschichte 313
Ein starkes deutsches Gewissen 437
Frauenfrage 200
Heiliges Land 473
Kräftigt die deutsche Volksart! 312
Ludwig Reeg 193
Moloch Militarismus 360
Schützt das deutsche Landschaftsbild! 157
Von isländischen Helden 395
Vom Wandern 239
Wandbilder 194
Bücherschau 78, 158, 196, 277, 397, 475

Das Volks- und Jugendschrifttum (Beilage).

Hauptmann K. Auerbach, Über Einrichtung und Verwaltung einer Mannschaftsbücherei 25
Rektor Wilhelm Bube, Lesebedürfnis und Bildungstrieb der Landbevölkerung 3
Rektor Wilhelm Bube, Seegeschichten 49, 57, 73
Prof. Dr. Richard Dohse, Das künstlerische Bilderbuch 17
Realschuldirektor Prof. Dr. Fritz Johannesson, Vom ethischen Wert der Jugendlektüre 1
Laurenz Kiesgen, Goldene Früchte 33
Wilhelm Kotzde, Sozialdemokratische Jugendliteratur 65
Dr. Paul Ladewig, Wo stehen wir und wohin gehen wir? 89
Walter Loose, Geschlechtsleben und Dichtung 35
Walter Loose, Kinderland 81
Paul Matzdorf, Von guten Buchgefährten der Jugendlichen 41
Dr. Heinrich Pudor, Kunstgaben fürs Volk 43
Prof. Dr. Reinhold Steig, Märchen und Sagen der Brüder Grimm 9
Von den Büchereien 71
Besprechungen 8, 15, 22, 28, 37, 45, 53, 61, 72, 78, 82, 92

Deutscher Volkswart

1. Jahrgang | Heft 1 | Oktober 1913

Altgermanische Kulturhöhe

Von Universitätsprof. Dr. Gustaf Kossinna, Berlin

Der wahre Prüfstein für das Gold der Eigenbegabung eines jeden Volkes ist seine Vorgeschichte. Denn in der Vorzeit offenbart sich die früheste und ureigenste Art so rein und unverfälscht, wie es in keinem Zeitraum der Geschichte mehr möglich ist. Das gilt im besonderen auch für den unsrigen, den ganzen germanischen Völkerstamm. Wie viele große Epochen unserer Geschichte erlebten starke Beeinflussungen durch die südeuropäische Kultur ihrer eigenen Zeit oder des Altertums, oft so stark, daß wir dabei durch Hemmung unserer Eigenart weit mehr geschädigt als durch neue Anregung gefördert worden sind!

Im 18. Jahrhundert war Weimar der Hauptsitz eines modernen Griechentums; im 16. Jahrhundert mußten wir die inhumanen Gewalttaten des sogenannten Humanismus gegen alles, was deutsch war, über uns ergehen lassen. Vierhundert Jahre vorher, im 12. Jahrhundert, hatten wir unter der welschen Mode aus Frankreich stark zu leiden. Weitere vierhundert Jahre zurück, im 8. Jahrhundert, drang die erste Renaissance, die karolingische, über die Alpen zu uns, und endlich noch wieder vierhundert Jahre rückwärts erfuhren die germanischen Franken auf nordgallischem Boden starke Einflüsse provinzialrömischer Kultur, von denen manches später auf das gesamte Deutschtum übergegangen ist.

So haben die Gelehrten, die nur die Äußerlichkeiten stofflicher Zivilisation zum Wertmesser der Kultur nehmen und die zwar für die gefällige äußere Form romanischen Wesens eine überschätzende Empfänglichkeit mitbringen, der schwerer zu erfassenden, weil tief im Kerne liegenden Innigkeit und Erhabenheit deutschen Seins und Tuns aber mit kalter Verständnislosigkeit gegenüberstehen, leichtes Spiel zu behaupten: das Große im deutschen Kulturleben sei stets nur im Gefolge großer Kulturströmungen von außen her entstanden, sei es vom „klassischen“ Süden oder gar erst vom welschen Westen her.

Ein typischer Vertreter dieser grundfalschen Werturteile, ein gefährlicher, verführerischer Verfechter des berüchtigten Ex oriente lux, „aus dem Osten das Licht“, mit den phantastischen Worten Schellings als Leitstern: „Was ist Europa als der für sich unfruchtbare Stamm, dem alles vom Orient her eingepfropft und erst veredelt werden mußte?“ war und

ist heute noch Viktor Hehn, dessen hundertjährigen Geburtstag „dankbar zu begehen" man sich in diesen Tagen anschicken will.

Sein von Vorurteilen strotzendes und im wichtigsten auf allen Gebieten widerlegtes Werk über die „Kulturpflanzen und Haustiere in ihrem Übergange aus Asien nach Griechenland und Italien sowie in das übrige Europa" ist geschrieben, um zu zeigen, daß der Aufstieg Europas zur Kultur sich in zwei Stufen vollzog: die erste war die Orientalisierung des Südens, die zweite die Romanisierung des Nordens. Erst die Berührung mit den „Semiten", — so sagt Viktor Hehn stets, wo er die Kleinasiaten meint, die alles andere waren, nur nicht Semiten — hätte die angeblich noch „halbnomadischen" nordischen Barbaren, die die Urgriechen gewesen sein sollen, aus ihrer Dumpfheit aufgerüttelt und auf die Kulturbahn gedrängt. Nun erst hätten sie aus ihrem Lande, das gleich Altgermanien noch von finsterem Urwalde und eklen Sümpfen starrte, jenes Paradies einer südlichen Charakterlandschaft geschaffen, wo Zypresse und Platane, Pinie und Edelkastanie, Lorbeer und Myrte herrschen, wo Weinstock, Feige und Ölbaum, Granatapfel und Dattel den Menschen erfreuen und nähren.

Sonnige Kultur im Süden und finsteres Barbarentum im Norden, wie könnten diese Gegensätze überhaupt sich besser spiegeln als in der Hehnschen Gleichung: Südeuropa = Linnenkleidung, Ölkost und Weingenuß, „also Kulturhöhe"; Nordeuropa aber = Wollkleidung, Butterkost und Biergenuß, „also Barbarei". Fürwahr, es ist schwer, bei solcher Geschichtsfälschung ernst zu bleiben.

Den Wein konnten die gütigen Römer an den Norden weitergeben (Hehn weiß nicht, daß die Gallier es schon getan hatten); aber Feige, Ölbaum, Dattelpalme mußten unter dem „graulichen Tage" unseres Landes uns für immer versagt bleiben. Welch schreckliches Schicksal für uns arme Barbaren, deren Vorfahren, wie Hehn es schaudernd ahnungsvoll nachfühlt, bei ihrer halbtierischen Lebensweise und dem ständigen Aufenthalt in bloßen Erdlöchern vor Ungeziefer verkommen sein mußten! Daß diese Barbaren bereits in der Steinzeit große rechteckige Häuser bewohnten, wußte Hehn noch ebensowenig wie dies, daß sie den Vorderasiaten das edelste der Haustiere, das Pferd, erst geschenkt haben.

Aber er preist den gottbegnadeten Orient, weil ihm Südeuropa die köstliche Gabe des Esels verdanke, jenes Esels, dem es bei uns so wenig behagt, weil ihn unser barbarisches Klima anwidert.

Dieser Italienschwärmer und Germanenverächter, das fühlt man, hatte kein Vaterland, wie so viele baltische Deutschrussen, die gesättigt von deutscher Bildung in altrussischem Dienste widerwillig ein innerlich zerrissenes Dasein führen müssen.

Nicht minder irrig ist der starke Abscheu Hehns vor dem altarischen „finstern Urwalde", jenem Walde, den der Germane entgegen aller laienhaften Vorstellung, die auch Hehn beherrscht, bei seiner Ansiedlung gerade so weit mied, wie wir es tun. Denn der weite, wüste Wald ist von jeher der Feind des Kulturmenschen gewesen. Und doch suchte ihn der Arier stets mit Lust auf, wenn es galt, der Jagd zu fröhnen, und mit heiliger Scheu, wenn er der dort unsichtbar waltenden Gottheit heimlich nahen wollte. Aber dauernd dort hausen mußte nur der „in den Wald Gewünschte", der Geächtete, der friedlose, landflüchtige, vogelfreie Verbrecher, der als „Warg" d. h. als Wolf sich bergen mußte im Walde, wo er nachts nur zu leicht ein Opfer elbischer Mächte werden konnte, wie wir es in unseren alten ergreifenden

Volksballaden so oft von verirrten Rittern hören: von Harald und von Oluf, auf Elbershöh und im Erlkönig.

Viktor Hehns Grundanschauung ist wissenschaftlich unhaltbar. Dennoch scheinen die Stimmen derer sich eher noch zu mehren, die von der uralt eingeborenen Eigenbegabung der nordischen Stämme nichts wissen wollen, weil sie davon eben — nichts wissen. Aber ihre Meinungen sind luftige Gespinste, von der Fremde überkommene Vorurteile, die dahinschwinden müssen, sobald wir zu zeigen vermögen, daß Eigenartiges und Großes von Germanen geleistet worden ist, lange schon, bevor die Sonne südlicher Kultur unerbeten sie zu bescheinen anfing, eine Sonne, deren sengende Macht weit mehr herrliche Blüten und Knospen aus germanischer Wurzel zum Verdorren brachte, als sie künstlich erzeugte Gewächse neu hervorzulocken vermochte — Treibhausblumen, die doch nimmer feste Wurzeln in den deutschen Boden zu senken imstande sein konnten.

Und dieser Nachweis ist nicht so aussichtslos, als daß man nicht wagen dürfte, an den Grundfesten der Werturteile zu rütteln, die immer noch die Menge der Gebildeten beherrschen, wenn es sich darum handelt, Orient und Europa, Südeuropa und Nordeuropa gegenüberzustellen.

Betrachten wir auch nur die Menge überragender Eigenschaften und Leistungen aus der Frühgeschichte unserer Urahnen — wie ist es dann noch möglich, blind zu sein gegen das Großartige und Weltüberwindende, das die Germanen zeigen, sobald sie nur auf die Bühne der Weltgeschichte treten! Oder ist der Mensch nur groß in Kultur, wenn er die Technik ins Gewaltige steigert, oder wenn er Marmortempel baut und Bildsäulen setzt, oder wenn er Tausende von Gesetzesparagraphen sich ausklügelt oder jeden Vertragsschluß mit dem Nachbarn mit allen erdenklichen Vorbeugungsmitteln umgittern und auf Schrifttafeln verewigen muß, um die Untreue oder die Zügellosigkeit seiner Mitmenschen auf ein erträgliches Maß zurückzuschrauben?

Alle solche Errungenschaften sind ein Erfordernis des Großstadtlebens mit seiner gedrängten Bevölkerung, seiner weitgehenden Arbeitsteilung, seinem mächtigen Kapitalismus, wie sie die im Altertume von Natur und Klima weit mehr als heute vor Nordeuropa bevorzugten Gegenden, zuerst des Orients, später auch Südeuropas, kannten.

Alles das war fremd den Germanen auch noch der Römerzeit, die nur ein Land- und Dorfleben kannten, wenn auch allenthalben Edel- und Königssitze nicht fehlten.

Den Germanen beseelte das innige Zusammenleben mit der Natur, der Hang zur Vereinzelung, zum Ausleben seiner Sondertriebe. Weil er als Ackerbauer in stärkster Vereinzelung auf seiner Scholle saß, hatte er Genüge in engem Kreise, ganz erfüllt von dem fürsorglichen Betrieb seiner Haus- und Landwirtschaft. Der Orient aber konnte trotz Volksdichte und hoher Technik den Untergang seiner Staaten und Völker nicht aufhalten, sobald mit dem Verbrauch der führenden Oberschicht arischer Edelrasse die Entartung des ganzen Volksmassivs eintrat.

Umgekehrt trugen die Germanen, in sich schlummernd zwar, aber unzerstörbar den reichen Schatz großer Eigenschaften aus ihrer Urväter Erbe und gaben ihn den Enkeln weiter: Eigenschaften körperlicher, seelischer, geistiger Art. Nicht nur Schönheit, auch standhafte Gesundheit, ausdauernde körperliche Leistungsfähigkeit und nachhaltigste Tatkraft überhaupt; dazu tiefe Wahrheitsliebe, ruhige Sachlichkeit, hohen Gerechtigkeitssinn, maßvolles

Denken, scharfen, durchdringenden Verstand: und als Folge von alledem ein hervorragendes Organisations-, ein angeborenes Herrschertalent. Endlich gesellt sich dazu eine unerschöpfliche Phantasie, ein Hang zur Mystik, eine tiefe Innerlichkeit, die sich in Musik und Dichtkunst auslebt; — aber auch ein unbändiger Freiheitsdrang, ein unausrottbarer Sondergeist, ein harter Eigenwille, ein Leben und Tod verachtender nordischer Trotz, der auch vor den Göttern nicht wich, sondern gegen sie sogar offen ankämpfte, — dessen edelste Früchte jedoch die innere Freiheit des evangelischen Christenmenschen und die Errungenschaft der völlig freien Wissenschaft sind.

So waren die Germanen, wie sie noch heute so sind, wo sie reinen Geblütes geblieben.

Wer kann ohne tiefe Ergriffenheit, ohne schwellenden Stolz das gewaltige Schauspiel der Völkerwanderung an sich vorüberziehen lassen, worin doch nur die Germanen, ihr Heldensinn und ihre sittlichen Betätigungen jene Lichtblicke bedeuten, die in dieser Epoche traurigster Entartung südlichen Kultur- und Volkslebens zugleich die einzigen Hoffnungszeichen neuen großen Aufstiegs sind.

Wir sehen da ein politisch bis ins Mark hinein verrottetes Weltreich, das römische, ohne Germanenhilfe unfähig, auch nur einen Tag seine äußere Grenze zu schützen oder im Innern den Bürgerfrieden aufrecht zu erhalten. Wir sehen da als Besitzer dieses verrotteten Weltreiches eine ebenso arg verrottete bürgerliche Gesellschaft, ohne Spur von Gemeinsinn mehr, nicht zu reden von Staatssinn, ohne Spur von Treu und Glauben, wo der Mächtigere und Reichere den Armen und Schwachen lachend bis auf den letzten Blutstropfen ausschröpft und Herden von Sklaven, die nichts als Arbeitsmaschinen für die Großkapitalisten sind, in Dasein führen, das aller Menschlichkeit spottet.

Die Germanen sind es, die mit ihrem Gemeinsinn und ihrer Ordnungsliebe, strengen Lauterkeit, Gerechtigkeit und Menschlichkeit dem römischen Staatsleben zu Hilfe eilen, genau so wie wenige Jahrhunderte später skandinavische Germanen, die schwedischen Rus, den hilflosen Räuberhorden russischer Slawen auf ihren Ruf und ihre Bitte beispringen. „Unser Land ist groß und gut und mit jeglichem gesegnet", sagten jene Slawen, „aber es fehlt an Ordnung; kommt, seid unsere Fürsten und beherrscht uns."

Und wie sehr den Germanen der Rechtssinn leitet, zeigt sich auch darin, daß er vom byzantinischen Kaiser vertragsmäßige Abtretung des eroberten Römerlandes verlangt, wie er auch mit den besiegten römischen Untertanen in Verträgen über die neue Grundstücksaufteilung sich einigt.

Wer aber die schwersten Arbeiten in der Staatsverwaltung auf sich nimmt, die Rechtsprechung, Ackerverteilung, vor allem die Landesverteidigung und dadurch die Befreiung der Bürger von der unerträglich gewordenen Steuerbelastung: der ist zur Herrschaft im Lande berufen. Diese Herrschaft der Germanen war freilich nur eine verhältnismäßig kurze. Verderblich war es von vornherein, daß die durch vier Jahrhunderte von Rom durchgeführte Absperrung des Reichs gegen die gewohnte Südauswanderung germanischer Stämme von diesen gerade zu derselben Zeit durchbrochen und niedergerungen wurde, als der turanische Osten die tartarischen Reitervölker der asiatischen Steppe jahrhundertelang zu stets erneutem Anrennen auf das germanisch gewordene Mitteleuropa aussandte. Und verderblich war ebenso, daß es den Germanen nicht gelang, auch in der oströmischen, byzantinischen Hälfte das Kaisertum zu beseitigen, dessen tückische Politik die neuerstandenen

Germanenreiche aufeinander hetzte und dadurch aufrieb. Hinzu kam endlich noch die gro Gesellschaftsumwälzung durch das Christentum, das Rom neue und weit gefährliche geistige Waffen gegen das Germanentum selbst in Mitteleuropa lieferte.

Das aufreibende Amt der germanischen Minderheit an der Spitze der neuen Staate ebenso aber das für uns Nordländer nun einmal unzuträgliche Klima des Südens, brach die germanische Volksmenge südlich der Alpen bald teils zum Aussterben, teils zum Au gehen in der hundertfach zahlreicheren Grundbevölkerung des römischen Reiches. N der germanische Adel hielt sich länger.

So hat die weltgeschichtliche germanische Großtat der Bildung neuer kräftiger Staat in Gesamteuropa, die bald zu neuen Völkern sich umschmolzen, den Germanen als Ganze vor allem den heimgebliebenen, reinen Germanen *keine* Früchte gebracht. Als Dank f die Neuschöpfung Europas nach dem Untergange des römischen Weltreiches wurden sie v den Geschichtsfälschern römischer Zunge wie später von den Romanen, die doch selbst e eine Schöpfung mit aus germanischem Blute sind, „Barbaren" genannt, wie auch die Vö kerwanderung und die anschließende merowingische Epoche bei den Romanen heute n mit Vorliebe die Zeit der invasions des barbares heißt.

* * *

„Große Völker ändern ihren Kern in Jahrtausenden nur wenig." Familiensinn, Ho schätzung des Weibes und ewig blühende Nachkommenschaft, der Schrecken Südeuropa war den Germanen nicht nur in den Jahrhunderten der Völkerwanderung eigen, sonde wie noch später, als sie Ostdeutschland und Österreich, Nordamerika, Australien und endl Afrika besiedelten, so auch schon Jahrtausende vor der sogenannten Völkerwanderung.

Was sich infolge der künstlichen Eindämmung durch die römische Weltmacht währe der Völkerwanderung nach Art einer Springflut gestaltete, der Einbruch des gewaltig a gewachsenen nordischen Volksüberschusses durch Mitteleuropa nach Ost, West und Sü das vollzog sich in früheren Jahrhunderten als ein ständiges, allmähliches, fast unauffällig Herausquellen aus der „Gebärmutter der Völker", wie der Gote Jordanes noch im 6. Jah hundert nach Chr. die skandinavische Urheimat der Germanen bezeichnete.

Um aber wieder eine so große allseitige germanische Völkerwanderung anzutreffe müssen wir schon volle zweitausend Jahre über das erste geschichtliche Auftreten der Ge manen im 3. Jahrhundert v. Chr. hinaus rückwärtsgehen, also bis ins 3. Jahrtausen v. Chr. Langsam, Jahrhunderte hindurch, aber mit unwiderstehlicher Sieghaftigkeit vo zog sich damals die erste gleichmäßige Germanisierung Europas und großer Teile Vorde asiens. Und diese Germanisierung war im Gegensatz zu der geschichtlichen Völkerwanderun vollständig und dauernd. Denn erstens war diesmal der Kulturabstand zwischen Sieger und Besiegten mindestens innerhalb Europas ganz unerheblich, höchstens ein Artunterschie und dann hielten sich auch bei dem Fehlen von Städten die Siedlungsart und die Volk dichte auf beiden Seiten so ziemlich die Wage.

Wir stehen hier vor dem weltgeschichtlichen Ereignis, das man früher in sehr unklar Vorstellung die Zerteilung des indogermanischen Urvolkes und die Wanderungen der ind germanischen Einzelstämme in ihre geschichtlichen Heimatgebiete nannte.

Wie sicher die angeführte Tatsache ist, läßt sich leicht an drei Dingen erkennen.

Bei allen arischen oder indogermanischen Stämmen Europas wie auch Vorderasiens zeigen Denkmäler oder wenigstens schriftliche Nachrichten, daß noch in frühgeschichtlicher Zeit die freie, führende Oberschicht des Volkes, insonderheit der Adel, genau diejenige Körperbildung besaß, die später als das besondere Merkmal der Germanen und in abgeschwächter Weise auch noch der Kelten galt, also: das goldene Gelock, der Augen Bläue, Zartheit der Hautfarbe, schmales langes Gesicht und ebenso gebildete Nase, hoher schlanker, dabei kräftiger Körperwuchs, alles in allem eine Vereinigung von Eigenschaften, die eine Erscheinung von vollendeter Schönheit ergab.

Trotz stärksten, Jahrtausende langen Verbrauchs dieses edelsten Menschenmaterials in der aufreibenden Stellung als staatsleitende und staatsverteidigende Klasse und trotz ebenso starker, schließlich unvermeidlicher Vermischung mit der unterjochten anders gearteten Fremdrasse erscheinen zu Beginn der geschichtlichen Überlieferung der Südvölker die Reste jener Oberschicht noch deutlich genug, um unwiderleglich zu bezeugen, welcher Herkunft die eigentlichen Kulturträger oder vielmehr Kulturerzeuger Südeuropas waren.

Als zweites Glied in der Kette der Schlußfolgerungen fügen sich die Nachweise, die von der vorgeschichtlichen Anthropologie aus Zeiten gegeben werden, die weit hinter jeder schriftlichen Überlieferung liegen, wo wir also nichts mehr erfahren über Haut-, Haar- und Augenfarbe der Stämme. Den nordischen Typus zeichnet aber außer diesen Farbeneigenheiten und dem hohen Wuchs auch noch eine besondere Gestaltung, namentlich eine bedeutende Länge des Schädels aus (sie wird von vorn nach hinten gemessen). Die nordische Schädelbildung weicht erheblich ab von der Schädelbildung der dunkelfarbigen, kleinen, aber auch langschädeligen Rasse Südeuropas und noch mehr von der ebenfalls etwas dunkler gefärbten mittelgroßen, aber rundköpfigen alpinen Bevölkerung der europäischen Hochgebirge und Osteuropas. Da hat es sich nun herausgestellt, daß in der vorher von mir genannten Epoche, am Ende der jüngeren Steinzeit (in der zweiten Hälfte des dritten Jahrtausends), die Gräber fast ganz Europas nur solche Skelette bergen, die den geschilderten nordischen Typus aufweisen.

Es ist aber die Eigenart vorgeschichtlicher Einzelgräber wie ganzer Gräberfelder, daß wir aus ihnen nur die staatlich herrschende Bevölkerung kennen lernen können. Denn nur diese ist vermöge ihrer Macht und ihres Reichtums in der Lage, ihre verstorbenen Angehörigen in würdigen Grabstätten zu bergen, d. h. in solchen, die mit reichen, für den Gebrauch im Jenseits bestimmten Beigaben ausgestattet wurden, während die wohl stets und auch in unserem Falle weit zahlreichere unterworfene, andersrassige Masse, solange sie sich aus ihrer Hörigeinstellung nicht emporzuarbeiten vermochte, nach Kultur und Rasse gleichmäßig unseren Blicken entschwindet.

Und hier greifen als drittes Glied ein in die Kette unserer Schlußfolgerungen die Ergebnisse der vorgeschichtlichen Archäologie, insonderheit der von mir geschaffenen Siedlungsarchäologie. Aus der Erforschung der Gräber und ihrer Beigaben zeigt sie das Wandern ganzer geschlossener Kulturen aus ihrem Ursprungsgebiet in nahe oder fernere Kolonialländer, und so vermag sie die Ausstrahlungen des germanischen Völkerfrühlings von Skandinavien nach Norddeutschland, Mitteldeutschland und weiter nach Ost und West, über Alpen, Karpathen, Balkan u. s. f. handgreiflich aufzudecken.

Die Beigaben der Gräber befähigen uns auch, die Zeit und die Kultur der Begrabenen aufs genaueste zu bestimmen. Und da nun, wie schon die Rasse, so auch die Kultur dieser

Gräber vor Ende der Steinzeit durchaus nach Mitteleuropa als Ursprungsland hinweist, so zeigt sich auch von dieser Seite aufs schlagendste, daß die damals bei den Ariern oder Indogermanen herrschende Schicht überall in Europa aus nordischen Eroberern bestand, daß also die Arier durchweg aus Mitteleuropa gekommen sein müssen.

Sobald nun diese Mitteleuropäer in gewaltigen Schüben, obwohl sehr langsam, erobernd nach Ost, West und Süd vorgedrungen sind, ist mit ihrer kraftvollen Herrschaft und nur während der vollen Blüte dieser Herrschaft die Erscheinung verknüpft, daß die Zivilisation der Neuländer, wenn auch nur ganz allmählich, zu solcher Höhe eigentlicher Kultur heraufgeführt wird, wie sie weder vorher noch später der ungemischten Eingeborenenbevölkerung zu erreichen möglich war. Darum sind wir gezwungen, anzunehmen, daß gerade in dieser mitteleuropäischen Rasse die Vorbedingungen zur Erreichung der Kulturblüte gegeben waren. Wenn auch nicht die Kultur selbst, so hat diese Rasse in ihrem Geblüte doch die Anlage mitgebracht, die sie zum Höchsten befähigte.

Damit ist für jedes folgerichtige Denken der Beweis schon erbracht, daß der im Norden und in Mitteleuropa zurückgebliebene und dort wurzelhafte Hauptstamm dieser Seitentriebe, gewissermaßen das noch unangegriffene Hauptkapital unvermischter arischer Urkraft, jene Anlagen in voller Sättigung, sozusagen in Reinkultur, besessen haben muß, vermöge deren die Arier in ganz Europa und Vorderasien zur Herrschaft und Kulturblüte gelangten.

Es waren das keine anderen Anlagen, als die uns schon bekannten der Altgermanen.

Diese Arisierung Europas, im Grunde nichts anderes als eine Germanisierung, hatte so ungeheure Volksmengen aus Mitteleuropa hinausgeführt, daß beim Übergang aus der Stein- in die Bronzezeit und während der Frühperiode der Bronzezeit der größte Teil Norddeutschlands völlig entleert ist. Doch das währt nicht lange; in der ersten Hälfte des zweiten Jahrtausends v. Chr. dringen neue, reinste Germanen aus Skandinavien südwärts nach Norddeutschland. Das sind diejenigen Germanenstämme, die Germanen geblieben sind bis zum Anbruch geschichtlicher Zeit. Sie sind es, die in den anderthalb Jahrtausenden bis auf Cäsar allmählich ganz Deutschland erobern, südlich bis zur Donau, westlich noch weit über den Rhein nach Belgien; ins Moselland und Elsaß hinein.

Betrachten wir nunmehr die Eigenhöhe der Kultur dieser unserer eigentlichen Vorfahren bald nach ihrer Einwanderung in Norddeutschland während der älteren Bronzezeit, im besonderen während der zweiten Periode der Bronzezeit, um 1500 herum, wie sie sich aus den Baumsargfunden Schleswig-Holsteins und Jütlands vor unseren Augen enthüllt. Schon eine oberflächliche Vergleichung dieser germanischen Funde mit den gleichzeitigen Schöpfungen anderer europäischen Volksstämme beweist, daß keine der bronzezeitlichen Metallindustrien Europas an die Schönheit der nordisch-germanischen Erzeugnisse heranreicht. Hier haben wir eine wahrhaft klassische Formgebung und eine Zierweise, die mit den kleinsten Mitteln durch ausgesucht feinen Geschmack die herrlichsten Wirkungen erzielt. Da ist beispielsweise eine aus Bronze fein gegossene große Scheibe mit Mittelspitze, wie sie zur Verkleidung des vorne liegenden Gürtelknotens von den germanischen Frauen damaliger Zeit ständig getragen wurden. Außen ist zuerst eine Randfläche freigelassen von aller Zier. Dann folgen als Einleitung des Musters sechs breitgehaltene und nur sehr flach eingerieste Kreise, ein Übergang vom leeren Rande zur dichtgefüllten Innenverzierung, die

nach der Mittelspitze hin immer enger gedrängt, zugleich immer kräftiger hervorgehoben wird. Die tief eingeschlagenen Spiralenbänder sind mit bewundernswerter Sorgfalt und einer bei mühsamster Handarbeit geradezu unbegreiflichen Genauigkeit ausgeführt. Wie fein empfunden ist die Abnahme der Größe der Spiralenscheiben in den immer enger werdenden Kreisbändern. Dabei keine Spur von Eintönigkeit in der Wiederholung des Musters, sondern ein unaufhörlicher Reiz in dieser „unendlichen Melodie".

Reich ausgebildet ist diese Zierweise überall am Schmuck, namentlich der Frau, sparsamer verwendet bei den Waffen des Mannes. Und trotzdem erregen die prachtvollen Schwerter, Beile, Axthämmer und Lanzen des Kriegers nicht minder unsere Bewunderung. Denn auch an den Schwertgriffen herrscht bei aller streng gewahrten Stileinheit die reichste Abwechslung in Form und Technik. Die Verzierung ist entweder reliefartig ausgetieft oder in die glatte Griffstange nur eingeritzt. Die Klingen sind, entsprechend ihrer ernsten Bestimmung, fast unverziert, aber von einer vollendeten Linienführung in Umriß, Mittelgrat und Begleitfurchen. Diese Klasse germanischer Schwerter war zu stilvoll, zu geschlossen in ihrem völkischen Charakter, um anderwärts, im Rahmen minderentwickelter Stile, gefallen zu können.

Daneben besaßen die Germanen aber noch eine zweite Art Bronzeschwerter, die nicht einen verzierten Vollgriff hatten, sondern eine platte, berandete unverzierte Griffzunge, die erst mit unmetallischem Stoff bekleidet werden mußte, Horn, Knochen, Elfenbein oder ähnlichem. An diesen Schwertern konnte jedes Volk nach eigenem Geschmack den Griff verzieren, und darum wurden sie auch zahlreich nach Süden ausgeführt; weniger zunächst nach Südwesten zu den Kelten, die in West- und Süddeutschland, in der Schweiz und auch noch in dem angrenzenden Strich Frankreichs damals wohnten, als zu den Illyriern in Ostdeutschland und Österreich-Ungarn. Kelten wie Illyrier, beides nordindogermanische Stämme, hatten sich aus den steinzeitlichen Ausschwärmungen der Germanen nach Mittel- und Süddeutschland und ihrer Vermischung mit den dort vorgefundenen schwächeren Restbeständen der südindogermanischen Urbevölkerung um dieselbe zweite Periode der Bronzezeit zu selbständigen Völkern herausgebildet. Die ostdeutschen Illyrier gaben nun diese germanische Schwertart an ihre österreichisch-ungarischen und oberitalischen Volksgenossen weiter, und vom östlichen Ober- und Mittelitalien aus kam sie sehr bald nach Griechenland (Mykenä und Kreta), nach Cypern, Kleinasien und selbst nach Ägypten; freilich nicht mehr in den Urstücken, sondern in Nachbildungen.

Auf demselben Wege und genau um dieselbe Zeit wie die germanischen Griffzungenschwerter, um 1500 v. Chr., kam eine andere germanische Erfindung nach dem östlichen Oberitalien: freilich keine Waffe noch ein Werkzeug, sondern ein Bestandteil der Tracht und ein Schmuckstück zugleich, die vielberufene Sicherheitsnadel, die der Fachgelehrte mit einem seit Alters her gewohnten, darum aber nicht weniger überflüssigen lateinischen Fremdwort als „Fibel" zu bezeichnen pflegt. Ganz Westeuropa und auch die vorhergenannten mitteleuropäischen Kelten begnügten sich innerhalb der gesamten Bronzezeit damit, die übereinandergelegten Säume der Oberkleidung durch eine Gewandnadel zu schließen und den Verschluß dadurch zu sichern, daß man in einer am Kopf oder Hals der Nadel angebrachten Öse oder Durchlochung das eine Ende einer Schnur befestigte und ihr anderes Ende um die aus den Kleiderfalten hervorragende Spitze der Nadel wickelte. Die Germanen

im Ostseegebiet dagegen, die ihre überlegene Technik im Bronzeguß auch diesem Bestandteil der Tracht zuwendeten, stellten die beschriebene, um die Nadel gewickelte Schnur seit 1600 v. Chr. durchweg in Bronzedraht dar und gaben seit 1500 diesem Bronzedraht an beiden Enden einen verzierten Abschluß durch Aufrollung des Drahtes in kleine Spiralscheiben.

In dieser Gestalt trat die germanische Sicherheitsnadel ihren Siegeszug nach Südosten an, wo wiederum die Illyrier sie gern aufnahmen und nachahmten. In Mitteleuropa wurde der germanische Typus wenig verändert; allein im östlichen Oberitalien haben die dortigen Illyrier aus dem zweiteiligen germanischen Gerät ein einfaches einheitliches gestaltet, indem sie durch Umknickung einer Nadel an der Mitte ihres Schaftes, Rückbeugung ihrer Spitze zum Kopfe und Ausgestaltung des Kopfes zu einer kleinen Spiralscheibe ein im Äußeren dem germanischen Gerät außerordentlich ähnliches schufen, das aber den Vorzug hatte, weit praktischer zu sein. Und in dieser verbesserten Gestalt hat die germanische Erfindung sich von Oberitalien sehr rasch nach Mittelitalien, Griechenland (Mykenä), Kreta, Cypern, ja bis nach Kleinasien hin verbreitet.

Auch in dieser Frage nach Ursprung und Geschichte der Sicherheitsnadel der europäischen Bronzezeit hat, wie in so vielen Fragen der Kultur europäischer Vorzeit, bis in die allerletzten Jahre hin diejenige Ansicht allein gegolten, die dem geistig angeblich vorgeschrittenen Süden das Verdienst der Erfindung zuschrieb, dem zurückgebliebenen Norden aber lediglich das Vermögen zu unvollkommener und ungeschickter Nachbildung, die sich nicht über eine „Verballhornung" ursprünglich weit praktischerer Gedanken und vollendeterer Ausführungen erhoben hätte. Erst in allerneuester Zeit ist es mir gelungen, sowohl aus der strengen Untersuchung der Zeit des frühesten Auftretens der Sicherheitsnadel im Norden und im Süden, wie aus der Herstellungsart und dem Gange der Formentwicklung den unumstößlichen Beweis führen zu können, daß Ursprung und Geschichte der Sicherheitsnadel innerhalb der Bronzezeit Europas in Wirklichkeit völlig anders gewesen ist, als man bisher auf Grund bloßer Vorurteile, aber ohne jede Spur wirklicher Beweise sich vorgestellt hat, und zwar so, wie ich es oben dargestellt habe.

In ewig wechselnden Gestalten hat sich die „Fibel" durch die ganze Vorzeit bis tief ins Mittelalter hinein gehalten, ja in abgelegenen ländlichen Gegenden hat sie überdauert bis ins 19. Jahrhundert, wo sie dann in der allereinfachsten Art als „Plaidnadel" wieder in die Kulturwelt eingeführt wurde.

Geradezu ins Ungemessene und Unermeßliche aber steigern sich die Kulturausblicke angesichts der berühmten germanischen Bronzeblashörner, der Luren, denen das gesamte Altertum Europas und Asiens nichts annähernd Gleiches oder nur Ähnliches an Alter, an Schönheit der Form, an Vollendung in der technischen Herstellung, an Macht und Fülle wie an Milde und Wohllaut in der Klangwirkung zur Seite stellen kann.

Die Leichtigkeit, mit der die Töne des Dreiklangs als Naturtöne diesem Gerät entlockt werden können, beweist, daß die Germanen der älteren Bronzezeit — also schon vor 4000 Jahren — bereits die Vielstimmigkeit besaßen, die das Grundprinzip der ganzen modernen Musik geworden ist. So haben wir ein Recht, zu behaupten, daß in der Musik, wo alles Große, was in geschichtlicher Zeit in der Welt geleistet worden ist, letzten Endes deutschen Ursprungs ist, bereits in der Vorzeit bis an die Grenzen der Steinzeit hin Germanien für ganz Europa „tonangebend" war.

Und wo hoher Stand der Musik bei einem Volke sich zeigt, da können wir mit voller Sicherheit annehmen und schließen, daß die Dichtung nicht minder eine Blüteperiode erlebt hat.

Mit der Dichtkunst eng verknüpft ist in Urzeiten die Gottesverehrung, der Kult. Göttlich verehrt wurden besonders die Mutter Erde und ihr Gemahl, der sie befruchtende Himmelsgott. Während die Südarier den Kult der Göttermutter bevorzugten, verehrten die männlich-kräftigeren Nordarier, zu denen außer den Germanen, Illyriern und Kelten auch die Griechen und Italiker gehörten, vornehmlich Gottvater, den Himmelsgott, den oft der Sonnengott oder der Blitzgott vertritt.

Unzähligemal begegnen während der ganzen Bronzezeit die Sinnbilder der Sonne in Gestalt von erhaben oder eingetieft gearbeiteten Gruppen konzentrischer Kreise, Spiralscheiben oder mehrspeichiger Räder, letztere sehr häufig auch in voller Körperlichkeit gebildet. Wie in der Christenheit das Kreuz an wertvollem persönlichem Schmuck, aber auch an Toilettengerät immer wieder angebracht wird, so geschah es in der Bronzezeit ganz Europas mit jenen Sonnensymbolen. Und wie das christliche Kreuz seine Hauptstelle an den Stätten der Andacht und Gottesverehrung hat, so war es auch mit dem heidnischen Sonnenbilde der Fall. Es dürfte — nebenbei bemerkt — bekannt sein, daß das christliche Kreuz nichts ist als eine Abkürzung des alten Sinnbildes des heidnischen Himmelsgottes, nämlich nur ein des Radkranzes verlustig gegangenes vierspeichiges Sonnenrad — eine Abkürzung, die schon viele Jahrhunderte v. Chr. üblich geworden war. Aus ganz Europa und Vorderasien kennen wir solche nur für den Kult bestimmte Darstellungen der Sonnenscheibe, aber keine von ihnen kann sich an Schönheit und Größe messen mit dem herrlichen Stück, das germanischer Boden wieder ans Tageslicht herausgegeben hat, mit dem Trundholmer Sonnenwagen, jenem Glanzstück des Nationalmuseums zu Kopenhagen. Die Sonnenscheibe, überkleidet mit Goldblech, verziert mit den Sonnensymbolen, den Spiralen, wird von dem davorgespannten Sonnenpferde über die Himmelskuppel gezogen. Das Pferd ist so vorzüglich gebildet, wie es die Griechen noch Jahrhunderte später nicht vermochten, geschweige denn ein anderes Volk Europas.

Aber nicht nur die Bronzen mit papierdünn ausgeklopftem Goldblech zu bekleiden und es in feinste Linienfurchen hineinzutreiben, wie es die mehrfach auf germanischem Boden gefundenen goldenen Sonnenscheiben zeigen, verstanden die Germanenen bereits seit 2000 v. Chr., sondern ebenso zahlreich begegnet bei ihnen aus massivem Gold hergestellter Ringschmuck aller Art für Haarlocken, Finger und Handgelenke.

Und erstaunlich ist es, was aus germanischer Erde an dünngetriebenen Goldgefäßen zum Vorschein gelangt ist. Die ebenso reich als geschmackvoll ausgeführte gehämmerte Buckelverzierung dieser Gefäße, die wiederum aus konzentrischen Kreisen, Sonnensternen und Sonnenrädern sich zusammensetzt, zeigt neben manchem anderen, daß wir es auch bei diesen Geräten mit Gefäßen der Gottesverehrung zu tun haben. Solcher germanischen Goldgefäße der Bronzezeit kennen wir jetzt, nach Entdeckung des Schatzfundes von Messingwerk bei Eberswalde, bereits 58, wovon 2 in Schweden, 31 in Dänemark, 22 im germanischen Gebiete Norddeutschlands, außerdem noch 3 ins süddeutsch-schweizerische Keltengebiet verhandelte entdeckt worden sind. Demgegenüber bietet das ganze übrige Europa, sage und schreibe, nur 8 Goldgefäße der Bronzezeit, die aber nicht entfernt an die Schönheit der germanischen Stücke heranreichen. Und zwar verteilen sich diese 8 europäischen Stücke auf

die beiden Gruppen Ungarn nebst Ostgalizien im Osten, Irland, Cornwall und Bretagne im Westen.

Nicht einmal Siebenbürgen und die österreichischen Alpenländer, die Hauptbezugsgebiete des Rohstoffes an Gold für die Germanen, können sich an Reichtum der Goldfunde in Schmuck und Kultgerät mit Germanien messen, das doch jede Unze Goldes vom Auslande her teuer erkaufen mußte. Einzig Irland, nach oder neben Siebenbürgen das zweite europäische Gebiet, das große Mengen Goldes hervorbrachte, kann mit dem Germanengebiet an Fülle bronzezeitlichen Goldschmuckes in Wettbewerb treten.

Den Germanenverächtern muß der über alle germanischen Landschaften gleichmäßig verteilte Goldreichtum ein Rätsel und eine ärgerliche Unbequemlichkeit bleiben. Aber auch wer mit den skandinavischen Gelehrten einzig den Bernsteinhandel der jütländischen Westküste nicht nur für diesen Goldreichtum, sondern sogar für die erstaunliche Höhe der germanischen Kultur der Bronzezeit überhaupt verantwortlich machen will, macht sich offenkundig schuldig, einen viel zu enge beschränkten Gesichtspunkt hier gewählt zu haben. Solche kleinliche Betrachtungsweise, die zudem so wenig Tatsachenbeweise beibringen kann, erklärt nicht, sondern verdunkelt die Tatsache uralter germanischer Kulturhöhe, deren Erweis wir der zwar noch jungen, aber doch bereits hochentwickelten und in Zukunft noch weit mehr versprechenden Wissenschaft der vorgeschichtlichen Archäologie allein verdanken.

Sowie also die Germanen von Skandinavien her über Norddeutschland sich ausbreiten, zeigen sie nicht nur eine scharf ausgeprägte Eigenart, sondern auch eine Höhe des Könnens, des Kulturstandpunktes, der sie uns bewundern läßt. In Feinheit des Kunstgeschmacks wie in technischem Geschick übertreffen diese Urgermanen die arischen Stämme ganz Europas um ein Bedeutendes.

Und gerade die scharf ausgeprägte Eigenart des germanischen Wesens, die durch die Jahrtausende andauert und sich namentlich in der stofflichen Zivilisation so deutlich zeigt, ist ja das Mittel, um die Ursprünge und die allmähliche Ausdehnung und Verzweigung der germanischen Völker in allen Jahrtausenden bis ins kleinste genau zu ermitteln, bei den Goten und Langobarden Südeuropas, bei den Ostgermanen Ostdeutschlands zu irgendeiner Zeit, bei den Wikingern des 9. und 10. Jahrhunderts in ganz Nordeuropa oder bei irgendeinem anderen germanischen Stamme welcher Zeit auch immer.

Darum, dieser Schluß ist ebenso sicher als zwingend, wäre es ein haltloses Gerede, ein törichtes Vorurteil, ein selbstmörderischer Wahn, wollten wir annehmen, dem heutigen Deutschen wäre es unmöglich, ohne das Gängelband fremden Kultureinflusses Großes zu erreichen. Im Gegenteil, nicht nur imstande ist der Deutsche dazu, sondern nur dann ist er imstande, seinen großen Anlagen gemäß überall das Höchste zu leisten, wenn er ganz auf seine eigene Kraft, seine gottbegnadeten Anlagen gestellt wird.

Rasse als geschichtliche Macht

Von Heinrich Driesmans, Berlin

Man hat den Begriff der „Rasse" auf mannigfache Weise zu definieren versucht. Der große Rechtslehrer Jhering verstand darunter „die angeerbte, physische (und mit dieser zugleich die moralische) Struktur des Menschen", von der er freilich behauptet, sie habe gar keinen Einfluß auf seinen Charakter, sondern allein die geographische Umgebung. Chamberlain hat diese Definition in seinen „Grundlagen des 19. Jahrhunderts" im ersten Teil angenommen (S. 122), zieht aber bekanntlich daraus ganz entgegengesetzte Schlußfolgerungen. Der Begriff „Rasse" hat für ihn nur dann einen Inhalt, wenn wir ihn nicht möglichst weit, sondern möglichst eng nehmen, und erkennen, daß es fast immer die Nation ist, als politisches Gebilde, „welche die Bedingungen zur Rassenbildung schafft oder wenigstens zu den höchsten, individuellsten Betätigungen der Rasse führt" (290). Wo die Bildung der Nation ausbleibt, da verkümmert der durch Rasse angesammelte Kraftvorrat. Chamberlain sucht weiterhin an der Hand von Renan's Schrift „Was ist eine Nation?" das Wesen der Rasse zu erklären. „Die Tatsache der Rasse", sagt Renan, „ursprünglich von entscheidender Wichtigkeit, verliert täglich an Bedeutung", und begründet diese Behauptung durch den Hinweis auf die Tatsache, daß die tüchtigsten Nationen Europas aus gemischtem Blute entstanden seien. Die Natur und die Geschichte zeigen uns aber kein einziges Beispiel hervorragend edler, physiognomisch individueller Rassen, welche nicht aus einer Vermischung hervorgegangen wären, entgegnet Chamberlain darauf mit Recht. Eine Nation von so ausgesprochener Individualität wie etwa die englische sollte danach wohl keine Rasse darstellen, weil sie aus der Vermischung von Angelsachsen, Dänen, Normannen und Kelten hervorgegangen ist. Nach der sogenannten „reinen Rasse" zu forschen ist eitel verlorene Liebesmüh und heißt einem Phantom nachjagen; und ob sie je als solche existiert hat, ist auch ziemlich belanglos. Für uns ist „Rasse" nur im organischen Zusammenhang der Völker, der Nationen gegeben, und da finden wir, daß bereits die ältesten Kulturvölker zusammengesetzter Natur waren, bzw. daß sich in ihren Kulturen eine Rasse über die andere schichtete, in Gestalt einer herrschenden Kaste über einer unterworfenen, dienenden, welche sich im Laufe der Kulturentwicklung mehr und mehr durchkreuzen, bis unter revolutionären Zuckungen allmählich der Ausgleich eintritt, aus dem sich der einheitliche Volkscharakter herausbildet. Demgemäß mißt Chamberlain der „Rasse" nicht allein eine physisch-geistige, sondern auch eine moralische Bedeutung bei (310), und erblickt in dem Mangel an organischem Rassenzusammenhang in einem Volke vor allem moralische und geistige Zerfahrenheit. „Wer nirgends herkommt, geht auch nirgends hin. Das einzelne Leben ist zu kurz, um ein Ziel ins Auge zu fassen und zu erreichen. Das Leben eines ganzen Volkes wäre ebenfalls zu kurz, wenn nicht Rasseneinheit ihm einen bestimmten, beschränkten Charakter aufprägte, wenn nicht die überschwänglichste Blüte vielseitigster und abweichender Begabungen doch durch Stammeseinheit zusammengefaßt würde, was ein allmähliches Ausreifen, eine allmähliche Ausbildung nach bestimmten Richtungen gestattet, und wodurch das begabteste Individuum schließlich doch einem überindividuellen Zwecke lebt" (312). Chamberlain vergleicht die Rasse, wie sie in Zeit und Raum entsteht, mit dem „Kraftfeld eines Magneten", dem man einen Haufen Eisenspähne nähert. Diese

nehmen davon bestimmte Richtungen an und gruppieren sich zu einer Figur um einen Mittelpunkt, von dem nach allen Richtungen Linien ausstrahlen. Alle Spänchen sind durch den gemeinsamen Mittelpunkt, welcher die Lage jedes einzelnen aus einer willkürlichen zu einer gesetzmäßigen bestimmt, „zu einer tatsächlichen und zugleich zu einer idealischen Einheit verknüpft. Das ist jetzt kein Haufen mehr, sondern eine Gestalt. So unterscheidet sich eine Menschenrasse, eine echte Nation, von einem Menschenhaufen" (312).

Dieser Chamberlainschen Deutung des Rassenverhältnisses und Rassencharakters eines Volkes als „Nation", habe ich selbst in meinen Schriften („Rasse und Milieu"), und im Grunde jener Auffassung entsprechend, Rasse als typisch in sich gefestigte Natur eines Volkes bezeichnet, als typisch gefestigte Rassennatur eines Volkes, welche „Richtlinien" aussendet, richtunggebende Linien, die jeder chaotischen Neigung des Volksmassivs, jeder Auflösungs- und Zersetzungstendenz begegnen, indem sie, als normative Kräfte sich erweisend, den organischen Zusammenhang wieder ins Gleichgewicht setzen und seine Entwicklung auf das gegebene Ziel einstellen, das ihm etwa unter äußerlichen, fremden Einflüssen, Anwandlungen, Trugbildern, Phantasmagorien und Fatamorganen zu entschwinden drohte. Diese Kräfte lassen sich als „Normen des Volksgenius" ansprechen, oder als sein eigentlicher Rassengenius, der es aus allen physischen, moralischen und geistigen Niederlagen immer wieder aufrichtet. Ein Volk, das von diesem Rassengenius verlassen ist, ist, wie man zu sagen pflegt, von allen Göttern und guten Geistern verlassen und dem rettungslosen Verfall überantwortet. Die Rassenkraft oder typisch gefestigte Natur eines Volkes ist also in gewissem Sinne als seine Keimkraft einzuschätzen, aus welcher als aus einem ewigen Jungborn sein Leben sich erneuert und ertüchtigt, und der nie abdörren darf, wenn es den organischen Zusammenhang wahren und als organisches Ganzes, als Nation lebendig-wirksam bleiben soll. Wie der Bau der Keimzelle nach Weismann sich in Lebenseinheiten oder Biophoren gliedert, die sich zu Determinanten gruppieren, welche den Charakter der Zellenart bestimmen und ihrerseits wieder zu Iden oder Ahnenplasmen zusammentreten; und die Kernstäbchen, welche die Vererbungscharaktere tragen, wieder Aggregate von Iden oder Idanten sind als höchste Lebenseinheiten in der Zelle; wonach die Artung der Frucht das Ergebnis eines Kampfes der Biophoren ist, in dem die stärkeren durch rascheres Wachstum und größere Vermehrungsfähigkeit die schwächeren aushungern und sie schließlich selbst auftzehren — ganz entsprechend vollzieht sich dieser Prozeß im Volksorganismus wie im Kampf der Individuen miteinander. Die Vererbungstendenz, welche dem Individuum seinen somatischen und Personalcharakter aufdrückt, ist das Ergebnis einer Germinalsektion unter den Determinanten des Keimplasma, wobei die schwächeren von den stärkeren ausgemerzt werden. Diese Vererbungstendenz erhält ihre Richtung durch die Personalsektion, je nachdem stärkere oder schwächere Determinanten von beiden Seiten zugebracht werden, und sie vollzieht sich dann nach den Gesetzen natürlicher Zuchtwahl und Auslese, wie im großen Kampf ums Dasein der Außenwelt. Die Keimzelle erscheint somit als eine kleine Lebensbühne für sich, auf der sich das Vorspiel zu der eigentlichen Haupt- und Staatsaktion des Lebens abhandelt, in die das geborene und heranwachsende Individuum danach eingreifen soll. Und unter dem Kampf der Determinanten, gleichsam als der großen Herren und geborenen Führer, spielt sich noch der Kampf der Biophoren, der Massen ab, die jeder Determinante unterstehen und wiederum deren Charakter mit-

bestimmen helfen, so daß das Kampfgewimmel und der Interessenstreit in dieser winzigen Welt der menschlichen Keimzelle dem im wirklichen Leben nichts nachgibt und als ein echtes, unverkennbares Miniaturbild derselben gefaßt werden kann. Wo nun eine besonders kräftige Determinante vorhanden, da unterdrückt und rottet diese die übrigen rasch aus, bevor sie ihrerseits erstarken können; sie bleibt Alleinherrscher und prägt dem werdenden Individuum einen geschlossenen, einheitlichen Charakter auf. Es ist daher wohl anzunehmen, daß aus einem solchen Determinantenverhältnis die starken Charaktere und großen Persönlichkeiten hervorgehen, die geborenen Führernaturen der Rassen, Nationen und Völker, und schließlich die rassenhaften, typisch in sich gefestigten, geschlossenen Herrenvölker selbst, denen die Führung in der Geschichte und Entwicklung des Menschengeschlechts zugefallen.

Als solche Determinanten im menschheitlich-organischen Zusammenhange, insbesondere der westasiatisch-europäischen Völkersymbiose und ihres Kulturkreises als der wahren Keimzelle des Menschengeschlechts, waren die Stämme der arischen Rasse auf der Lebensbühne dieser Erde erschienen. Durch die Vereisungsperiode des nordeuropäischen Kontinents von der übrigen Urmenschheit abgeschieden und isoliert — wenn wir Nordlandherkunft und gemeinsame skandinavische Heimat für alle Arier annehmen, — unter dem Druck dieses furchtbaren Notstands im grausigsten Kampf ums Dasein zu übermächtiger Menschengewalt heraus- und emporgezüchtet, erwarb diese Rasse eine züchtwählerische Determinantenkraft, welche sie überall als Herrenvölker, Krieger- und Herrschernaturen auftreten und von der südlichen Kulturwelt sieghaft Besitz ergreifen ließ. Wenn von „reiner Rasse", von Rasse an sich geredet werden kann, so muß sie hier annähernd vorhanden gewesen sein; denn die arischen Stämme zeigen durchweg einen einheitlichen Typus ursprünglich: hohen Wuchs mit langem Schädel, rosigem Fleisch, blondem Haar und blauen Augen, kurz, lichter Komplexion. So waren schon die Iranier und Urinder, die Kuruinge und Panduinge des Mahabharata, ferner die Stammväter der späteren Hellenen und Griechen, wie der Römer wenigstens in den patrizischen Geschlechtern (und noch ein Sulla hatte blondes Haar!), die Kelten noch im Gallien Cäsars, und endlich die Germanen. Keine Rasse der Erde hat diese mit solcher Stoßkraft, mit solcher Vorwaltungs- und Überwaltungsstärke überzogen, um noch in ihren heutigen Abkömmlingen die Welt politisch, kommerziell und industriell zu beherrschen. Ein Beweis des Geistes und der Kraft für die Rasse als geschichtliche Macht, als politische, staatsbildende und kulturschöpferische Kraft, wie er augenfälliger und anschaulicher kaum gegeben werden könnte, als ihn die Geschichte selbst geliefert hat und in ihren Dokumenten uns wie in Lichtbildern vor Augen führt. Die Germanen, welche als Letztlinge der arischen Rasse aus dem Norden hervorbrachen und das Erbe der Kulturwelt ihrer Stammesvorgänger um das Mittelmeergestade antraten, in welcher diese sich verbraucht hatten, schufen überall, wohin sie drangen, neue Staatsgebilde und Kulturformen auf dem Boden der alten, ausgelebten — zum anderen Beweise für die Rasse als geschichtliche Macht — und wie um es der alten Welt, der Antike, noch einmal zu beweisen, woher ihr einst die Kraft und Stärke zu dem Wunderbau ihrer klassischen Kultur gekommen, und daß sie ohne diese Stahlkraft und Tragfähigkeit der nordischen Rasse wieder ins Nichts versinken mußte, in dem die Eingeborenen des Südlandes Jahrtausende lang bis zum Eindringen der Nordländer verharrt, ohne sich über den Urstand aus eigener Kraft erheben zu können. So erhoben sich unter den Händen der Germanen auf den Trüm-

merstätten der Erstlinge ihres Rassenstammes in Italien, Gallien, Spanien, neue wundersame und kraftvolle Kulturwelten, — und nur, wo keine Germanen hingedrungen waren auf dem Gebiet der Antike, keine frischen unberührten nordischen Volkskräfte, da blieb alles kalt und tot in der Erstarrung liegen, in der es die Schöpfer und Erzeuger gelassen, nachdem sie hinweggestorben oder von mongolischen Barbaren überrannt worden waren. Warum hat die Balkanhalbinsel nicht auch eine zweite Blüte erlebt, wie die Pyrenäen- und Apenninenhalbinsel, warum hat Griechenland keine „Renaissance" gesehen, wie Italien, Spanien und Frankreich? Weil die Westgoten unter Alarich und die Ostgoten unter Theodorich daran vorbeigezogen sind, und sich in ihrer Folge auch keine Langobarden fanden, um sich des klassischen Bodens der Antike im alten Hellas zu bemächtigen, auf dem sich nur minderwertiges slavomongolisches Hirtenvolk zusammenfand, das zu keiner Staatsbildung und Kulturgestaltung fähig war. Die verschiedenen vorstoßenden Germanenstämme ergossen sich wie in einem Rinnsal in die beiden westlichen Halbinseln des Mittelmeers, und überließen den Osten des römischen Weltreichs seinem absterbenden Schicksal. Nur Gallien hatte noch das Glück, von einem Germanenstamme überwaltet zu werden, und in der Symbiose mit den beiden Neukulturwelten des Südens wie mit dem Herzen der germanischen Welt, dem deutschen Reich der Mitte Europas, die sogenannte abendländische und neuzeitliche Kulturwelt mit bauen zu helfen, welche die germanische Rasse als geschichtliche Macht allein und aus sich geschaffen und erbaut hat, und die wir bei ihrem Ausscheiden oder Ausbleiben in der Völkersynthese der Erde keiner anderen Rasse zu danken haben würden, weder den Slawen, noch den Kelten, noch den Romanen. Europa wäre tot und leer wie Griechenland geblieben, die alten Kulturstätten lägen dürr und trümmerhaft, wenn die Germanen nicht gekommen wären, sie neu zu beleben und aufzufrischen, die Ruinen ihrer Vorgänger pietätvoll wieder auszugraben und neu aufzubauen. Europa wäre heute von slawischen Horden und Hirten überzogen, und auf dem Kapitol, dem „Campidoglio", dem Monte Caprino weideten noch die Ziegen wie einst im tiefen Mittelalter, das Forum läge noch unter dem Straßenboden Roms haustief begraben, wenn nicht Deutsche und wieder Deutsche gekommen wären, sich an die Kulturarbeit zu machen in der Forschung nach der versunkenen Welt der Antike. Die Slawen z. B. hätten dergleichen von sich aus nie unternommen und vermocht, aus Mangel an architektonischem Vermögen, ohne die geschichtliche Kraft, ohne die bauenden, schöpferischen Triebe und Instinkte, welche erst die Germanen wieder in die Welt und ihnen zugebracht haben. Sie finden sich einzig bei ihnen unter allen Völkern seit der Antike wieder in der Stärke, und die Neuzeit hat es allein ihnen zu danken, daß sie in Europa über einen Kulturboden mit gotischen Domen und Renaissance-Palästen und nicht über eine „Steppe" wandelt. Das dürfen und wollen wir nicht vergessen, und es den andern einschärfen, die trotz dieses augenfälligen Beweises der Rasse als geschichtliche Macht sich noch immer nicht davon überzeugen lassen wollen.

* * *

Auf dem zweiten deutschen Soziologentag, den die „Deutsche Gesellschaft für Soziologie" vom 20. bis 22. Oktober 1912 in der Handelshochschule in Berlin abhielt, erklärte sich Professor Dr. Max Weber (Heidelberg) in der Diskussion zu dem Referate von Dr. Franz Oppenheimer über „Rassentheoretische Geschichtsphilosophie" gegen die rassenhafte Ge-

schichtsauffassung und suchte seine ablehnende Haltung dieser Theorie gegenüber insbesondere durch den Hinweis auf die „Heeresreform" des römischen Kaisers Septimius Severus zu begründen, der die Römer aus seinem Heere systematisch ausgestoßen oder getötet, um sie durch Barbaren zu ersetzen. Der namhafte und hervorragende Soziologe meinte dazu, daß es diesen Barbaren nur an der nötigen „Erziehung" gefehlt, um ebenso gute Römer zu sein, wie die eingeborenen eigentlichen Träger dieses Namens, als welche sie sich danach auch erwiesen hätten; daß es also nicht sowohl auf die Abstammung von dieser oder jener Rasse, sondern nur auf die angeborene Tüchtigkeit ankomme, welche in jeder Rasse vorhanden sei. Bei meinem Eingreifen in die Diskussion auf diesem Soziologentag richtete ich an Professor Weber die Frage, ob er wohl glaube, daß diese Barbaren, ursprünglich an den Tiber versetzt, auch Rom gebaut haben würden, bzw. Rom und das römische Weltreich aufzurichten vermocht hätten? Oder an den Ilissos und Kephissos versetzt, Athen, an den Eurotas Sparta geschaffen haben könnten? Barbaren hat es auf der Erde überall in Massen gegeben, aber Rom, Athen und Sparta sind nur ein einziges Mal in dieser Welt verwirklicht worden. Warum haben die Barbaren nicht anderswo ein Rom gebaut, wenn sie dazu fähig waren? Es gab günstige und günstigere Plätze auf der Erde genug, um große Städte mit gewaltigen Herrschaften aufzurichten. Nach Mommsen war das Tiberufer, an dem Rom erstand, die denkbar ungünstigste, ödeste und ungesundeste Lage, die Romulus sich dazu hätte aussuchen können. Dennoch hat das Häuflein Römergeschlechter die mächtigste Stadt der Welt darauf erstehen lassen. Dazu wäre kein anderer „Barbarenhaufen" imstande gewesen. Denn es war eben kein zusammengewürfelter Haufen, sondern eine gegliederte, geschlossene organische Rassengemeinschaft. Eine solche gehört überall dazu, nämlich eine typisch gefestigte Rassennatur als Keimzelle und Keimkraft, wo überwaltende, herrscherlich begabte Gemeinwesen aufgerichtet werden sollen; wie die Herrenschaften und Palaststädte der Assyrer und Babylonier, Perser und Ägypter: Ninive, Babylon, Susa, Persepolis, Theben, Memphis. Überall waren es einheitliche, organisch geschlossene Rassenvölker, welche den Grund zu diesen Gewaltwerken und Prachtschöpfungen gelegt haben, ob nun Arier, Semiten oder Hamiten, wie in Sidon, Tyrus und Karthago — jedenfalls keine „Barbarenhaufen". Diese können wohl, zu einem Heere wie dem des Severus organisiert, oder besser „mechanisiert", unter einer großen Führernatur Rom übernehmen und sich als gute Römer führen, konnten es aber nie schaffen und bauen, nicht einmal in höherem Sinne weiterbilden und ausgestalten, sondern es vielleicht nur noch etwas weiter ausbauen, noch einige Thermen und Tempel dazu anlegen; das heißt aber den Mammuthcharakter des kaiserlichen Rom nur noch etwas mehr anschwellen zu machen, ohne es innerlich höher zu gliedern und geistig zu organisieren, was man doch allein unter organischer Weiterbildung im Tier- wie im Menschenreiche versteht. Hier wie nirgends anders gilt das Wort: Viele Rassen sind berufen, aber wenige auserwählt — Barbaren über Barbarenhaufen mögen auf der Erde hin und wieder wogen, aber nur den herrenschaftlichen Geschlechtern unter ihnen, welche sich organisch zu gliedern wissen, ist die Herrschaft über das Rassenchaos und die Welt in die Hand gegeben. Sie sind die geborenen Führer-Völker und stellen das dar, und leben das in der Geschichte vor, was man Rassenschaft und Rassenkraft nennt. Wenn es keine Rasse an sich gibt, so doch eine rassebildende Kraft, welche die Geschlechter solcher Führervölker zusammenschweißt, zusammenhält und

immer neu erzeugt im Zeichen ihres „Rassengenius", aus der Keimkraft ihres organisch geschlossenen ethnischen Jungborns. Die Barbarenhaufen der Erde sind unübersehbar, die Geschichte wimmelt davon wie ein Ameisenstock. Die Führervölker aber kann man zählen. Diese allein aber waren es, welche Geschichte gemacht, welche die sogenannte Weltgeschichte geschaffen haben, in deren Lichte die übrige Barbarenwelt nur wie unter gewaltigen Scheinwerfern sichtbar wird, und ohne die auch die Barbarenkrieger des Severus in der Nacht ihres Wild- und Urstandes verblieben wären, aus der heraus sie nur durch die Organisation des Römerheeres zur Geltung kamen, welche sie nicht geschaffen und nie in die Erscheinung rufen können, sondern in die sie nur durch die starke Hand eines gewaltigen Führers hineingezogen worden. So haben also einzig die rassenhaften Führer-Völker Rasse als geschichtliche Macht sozusagen stabiliert und begründet, und in die von ihnen geschaffenen staatlichen und gesellschaftlich-sozialen Formen erst mußte sich die ungegliederte rassenchaotische Barbarenwelt ergießen wie das flüssige Metall in die Glockenform, die von künstlerisch kundiger Hand vorbereitet und gebildet worden, um Klang in der Geschichte zu gewinnen und nicht wie so ungezählte Scharen sang- und klanglos im Dunkel der Vergessenheit zu verschwinden.

Professor Max Weber erklärte in der Diskussion auf dem erwähnten Soziologentag weiterhin, daß weder die äußeren Rassenmerkmale, noch das innere Rassengefühl und die geistige Signatur genügender Beweisgrund für ihn seien, um eine grundlegende Verschiedenheit der Rassen anzunehmen, welche die Geschichte gemacht haben sollen. Solange ihm „Rasse" nicht gewissermaßen im Laboratorium voranalysiert und demonstriert worden sei, könne er sich von ihrer biologischen Existenz nicht überzeugen. Dieser geistigen Harthörigkeit gegenüber können wir es an einer so bedeutenden Persönlichkeit nur bedauern, daß sie nur begreifen will und für sie nur existiert, was sie sozusagen sinnlich befühlen und betasten kann, und es eine intuitive und in höherem Sinne anschauliche Überzeugung für Weber nicht zu geben scheint. Indessen ließ er einen anderen Einwand gelten, den ich noch in die Diskussion warf, nämlich die Hochbaukunst des westasiatisch-europäischen Kulturkreises, welche sich auf eine ganz bestimmte Rasse gründet und sich gegen die übrige Rassenwelt der Erde scharf abgrenzt, auf der sich diese Baukultur nirgends wieder findet, vom sagenhaften babylonischen Turm bis zu den ägyptischen Pyramiden und Tempeln, den griechischen Tempeln, römischen Palästen, germanischen Burgen und Domen, und endlich bis zu den indischen Tempelbauten. Die Hünengräber und Bantasteine sind vielleicht als der erste urzeitliche schwache Versuch und Ansatz zu dieser Hochbaukunst anzusprechen, die ihre letzte edelste Ausprägung in den gotischen Domen in eben dem westeuropäischen Küstengebiet an dem Atlantischen Ozean entlang gefunden hat, in dem sich die Bantasteine bis nach Nordafrika hinüber und hineinziehen, und wieder am nordafrikanischen Küstengebiet entlang bis zum Nilgebiet. Dieser ganze ungeheure Kulturkreis, mit dem Südrande etwa der Quellen des Nil, und nordöstlich verlaufend Arabien, Persien, Indien umfassend, nordwestwärts dann mit der Wolga und dem Ural abschneidend, war ursprünglich von einer Rasse überzogen, welcher der Hochbaudrang, bzw. die Befähigung zu starken architektonischen Hochtrieben innewohnte, die sich in Monumentalbauten der verschiedensten Stilformen auslebten, die aber alle in sich geschlossen und einheitlich organisch gegliedert waren. Diese Befähigung zum Hochbau, welche sich außerhalb dieses Kulturkreises nirgends auf dem asiatisch-europäisch-afrikanischem Kontinent wiederfindet, muß auf eine im letzten

Grunde einheitliche Rassenveranlagung, auf einen gemeinsamen Rassencharakter zurückgehen, gleichviel, ob man die ursprüngliche Stammrasse dieses Kulturkreises nun als die arische, kaukasische, oder nur die „weiße Rasse", oder sonstwie bezeichnen, bzw. erkennen will. Eine unterschiedliche, grundverschiedene Veranlagung, zumal gegenüber der mongolischen Rasse, läßt sich nicht hinwegleugnen, die einen Monumentalbau nie zustandegebracht hat. Damit ist ein grundlegender Unterschied in der Befähigung von einer Rasse zur anderen festgestellt, und so wenig wie die reinen Mongolen, wären auch die mongoloiden ebenso wie die keltoiden Elemente des europäischen Kulturkreises nie imstande gewesen, diesen auszubauen, als welch letztere wir die Barbaren-Soldaten des Severus ansprechen müssen. Wie die Kelten, nach Mommsen, wohl alle Staaten erschüttert, aber keinen gegründet haben, so ging ihnen auch die kulturschöpferische Begabung im großen Stile und der Hochbaudrang ab, weil sie eben durch die Kreuzung mit den ursprünglichen Iberern in Südgallien und Hispanien „mongoloid" oder „vorarisch" durchsetzt waren! Damit ist auch bereits ein grundlegender Rassenunterschied auf europäischem Boden und im eigenen Hause unseres „Monumentalkulturkreises" festgestellt, und zugleich eine grundlegende Verschiedenheit in der geistigen und schöpferischen Befähigung „nächstverwandter" Rassen, wie der Römer und Kelten, kaum widerleglich dargetan. Wenigstens wußte Professor Max Weber diesem meinem Einwand und der Argumentation auf Grund des Monumentalbaus im Augenblick nicht zu begegnen, er machte vielmehr diesmal das leise und erfreuliche Zugeständnis, daß dies allerdings eine überraschende, bisher anders noch nicht aufgeklärte, bzw. „hinwegzudeutende" Tatsache sei und einen gewissen Anschein für die rassenhafte Geschichtsauffassung gebe. Jedenfalls, wenn sich dies weiter begründen ließe, wäre der „Monumentalbau" imstande, ihn (Weber) noch für die Rassentheorie zu gewinnen.

Diese architektonischen Triebe und Kräfte aber, welche im Hochbaudrang und der Hochbaukultur der arischen, kaukasischen und weißen Rasse zum Ausdruck kamen, sind als das Abbild ihrer eigenen inneren somatisch-geistigen Rassenkultur anzusprechen, welche sie in die Wirklichkeit ihrer Umwelt hineinprojizierte und realisierte; so wie jeder Künstler in seinem Werke letzten Grundes nur seine eigene innere Verfassung zurückspiegelt und, nach Albrecht Dürer, die Kunst als durch ein Temperament gesehen aus der Natur herausreißt. Die Tektonik dieser Hochbaurasse war überall aus einem mächtigen, überwaltenden religiösen Triebe herausgeboren und ihre Schöpfungen gottesdienstlicher Natur und kultischer Bestimmung. Die Tempel und Dome erstanden sozusagen auf Geheiß und Gebot des Gottes oder Schöpfers und waren eingestellt in den Willen und die Schöpfungstendenz der Gottheit, des Allvaters, des innersten Lebens- und Weltprinzips, des kosmischen Urwesens. Und diese Tendenz hat sich als Einstellung in den Werdegang und die Entwicklung der Menschheit, als die sinnliche Realisierung und Darlebung des Gottwillens bis heute erhalten, oder, enger gefaßt und modern wissenschaftlich formuliert, als Einstellung unserer kulturschöpferischen Rasse in die naturgegebene und naturgemäße Entwicklung zum reineren und vollkommeneren Aufbau und Hochbau der Menschennatur. Die modernen Bestrebungen, welche den höheren Menschen erzeugen wollen, den allumfassenden, überwaltenden „Übermenschen", mit Nietzsche zu sprechen, sind auf eben diesen Hochbautrieb der arischen Rasse zurückzuführen, der sich in unseren Tagen nicht mehr auf das Steingefüge beschränken will, sondern sich auch auf das Beingefüge geworfen hat, auf das lebendige Fleisch und Blut

des Menschenwesens, um es hinauf- und über sich hinauszugestalten in einer Zuchtwahl und Auslese, einer biogenetischen und eugenischen Zeugung auf die kommenden Generationen hin, die mehr werden sollen, als die sie schufen, und nicht mehr fort nur sich pflanzen, sondern hinauf! Stein und Bein, lautet die Forderung des biologisch gewendeten Hochbaudrangs unserer Zeit — wie John Ruskin dies schön bezeichnend ausdrückt in den Worten: „Und es ist vielleicht besser, ein schönes menschliches Geschöpf zu erbauen, als einen schönen Dom oder Glockenturm — und viel erfreulicher, verehrungsvoll zu einem weit über uns stehenden Geschöpf aufzublicken, als zu einem Mauerwerk." Dieser biologische Hochbautrieb ist auch wieder einzig ein Erzeugnis unserer Rasse, das ihr keine andere nachmacht, und insbesondere des germanischen und deutschen Volkes, dem ein anderes so wenig seine innere Struktur und Verfassung nachbaut, aus der sein Hochtrieb, letzten Grundes seine „Idealität" geboren ist, wie seine gotischen Dome. So wenig wie den Bau der deutschen, todverachtenden und unwiderstehlich in die Zukunft nach ihrem letzten Ziel und höchsten Augenblick hindrängenden und sich mit Leib und Seele dransetzenden deutschen Faustnatur. „Trachte ich denn nach Glück — ich trachte nach meinem Werke", dieses Wort des letzten, verwegensten geistigen Hochbaumeisters unserer Tage, Nietzsche, ist der wahre biologische Ausdruck des religiösen Suchens unserer Zeit und ihrer Einstellung in die höchste vergeistigte Entwicklungstendenz oder den Willen Gottes in der „Vergottung" des Menschen, um in der Sprache der alten deutschen Mystiker zu reden. In diesem Hochbauwort, das die Ewigkeitswerte über die zeitlichen stellt, erheben sich die „normativen Kräfte", von denen wir zu Eingang gesprochen, gegen die zivilisatorischen Versuchungen und Verführungen unserer Tage, die Lockungen der Überzivilisation und Dekadenz, welche darauf aus sind, die moderne Kulturmenschheit degenerierend herunterzuzüchten und wieder in ein Rassenchaos zusammenzureißen, hinter dem die gelbe Gefahr lauert mit dem triumphierenden Mongolen. Dagegen erheben sich die Normen der gesunden Keimkraft unseres Volkes, um ihm wieder neue, im Grunde aber die ewig alten „Richtlinien" auf sein Ewigkeitsziel hin zu geben, auf das Trachten nach seinem Werke über das Glück der Tage und des „Alltags" hinaus. So verstehen wir Rasse als geschichtliche Macht ins Geistige gewendet und biologisch gewertet als Hochbauziel in die Menschenzukunft und zumal in die Zukunft des deutschen Volkes hinein, als der wahren Keimzelle und Keimkraft des Menschengeschlechts. Darum soll unser Volk, wie einst seine germanischen Vorfahren unter der Zucht der nordischen Vereisungsperiode, so heute unter einer gewissen geistigen Zuchtwahl und Auslese, die es sich aus eigener Kraft auferlegt, wieder neue Rassendeterminanten erzeugen und in die Welt hinaussenden, determinierte Charaktere und Persönlichkeiten, in denen es sich abermals als geschichtlich gestaltende und kulturbildende Macht erweist. Diese Macht droht es in der Überwältigung und Vergewaltigung durch die süchtige moderne Zivilisation einzubüßen und vollends zu verlieren, wenn die normativen Instinkte unserer Rasse sich nicht mit aller Kraft und straffster Disziplin der Seele und des Geistes richtgebend dagegen stemmen und uns aus dem zivilisierten Chaos unserer Tage den Weg ins Freie hinaus gewaltsam brechen, zu Höhen und Gipfeln empor, wo wir wieder frei atmen, „Höhenluft" atmen und unsere deutsche Welt unserer Natur und unserem Hochbaudrang gemäß gestalten und auswachsen lassen können.

Die erzieherische Bedeutung des Imperialismus

Von Rektor E. Hauptmann, Straßburg i. Els.

Wolken beschatten den Zukunftsweg unseres Volkes; noch liegen sie zwar fern am Horizonte; noch scheint dem rasch und leicht Urteilenden alles eitel Glanz und Licht, Aufschwung und Größe. Aber gerade aus dem Kreise derer, die am feurigsten von neuen, noch unerkannten Fernen für ihr Volk träumen, die nach dem Dahnschen Worte vom höchsten Gute des Mannes leben, ertönen auch am lautesten die Klagen über den drohenden Verfall, die Klagen über die sichtbare Ermattung des deutschen Volksgeistes, über das Schwinden der männlichen, heldischen Triebe, über den Mangel an nationalem Selbstbewußtsein und aufrechter, sicherer Haltung, über das Hochkommen der Geld- und Erfolgsanbeter, über die ungesunde Entwickelung des Verlangens nach ungestörtem Lebensgenuß- und sinnlichem Behagen. Auch wer sich gerne trösten möchte mit dem Hinweis, daß dieses Volk noch immer sich selber der härteste Richter gewesen, allem Fremden gegenüber aber zur Milde neigte, darf sich doch nicht über den Ernst der Tatsache hinwegtäuschen, daß die Anzeichen einer beginnenden Erkrankung der Volksseele gerade in dem Augenblicke sich merken lassen, da wir der großen Entscheidung, der Völkerauslese sichtbarlich mit raschen Schritten entgegen gehen.

So einig man nun ist in der Feststellung der Schäden am stolzen Leibe unseres Volkes, so sehr gehen die Meinungen auseinander, wenn es gilt, die Quellen aufzudecken, aus denen das Gift getrunken wird. Rassenverschlechterung! ruft der Volkswirt; Erziehungsfehler! der Erzieher. Höchstwahrscheinlich haben beide recht; höchst begrüßenswert ist jedes Unternehmen, das das edlere Blut unserer Rasse wieder zur Herrschaft zu bringen sucht, das neue Schwingen voll Stahlkraft den matter werdenden Seelen verleiht. Wenn man aber den Blick auf das Nächstliegende richtet, auf die große Scheidung der Nationen der Erde in Weltvölker und Zwergvölker, in führende, maß- und richtunggebende und in geführte, empfangende, dann drängt sich der Vergleich des Deutschen mit dem Engländer immer wieder in den Vordergrund. Immer wieder halten uns auch Kenner unserer Vettern über dem Kanal das selbstsichere, gewissermaßen wie eine Naturmacht wirkende Rasse- und Nationalgefühl des Engländers als Muster vor. Das ist gut und löblich, und jeder Völkischgesinnte kennt auch den Ingrimm über einzelne, leider nicht seltene Beispiele von nationaler Würdelosigkeit, durch die wir so oft lächerlich werden. Allein mit der Erbitterung ist es nicht getan; ja, man muß sagen: In vielen Stücken ist sie ungerecht. Man vergißt nur zu leicht, was der Engländer seelisch voraus hat vor dem Deutschen.

Seit Jahrhunderten fand er für alle seine Lebensäußerungen, für sein Sinnen und Handeln an einem großen, unverrückbaren Ziele Halt und Richtung und war davor bewahrt, sich selber zu verlieren. Der Glaube an seine weltpolitische Sendung, an seine Aufgabe, der Herr der Welt und der Kulturbringer für die andern zu sein, hat den Engländer groß und innerlich fest gemacht. „Hätte England seit dem 16. Jahrhundert nicht das große und ferne Ziel gehabt, den amerikanischen Kontinent zu besiedeln und in eine neue überseeische Welt umzugestalten, wo neue Ideale zu verwirklichen waren und die kleine Unzulänglichkeit und Gewalttat der alten Welt nicht hinreichte, es wäre heute wahrscheinlich ein Staat, der an Größe und Bedeutung Dänemark nicht überragte." (W. Franz, Der Wert der englischen Kultur für Deutschlands Entwickelung. Tübingen, J. B. C. Mohr, 1913.)

Ob dieses Urteil in dieser vollen Schärfe bestehen kann, bleibe dahingestellt. Jedenfalls fehlt unserm Volke zurzeit ein ähnliches, weltumspannendes Ziel, oder besser, dieses Ziel ist vorhanden; aber es wird noch nicht von allen erkannt, gesehen, es ist der breiten Masse noch nicht wirklicher Lebensinhalt, noch nicht Gemütsmacht geworden.

Bis zum deutsch-französischen Kriege hat die Sehnsucht nach der Einheit, nach Wiederherstellung der alten Kaiserherrlichkeit die Herzen geschwellt und die Kräfte gespannt. Als dann aber das Volk in Waffen Reich und Kaiserkrone aus Versailles heimbrachte, war die Sehnsucht gestillt, ließ die Anspannung nach. Der Siegesjubel täuschte darüber weg, daß nun an fernen Ufern ein neuer lockender Tag gesucht werden müsse. Die rosigen Schleier, die bisher eine Zukunft voll Glanz und Glück zu umhüllen schienen, waren zerrissen. Es war Tag geworden im Leben der Nation. Immer heller begann die Sonne dieses Tages zu scheinen. Sie ließ die Dinge klar und scharf in ihren Umrissen und in ihrer nackten Wirklichkeit hervortreten, und sie lockte mit ihrer Klarheit den alten schlimmen Hang im Wesen unseres Volkes wieder hervor, den Hang zur Selbstzergliederung, die Neigung, sich an die Kleinheiten des Tages zu verlieren. Bestenfalls erschien der Genuß des Errungenen als die höchste Aufgabe. Im Schatten des neuen Reiches wollte jeder nun arbeiten, seinen Besitz mehren und dadurch seinen Anteil an der neuen Errungenschaft vergrößern.

Wohl umriß die Hand des Riesen Bismarck ein neues, fernes Ziel, als er die ersten Kolonien erwarb. Aber die Hemmnisse der alten Zeit, die Eigenbrödelei, der philisterhafte Geist, die urteilslose Anbetung des Fremden und die Unterschätzung der eigenen Kraft waren leider mit der Entstehung des Reiches noch nicht ganz geschwunden. Als dann durch den emsigen Fleiß neue Bahnen in die weite Welt hinaus sich eröffneten, da hatte man sich schon in das Ideal des Geldverdienens soweit eingelebt, daß man die Früchte auf allen Märkten der Welt zu pflücken verlangte, ohne zugleich in allen Schichten zum Kampfe um die Freiheit des Einheimsens bereit zu sein. Längst sangen auch wieder die alten falschen Sänger ihr einlullendes, den Tatendrang einschläferndes Lied, die Verkünder des ewigen Völkerfriedens, die Weltbeglücker und Weltbürger. So ist unser Volk zur zweiten Handelsmacht der Erde geworden, so ist es nahe daran, die erste Stelle zu erringen, ohne daß der Wille zur Macht, die Bereitschaft zur Durchsetzung der eigenen Interessen auch mit dem Schwerte, von aller Herzen Besitz ergriffen hätte. Bei zu vielen geht das Einverständnis nur so weit: Weltmacht, Heer und Flotte, ja! aber nur zur Erhaltung des Friedens, nur zur Sicherung des weiteren behaglichen Lebens und der Möglichkeit, Geld verdienen zu können.

Welchen so ganz anderen Entwickelungsgang das weltpolitische Denken und Empfinden in England genommen hat, läßt sich hier auch nicht andeutungsweise wiedergeben. Ausgezeichnete Aufschlüsse gibt darüber G. von Schulze-Gaevernitz in seinem Buche „Britischer Imperialismus und englischer Freihandel." (Leipzig, Duncker und Humblot, 1906.) Sicher ist aber: Unser Volk muß seinen eigenen Weg gehen. Es hat ihn noch stets grübelnd, langsam und weitschichtig überlegend, alles Für und Wieder sorgfältig erwägend, gefunden.

Das weltpolitische Ziel ist da; die Entwickelung hat uns ganz von selber soweit nach vorne geschoben, daß wir der Frage, ob wir Weltvolk, Weltmacht werden wollen oder nicht, gar nicht mehr aus dem Wege gehen können. Und auch dafür hat diese Entwickelung gesorgt

daß uns nur noch eine Antwort, die Bejahung übrig bleibt. Der alte Zustand des Geduldetseins, der offenen oder versteckten Verhöhnung durch die andern schreckt selbst den Friedeseligsten. Wollen wir bleiben, was wir heute sind, als Volk und Macht, dann gibt es nur noch ein Vorwärts.

In diesem Muß nun liegt der erzieherische Wert der ganzen Entwickelung, liegt auch die volle Möglichkeit, dem drohenden Verfalle Halt zu gebieten und eine Wiedergesundung aller krank gewordenen Teile des Volkskörpers zu erreichen. Da wir uns wehren müssen um unsern Platz in der Welt, da uns unsere stillen Arbeitstaten aus den vergangenen Jahrzehnten unerbittlich vorwärtstreiben, zwingen sie uns zu allzeit erneuter Anspannung der Kräfte. Jeder einzelne im Volke spürt diesen Zwang; der Kampf ums Dasein wurde härter und härter. Zwar lastet dieser Kampf vorerst nur auf dem Gemüte der breiten Massen. Sie sehen eben nur die gesteigerte Anspannung gegen früher — daher die Unzufriedenheit; daher solch leichtes Spiel für die Volksvergifter. Die Entwickelung unserer Nation zur Industrie- und Handelsmacht ist eben zu schnell vor sich gegangen. Sie kam über uns wie ein Naturereignis. Wir fanden noch nicht genügend Zeit, die überwältigende Tatsache in uns zu verarbeiten, daß das Volk der Denker und Dichter in Technik und Handel mit dem ersten der Welt um die Palme ringt. Diese Tatsache steht jedenfalls vielen unserer Volksgenossen noch wie ein Fremdes gegenüber; noch staunen sie sich selber an und können's nicht fassen. Darum ist auch unsere heutige Weltstellung breiten Schichten noch nicht Quelle neuen Fühlens, neuer Willensspannungen geworden, weil sie noch nicht über den neuen Bedingungen ihres Daseins stehen.

Hier muß die planmäßige Volkserziehung eingreifen. Der einzelne muß lernen, seine Arbeit als Teil der Gesamtarbeit seines Volkes zu werten. Die wirtschaftliche Entwickelung der letzten Jahrzehnte hat Hunderttausende früher selbständiger Menschen zu Handlangern, zu Teilkräften in einem großen Betriebe gemacht. Diese Entwickelung hat viele auch seelisch entwurzelt. Die alte Freude am eigenen Werke der Hände ist dahin, da jeder nur einen kleinen Teil der Arbeit an einem Gegenstande zu leisten hat, da er kein ganzes Werk seiner Arbeit mehr vor sich sieht. Dagegen hilft kein Klagen. Jeder muß eben eine Umwertung, eine Anderswertung seiner Arbeit lernen. Neue Gefühlsbande müssen ihn mit seiner Arbeit verbinden. Hing früher die Befriedigung am einzelnen selbstgeschaffenen Gegenstande, so muß sie jetzt aus der Betrachtung der Masse an erzeugten Gütern durch die Masse der Arbeiter fließen, aus der Gewißheit, daß durch die Zusammenarbeit vieler das einzelne vollkommener geworden ist.

Konnte früher das Interesse des einzelnen am engen Kreise seines Berufes haften bleiben und volle Befriedigung finden, so wird ihm heute ein Genügen umfassenderer Art, wenn er sich in die großen, weltenweiten Zusammenhänge einlebt, in die ihn auch die bescheidenste Arbeit hineinstellt. Wenn sich die Volkserziehung die Aufdeckung dieser Zusammenhänge, die phantasie- und gemütvolle Erfassung derselben auch durch das Volksschulkind zum Ziele setzt, dann verliert das von übertriebenem Mißmut getränkte Wort vom „Maschinensklaven" seine Macht, und der „Sklave" fühlt sich als Herr der Maschine, sieht sich mitsitzen am sausenden Webstuhl, der die Arbeit eines ganzen Volkes von sich abfließen läßt. Dann erhält auch die Willensanspannung des einzelnen ein höheres Ziel. Er begreift, daß Stählung seines Körpers, Vervollkommnung im Berufe, sittliche Kraft und Stärke

bei jedem einzelnen nicht nur Pflichten des Menschen gegen sich selbst, sondern auch völkische Pflichten sind. Die Erkenntnis der völkischen Aufgabe wird auch die Erkenntnis der persönlichen Pflichten bringen; was von außen kommt, wandelt sich in innere Kraft.

Jede Reinigung und Verfeinerung des Besten im Menschen ist ja überhaupt in der Regel das ungewollte und oft auch völlig unbewußt bleibende Ergebnis eines Kampfes um äußere Dinge. So ist es beim einzelnen, so ist es auch bei einem Volke. Nur im Wettbewerbe wachsen die Kräfte des einzelnen; nur wenn er sich mit andern messen kann, gewinnt er die Antriebe zum Streben nach Steigerung seiner Fähigkeiten. So lernt auch ein ganzes Volk leichter, an seiner Vervollkommnung zu arbeiten, wenn es stets die Augen der andern auf sich gerichtet weiß. Persönlichkeitskultur, die Darstellung des eigenen Wesens rein um seiner selbst willen wird erst auf einer bestimmten Bildungsstufe als Aufgabe und Lebenszweck empfunden. Für die größere Anzahl muß der Anstoß von außen kommen; die Selbstvervollkommnung muß als Mittel zu einem äußeren Zweck erscheinen.

So setzt die weltpolitische Lage unseres Volkes der Volkserziehung ein neues Ziel und stellt ihr eine neue gewaltige Aufgabe. Diese Erziehung duldet kein Unterscheiden zwischen Höheren und Niederen, wie es keinen Unterschied unter Volksgenossen geben kann, wenn die große Stunde des Einstehens für die Zukunft unseres Volkes kommt. Im besondern Maße aber ist diese Erziehung Aufgabe der niedern Schule, der Volksschule. Nicht nur deshalb, weil der einfache Mann der Verführung durch Volksfremde, unvölkisch Gesinnte am leichtesten unterliegt. Die Vermittelung einer großzügigen, weltpolitischen Anschauung gibt der Erziehung der breiten Massen erst jene Weite und Größe, die ihr ohne sie nur zu leicht fehlt. Durch diese Anschauung erst lernt der einfache Mann sein eigenes Wesen, seine besondere Art verstehen. Was wir unter den Worten: Deutsche Kultur, deutsches Wesen zusammenfassen, geht dem Ungelehrten nur dann auf, wenn er sie an fremder Kultur und fremdem Wesen messen gelernt hat. Der Gebildete, der Zögling höherer Schulen hat's leichter. Ihn führt der fremdsprachliche Unterricht mindestens durch zwei fremde Kulturgebiete hindurch. Für den Volksschüler gibt es schlechterdings kein Unterrichtsfeld, auf dem er ähnliches erleben und lernen könnte; für ihn ist der Geographieunterricht das einzige Gebiet, auf dem er sein Volk mit fremden Völkern vergleichen lernt und zum Bewußtsein seiner besonderen völkischen Art kommt. Wenn er im Geographieunterrichte auf den Spuren seines Volkes die Weiten der Welt durchwandert, dann lernt er erst durch den Vergleich mit andern ermessen, worin die guten und schlechten Eigenschaften seines Volkes zu suchen sind; dabei erst lernt er den Stolz auf den deutschen Namen, da erst kommt er zum vollen Verständnis seiner Art und zur reinen Höhe völkischen Fühlens. Von dieser Wanderung wird auch das schlichteste Gemüt heimbringen den lebendigen Antrieb zur Zusammenfassung und Straffung der eigenen Kräfte, den Willen zur Strenge gegen sich selbst*).

Erst ein so erzogenes Geschlecht bekommt die richtige innere Stellung zur Frage der körperlichen und geistigen Ertüchtigung, die jetzt noch etwas von außen her an die Jugend herangebracht werden muß. Erst wenn einmal die Kolonisierungsarbeit des Reichs eine

*) Es sei hier auf Hauptmanns „Nationale Erdkunde" [Verlag Friedr. Bull, Straßburg (Els.)] hingewiesen, wo der Verfasser in sachkundiger und überzeugender Weise den völkischen Gedanken in den Mittelpunkt des gesamten erdkundlichen Unterrichts rückt. Den deutschen Erziehern sei dieses Werk aufs angelegentlichste empfohlen. Die Schriftleitung.

innere Angelegenheit aller sein wird, erst wenn die Beschäftigung mit all den Fragen, die sich aus der Berührung mit fremden Rassen da draußen ergeben, ein steter Antrieb sein wird, über die Lebensaufgaben und die Wesensart des eigenen Volkes nachzudenken, wird auch die Rassenfrage bei uns selber in Fluß kommen.

Welches dieses große weltpolitische Ziel unseres Volkes sei? Noch ist es nicht klar und mit dürren Worten zu umschreiben. Von der geschickten Benützung der Umstände hängt es ab, wie weit es gesteckt werden darf. Sicher aber bedeutet es Macht, Herrschaft. Sicher kann nicht für alle Zeiten die schon sagenhaft gewordene „offene Tür" das Ideal bleiben. Sicher ist es eine große Kolonisationsaufgabe, wie sie der Engländer vor sich sah und in immer kühner werdenden Strichen sich vorzeichnet.

Verbindung des Offizierkorps mit dem Geiste der Universität

Von Hauptmann a. D. Eduard Preuß, Ohlau

Die Frage, um die es sich hier handelt, tritt in ihrer vollen Bedeutung nur dann hervor, wenn sie in den Rahmen einer allgemeinen Betrachtung hineingestellt wird, — einer Betrachtung, die sowohl die zur Entscheidung drängenden Weltereignisse als auch die immer dringender werdende Lösung des sozialen Problems in die Perspektive rückt.

In letzterer Beziehung ist das Buch „Wenn ich der Kaiser wär'" von besonderem Interesse. Das Buch Frymanns ist sicher das ernste Werk eines ernsten Patrioten. Von einem universell umfassenden Standpunkte aus geschrieben, gibt es eine Fülle von Anregung und nicht nur zum kritischen Nachdenken, sondern auch zu einer ideenverknüpfenden Denkweise, die — anstatt sich in auseinandergehenden Einzelurteilen und Tagesforderungen zu erschöpfen — mittelst der Sammellinse synthetisch verbindender Ideen ein politisches Gedankensystem und Gesamturteil formt.

Aber einen Gedanken dieses Urteils vermag ich mir nicht anzueignen. Frymann sagt: „Der geistige Kampf den Massen gegenüber ist und bleibt ein Wahn" (Seite 42).

Was Frymann mit diesen Worten sagt, ist eine Überzeugung, das heißt eine Behauptung ohne Beweis, denn einen Beweis tritt er nicht an. Woher sollte er ihn auch nehmen? Es gibt keinen solchen Beweis und zwar aus dem einfachen Grunde, weil in deutschen Landen ein geistiger Kampf den Massen gegenüber noch gar nicht geführt worden ist.

Oder doch? —

Wenn man sich in Deutschland über eines nicht klar ist, so ist es darüber, was unter „geistigem Kampf den Massen gegenüber" zu verstehen ist.

Ein glänzender Redner hat einmal gesagt, er habe durch seine öffentlichen Reden die Sozialdemokratie geistig überwunden. Dieses Wort hat mich in Erstaunen gesetzt. Wie? Durch die Reden eines einzigen Mannes, selbst wenn sie noch so glänzend und schlag-

fertig waren, soll die Sozialdemokratie geistig überwunden sein? Welch ein Irrtum! Welche Vorstellung von dem Wesen der Macht, die 4 Millionen in ihrem Bann hält! Zur rein verstandesmäßigen Überwindung dieser Macht bedarf es der Reden, der Vorträge und systematischen Belehrung durch Zehntausende, die sich als geistige Führer in den Dienst einer planvollen Aufklärung stellen müßten.

Doch mit dem bloßen Reden, mit der rein verstandesmäßigen Arbeit ist erst das Allerwenigste getan! Mit bloßen Worten wird die Sozialdemokratie niemals überwunden werden, sondern nur dann, wenn die aufklärende Arbeit getragen und beseelt ist durch die Beteiligung des ganzen inneren Menschen, das heißt durch die Mitarbeit eines Tatwillens, der Opfer zu bringen weiß. Unter diesen Opfern sind nicht nur finanzielle, nicht nur materielle, sondern vor allem und in erster Linie Opfer des Geistes und der Seele zu verstehen, sind Dinge zu verstehen, die eine ganz andere und zehnmal höhere Opferfreudigkeit fordern, als alles materielle Geben verlangt. Vorurteile opfern, tief eingefleischte Vorurteile mit voller Entschiedenheit und im Gegensatz zum umgebenden Standesmilieu wegwerfen, sich geistig und sozial selbständig machen, ohne nach dem Munde der Leute und ihrem geringschätzigen Urteil zu fragen — solches Geben und Opfern fordert eine ganz andere Bereitschaft, als 10 Mk. oder je nach dem Vermögen 100 bis 10000 Mk. zu geben.

Dieser opferbereite Tatwille darf sich indessen nicht auf die geistigen Führer, nicht nur auf eine Minderheit beschränken, sondern muß im Herzen und im Bewußtsein sämtlicher und aller leben, die sich „gebildet" nennen. Da aber entstehen nun zwei schwerwiegende, hochbedeutsame Fragen:

Haben wir in den deutschen Landen Zehntausende, die so vorgebildet, so erzogen und geschult sind, daß sie sich als geistige Führer in den Dienst einer sozialen Aufklärung wirkungsvoll hineinzustellen vermögen? Ist die Mehrzahl der ungeheuren Menge von Lehrern für den geistigen Kampf den Massen gegenüber wahrhaft und im höchsten Sinne vorbereitet? Ist die sehr große Zahl der aktiven, der inaktiven und Reserve-Offiziere so vorbereitet, daß sie im Sinne des Idealismus, des Staatsbürgertums und des Verständnisses für die Volksseele wirken kann? Ist die nicht minder große Zahl der deutschen Arbeitgeber, der größeren Landwirte, der Fabrikbesitzer, Direktoren und Ingenieure geistig und seelisch so bestellt, daß sie eine parteilose, staatsmännische und von idealem Drang beseelte Aufklärung verbreiten können?

Und zweitens: haben wir in den deutschen Landen einen volkstümlichen Tatwillen bei allen oder auch nur bei der Mehrzahl derer, die sich „gebildet" nennen?

Die erste Frage kann nur mit einem glatten „Nein" beantwortet werden. Weder in der Lehrererziehung noch in der Offizierbildung noch in den Reihen der Arbeitgeber sind die Bedingungen erfüllt, die unbedingte Voraussetzung dafür sind, daß Zehntausende von geistigen Führern wirksam auf den Plan treten könnten.

Aber auch die Antwort auf die zweite Frage ergibt ein uneingeschränktes „Nein". Es fehlt uns Gebildeten zu dem in Rede stehenden Kampf an allen Enden: an geistiger Vorbildung ebensosehr wie an seelischen Kräften.

In seelischer Beziehung müssen wir unseren Bildungs- und Kastenstolz opfern, nicht minder unsere soziale Abhängigkeit von dem Munde der Leute, das heißt, unsere Abhängigkeit von dem konventionellen Vorurteil der sogenannten „gebildeten"

Massen, die alles knebeln, was groß, gesund und geradeaus gedacht ist. Wir müssen den Materialismus opfern, der unser Tun und Denken auf Schritt und Tritt bestimmt und uns jede Einganspforte zum Herzen des Volkes verschließt.

Zudem müssen wir geistig derart an Deck und derart vorgebildet sein, daß wir die Fragen, um die es sich handelt, auch völlig beherrschen.

Woher aber sollen wir diese opferbereiten Eigenschaften, diese geistige Bildung bekommen? Etwa durch die Diktatur der Technik und der Naturwissenschaften, die nicht nur das wirtschaftliche Gebiet fehlerhafterweise ganz allein beherrschen wollen, sondern auch die Schule und die Religion, die Lebens- und Weltanschauung, kurz das ganze innere und äußere Leben unumschränkt bestimmen und regieren wollen.

Ich möchte hier nicht falsch verstanden werden: wir ehren die Erfolge, die uns Technik und Naturwissenschaft gebracht haben und fortgesetzt weiter bringen; wir ehren die Arbeits- und Tatkraft der vergangenen Wirtschaftsperiode. Aber wir empfinden und erkennen mit voller Klarheit, daß wir in bezug auf Geisteswissenschaften und Religion, nicht minder in bezug auf Ethik und idealistische Weltanschauung sowie in bezug auf Staatsbewußtsein derart rückwärts sind, daß die Behauptung der errungenen materiellen Erfolge, die Behauptung der wirtschaftlichen und politischen Machtstellung in Frage gestellt ist.

Hiermit kommen wir auf das Gebiet der Weltereignisse. Das Ergebnis derselben ist, daß wir mit derselben Naturnotwendigkeit, mit der wir uns durch Krieg von der Fremdherrschaft befreit und uns durch Krieg aus der Zerrissenheit geeint haben, uns durch Krieg die erst halb erreichte Weltstellung und Weltgeltung erobern müssen.

Wie in der inneren Politik die Rüstung zum Kampf den Massen gegenüber auf dem Gebiet des Geistes und der Seele liegt, wie hier der Erfolg bedingt wird durch eine Wiedergeburt und Regeneration, die von innen heraus stattfinden muß, so liegt auch in der äußeren Politik die Rüstung zum Kampf den Weltereignissen gegenüber auf dem Gebiet des Idealismus, der hohen Lebensanschauung, der vertieften Religion und ihrer inneren Kräfte. Nur diese sind es, mit denen wir das Errungene behaupten und die zur Lebensexistenz notwendig gewordene Weltmacht erringen können.

Das mag vielen paradox erscheinen, nämlich denjenigen, die vom Standpunkt der Technik und Naturwissenschaft aus urteilen und infolgedessen der Meinung sind, daß die auf dem Schlachtfeld entscheidenden Kräfte lediglich realer und materieller Natur wären. Recht hat dieser Standpunkt nur insofern, als man heute nicht mit Vorderladern gegen Schnellfeuergewehre kämpfen kann, und insofern, als die Truppenzahl nicht unverhältnismäßig kleiner sein darf, als die des Gegners. Nun sind aber alle modernen Heere in bezug auf Zahl und technische Rüstungsmittel gleichwertig, dagegen unterscheiden sie sich in bezug auf die in ihnen investierten geistigen und seelischen Kräfte. Und dazu kommt der enorm wichtige Umstand, daß die sittlich-intellektuellen Momente die Hauptfaktoren des Sieges sind!! Über diesen Punkt herrscht nicht der geringste Zweifel. Der Geist des Feldherrn und die moralischen Eigenschaften der Truppe sind so hohe Werte, daß sie imstande sind, alles über den Haufen zu werfen, was die Zahlenexempel und das rechnende Kalkül des nackt verstandesmäßig rechnenden Heeresleiters glaubt herausrechnen zu dürfen.

Ein weiterer Irrtum des naturwissenschaftlichen Standpunktes ist der, daß man der Meinung ist, die geistigen Gaben des Feldherrn müßten lediglich auf die Beherrschung der strategischen Aufgaben eingestellt sein. Daß strategische Begabung einen Hauptfaktor bildet, ist selbstverständlich; daß sie aber allein nicht ausreicht, ist bei näherer Betrachtung ebenso selbstverständlich. Wie im Wirken des Staatsmannes die Kunst der psychologischen Behandlung eine große Rolle spielt, so auch im Wirken des Feldherrn. Die schwierigsten Aufgaben der Staatskunst hat Bismarck nur dadurch lösen können, daß er ein Meister war in der Verwertung der argumenta ad hominem (z. B. gegenüber König Ludwig II. in dem psychologischen Musterstück des im November 1870 von Versailles aus an den König geschriebenen Briefes über die Errichtung des deutschen Kaisertums*) und dadurch, daß er ein Meister war in der Erkenntnis der Empfindungen, von denen die französische und die deutsche Volksseele bewegt wird (z. B. gegenüber den deutschen Volksstämmen in der Frage, ob der Oberherr des Deutschen Reiches den Titel „Kaiser" oder „König" führen solle, wobei Bismarck hervorhebt, daß der Oberherr als „Kaiser" der Landsmann, als „König" dagegen der den Empfindungen der Volksstämme unbequeme Nachbar sein würde**). In bezug auf diese bayerischen Verhandlungen über die Kaiserfrage hat Bismarck gesagt: „Dabei konnte ich die Diplomatie nicht gebrauchen." So kann auch der Feldherr oft und gerade in den schwierigsten Lagen die Strategie nicht gebrauchen. Das lehren ebenfalls hochinteressante Beispiele der Weltgeschichte. Sehen wir uns solche an.

Hannibal war ebensosehr Psychologe und Menschenkenner und Volksseelenkenner wie Stratége. Mommsen sagt von ihm: „Den Charakter der Gegner studierte er mit beispielloser Sorgfalt.... Welche Macht er über Menschen besaß, beweist seine unvergleichliche Gewalt über sein buntgemischtes und vielsprachiges Heer, das in den schlimmsten Zeiten niemals gegen ihn gemeutert hat" (Römische Geschichte Bd. I, Seite 569. Sechste Auflage). Jeden Feldzugsplan entwarf Hannibal mit Berücksichtigung der Individualität des gegnerischen Feldherrn (Bd. I, S. 596). Und in derselben Weise verfuhr er unmittelbar vor der Schlacht in seinen Anordnungen und Erwägungen. Als er das Po-Tal nach dem Übergang über die Alpen erreicht hatte, stand ihm, da Scipio in einem Reitergefecht geschlagen und verwundet war, der Konsul Tiberius Sempronius gegenüber. „Hannibal kannte den Mann" (Bd. I, S. 588—591). Er reizte ihn unaufhörlich zum Kampf sowohl durch Plünderung der umliegenden Dörfer wie dadurch, daß er dem ruhmgierigen Römer den scheinbaren Sieg eines Reitergefechts ließ. Bald darauf kam es zur Schlacht an der Trebia, und die römische Niederlage gestattete dem genialen Karthager, den Aufstand im ganzen Keltenlande Norditaliens zu organisieren und sich dadurch einen keltischen Zuzug von 60000 Fußsoldaten und 4000 Reitern zu verschaffen. In gleicher Weise reizte Hannibal, als er die schwierigen Engpässe des Apennin und die sumpfigen Niederungen zwischen dem Serchio und dem Arno weitab vom Feinde durchschritten hatte, den durch Umschmeichelung der Volksgunst emporgekommenen Konsul Flaminius, der sich für ein militärisches Genie hielt und den beute-

*) v. Bismarck, „Gedanken und Erinnerungen", Bd. I, S. 353; Bd. II, S. 118.

**) v. Bismarck, „Gedanken und Erinnerungen", in dem an König Ludwig II. gerichteten Kaiserbrief, Bd. I, S. 353.

lustigen Volksscharen in seinem Lager reiche Beute versprochen hatte. Hannibal kannte auch diesen Mann. „Weit entfernt ihn anzugreifen, marschierte er an ihm vorbei und ließ durch die Kelten, die das Plündern gründlich verstanden, und durch die zahlreiche Reiterei die Landschaft ringsumher brandschatzen. Die Klagen und die Erbitterung der Menge, die sich mußten ausplündern lassen unter den Augen des Helden, der sie zu bereichern versprochen; das Bezeigen des Feindes, daß er ihm weder die Macht noch den Entschluß zutraue, vor der Ankunft seines Kollegen etwas zu unternehmen, mußten einen solchen Mann bestimmen, sein strategisches Genie zu entwickeln. ... Nie ist ein Plan vollständiger gelungen" (Bd. I, S. 593—595). Es kam zur römischen Niederlage am Trasimenischen See: ganz Etrurien und der Weg nach Rom standen dem genialen Karthager offen.

Hannibal aber war nicht nur Psychologe, sondern zugleich bedeutender Staatsmann, und sein grandioser Plan gegen Rom gründete sich in letzter Linie nicht auf militärische, sondern auf politische Erwägungen. „Aus dieser Einsicht flossen die beiden Grundgedanken, die Hannibals ganze Handlungsweise in Italien bestimmt haben: den Krieg mit stetem Wechsel des Operationsplans und des Schauplatzes (d. h. in unerwarteten plötzlichen Schlägen) zu führen, die Beendigung desselben aber nicht von militärischen Erfolgen, sondern von den politischen, von der allmählichen Lockerung und der endlichen Sprengung der italischen Eidgenossenschaft zu erwarten" (Bd. I, S. 591—592). Mit anderen Worten: Hannibal wußte, daß er Rom nur dadurch niederringen konnte, daß er das von Rom aufgerichtete zyklopische Mauerwerk der latinischen und griechischen Stadtkolonien in Mittel- und Unteritalien Stein um Stein politisch zertrümmerte. Als ihm dies nicht gelang und alle Hoffnung versunken war, fügte er sich, statt das Unmögliche starrsinnig zu verfolgen, mit unvergleichlichem Seelenadel in das Unvermeidliche. Nach der Schlacht bei Zama hatten Scipio und Hannibal über die Friedensbedingungen und über das Schicksal der Stadt Karthago zu entscheiden. Die „Verbissenheit" und der „Dorfschulzenverstand" der rachsüchtigen römischen Spießbürger wollten den Untergang und die Zerstörung der Stadt. „Scipio dachte anders, und wir haben keinen Grund und also kein Recht anzunehmen, daß in diesem Fall die gemeinen Motive den Römer bestimmten, und nicht die adligen und hochsinnigen, die auch in seinem Charakter lagen.... Es ist viel wahrscheinlicher, daß die beiden großen Feldherrn, bei denen jetzt auch die politische Entscheidung stand, den Frieden, wie er war, boten und annahmen, um dort der ungestümen Rachsucht der Sieger, hier der Hartnäckigkeit und dem Unverstand der Überwundenen gerechte und verständige Schranken zu setzen; der Seelenadel und die staatsmännische Begabung der hohen Gegner zeigt sich nicht minder in Hannibals großartiger Fügung in das Unvermeidliche, als in Scipios weisem Zurücktreten von dem Überflüssigen und Schmählichen des Sieges" (Bd. I, S. 658).

Hier haben wir an weltgeschichtlichen Beispielen den klaren und deutlichsten Beweis, daß der große Feldherr sehr viel mehr sein muß als bloßer Stratege: er muß zugleich Psychologe, Staatsmann und ein Mann von höchster Lebens- und Weltanschauung sein.

Über das eigentliche Thema brauche ich jetzt nicht mehr viel zu sagen; denn wir haben im Laufe der allgemeinen Betrachtung alle Prämissen des besonderen Falles behandelt und brauchen nur noch die Schlußfolgerung zu ziehen.

Wenn es richtig iſt, daß der geiſtige Kampf den Maſſen gegenüber nur durch ſeeliſche Regeneration und durch geiſtig hochſtehende Führer erfolgreich durchgeſetzt werden kann; wenn es richtig iſt, daß wir den Weltereigniſſen gegenüber in einen ſchweren Kampf gehen werden, in dem nur derjenige Feldherr beſtehen kann, der eine Kapazität mit univerſalem Können iſt: dann iſt es klar und offenbar, daß die jetzige Vorbildung der Generalſtabsoffiziere und die jetzige Vorbildung der Truppenoffiziere nicht nur nicht, ſondern ſogar bei weitem nicht genügt.

Denn einmal iſt die Kriegsakademie nicht mehr ein Inſtitut für Univerſal- ſondern für Spezialbildung; ſie legt ihr Hauptgewicht auf die Ausbildung in der Generalſtabstechnik; den umfaſſenden Charakter, den Scharnhorſt ſeiner auf philoſophiſcher Baſis begründeten „Allgemeinen Kriegsſchule“ gab, hat ſie verloren.

Zum andern gibt die Kriegsſchule den Fähnrichen nichts weiter als ein Kompendium der militäriſchen Elementarlehre; ſie iſt erſt recht ein Spezial-Inſtitut und ſchneidet den Faden der geiſteswiſſenſchaftlichen Fortbildung wie mit einem Meſſer ab.

Der Einſeitigkeit dieſer rein militärtechniſchen Bildung kann nur dadurch abgeholfen werden, daß ſowohl die Offiziere der Kriegsakademie wie auch die Truppenoffiziere (gleichgültig, ob ſie das Abiturientenexamen gemacht haben oder nicht) mit dem Geiſte der Univerſität in Verbindung gebracht werden, denn dieſer Geiſt iſt in ſeinem tiefſten Weſen der Geiſt des Idealismus, der Univerſalität und der ſeeliſchen Demut, die ſich bewußt iſt, daß menſchliches Können und Wiſſen der abſoluten Unbegreiflichkeit des Göttlichen gegenüber ein Nichts bedeutet. „Du gleichſt dem Geiſt, den du begreifſt, nicht mir!“

Die geiſtige und ſeeliſche Demut iſt der Urſprung und der Anfang aller Religioſität, der innerſte Keim des ſozialen Tatwillens und der Antrieb zu verantwortlicher geiſtiger Führerſchaft.

Dieſen Geiſt pflegen heißt nichts anderes, als den Geiſt der inneren Diſziplin pflegen, derjenigen Diſziplin, die den Kern und das Weſen alles einheitlichen militäriſchen und ſtaatlichen Zuſammenhanges bildet, während die äußere mechaniſche Diſziplin die zwar notwendige, aber nur äußere Form bedeutet.

Seien wir eingedenk des im höchſten Grade beherzigenswerten Wortes, das Frymann an einer Stelle ſeines Buches ſagt: „Sich der Erziehung der Erzieher widmen, das iſt eine Aufgabe des Schweißes der Edelſten wert.“

Nationale Jugendpflege

Von Dr. E. Clausnitzer, Kgl. Seminar-Direktor in Kiel

Als vor bald drei Jahren die Jugendpflege in ihrer jetzigen Form in das Leben gerufen wurde, glaubte man allgemein, sie fern von Parteibestrebungen politischer und religiöser Art gestalten zu können. Man hoffte in ihr ein Gebiet zu besitzen, auf dem sich alle Parteirichtungen zu gemeinsamer Arbeit zusammenfinden, auf dem namentlich die politischen Gegensätze schweigen würden. Denn eins der schlimmsten Gifte ist es, die Jugend mit parteipolitischer Nahrung versehen zu wollen. In religiöser Hinsicht haben sich diese Erwartungen im großen Ganzen erfüllt. Der Monismus ist, mit Ausnahme dort, wo er sich mit der Sozialdemokratie verbündet hat, nicht sonderlich hervorgetreten, und daß ein Teil der Jugendpflege konfessionellen Charakter trägt, wird nur jemand tadeln, dem die jahrzehntelange umfassende und erfolgreiche Jugendpflege der christlichen Kirchen unbekannt ist, oder der das Christentum ablehnt. Anders gestaltet sich jedoch die parteipolitische Färbung der Jugendpflege. Sorgfältig, mitunter geradezu ängstlich vermied man auf bürgerlicher Seite alles, was irgendwie nach Partei aussah oder als Gegensatz zu einer politischen Partei gedeutet werden konnte. Allerdings wurde schon häufig und in bestimmter Weise darauf hingewiesen, daß, wenn die Rede davon war, Parteigegensätze zu vermeiden, es sich hierbei nur um die staatserhaltenden Parteien handeln könne. Trotzdem ist noch vielfach den staatsfeindlichen Parteien, mit denen sich auch bei der Jugendpflege monistische Bestrebungen verbunden hatten, die Hand zu einem gemeinsamen Arbeitsfeld geboten worden, das einzig und allein der Jugend dienen sollte.

Der Gegner hat es anders gewollt! Er hat die ihm gebotene Hand des Friedens nicht nur bestimmt, sondern schroff und höhnisch abgewiesen. Zwar ließ sich nach Meinung der Sachkenner kaum etwas anderes erwarten, aber der Versuch einer Verständigung war richtig und unerläßlich. Die Gegner haben im Gegensatz zu der als bürgerlich bezeichneten Jugendpflege ausdrücklich eine proletarische Jugendpflege proklamiert. Sie wollen bewußterweise in proletarischem Geiste wirken und mit Hilfe einer solchen Jugendpflege sich einen unbedingt zuverlässigen Nachwuchs sichern und heranziehen. Nur mangelhafte Sachkenntnis oder bewußtes Nichtsehenwollen kann dies ableugnen!*) Was das aber heißt, die Jugendlichen im sozialdemokratisch-vaterlandsfeindlichen Sinn systematisch zu erziehen, ergibt eine einfache Berechnung, daß von den jährlich neu hinzukommenden 8—900000 Jugendlichen mindestens zwei Drittel durch ihre Beschäftigung in Fabriken, Werkstätten, beim Bau, beim Transport usw. sich gar nicht dem sozialdemokratischen Einflusse entziehen kann. Diese Tatsachen erbringen aber den zwingenden Beweis für die Notwendigkeit einer nationalen Jugendpflege, und auch staatlicherseits ist man dazu übergegangen, ausdrücklich von einer vaterländischen Jugendpflege zu sprechen, wie dies seit Jahresfrist die Erlasse des preußischen Unterrichtsministers tun.

Manchem wird es eigentümlich dünken, daß 1. die Notwendigkeit einer nationalen Jugendpflege erst erwiesen werden muß: denn eigentlich sollte der nationale Charakter doch

*) Man lese nur einmal regelmäßig die sozialdemokratische Zeitschrift „Arbeiter-Jugend", ferner die vom staatserhaltenden Standpunkt aus verfaßten Schriften: Ilgenstein, die Gedankenwelt der modernen Arbeiterjugend, 2,60 M.; Lütgen, die sozialdemokratische Jugendbewegung, 0,20 M.

selbstverständliche Voraussetzung sein. Noch eigentümlicher ist es, daß sie bisher nur von einem geringen Teil der Nation getragen und gefördert wird: in der Hauptsache geschieht es durch die so oft hilfsbereite Lehrerschaft, die Kirche, die Offiziere und die Mitglieder der Turnvereine! Darum müssen wir jetzt nicht bloß darauf eingehen, daß die nationale Jugendpflege die gesamte Jugend des deutschen Volkes umfassen und daß sie einen die nationalen Güter hochhaltenden und fördernden Inhalt haben soll, sondern auch, daß als Schutzherr die gesamte Nation dahinter steht.

2. Also die gesamte Jugend soll umfaßt werden! Ein Teil von ihr — 5 bis allerhöchstens 10 Proz. — tritt nach Beendigung der Schulpflicht noch nicht in das praktische Leben, sondern besucht Höhere Schulen, Erziehungsanstalten u. dgl. Da sie unter erziehlichem Einfluß stehen und die Jugendpflege ein viel zu junges Unternehmen ist, um gleich auf allen Gebieten mit ihrer Tätigkeit einsetzen zu können, so werden wir uns im allgemeinen mit ihnen — wenigstens vorläufig — nicht zu beschäftigen brauchen. Die Notwendigkeit indes, die Jugend der höheren Stände in die Jugendpflege einzugliedern und sie mit andern Volksschichten in enge Verbindung zu bringen, bleibt im nationalen Interesse bestehen. Nicht bloß die höheren Stände sollen die große Masse des Volkes kennen lernen, sondern mehr noch soll letztere sehen und es verstehen lernen, daß gerade in den höheren Ständen Kräfte wohnen, die für das Volkswohl unerläßliche Voraussetzung und unentbehrlich sind. Der überwiegende Teil der nachschulpflichtigen Jugend besucht dagegen die Fortbildungsschule. Ist sie überall, vor allem als Pflichtfortbildungsschule durchgeführt, so kann sie zu einem hervorragenden, wenn nicht zu dem entscheidenden Erziehungsfaktor werden. Wie sie als solche auszugestalten und auszunutzen ist, muß hier als zu weit führend, und da die Meinungen darüber nur teilweise geklärt sind, beiseite gelassen werden. Nur eins sei erwähnt, daß die vielfach, vielleicht zumeist herrschende Meinung, die Fortbildungsschule sei eine reine Berufs-, nicht eine Erziehungsanstalt, dann unhaltbar ist: man muß und kann auch beides miteinander verbinden. Jedoch, welche Schule auch in der Zeit nach dem 14. Lebensjahre besucht werde, — daß sie einen nationalen Charakter trage, ist selbstverständlich! Zwar meint man vielfach, ein solcher fehle dem humanistischen Gymnasium — es ist dies ein Irrtum! Gerade die Antike kann für eine deutsch-nationale Bildung sehr wohl ausgenutzt werden: welch reiches deutsches Geistesleben hat sich zur Zeit der Renaissance und des Klassizismus gerade auf der Antike aufgebaut. Am unverständlichsten ist es aber, wenn der nationale Charakter unserer Schule überhaupt abgelehnt wird, sei es — und dies ist gar nicht selten —, daß man sich förmlich seines Deutschtums schämt, sei es, daß man aus falscher Rücksichtnahme und Ängstlichkeit, jemandem zu nahe zu treten, das Vaterland gering achtet und zurücksetzt, sei es, daß man in international-sozialistischer Verbrüderung sein Ideal sucht. Man will eben nicht für unmodern gelten und vermeidet daher zuzugestehen oder gar zu betonen, daß man national denkt. Parteipolitik gehört nicht in die Schule, hört man oft, und diese Ansicht ist, wie wir schon andeuteten, auch nur zu billigen. Falsch ist es, wenn aber dadurch ausgeschlossen werden soll, daß die Schule einen nationalen Charakter trägt. Das Ausland kann uns in dieser Hinsicht nur vorbildlich sein, wo man oft besser als in Deutschland weiß, welche Kräfte im nationalen Gedanken schlummern.

Solange nun die Schule nach dem 14. Lebensjahre — vorläufig — nur einen geringen Teil der Jugendlichen in ihre Pflege nimmt, so wird der nationale Charakter der Jugend-

pflege darin bestehen, daß sie alle Stände, und was ja schon selbstverständlich ist, beide Geschlechter umfaßt. Das Hervortreten der Frau in den letzten zwei bis drei Jahrzehnten hat vielfach Bedenken erregt. Selbst die weiblichen Bildungsbestrebungen erfahren merkwürdigerweise noch heute Widerspruch, während — was allerdings nur den Fachleuten bekannt ist — ausgezeichnete, wenn auch in den landläufigen Lehrbüchern der Erziehung nicht immer genannte Pädagogen sich eingehend gerade über eine umfassende Bildung des weiblichen Geschlechtes nicht bloß aus individuellen, sondern auch aus sozialen Gründen geäußert haben. Daß sich aber die Jugendpflege auch mit dem weiblichen Geschlecht beschäftigt, ist aus nationalen Gründen nötig. Es sind körperlich tüchtige, von hoher sittlicher Gesinnung beseelte Mädchen zu bilden, die einem kräftigen Geschlecht das Leben geben können und es in Einfachheit, Pflichttreue und Vaterlandsliebe groß ziehen. Wer die sozialen Verhältnisse der unteren Stände kennt, und wer weiß, daß in den höheren Ständen der Mann durch amtliche und sich hieraus ergebende allgemeinsoziale Aufgaben in Ehrenämtern und gemeinnützigen Vereinigungen nur wenig sich der Familie und dem heranwachsenden Geschlecht widmen kann, — der weiß, welch ungeheure Verantwortung jetzt und in den kommenden Zeiten auf der Frau liegt. Ihr fällt ein wesentlicher Teil der Aufgabe zu, die der Jugendpflege überhaupt gestellt ist, nämlich ein körperlich, geistig und sittlich tüchtiges Geschlecht heranzuziehen, das fähig ist, der Väter Erbe nicht bloß zu erhalten, sondern zu fördern und weiterzuführen.

Damit kommen wir zu der Forderung zurück, daß die nationale Jugendpflege alle Stände umfassen soll und muß. Eine Reihe großer und teilweise bedenklicher Scheidelinien gehen durch unser deutsches Volk. Der zu einer mehr oder minder festen Einheit zusammengeschlossene Adel der Geburt, des Besitzes und des Geistes sondert sich unverkennbar von der großen Masse ab, und es ist eine entschiedene Notwendigkeit, daß ihr in ihm Führer gegeben sind, die bei richtiger Erfassung der Aufgabe nicht aus Selbstzweck, sondern für das Allgemeinwohl sich aufopfern. Diese Absonderung hat indes keine wesentliche und auch nur selten eine schädigende Wirkung. Weit klaffender, für die nächste Zeit so ziemlich unüberbrückbar und auf die Dauer zum schweren Verhängnis ist die Scheidung in eine bürgerliche und eine proletarische Gesellschaft. So sehr erstere immer wieder den Gegensatz zu mildern, verringern und ganz aufzuheben sucht, so sehr zerstört letztere unermüdlich und brutal alle Übergänge und Verbindungen. Aus einer ursprünglich für ihre soziale Hebung kämpfenden Interessengemeinschaft, welche das Proletariertum überwinden wollte, ist eine Genossenschaft mit dem Anspruch auf Macht entstanden, die mit einem für uns wenig verständlichem Stolz sich geflissentlich als Proletariat bezeichnet und ihre Anhänger zum Haß gegen die bürgerliche Gesellschaft aufreizt. Eine weitere Scheidung des deutschen Volkes ist die in die Bekenner des Christentums, in dessen Bekämpfer und endlich in die große Menge der religiös Gleichgültigen. Den letzten beiden Gruppen gegenüber bedeutet die Scheidung der christlichen Religion in Konfessionen nur recht wenig. Das gleiche dürfte auch hinsichtlich der Jugendpflege von den anderen Scheidelinien in unserem Volk gelten. Vaterland und Christentum sind für das deutsche Volkstum eng verbundene Begriffe. Darum kommt der nationale Gedanke der Jugendpflege auch hierin zum Ausdruck, daß das Bekenntnis zum Christentum oder wenigstens zu einer offenbarten Religion, sofern nicht ausdrücklich ausgesprochen, so doch stillschweigend anerkannte und selbstverständliche Voraussetzung ist.

Der Widerspruch gegen die christliche Religion dagegen ist mit Weltbürgertum, nationaler Gleichgültigkeit und internationaler Verbrüderung gegen das Vaterland meist recht eng verbunden. Deshalb möge die Jugendpflege die durch Stellungnahme zur Religion verursachte Scheidung im nationalen Interesse verringern und überwinden helfen. Damit soll aber nicht der Verwischung der konfessionellen Gegensätze das Wort geredet werden; hier wäre allerdings mehr das Einigende als das Trennende zu betonen. Die Kinder der höheren Stände einzugliedern, dürfte noch am wenigsten Schwierigkeiten machen. Haben die Eltern erst einmal die nationale Notwendigkeit der Jugendpflege erkannt, so wird der Entschluß nicht allzuschwer fallen, ihre Kinder mit denen des Volkes sich gemeinsam betätigen zu lassen. Voraussetzung ist allerdings, daß die Arbeiterjugend nicht so maßlos verhetzt ist, wie das leider jetzt häufig der Fall ist. Trotzdem bleibt die Eingliederung der Kinder höherer Stände dringend erforderlich. Nicht bloß wegen des gegenseitigen Kennenlernens und der daraus entsprechenden Wertschätzung, vielmehr haben die höheren Stände hierbei um des Vaterlandes willen geradezu eine Mission zu erfüllen gegenüber dem irregeleiteten Nachwuchs des — um den häßlichen Namen zu gebrauchen — Proletariates. Am schwierigsten wird es natürlich sein, gerade diesen für die Zwecke einer nationalen Jugendpflege zu bekommen.

Die vaterländische Jugendpflege will nicht, wie unsere Gegner so oft behaupten und wie unsere Freunde mitunter glauben, ein Hilfsmittel zur Bekämpfung der staatsfeindlichen Elemente sein. Sie will eine rein aufbauende Tätigkeit ausüben und der Jugend um deren selbst und des Vaterlandes willen dienen. Hierbei muß sie selbstverständlich alle Hindernisse beseitigen, darum naturgemäß auch die vom Gegner bereiteten Hemmnisse, — das alles aber nicht als Selbstzweck, sondern als Mittel zum Zweck, um freie Bahn zu haben: wir dämmen ja auch den Strom ein, der unser Besitztum bedroht! Unsere Arbeiterjugend kommt vorläufig nur in begrenzter Anzahl zu den Veranstaltungen der auf vaterländischem Boden stehenden Jugendpflege. Es wäre ein schlimmer Selbstbetrug und eine verhängnisvolle Selbstberuhigung, wollte man sich dies nicht zugeben und es verschweigen. Noch schlimmer wäre die Selbsttäuschung, würde man sich verhehlen, daß jene Jugend nicht bloß nicht kommt, sondern nicht kommen darf, da die sozialdemokratischen Parteiorganisationen dies in allen Orten verhindern. Hier kann es nicht erörtert werden, welch Terrorismus seitens der Staatsgegner ausgeübt wird. Unsere Jugendpfleger, namentlich in den Fabrikstädten, wissen aus eigenster Erfahrung, wie groß die Verhetzung der jugendlichen Elemente ist, die dann — mit Schmerz muß es festgestellt werden — durch allerhand kleinliche und häßliche Mittel die Veranstaltungen der vaterländischen Jugendpflege stören und hindern wollen, ja selbst vor Zügellosigkeiten und Roheiten ihr gegenüber nicht zurückschrecken! So wird die Heranziehung aller Volkskreise, vor allem der niederen, ein großes, man kann wohl ruhig sagen, das größte und schwierigste Problem der Jugendpflege. Hier läßt sich kein Universalmittel und keine Patentlösung geben, hier hängt alles von den Persönlichkeiten ab, die in den Dienst der Jugendpflege treten. Im Schul- und Erziehungswesen ist die Persönlichkeit von entscheidender Bedeutung, — die Jugendpflege steht und fällt mit ihr. Soll sie wirklich in Fluß kommen, so muß ein persönliches Verhältnis zwischen den Jugendlichen und ihren Pflegern geschaffen werden, — jene müssen sich an ihnen aufrichten und für sie durchs Feuer gehen. Von allen im Leben gebrachten Opfern sind die persönlichen sicherlich die größten und entsagungsvollsten. Darum wird die Arbeit von Person zu Person

zu einer nationalen Tat! Denn die abseits der Nation Stehenden für sie zu gewinnen und dauernd an sie zu ketten, gehört sicherlich zu den bedeutungsvollsten Leistungen der Gegenwart!

3. Die nationale Jugendpflege soll also die gesamte Nation umfassen; sie soll aber auch einen Inhalt haben, der die nationalen Güter hochhält und fördert. Wie das zu machen ist, kann hier als zu weit führend, nicht geschildert werden*). Auch ist noch vieles im Werden. Nur einiges sei angedeutet. Die körperliche Jugendpflege fördere das deutsche Turnen, aber nicht ausländischen Sport. Jahn rechnete das Spiel zum Turnen. So wollen auch wir es eifrig pflegen. Jedoch nicht einseitig und um einen Rekord zu schlagen, sondern um eine körperlich tüchtiges und schönes Geschlecht zu erziehen. Wir haben jetzt das Gemeinturnen, welches alle Zöglinge gleichmäßig bis zu einem, von jedem erreichbaren Ziele fördern will, und das seinen Zweck nicht in der Erreichung bestimmter Leistungen sieht, sondern diese Leistungen in den Dienst von Physiologie und Hygiene stellt. Wenn das von allen mit Ausnahme der Kranken und Gebrechlichen geleistet wird, so wollen wir doch auch die sogenannten Gipfelleistungen, d. h. die Erzielung außerordentlicher turnerischer Fertigkeiten, die unverdienterweise zum Teil bekämpft werden, bei denen fördern, die eine besondere Anlage dafür haben. Gerade im nationalen Sinne liegt eine möglichst vielseitige Betätigung des Körpers, die schließlich ein kriegstüchtiges Geschlecht erzeugt. Auch an dieser Stelle sei auf ein Wandgemälde in der Aula des Kgl. Gymnasiums zu Wurzen hingewiesen: „Mars leitet die Spiele der Jugend", — das gibt uns einen Fingerzeig, worin unser deutsches Turnen seine letzten Ziele zu suchen hat.

Eine körperliche Jugendpflege ohne sittliche Einwirkung ist aber undenkbar, ja geradezu gefährlich, wenn man eine wohl disziplinierte Garde erzogen hat, welche die sittlichen und nationalen Güter nicht zu schätzen weiß, und dann, wenn die Einflüsterungen, Entstellungen und Aufhetzungen der Gegner kommen, mit fliegenden Fahnen in deren Lager übergeht. Von allen sittlichen Gütern erscheint aber gegenwärtig die Eingliederung unserer wenig von Unterordnung wissen wollenden Jugend unter Staat und Gesellschaft und das Sichbeugen unter die in den Eltern und dem gereiften Alter, in der Religion und im monarchischen Staate gegebenen Autoritäten als das Notwendigste und Wichtigste, — alles Dinge, von denen das heutige Geschlecht großenteils nur wenig wissen will. Bei der geistigen Jugendpflege — geistige und sittliche Jugendpflege werden in der Praxis in eins zusammenlaufen — kommt es darauf an, das junge Geschlecht in unserer nationalen Geschichte und Literatur heimisch zu machen und mit Heimat und Volkstum aufs engste zu verbinden. Das Bewußtsein, daß es eine Ehre und ein Stolz ist, ein Deutscher zu sein, ist tief einzupflanzen. Hurrapatrioten wollen wir nicht erzeugen, aber solche, die stolz auf ihr Vaterland sind und ihr Deutschtum nicht um eines ausländischen Linsengerichtes verleugnen.

4. Wir hatten oben gesagt, daß die Heranziehung der Arbeiterjugend zu einer auf vaterländischem Grunde fußenden Jugendpflege wohl mit das schwierigste Problem bleibt. Ein zweites schwieriges Problem ist die als letztes noch zu besprechende Notwendigkeit, daß hinter der Jugendpflege die gesamte Nation als Schutzherr steht. Auch hier wäre eine verhängnisvolle Selbsttäuschung, es zu übersehen, daß — leider! — unsere Gebildeten, die

*) Näheres in „Jugendpflege-Arbeit 1. Teil: Der Kieler Jugendpflegerkursus 1912 in Vorträgen und Berichten". Verlag B. G. Teubner in Leipzig. Preis 2 M. Der 2. Teil, enthaltend den Kursus 1913, ist im Druck. In beiden Bänden finden sich auch zahlreiche Literaturangaben.

geistig und sozial Führer der Nation sein wollen und sollen, nur zum Teil das nötige Verständnis haben, um was es sich bei der Jugendpflege handelt. Man hält sie für eine der vielen Bestrebungen der Gegenwart, „die ja gewiß notwendig ist", — für die man aber „unmöglich sich immer interessieren kann". Man hält sie für eine Liebhaberei, der man sich, „da sie nun einmal Mode ist", nicht ganz „entziehen" kann, und der gegenüber man sich allenfalls mit einer Geldsumme „abfindet", mit der aber sich in Gedanken zu beschäftigen, oder sich für sie gar praktisch zu betätigen, man „bei den vielen andern Anforderungen" entschieden und höflich — letzteres auch nicht immer — ablehnt. Gern stimmt man auch gedankenlos in die von staats- und religionsfeindlicher Seite geflissentlich verbreiteten Behauptungen ein, die Jugendpflege habe sich als ein Fehlschlag erwiesen, — als ob man über den endgültigen Erfolg irgendeines Unternehmens, das noch in den Anfängen steht, naturgemäß die Kinderkrankheiten eines solchen durchmachen und vor allem viel Erfahrungen sammeln muß, ein abschließendes Urteil fällen könnte! Auch hört man wohl unverstanden und unüberlegt die Worte nachsprechen, die Jugendpflege sei ein unberechtigtes Eingreifen in das Elternhaus, — ja wenn dieses seine Pflicht tut und überhaupt tun könnte, dann brauchten wir allerdings keine Jugendpflege! Läßt man jedoch nicht locker, so stellt man gewöhnlich sehr bald eine staunenswerte Unwissenheit über Notwendigkeit und Ziel der Jugendpflege fest, — und keineswegs immer ist das Verlangen vorhanden, darüber unterrichtet zu werden. Weist man darauf hin, daß aufklärende Vorträge darüber stattgefunden haben, so kann man die naive Antwort erhalten, daß es doch niemand zugemutet werden könne, „wegen einer solchen Sache" eine Einladung zur Gesellschaft oder ein Vereinsvergnügen abzusagen, — das ginge doch zu weit! Ja, Gesellschaften oder sportliche Veranstaltungen oder Wohltätigkeitsbazare zu besuchen, wird man nicht versäumen, was würden sonst „die Leute" denken. Aber das Wort unseres HErrn und Meisters: „Mich jammert des Volkes", in die Praxis umzusetzen und in Gedanken den Fragen nachzugehen, ob und inwiefern nationale Güter auf dem Spiel stehen, dafür hat man keine Zeit. Wir wissen es sehr wohl, daß vielen Ernstdenkenden selbst für die Erholung nur ein Minimum von Zeit bleibt, — aber die meisten, welche angeblich keine Zeit haben, wollen sich bloß nicht in ihrer Behaglichkeit stören lassen. Dabei reden doch die am Anfang mitgeteilten Zahlen von den jährlich neu hinzukommenden Jugendlichen sowie die andern Zeichen der Zeit, wie Mangel an Autoritätsgefühl, an Pflichtbewußtsein und an Selbstzucht, weiter der Sinn für Äußerlichkeiten und hohle Amüsementslust, ferner Roheit und Unsittlichkeit, Rückgang der körperlichen Tüchtigkeit usw. eine warnende, deutliche Sprache. Auch das ist ein Zeichen der Zeit, daß vor 100 bis 150 Jahren die Vereine zur Pflege einer edlen Menschlichkeit und für Erziehung zu einer solchen eine führende Stelle einnahmen, während dies jetzt die sportlichen Vereinigungen tun. Und fast unbegreiflich erscheint uns heute die Begeisterung, welche die großen, der Erziehung dienenden Werke, wie Rousseaus „Emil", Basedows „Vorstellung an Menschenfreunde" und sein „Elementarwerk" und gar erst Pestalozzis „Lienhard und Gertrud" bei dem Adel der Geburt und des Geistes bis zu den Fürstenthronen hinauf auslösten, und wie die führenden Kreise der Nation wetteiferten, dies alles in die Praxis umzusetzen.

Wir haben ein gewiß wenig erfreuliches Bild gezeichnet. Es soll keine Anklage, sondern ein Spiegel der Selbsterkenntnis sein; denn wer helfen und heilen will, muß erst die Ursachen

des Übels erforschen. Wir leben in der Zeit der Arbeitsteilung. So ist es ausgeschlossen, daß sich jeder an der Jugendpflege mit eigener Person beteiligt. Dies wird aber ein wesentlicher Teil der nationalen Jugendpflege sein, daß jeder, ob Mann und Frau, sich mit Gedanken in sie vertieft und sich von ihrer Notwendigkeit überzeugt. Wenn dann das gesamte deutsche Volk als Schutzpatron mit seiner moralischen Autorität dahinter steht, dann haben wir erst eine nationale Jugendpflege! Nicht ist es unsere Ansicht, daß sie „von der öffentlichen Meinung getragen" wird. Denn die öffentliche Meinung erweist sich nur zu oft als ein künstliches Erzeugnis aus Zeitungsmache, Broschüren, sowie Reden in Vereinen und öffentlichen Versammlungen. Die nationale Jugendpflege muß eine Herzens- und Gewissenssache des deutschen Volkes werden und fortan zu den unveräußerlichen Gütern der nationalen Wohlfahrt und Gesittung gehören, von denen die Versailler Kaiserproklamation spricht. Vor 100 Jahren konnten nicht alle in den heiligen Krieg ziehen und haben auch daheim durch schwere und überschwere Opfer doch den Sieg mit erringen helfen, — und bei allen großen Werken behält das Wort des Apostels Paulus sein Recht, daß es mancherlei Gaben und mancherlei Ämter und mancherlei Kräfte gibt; aber nur einen Geist! Das gilt auch für die Jugendpflege! Noch einmal sei es gesagt: die nationale Jugendpflege vollendet sich erst, wenn das ganze deutsche Volk dahinter steht! Zwar nicht in Angriffsstellung, sondern in stiller und darum um so nachhaltigerer Friedensarbeit, — jedoch zum Kampfe bereit, wenn man ihm sein köstlichstes Besitztum rauben will — nämlich seine Jugend!

Ein freideutscher Jugendtag

Ein neuer Zusammenschluß ist geplant. Eine Anzahl von Verbänden hat sich zusammengetan, um im Oktober auf dem Hohen Meißner einen freideutschen Jugendtag abzuhalten. In dem Aufruf wird gesagt:

„. . . . Schon einmal in der deutschen Geschichte — als die Burschenschaft gegründet wurde — hat die deutsche Jugend am Anfang einer Bewegung gestanden. Und wieder geht heute durch sie ein starkes Ahnen, ein festes Wollen des Kommenden. Ihr Selbst frei zu entwickeln, um es dann dem Dienst der Allgemeinheit zu widmen, ist die höchste vaterländische Aufgabe der Jugend. Allem geschraubten und gezwungenen Wesen stellen wir Natürlichkeit, Wahrhaftigkeit, Echtheit, Geradheit gegenüber; aller Engherzigkeit das ernste, freie Gefühl der Verantwortlichkeit! Statt des Strebertums aufrechte Überzeugungstreue! Statt der Blasiertheit Jugendfreude und Empfänglichkeit; Ausbildung des Körpers und strenge Selbstzucht statt der Vergeudung der Jugendkraft!

Wir blicken auf die Jugend der verwandten germanischen Länder, auf die Skandinavier, auf England, selbst auf Amerika. Ohne die Eigenart vornehmlich unseres akademischen Lebens aufgeben zu wollen, sehen wir in manchen seiner Formen Enge und geschichtliche Überlebtheit. Vor allen Dingen hassen wir den unfruchtbaren Patriotismus, der nur in Worten und Gefühlen schwelgt, der sich — oft auf Kosten der historischen Wahrheit — rückwärts begeistert und nicht daran denkt, sich neue Ziele zu stecken. Alle, für die das „Vorwärts" unseres Blücher gilt, mögen uns die Hand reichen! Im Oktober, auf dem Hohen Meißner bei Bebra, wollen wir freideutsche Jugend uns verbrüdern zu gemeinsamer Arbeit! Heil deutsches Volk und Vaterland! Heil deutsche Jugend und Freiheit!"

Vieles, was hier gesagt ist, ist sicher aus echter erfreulicher jugendlicher Begeisterung geboren, dem man gern zustimmt. Dennoch können wir uns einer gewissen Sorge nicht erwehren. Die letzte Zeit hat uns mit erschreckender Deutlichkeit gezeigt, wie stille emsige Kräfte an der Umwertung aller vaterländischen Werte arbeiten. Was versteht man unter „Patriotismus, der nur in Worten und Gefühlen schwelgt?" Etwa den der deutschen Krieger, die Hauptmanns Spottspiel ablehnten?

Fast fürchten wir es. Es ist bei unseren Kulturseltierern ja Sitte geworden, über die Kriegervereine und ihren Geist die Achseln zu zucken. Wir wollen es aber bekennen: Es ist unser Glaube, daß in einem künftigen Kriege um unser Dasein — um nicht mehr und nicht minder wird er gehen — der Geist, der in den Kriegervereinen lebt, Wall und Wehr unseres Volkstums und damit unserer Kultur sein wird. Dann wird dieser Patriotismus zeigen, daß er tat- und todbereit ist. Dem Jugendtag auf dem Meißner wollen wir wünschen, daß auch er von diesem Geiste getragen wird, daß er das von seinen Vorbereitern angezogene „Vorwärts" Blüchers nicht im Sinne Hauptmanns auffaßt.

Was uns so vorsichtig stimmt? Es ist u. a. der Deutsche Vortruppbund beteiligt. Der „Vortrupp" läßt seine Kinderbeilage von Heinrich Scharrelmann herausgeben, von dem das im letzten Jahre viel angeführte Wort stammt: „Die Liebe zur engeren Heimat macht die Menschen unfrei . . . . Innerlich unfreie Menschen sind freilich auch äußerlich leichter zu regieren und zu knechten. . . . Wir Lehrer des Volkes aber haben zu tun, was in unseren Kräften steht, um die Unterschiede der Nationalität auszumerzen. Wir haben daher auch jeden Patriotismus zu bekämpfen, mag er eine Form annehmen, welche er will. Bewußte Erziehung zum Patriotismus aber bedeutet immer eine Unterminierung von Gesittung und Kultur im Volke, ist somit direkt unmoralisch. Jede patriotische Regung ist nämlich im tiefsten Kerne unmoralisch." Der „Vortrupp" nahm sich auch jüngst noch der demselben Herrn Scharrelmann nahestehenden Gruppe Hamburger Lehrer liebevoll an. Zu den am freideutschen Jugendtag beteiligten Verbänden gehört weiterhin der „Wandervogel e. V."*). Wir haben den Wandervögeln immer das herzlichste Wohlwollen entgegengebracht. Was durch diese Bewegung dem deutschen Volkstum genützt wurde, das muß hoch eingeschätzt werden. Sie wie die Fahrenden Gesellen des Deutschnationalen Handlungsgehilfenverbandes haben unendlich viel für die Neubelebung des deutschen Volksliedes getan. Nun stimmen wir dem Thüringischen Gaublatt des Wandervogels gern zu, wenn es sagt: „Wir stehen bei keiner politischen Partei im Dienst, wir sind eine eigene Partei, die Partei der Jugend." Wir müssen es aber bedauern, wenn Dr. Strecker-Bad Nauheim nach dem Bericht des Gaublatts für Hessen abweisend von politischen Tendenzen spricht, die im Jungdeutschlandbunde angeblich vertreten seien, und empfehlend auf die vorgebliche Kulturarbeit der sozialistischen Jugendpflege hinweist. Vaterländische Arbeit und politische (d. h. bei diesen Herren immer parteipolitische) Tendenz zusammenzuwerfen, ist ein Unrecht, gegen das wir uns scharf verwahren müssen.

Wir wollen dem Wandervogel seine Eigenart nicht beschnitten sehen; aber wir müssen fordern, daß er unbeirrbar auf vaterländischem Boden steht, daß er sich von Weltbürgertum, Friedens- und Sozialistenschwärmerei fernhält. Wir wollen, daß der Geist Jahns und Körners allezeit durch unsere deutsche Jugend, auch durch unsere Wandervögel, geht. Unser höchstes Gesetz ist die Erhaltung des Volkstums. Nur auf seiner Grundlage erscheint uns eine Kultur möglich. Viel Blut und Tränen, die in zwei Jahrtausenden vergossen wurden, haben uns gelehrt, daß unser Volkstum nicht bestehen kann, wenn nicht ein festes Staatsgefüge es schützt. Wir wollen nicht helfen, es zu lockern. Damit verleugneten wir Bismarcks Werk. Er aber ist der größte Lehrmeister der Deutschen.

Wir hoffen, daß der freideutsche Jugendtag auf dem Meißner allen anderen Wünschen entgegen diese Gedanken zu den seinen machen wird. In diesem Sinne, aber auch nur in diesem, wünschen wir ihm ein gutes Gelingen.

*

*) Es sind noch andere Bünde dabei. Aber es fehlen die „Fahrenden Gesellen" und der „Vaterländische Jugendwanderbund". Warum? Hat man sie geladen?

Ein deutsches Volksfest

Dunkel ragen die Kiefern in die schlummernden Lüfte hinein. Über die blaue Bahn wandern weiße Glanzwolken wie in seliger Ruhe dahin. Selbe Lichtfluten gleiten hinab, hinein in die dunkle Stille des märkischen Waldes.

Da schwingt sich wie aus nächster Nähe ein Tönen zu mir herüber. Verwundert steige ich hügelan. Ein heiliges Danklied dem deutschen Walde!

Behutsam trete ich vor. Männer und Frauen sehe ich, festlich gekleidet, aber vor allem Kinder, Knaben und Mädchen: Wandervögel, Turner und die Schar der ganz Kleinen, denen die Augen glänzen im seligen Staunenkönnen.

Und nun erfahre ich, was diese wollen im deutschen Walde; denn es spricht jemand zu ihnen.

Ein Jubellied der Heimatliebe ist es, was ich da höre — —

Auf dem Markgrafenberge stehen wir, dem Berge der Askanier, die den Rathenowern so huldreich gesinnt gewesen. Ein Fest der Dankbarkeit feiern diese: ein Volksfest und Kinderfest drinnen im Walde, nach altem, geheiligtem Brauch.

Da muß ich jäh denken an die Volksmassenfeste unserer Tage. Motorengeknatter, Karussellgerassel, grellbunter Flittertram, fliegende Wursthändler, darüber hinausgegossen eine sinnverwirrende Flut von Flimmerlichttönen, kreischende quiekende, brummende Tanz- und Operettenschlager, fürwahr — ein Bild, wie es das deutsche Gemüt abweist und gern vergißt.

Dies aber ist ein Volksfest. Geboren ist es aus dem Geist des Heimatsinnes, der geschichtlichen Erinnerungen. Ein Fest des stillen Gedenkens, ein Waldfest zugleich der sonnigen Kinderfreude. Was keinem Volksmassenfeste der heutigen Tage gelingt, das quillt hier deutsch und tief aus allen Herzen ans Licht: die sittliche Uridee dieses frohen Beisammenseins, ohne Rücksicht auf Rang und Stand, dieses Sichgeben aus der Fülle deutscher Gemütswerte heraus.

Drunten am Forsthaus harrt schon der bändergeschmückte Maibaum der Kleinen. Blumen an dem Wagen, Blumen auf den Hüten, so ziehen wir dahin, von Volks- und Wanderliedern umbraust.

Die Kinder ordnen sich fröhlich zum Spiel, ja, selbst die Großen werden den Kindern gleich. —

Dort tanzt schon ein Paar über den grünen Plan.

So sah ich das Waldemarfest, da ich wandern ging im Walde bei Rathenow: Ein Volksfest im deutschen Sinne, eine Stunde des Besinnens in der Hast des Lebens.

Möchten sich Männer finden, die es verstehen, unsere deutschen Volksfeste wieder so aufzubauen, wie es hier geschah. Thomas Westerich.

*

Was ist uns die Heimat?

Von Wilhelm Kotzde

Was ist das um die Heimat, daß wir von ihr reden, wie wenn wir von der Mutter reden? Daß wir auf sie stolz sind, wie wir stolz sind auf des Vaters Namen? Alles Altvertraute, alles Heimelige, alles Verschwiegene und Stille, das wir im Herzen tragen, hat es nicht die Heimat tief in uns gesenkt? Alle Tief- und Hochgedanken, die in uns wirken und schaffen, daß wir an unserm Teil eingreifen in unseres Volkes Geschicke, der eine im stillen, engen Kreise, am häuslichen Tisch und Herd, der andere weithinwirkend vor aller Welt, wurzeln diese Gedanken nicht im Heimatboden? O doch, alles, was wir haben, was wir mit unserm Sinn und Sein umgreifen — es ist nicht wahr und echt und tief, wenn ihm der Heimatboden nicht seine Kraft gegeben, wenn die Heimatstürme es nicht gehärtet und gestählt, wenn nicht der Heimatodem seinen Duft und Schleier darum gewebt.

Früh an unseres Lebens Schwelle, da der erste Strahl des Lichtes in unser Auge fiel, da ein Mutterauge glücksuchend und sinnend in das unsere sah, war es nicht alles Heimat um uns her? Als das erste Vogellied unser Ohr traf, dämmerhaft, traumweit her, ein unverstandener Klang, der Zukunft vergessen und unbewußt, und doch für alle Lebenszeit in den Tiefen der Seele ruhend, war es nicht Heimatklang? Und als an der Mutter Brust mit der Mutter Atem der erste Blumenduft uns umschmeichelte, war es nicht der Heimat Duft? Wie lind und weich ging das alles doch in uns ein! Da ward die Heimat uns vertraut, daß wir mit ihr wie mit einem Gespielen waren.

Und als uns das Bewußtsein kam der Dinge um uns her, als wir das erste leuchtende Blümlein pflückten und der Mutter entgegentrugen, als wir den bunten Falter haschten, der um die Blumen auf der Heide taumelte, als wir dem singenden Summen der Bienen in der blühenden Linde lauschten, als der Vater uns einen verschwiegenen, heimlichen, scheuen Blick in das Vogelnest im Busch tun ließ, wieder war es Heimatfreude, Heimatlust, die in unser Herz fiel — sollten wir unsern Gespielen nicht lieb gewinnen, sollten wir ihm, dem treuen, nicht vertraut werden als einem guten Gesellen?

Dann fingen wir an, das Geschehen um uns zu begreifen. Da sang die Mutter uns die alten, sturmverwehten Lieder, deren Sinn wir noch kaum verstanden.

Es stand eine Linde im tiefen Tal,
War oben breit und unten schmal —
Darunter zwei Feinsliebchen saßen,
Die vor Freude ihr Leid vergaßen.

Oder:

Ich stand auf hohem Berge,
Sah hinunter ins tiefe Tal,
Ein Schifflein sah ich schwimmen,
Darin drei Grafen war'n.

Und wir eilten, die Linde im Tal zu suchen, und sahen mit stillen Schauern die Bank am Baum,

darauf dereinst die Feinsliebchen saßen. Da sahen wir in Traumgedanken den stolzen, sonnverbrannten Reiter wiederkommen auf stattlichem Roß und der treuen Maid, die sieben Jahr geharrt, das Ringlein reichen; wir wanderten — ach, wie war das Nächste weit und fern und märchenhaft fremd, und es wollte alles erschaut, erspäht, begriffen sein — wir wanderten zum Hügel am Fluß und standen oben und sahen auf die heimatliche Havel, deren Wasser still und lautlos flossen, wohin? ach weit, wie weit! So weit, daß keine Heimat dort mehr war, und es kam ein Ahnen von der Fremde in unsern Sinn. Da sahen wir das Schifflein schwimmen, und war auch nur der Fischer drin mit seinen Knechten, es war doch alles so märchenhaft, so schön und fremd und doch vertraut — ganz gewiß, wir sahen die drei Grafen und den Jüngsten darunter, welcher der Maid den kühlen Wein im Glase reichte.

Welche Wunder wirkte die Mutter doch mit ihren Liedern!

Und wenn in der Schummeringe die Immerfleißige ein Viertelstündchen von der Arbeit ruhte, dann erzählte sie den aufhorchenden Kindern Märchen. Ach, die alten, liebvertrauten Märchen, die wir hundertmal gehört und immer wieder hören wollten. Das machte der süße Mutterlaut, in dem die Märchen an unser Ohr klangen. Und wenn Hänsel und Gretel in den Wald gingen, wo verborgen das angstumwobene Hexenhaus stand, dann war das unser Heimatwald, an dessen Rand der Holunder duftend blühte, aus dem heraus die wilden Tauben gurrten und ruckuhten, in dem die lustigen Meislein von Stamm zu Stamm schwirrten. Und Dornröschen gar — hatten wir auf dem Friedhof im Dorf, auf dem die Großeltern von ihrem arbeitsreichen, sorgenvollen Leben ausruhten, nicht den großen Rosenstrauch mit tausend gelben Blüten, glühenden Sonnen gleich, der undurchdringlich die Gräber deckte? Wer weiß, welch nie geschautes Wunder er verhüllte! Und wie Schneewittchen in all ihrer Schönheit im gläsernen Sarg auf dem Berge lag, und da kamen zuerst eine Eule, dann ein Rabe und zuletzt ein Täubchen und hielten die Wacht bei der Lieblichen — mochte das alles nicht drüben auf dem langen Berge sein, der über die Heimatwiesen weit herüber sah und unsere Kinderfüße konnten ihn nicht erreichen, auch fürchteten wir die Roggenmuhme, wenn wir uns verirrten. Da stand hoch über allen Bäumen der Heide ein schlanker Kiefernbaum, hatten wir nicht erzählen hören, daß es noch einen Uhu da gäbe? Und Raben und Tauben waren gewiß auch auf jenem Berge!

Ach, es war ja alles Heimatwelt in den Märchen, die die Mutter erzählte! Und wenn sie dann das Bettchen über uns deckte, das war so wohlig und warm — Mutter und Heimat, sie waren ganz dicht beisammen in unseren Herzen!

Dann weitete sich der Geist und umfaßte die Räume der Zeit samt den Menschen, die darin gewirkt. Da ward die Heimat vor unseren Herzen und Augen immer reicher. Wir hörten, wie in grauer Vorzeit Markgraf Iron im Walslangwalde den Wisent jagte, gefolgt von seinem treuen Knechte Nordian, derweil seine getreue Frau Isolde mit Schmerzen seiner auf der Brandenburg harrte. Wir hörten, wie König Salman von Frankenland heranzog und nach grimmem Kampf den Grafen Iron in Bande schlug. Da trug Isolde alles zusammen, was sie an Schätzen und Kleinodien besaß und schatzte ihre Mannen überall im Lande Brandenburg, und so reich an Gold und Edelsteinen war das Land, daß sie einen ganzen Wagen damit füllte. Mit den Schätzen zog sie gen Frankenland, den gefangenen Gemahl zu lösen. Doch nicht die Schätze vermochten, was einer edlen Frau Bitten gelang. Der Franken Königin rührte die fraulliche Treue und Liebe Isoldens, daß sie den Gatten bat und er den Grafen Iron ohne Lösegeld aus dem Turm befreite und neben sich auf dem Hochsitz sitzen hieß. Das klang uns herüber aus der Urväter Zeiten, die Stimme ihres Blutes klang in uns wieder, wir wußten, das waren unserer Heimat Menschen. hochgemute Recken und Frauen voll Liebe und Treue, Wie reich, ach, wie reich war unsre Heimat doch!

Und dann hörten wir, wie wendisches Volk in unsere vom germanischen Blut fast leer gewordene Heimat zog. Wie der deutsche König, Heinrich I., über das Wintereis fort die Brandenburg stürmte, wie allen voran das Banner des heiligen Michael flatterte, wie dereinst wohl Thyr, der Kriegsgott, den germanischen Scharen voranzog. Wie Markgraf Gero gewaltig und rauh im Lande schaltete. In unserer Heimat begannen deutsche Geschicke sich zu erfüllen! Wie waren die Helden hoch und hehr, die hier um unseres Volkes Zukunft kämpften!

Da ritt Albrecht der Bär als Sieger in die Brandenburg ein, und Jaxko floh mit seinen Getreuen durch die Sümpfe des Havellandes. Wir hörten im Traum das Klingen der Schilde, das Sausen der Schwerter auf der Heide von Glienicke.

Und dann: „Hilf, Gott und Jesus Christus!“ Das kam aus angstgequälter Heidenbrust, als die Wasser der Havel dort bei Schildhorn über Roß und Reiter zusammenschlagen wollten. Und Gott half, und Jaxko ward ein Christ.

Da sahen wir Bauern ins Land ziehen, und in die Städte kam ein werktätiges Geschlecht, drüben von jenseits der Elbe. Ein hochgewachsenes, blondes Geschlecht, die Söhne jener, die dereinst vor der Wendenzeit ein Jahrtausend unsere Heimat bewohnt, kein Barbaren- und Hordenvolk, wie die Törichten uns glauben machen wollen, ein Volk von hoher Gesittung, voll tiefer sittlicher und religiöser Kräfte, voll geheimen Wissens von der Welten Gang, die Schöpfer herrlicher Werke der Kunst, die Schöpfer der Musik. Und die Enkel jener Germanenstämme, die Väter Land in Besitz nahmen, das sind unsere Väter, die ihr Werk in unsere Hand legten.

Es war ein glückgesegnetes Geschlecht, das die Geschicke unserer Heimat lenkte, stolz, treu, tapfer, hochgemut und sieggekrönt. Das hohe, herrliche Brüderpaar Johann I. und Otto III., der Sänger und Streiter Otto IV. und ihm zur Seite Heilwig, sein edles Gemahl. Wie oft mögen sie von diesem Berg gezogen sein, den edlen Falken auf der Faust. Wie oft mögen sie drunten in Luch und Heide den Falken jauchzend in die Lüfte haben hinauffahren lassen, daß er den silberschimmernden Reiher stoße?

Uns aber kommt ein lichter Mai,
Der macht so manches Herze froh,
Er bringt der Blumen mancherlei —
Wer sah je schönre Blüte wohl?
Der Vöglein Stimm klingt mannigfalt,
In dichtem Laube steht der Wald,
Des wird manch traurig Herze froh!

So sang Markgraf Otto vom Frühling.

O Heimat, wie sind deine Erinnerungen so voll Traum und Schönheit!

Schon aber legten sich dunkle Schatten auf das Geschlecht der Askanier. Die Sage — oder ist es wirklich so geschehen? — meldet, daß sie auf diesem Berge sich versammelten zu einem Familientag und daß sie klagten, das Land könne sie nicht mehr ernähren, ihrer wurden so viele. Da begannen alsbald die Totenglocken zu läuten, und einer nach dem andern sank ins Grab, derweil doch noch goldschimmerndes Haar ihre Schläfen umfloß. Noch aber stand Waldemar in Jugendkraft da, und mit Vertrauen durften die Märker auf seine Heldengestalt blicken. Treu hielten die Bürger zu ihm, als er auf der Heide zu Gransee gegen übermächtige Feinde rang. Zu den treuesten gehörten die Bürger von Rathenow. Da gab ihnen Waldemar den großen Wald, dessen Besitzes wir uns heute noch erfreuen. Am 18. Juni 1319 wurde die Urkunde zu Tangermünde ausgestellt. Noch nicht zwei Monate später, am 14. August desselben Jahres, sank Waldemar ins Grab. Mit ihm erloschen alle Träume und Hoffnungen des märkischen Volkes.

Es begannen hundert Jahre der Trauer.

Aus Schutt und Brand, durch Bauernklage und Bürgerschrei taucht das Bild der Quitzen vor uns auf. Das war ein hartes Märkergeschlecht. Tapfer und stolz, sich selbst genug, ganz Märkerart — doch es war kein Askanierſinn, der sie lenkte, der edlen Fluges sie zur Sonne führte. Deutscher Hochgedanke, er war ihnen fremd. Und doch, es war Heldentum in ihnen, und dachten sie auch nur sich, sie waren fremd dem Krämergeist. Auch sie sind unserer Heimat Menschen. Und finden wir nicht die Wege, die sie geritten, die Felder, da sie gestritten? Stehen nicht heut noch die Hügel, da ihre Burgen gestanden?

Und dann versinkt das alles im Nebel vor uns, der aus dem Luch heraufsteigt, fernher aus den weißen Schwaden hören wir wieder Schwertesklang und der Schilde hartes Stoßen. Wieder kam ein neuer Fürst über die Elbe geritten, der Zucht und Ordnung und Sitte brachte: Friedrich von Zollern. Hier auf unserem Heimatboden vollzog sich Deutschlands Geschick, als Dietrich von Quitzow landflüchtig in die Fremde irrte, als Hans von Quitzow sich vor einem Helden beugte, der doch höheren Sinnes war denn er. Als Friedrich von Zollern in Brandenburg einritt, da spann die Norne den ersten Faden zu des neuen Reiches Herrlichkeit. Wie hörten wir das als Kinder staunend und waren voll davon!

O Heimat, wie bist du reich und groß und schön!

Das war als heiße, lodernde Liebe in uns in jungen Jahren. Das ist bei uns in reifen Frauen- und Mannesjahren, und es soll bei uns bleiben bis in unsere letzte Stunde. Denn es ist ein kostbarer Schatz. Es ist das Edelste, das wir in uns tragen.

Für die Schriftleitung verantwortlich: Gerhard Krügel, Berlin SW. 61, Schleiermacherstr. 12. — Verlag: Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung Theodor Weicher in Leipzig. — Druck von Oscar Brandstetter, Leipzig.

Deutscher Volkswart

1. Jahrgang | Heft 2 | November 1913

Die Einkreisung der Deutschen

Von K. F. Wolff, Bozen

„Solange es noch echte Germanen gibt,
können und wollen wir hoffen."
H. St. Chamberlain.

Bei keiner anderen Rasse ist die Stimme des Blutes so schwach wie bei der nordeuropäischen. Die natürlichen Triebe des Gemeinbürgschaftsinnes und der Absonderung gegenüber fremden Menschen treten bei der nordeuropäischen Rasse vollkommen zurück. Daraus ergeben sich große Vorzüge und große Nachteile. Diese Rasse hat seit ältester Zeit gleichsam auf großem Fuße gelebt; fast möchte man meinen, sie müsse in ihrem Unterbewußtsein von dem Gefühle beseelt sein, daß ihr trotz allem und jedem doch der erste Platz inmitten der Menschheit und die Herrschaft über die Erde unweigerlich zukomme. Darum ist sie sorglos in breiten Wellen hinausgezogen bis zu den fernsten Enden der Länder und hat ihr Blut in Hülle und Fülle verstreut und verschwendet, hat tiefer stehende Rassen aufgefrischt und aufgehöht und sich selbst die gefährlichsten Feinde gezeugt. Sie hat ihre besten Söhne an der Spitze fremder Menschen widereinander wüten lassen, sei es in politischen, sei es in Religionskriegen. Sie hat mit vollen Händen ihr Ureigenstes hingegeben und die Menschheit vorwärtsgebracht, dabei aber in beispielloser Selbstentäußerung jedem Fremdvolke vorgeredet, daß es alles das aus Eigenem geleistet habe. Die nordeuropäischen Herren und Kulturboten sind blindlings hinabgetaucht und versunken in das Blut der Fremdrassen, haben sich darin aufgelöst und haben sterbend ihren überlebenden Hörigen noch die gierig aufgegriffene Lehre beigebracht, daß es nichts Hassenswerteres, nichts Kulturfremderes, nichts Barbarischeres gebe, als die nordeuropäische Rasse. Denn diese Rasse ist großzügig, sie nimmt niemals, sie gibt nur; sie hat keine Blutscheu, sie wirft sich weg an die Fremden und verteidigt mit förmlicher Wollust deren verlorene Sache gegen die eigenen Brüder. Im Namen der Gerechtigkeit bestellt und umhegt sie den Acker der anderen und ist gegen niemanden so streng wie gegen die eigenen Brüder, wenn diese einen Platz an der Sonne suchen. Und wo immer Gewalten aufeinander prallen, steht sie in der vordersten Reihe und vertilgt ihr eigenes

Blut. So opfert und verschwendet sie sich seit Jahrtausenden und gibt noch immer mit vollen Händen in dem unbewußten, aber sichern Gefühle ihres unerschöpflichen Reichtums!

Da geschieht es nun aber von Zeit zu Zeit, daß die so reich bedachten Fremdvölker, in ihrer Habsucht und ihrem Eigennutz immer mehr aufgestachelt, dem arglosen Spender schließlich über den Kopf zu wachsen drohen, ja, ihn völlig von Gottes Erdboden vertilgen möchten. Dann rafft sich die nordeuropäische Rasse aus ihren Träumen urplötzlich auf, ihr Herrenbewußtsein, Herrenstolz und Herrentrotz werden wieder rege, und mit zermalmenden Schlägen zersprengt sie den Ring ihrer Feinde.

Dieser Vorgang, der durch irgendein großes Entwicklungsgesetz der Menschheit, ja, vielleicht des ganzen Lebens auf der Erde bedingt wird[1]), hat sich unseres Wissens schon zweimal unter den gewaltigsten Erschütterungen abgespielt: einmal im zweiten vorchristlichen Jahrtausend, als die nordischen Indogermanen Südeuropa eroberten und dort die Sprachen durchsetzten, die noch heute gesprochen werden, das Griechische und Lateinische, bzw. Neugriechische und Romanische, — das zweitemal, als unersättliche römische Ländergier auch Germanien verschlingen wollte; die späten Enkel der 2000 Jahre vorher aus Mitteleuropa ausgewanderten Lateiner kehrten an der Spitze fremder Horden zurück, um ihren in der Heimat verbliebenen Brüdern das letzte Erbe zu entreißen; aber wie eine stählerne Schneide wohl Holz und Eisenblech, jedoch nimmermehr einen stählernen Block anzuschneiden vermag, so konnte auch Rom alle Länder verschlingen, nur nicht Germanien, aus dem sein eigener Kern hervorgegangen. Und das stolze Weltreich sank in Trümmer vor den mit ungeheurer Wucht aus der Verteidigung zum Angriff übergehenden Germanen.

Und wieder wurde das nordische Blut nach allen Seiten hin verschwendet: aus Goten und Langobarden wurden Italiener, aus Franken Franzosen und aus Warägern wurden Russen; sie alle gaben den Fremdvölkern neue Führer und Erfinder, beseelten sie mit neuer Kraft und neuem Leben und bestärkten sie in ihrem Haß wider das Germanentum; denn die unausrottbare Sonderbündelei der germanischen Stämme artet unverzüglich in allgemeinen Germanenhaß aus, sobald sich ein Germanenstamm fremdem Volkstum hingeopfert hat. Er vertritt die Belange der Fremden mit mehr Unternehmungslust, mehr Begeisterung und mehr Tatkraft, als die Fremden selbst es jemals tun könnten. Er drückt ihnen die Waffen in die Hand und lehrt sie alles das tun, was der germanischen Sache schadet. Wie einst Armin und Marbod in brudermörderischem Kampfe gegeneinander wüteten, anstatt gemeinsam die Römer zu schlagen, und wie germanische Männer zu Zehntausenden sogar den römischen Adlern folgten, so sehen wir immer wieder das traurige Schauspiel dieser Blutverschwendung der Nordeuropäer.

Dadurch gefördert machen die Fremdvölker von allen Seiten Fortschritte. Früher geschah das zusammenhanglos, ohne jede Ordnung und Planmäßigkeit: die Ausläufer der mittelländischen Rasse drückten von Süden und Westen, die Armenoiden von Kleinasien her, die Mongolen und Halbmongolen von Osten auf die Mitte von Europa. Eine Zeit furchtbarer Bedrängnis muß der indogermanischen Ausbreitung vorangegangen sein: bis in das tirolische Pustertal hinein, ja, am Südrande der Alpen entlang bis in die Hochtäler Piemonts erstrecken sich die Spuren der Mongoloiden, — im Spreewalde finden sich heute noch Menschen mit ausgesprochen mandschurischen Gesichtern, — bis nach Schottland und

[1]) Vergl. Prof. Dr. Simroth: „Die Pendulationstheorie".

Dänemark reichen die äußersten Ausläufer jenes kleinwüchsigen, schwarzhaarigen, mittelländischen Menschenschlages, der jetzt erst in Mittelfrankreich einen namhaften Bevölkerungsanteil ausmacht. Wie fressend Feuer müssen sich in jenen verschollenen Jahrtausenden die fremden Rassen von allen Seiten nach Mitteleuropa hineingeschlängelt haben — dann aber zerstoben sie rundum vor dem Donnerschlage des nordischen Zornes, als ob Thors Hammer sie getroffen hätte.

Das sind keine Träumereien, sondern klare Ergebnisse der neueren Forschung. Nicht nur die Sprachwissenschaft hat diese Vorgänge ermittelt, auch die Rassenkunde hat sie unzweifelhaft festgestellt. Der verdienstvolle Vorgeschichtsforscher Hofrat Dr. Schliz kommt in seiner lichtvollen Arbeit über die vorgeschichtlichen Schädeltypen der deutschen Länder zu folgendem Ergebnisse: „Am Schluß der jüngeren Steinzeit (etwa um 2000 vor Christo) sind die nordischen Stämme überall nach Süden und Osten herabgerückt, die bandkeramische Siedelungsbewegung flutet nach Osten zurück, die mitteldeutsche Schnurkeramik finden wir bis an die Seen der Westschweiz vorgedrungen, und Böhmen, Mähren und Niederösterreich verraten bereits eine schon Zeichen von Völkermischung aufweisende Bevölkerung aus dem Urstamme der (nordischen) Megalith-Rasse" (Archiv für Anthropologie, Jahrgang 1909).

Die hier genannte Megalithrasse, die Erbauerin der megalithischen (das heißt großen, steinernen) Denkmäler, bewohnte vor ihrer Ausbreitung das norddeutsche Tiefland, wo sie die sog. Schnurkeramik entwickelte. In diese Gebiete zogen später von Skandinavien die Germanen ein, und nun wiederholte sich im vollen Licht der Geschichte derselbe Vorgang: die Südvölker drängten heran, schon war das Land zwischen Rhein und Weser römische Provinz, schon streiften römische Heere bis an die Elbe — doch da erfolgte der Rückschlag, und nach mehrhundertjährigen Kämpfen stand alles Land bis zur libyschen Wüste unter germanischer Herrschaft!

Heute hängt die Welt zusammen; was ehedem jeder Stamm und jeder Schwarm, plan- und regellos, nur dunklen Trieben folgend, auf eigene Faust zu tun gezwungen war, das vollzieht sich heute vor aller Öffentlichkeit nach wohldurchdachten Plänen — Mitteleuropa wird eingekreist! Eigentlich ist sich von den Teilnehmern keiner ganz klar dessen bewußt, was für letzte Gründe ihn leiten; aber in der ganzen Welt zeigt sich das unverhohlene Bestreben, überall, wo etwas zu entscheiden oder gar etwas aufzuteilen ist, die beiden Zentralmächte auszuschließen. In erster Linie gilt diese Feindseligkeit dem Deutschen Reiche; Österreich wird nur insofern mitbetroffen, als es ja einen führenden deutschen Bevölkerungsanteil besitzt, und deutlich läßt man durchblicken, daß sich der Widerwille gegen Österreich eigentlich nur gegen die Deutschen richte. Woher nun dieser allgemeine Haß gegen ein Volk, von dem ein großer Teil ehrlich kosmopolitisch gesinnt ist, während ein anderer großer Teil einen Mangel an Stammesbewußtsein und eine Lammsgeduld an den Tag legt, die jeden völkisch Gesinnten fast zur Verzweiflung bringen? Man sollte meinen, daß in dem überempfindlichen Europa die ruhigen, gleichmütigen Deutschen sehr beliebt sein müßten; sind sie doch die einzigen, die selbst einen derben Rippenstoß vertragen, ohne ungemütlich zu werden. Was sagten diese geduldigen Deutschen, als die Schandtat von Nancy bekannt wurde? Dafür kann man nicht die edle französische Nation verantwortlich machen,

so sagten sie, denn das haben nur ein paar Gassenbuben getan, und Gassenbuben gibt es überall. Und damit war die Sache erledigt. Welch ein Aufschrei der Empörung hätte sich, nicht nur in Frankreich, sondern überall erhoben, wenn Franzosen auf deutschem Boden eine ähnliche Behandlung zuteil geworden wäre! Ja Bauer, das ist was anderes! Für alle gibt es eine Entschuldigung, nur für den Deutschen gibt es keine. Schon daß der Kerl überhaupt lebt, mitten im gesitteten Europa ganz unbefangen seine Knödel kocht und seinen Biergeruch verbreitet, ja, sich gar noch einbildet, da wachsen und gedeihen zu wollen, ist eine bodenlose Unverschämtheit. Woher dieser Widerwille und dieses Mißtrauen gegen die geduldigen Deutschen, woher dieser allgemeine Haß gegen das unvölkischeste aller Völker?

Aber diese Erscheinung ist nicht grundlos, sie ist auch kein Gespenst und wird sich weder durch Lammsgeduld versöhnen, noch durch irgendwelche Künste bannen lassen, denn sie hat einen tiefen Sinn; sie wurzelt in einer für den Durchschnittsdeutschen ganz unbegreiflichen Ahnung der Fremdrassen, daß Europa langsam aber sicher einem neuen Rassenkrieg entgegentreibt und daß dieser Rassenkrieg nach furchtbaren Erschütterungen den Sieg der Deutschen, d. h. die dritte Ausbreitung der Nordeuropäer über die Nachbarländer bringen wird. Daher die dumpfe Angst und der grimme Haß. Und doch sollte es jeder halbwegs vernünftige Europäer den für Völkerrechte, Völkerschiedsgerichte und Weltgerechtigkeit schwärmenden Deutschen auf den ersten Blick ansehen, daß sie unfähig sind, einen Krieg zu beginnen, daß sie förmlich davor zurückschaudern, so etwas wie eine weltgeschichtliche Tat zu wagen. Aber in seltsam scheinender und doch sehr folgerichtiger Ruhelosigkeit tun die Fremdrassen alles, was geeignet ist, den von ihnen so sehr gefürchteten Zusammenstoß herbeizuführen; sie möchten diese gefährlichen Deutschen, die so empörend sorglos dahinleben, gerne austilgen, ehe es zu spät ist, und darum schließen sie den Ring immer enger und steigern ihn zur Einkreisung und zur Bedrängung. Das Deutschtum aber, das in jeder Hinsicht die Erbschaft des Germanentums und des alten Indogermanentums angetreten hat, sieht diesen feindseligen Vorbereitungen der Fremdrassen ungläubig, ja größtenteils verständnislos zu und wird sich erst in letzter Stunde zu verzweifelter Gegenwehr erheben. Und so werden die Fremdrassen selbst das veranlassen und herbeiführen, was die meisten Deutschen heute nicht einmal ahnen, geschweige denn erstreben, was aber nach großen, ewigen Gesetzen kommen muß und kommen wird.

Auch eine falsche Rechnung

Ein Beitrag zur deutsch-französischen Versöhnungspolitik von Dr. Felix Hänsch, Leipzig

Als um Pfingsten dieses Jahres das Deutsche Reich und sein westlicher Nachbar ihre Waffenrüstung verstärkten, da zogen Leute von rechts und links des Wasgenwaldes nach Bern, um sich wieder einmal zu „verständigen". Es war wohl ein Ausbruch der allgemeinen Maienliebe. Daß Sozialdemokraten, Zentrumsleute, Elsässer und ein Däne nebst einigen versprengten Freisinnigen die deutsche Seite vertraten, gab der Versammlung einen besonderen Reiz und mußte den nationalen Politiker bedenklich machen. Besteht für uns Deutsche denn wirklich jenes bekannte „tiefgefühlte Bedürfnis", dem abzuhelfen wir auf Verständigungskonferenzen gehen müßten? Worüber hätten wir uns denn mit den Franzosen zu verständigen? Nur Mißvergnügte suchen Verständigung, und es müssen ihrer notwendig zwei sein. Wir Deutsche haben aber im Grunde rein gar keinen Anlaß, über die Franzosen weder vergnügt noch mißvergnügt zu sein. Wir haben die Franzosen besiegt und uns zwei alte deutsche Provinzen zurückgeholt. Gut, damit sind wir befriedigt. Wenn die Franzosen ihrerseits ein Bedürfnis nach Verständigung haben, so ist das ihre Sache. Wir sollten ruhig abwarten, Gewehr bei Fuß, was man von uns will. Diese Sachlage ist für uns so schlicht und klar, daß sie fast Gemeingut des aufrecht denkenden Teiles des Volkes geworden ist. So selbstverständlich sind für uns diese Gedanken, daß, wer bei uns auf deutsch-französische Verständigungskonferenzen zieht, in Verdacht kommt, daß er unser Elsaß-Lothringen antasten lassen will oder sonstige Nebenzwecke verfolgt.

Trotzdem ist aber nicht zu verkennen, daß ein Unternehmen, wie die Berner Konferenz, nach verschiedenen Richtungen hin abfärbt und jenen einfachen Tatbestand zeitweise verdunkelt. Man sehnt sich auch in sonst sehr vernünftigen Kreisen nach einer deutsch-französischen Gemeinschaft. Man hält etwas derartiges wohl gar für möglich und geht vielfach mit der Redensart krebsen, daß zwischen Frankreich und Deutschland, wenn nur erst einmal „die elsaß-lothringische Frage gelöst" wäre, kaum irgendwo auf der weiten Welt Reibungsflächen bestünden und daß sie, zu einer Art von Kulturbund vereinigt und von der Waffenlast befreit, die Menschheit geradezu auf die Höhen der Vollendung führen könnten. Nie ist eine politische Phrase leichtfertiger geprägt und gedankenloser hinausposaunt worden; denn es dürfte in Wahrheit kaum zwei Völker geben, zwischen denen — ohne unsere Schuld — soviel Zündstoff aufgespeichert liegt wie zwischen diesen beiden.

Haben wir nicht das vielsagende Schauspiel erlebt, daß sogar die französischen Verständigungsmänner, die vom Friedenshonig nur so trieften, über die elsaß-lothringische Frage fast gestolpert wären? Es bleibt leider bestehen: Wenn wir Frieden hinüberrufen, so hallt es Revanche wider. Das vergißt der Deutsche so schnell. Er vergißt aber auch, daß diese eitle Nation uns nach wie vor für „Sauerkrautfresser" und Barbaren hält und alles Deutsche im Grunde entweder haßt oder verachtet. Wo bleiben da unser nationaler Stolz, das Bewußtsein unseres inneren Wertes? Wenn man dem Deutschen eine allgemein menschliche Idee, wie die der Völkerverbrüderung, in schimmernder Beleuchtung vorhält, so ist er hingerissen; und wenn sie gar im politischen Programm seiner Partei steht, so wird sie zum Glaubenssatze, der sein Denken aus der vernünftigen Richtung bringt, weil der Deutsche stets bis zu den letzten Folgerungen schreitet und damit den Boden unter den

Füßen verliert. Das deutsche Volk hat in weiten Schichten den Nationalismus mit seinen weltfernen Menschheitsträumen noch immer nicht überwunden, und das staatenlose Judentum pflügt diesen Acker der Willensverweichlichung heute wie vor 150 Jahren. Der Deutsche vergißt dann, was er an Rippenstößen und Fußtritten Jahre hindurch vereinnahmt hat und schwächt seine Stellung, die ihm erlaubt, den Dingen gegenüberzustehen „kühl bis ans Herz hinan".

Wenn die vernünftige Überlegung ihm das nicht sagte, so müßte ihn die Erfahrung zweier Jahrzehnte belehren. Hat sich nicht unser Kaiser seit 1890 unverdrossen bemüht, die Franzosen zum Vergessen zu bringen? Diese Friedenspolitik bildet eine ganze Epoche in der Geschichte des jungen Reiches. Mit allen Mitteln der Höflichkeit und der Nächstenliebe hat man gearbeitet, — nach dem Erfolge braucht man nicht zu fragen, seit wir in diesem Frühjahre Lunéville und Nancy erlebt haben. Es ist aber vielleicht ganz gut, einmal den Wert der Bemühungen am Erfolge zu messen.

Die Übersendung der musikalischen Werke Friedrichs des Großen an den ersten französischen Bevollmächtigten der Arbeiterschutzkonferenz, Jules Simon, im Jahre 1890 war der Anfang einer Politik, mit der der Kaiser die schadhaft gewordene russische Freundschaft überflüssig machen und durch eine neue ersetzen wollte. In diesem Zusammenhange erscheint die Reise der Kaiserin Friedrich nach Paris im Jahre 1891 als eine hochpolitische Sendung. Daß sie auf einer Verkennung des französischen Volkes und aller deutsch-französischen Möglichkeiten beruhte, bewies die Aufnahme, die die Kaiserin fand: Es kam zu allerlei deutschfeindlichen Kundgebungen, Spottschriften mußten beschlagnahmt werden, und die Abreise der Kaiserin erfolgte unter besonderen Vorsichtsmaßregeln zu früherer Stunde und von einem anderen Bahnhofe als ursprünglich beabsichtigt war. Aber der Kaiser ließ nicht nach. In rascher Folge — Jahr für Jahr — bestürmte er die Franzosen mit liebenswürdigen Kundgebungen, die seinen edlen Absichten höchste Ehre machten, die aber den Franzosen Elsaß-Lothringen nicht ersetzten, die brutalen Sieger nicht in Freunde verwandeln konnten. Wir erinnern uns an die Beileidsdrahtungen beim Tode des Malers Meissonier, des Generals Mac Mahon, des Generals Canrobert, des Politikers Jules Simon, des Kriegsministers Gallifet, beim Untergange des Dampfers „Bourgogne" und des Kriegsschiffes „Liberté". Wir denken an die Kundgebungen beim Tode des Präsidenten Faure und des Präsidenten Carnot, wobei der Kaiser zwei französische Spione begnadigte. Es war eine Tat hoher ritterlicher Gesinnung, als der Kaiser im Jahre 1896 den französischen Dampfer „Chanzy" durch den deutschen Kreuzer „Gefion" aus den nordischen Klippen retten ließ. Es waren Taten helfender Menschenliebe, als er beim Unglück auf Martinique und bei dem Brande eines Pariser Wohltätigkeitsbazars dem französischen Präsidenten große Geldspenden unter teilnehmenden Worten überwies. Müssen wir daran erinnern, daß ein Teil der französischen Presse diese Gaben als eine Abschlagszahlung auf die fünf Milliarden verhöhnte und auch gemäßigte Zeitungen erklärten, daß die Spende sie peinlich berührt habe? — Es waren liebenswürdige Versöhnungsversuche, als der Kaiser in den nordischen Schären das französische Schulschiff „Iphigenie" besichtigte, wobei die Kaiserstandarte am Maste hochging, und dabei drahtlich an den französischen Präsidenten Worte vollen Entzückens richtete, — als er nach Beendigung des chinesischen Feldzugs im Kasino eines Garderegiments in Gegenwart eines französischen Generals einen Trinkspruch auf die französische Armee und

die deutsch-französische Waffenbrüderschaft ausbrachte, — als er beim Siege eines Franzosen in einem deutschen Automobilrennen den französischen Präsidenten drahtlich beglückwünschte, in Kiel französische Journalisten liebenswürdig empfing und die beim Grubenunglück nach Courrières entsandte westfälische Rettungsmannschaft nach ihrer Rückkehr sich vorstellen ließ.

Es war mehr als die im höfischen Verkehr übliche Form, als er bei einem Besuche in London den französischen Minister Pichon und ein andermal auf der Hohenzollern den französischen Geschäftsträger in Christiania durch lange Unterredungen auszeichnete, die in der französischen Presse nicht immer freundlich besprochen wurden. Eine große Zahl führender Franzosen hat des Kaisers Zuneigung in liebenswürdigen Unterredungen und Gunstbezeigungen erfahren, wir nennen die Schauspieler Coquelin, Sarah Bernhardt, Réjane, Jeanne Granier, Suzanne Desprès, die Musiker Saint Saëns, Massenet, Xavier Lerouse, Fernand Le Borne, die Staatsmänner Jules Roche, Waldeck-Rousseau, Etienne, Gaston Menier, den Marquis de Noailles und Jules Cambon. Wir sehen, die Jahre haben eine stattliche Reihe von Freundwilligkeiten zusammengebracht. Eine Fülle freigebigster Hochherzigkeit wurde an die schmollenden Kinder an der Seine verschwendet. Daß sie uns noch ihre Rückseite des Mißvergnügens zukehren, ist wahrlich nicht unsere Schuld.

Nicht immer sind wir aber mit unserm versöhnlichen Sinne so billig weggekommen, wie in diesen Fällen. Wir haben unsere Politik des sanften Mitleids schwer bezahlt. In hochpolitischen Verträgen haben wir in Togo zugunsten Frankreichs auf den Zugang zum Niger verzichtet. In Kamerun haben wir das uns von England bereits zugestandene Gebiet am Schari bis zum Ubangi Frankreich überlassen, obwohl Wadai und Bagirmi durch deutsche Forscher erschlossen (Nachtigal und Vogel) und durch deutsches Blut geweiht waren (Vogel), trotzdem das deutsche Kamerunkomitee Interessen geschaffen hatte, die sehr wohl weitere Ansprüche hätten begründen können. In der Presse Frankreichs wurde denn auch dieser Vertrag mit den Worten begrüßt: „Das ist ein erster Sieg und ein friedlicher". Nachdem in früheren Zeiten schon Tunis auf dem Altare des Versöhnungsgedankens geopfert worden war, haben wir uns dann in Marokko auf wirtschaftliche Interessen zurückgezogen. Was ist es denn, was Marokko so bitter für uns macht? Es ist der Versuch Frankreichs, uns wie eine Stallmagd zu behandeln, der Versuch, über das Schicksal eines zukunftsreichen Staatswesens zu verfügen, ohne uns auch nur einer Anfrage zu würdigen. Was sollen, wo die Hochvölker England und Frankreich verhandeln, was sollen dabei die deutschen Barbaren? So etwa malt sich die Sache im Hirn des Franzosen vom Schlage Delcassés, und die Presse und der Mob der Versammlungen jubelt dem zu, — trotz unserer Politik der Opfer und trotz Kaiser Wilhelm und seiner liebenswürdigen Gesten; — und so wird es bleiben trotz allen dessen, was etwa die Zukunft noch an Gaben verschwenden wird.

Aber noch mehr: Weite Kreise unseres Volkes wagen es gar nicht mehr, die Erinnerungen an die große Zeit von 1870 mit dem Hochgefühle der früheren Jahre zu feiern. Nicht bloß Badeorte mit vorwiegend französischen Gästen, auch andere Städte haben seit langem das Sedanfest abgeschwächt. Man könnte fremde Gefühle verletzen! Zwischen den Fahnen und Kränzen der Siegesfreude sucht man mit Friedenspalmen flau zu machen, und in unsere Festgesänge mischt sich das fade Gedudel des Suttnertums. Noch halten die Kämpfer von

1870 die Erinnerung an unsere Siege wach. Wie aber, wenn sie dahingegangen sind? Wir sollen ihr Erbe hüten, — nicht nur als eine große Erinnerung, sondern als ein stolzes Bekenntnis zu unserer Überlegenheit über die Unruhstifter im Westen. —

Eines guten deutschen Malers Bilder von deutschen Siegen und unsern Helden des deutsch-französischen Krieges mußten bei einer Ausstellung in diesem Frühjahre den Rücksichten auf eine Nation weichen, die für unsere Kunst und Kultur nur Hohn und Spott hat!

Es handelt sich hier nicht um willkürlich zusammengesuchte Vorfälle, es liegt dieser deutschen Handschuhpolitik ein einheitlicher Plan zugrunde, der auch mit der elsaß-lothringischen Versöhnungspolitik zeitlich und in seinen Absichten übereinstimmt. Versöhnung hier und dort und überall! — Der Schloßherr von Urville sonnte sich erst nur in den freundlichen Kundgebungen der elsaß-lothringischen Bevölkerung, die seiner Person galten, nicht dem Reiche, das er vertritt. So folgte die Aufhebung des Diktaturparagraphen, die Weihe der Hohkönigsburg und die elsaß-lothringische Verfassung, so folgte aber auch der Wetterléjammer und die Hetze des ganzen nationalistischen Klüngels, die die Regierung zu scharfen Kundgebungen im Reichstage, ja durch den Kaiser selbst und zu erneuten Ausnahmegesetzen zwangen. Diese ganze Versöhnungspolitik hat unser völkisches Selbstbewußtsein der Nachbarnation gegenüber geschwächt. Man hat vielfach die Empfindung des Siegesstolzes den Franzosen gegenüber verloren, man ist nachlässig geworden in der Auffassung von unserer nationalen Ehre, die auf dem Bewußtsein beruht, daß unsere Kultur der französischen gleichwertig, unsere Kraft der ihrigen überlegen ist. Von Zeit zu Zeit beleuchtet ein Vorfall schlaglichtartig den Grad unserer Willenserschlaffung: 1895 legte der deutsche Reichstagsabgeordnete Haas unter dem Drucke der deutschen Presse sein Mandat nieder, weil er seinen Sohn auf eine französische Offiziersschule geschickt hatte. Heute geht der Landesverräter Wetterlé, der in Frankreich zum Kriege hetzte, frei im Reichstage ein und aus, und kein deutscher Abgeordneter findet das Wort oder die Tat, die nach altem deutschem Brauche den abtrünnigen Söhnen des Volkes gebührt. Und was haben wir im ganzen erreicht mit der Politik der Versöhnung? Wir sehen es an einem Vorgange: Im Jahre 1909 genehmigte die deutsche Regierung in ihrer Zuvorkommenheit eine französische Gedenkfeier auf dem Schlachtfelde von Weißenburg. Auch französische Offiziere waren anwesend. Dank: Die Feier wird zu deutschfeindlichen Kundgebungen von so unverhüllter Dreistigkeit mißbraucht, daß sie bis in den deutschen Reichstag die Gemüter erregten, und das will viel heißen.

So wie hier ist es überall: Wir bieten die Treuhand an, der Franzose sieht in ihr nur die Siegerfaust und antwortet mit Haß. Oder war es kein Haß, als im Jahre 1896 deutsche Abgeordnete, und wenn es auch Sozialdemokraten waren, in Lille vor der Wut des nationalistischen Pöbels in die Mairie flüchten mußten? War es nicht sinnloser Haß, als es 1891 bei der Aufführung des Lohengrin in Paris zu lärmenden Kundgebungen kam, so daß gegen 1000 Personen verhaftet werden mußten? wenn in den 90er Jahren französische Künstler aus vaterländischen Gründen die Beteiligung an der Berliner Kunstausstellung ablehnten, wenn Kriegsminister und Generäle fast bis auf den heutigen Tag aufreizende Reden halten und kriegerische Tagesbefehle herausgeben? Ist es nicht Haß, wenn deutsche Konsulatsbeamte in Casablanca geschlagen und mit der Waffe bedroht, wenn deutsche Kriegerdenkmäler in Dijon geschändet und zerschossen, deutsche Waren in Verruf erklärt werden, wenn

französische Professoren vom Lehrstuhle aus deutsches Leben und deutsche Kultur beschimpfen? Als seinerzeit der Gedanke auftauchte, der Kaiser könnte die Weltausstellung zu Paris besuchen, da erklärten auch gemäßigte Blätter in Frankreich: „Ein Besuch des Kaiser Wilhelm in Paris ohne gleichzeitige Rückgabe Elsaß-Lothringens würde eine Revolution entfesseln". Dann freilich ist alle Liebesmüh verloren. Die immer wiederkehrenden Trauerfeiern an dem Standbild der Straßburg in Paris sind die bildliche Antwort auf alle unsere Anbiederungen.

Wie sich in der Grundstimmung des französischen Volkes gegen früher nichts geändert hat, so ist auch die politische Entwickelung über alle diese Bemühungen glatt hinweggeschritten, und das ist schlimmer. Auf den Besuch der französischen Flotte in Kronstadt im Jahre 1891 folgten die Verbrüderungsfeste in Toulon und Paris. Wir entsinnen uns noch wohl daran, daß der russische General Kromaroff damals die Hoffnung aussprach, daß das nächste Ergebnis des Zweibundes eine Änderung der Landkarte Europas sein werde. Das Ergebnis steht zwar noch aus, aber die Hoffnung ist geblieben.

Wie tief muß der Haß dieses Volkes gegen uns sein, wenn seine maßlose Eitelkeit, sein Stolz auf militärische Lorbeeren und sein Bedürfnis nach berauschenden Erfolgen bei seiner kolonialen Ausbreitung in Afrika es doch zuließen, die Schmach von Faschoda zu vergessen und sich den Engländern in die Arme zu werfen, — wenn Delcassé mit dieser Nation wenige Jahre darauf ein Bündnis zustande bringen konnte, das mit einer scharfen Spitze gegen das Deutsche Reich sich bis zum Versprechen militärischer Hilfe verstieg, obwohl der englische Faustschlag noch im Gesichte brannte? Die französischen Staatsmänner brachten es fertig, uns in Algesiras zu vereinsamen, und wiederholt trieben uns die Machenschaften französischer Politiker bis hart an den Rand des Krieges.

Aber unsere Rechnung ist noch nicht zu Ende: Wir haben auch sonst alle Ursache, unsern westlichen Nachbarn auf die Finger zu sehen: Was sich mit den Franzosen eins weiß im Hasse gegen das Deutschtum, das verbindet sich mit ihm zu einer erträumten Abrechnung in einer nahen oder fernen Zukunft: Die Polen blicken sehnsüchtig auf Frankreich, mit dem sie Erinnerungen aus der Zeit Napoleons und Poniatowskys verbinden. Die Sozialdemokraten verschreiben sich sozialistische Redner aus Frankreich, wenn es gilt, eine deutsche Einrichtung oder die deutsche Politik in den Kot zu ziehen. Und was für Sozialisten sind diese Franzosen! Im Gedanken an den großen Zusammenbruch von 1870—71 sind sie alle gleich, auch sie würden der Straßburg huldigen. Noch immer steht bei ihnen das Verhältnis zu Deutschland mindestens unter dem Leitgedanken Millerands, der schon 1890 erklärte: „Nicht das verstümmelte Frankreich darf den ersten Schritt zur Abrüstung tun. Unter solchen Umständen haben die Sozialisten die Pflicht, die doppelte Last der allgemeinen Wehrpflicht und des schweren Kriegsbudgets hinzunehmen, dem Interesse der Landesverteidigung ihre Ideen zu opfern."

Wenn die Magyaren einen Rückhalt brauchen für ihre Pläne der Unterdrückung der Deutschen, wenn sie der Welt ihre Kulturhöhe kund tun wollen, so besinnen sie sich auf eine angebliche Geistesverwandtschaft mit den Franzosen. Dann verbrüdern sie sich wohl mit ihnen wie seinerzeit in Prag, als sie im Verein mit den Tschechen dem französischen Maler Rodin ein Ehrenfest rüsteten.

Was Tschechen und Franzosen in diesem Sinne leisteten, das ist unverblümte Hetze

zum Rachekrieg. Es sind nicht nur immer dieselige Studenten, die auf den zahlreichen Verbrüderungsfesten in Prag oder einer französischen Stadt von dem gemeinsamen Feinde, dem Germanismus, schwätzen; es sind auch Bürgermeister und Stadträte und wissenschaftliche Kongresse, die mit behördlichen Vertretern der Tschechen ihre Festsitzungen zu deutschfeindlichen Kundgebungen mißbrauchen, zu Kundgebungen, die nicht selten zu tätlichen Ausschreitungen gegen Deutsche führen. In der Presse und gelegentlich sogar in Flugschriften wird dieses Gift sodann weitergetragen.

In Belgien hat der „Kongreß zur Verbreitung der französischen Sprache" oft Zwietracht zwischen die beiden Stämme gesät. So treiben es die Franzosen überall.

So treiben sie es auch in Elsaß-Lothringen. Wenn wir noch immer nicht weiter sind in diesem Lande, so liegt das nicht nur an den Basen und Muhmen jenseits der Grenze, wie man uns wohl glauben machen will, auch nicht an dem kindischen Bildungsschwindel, sondern daran, daß man von drüben her unser elsaß-lothringisches Volk nicht zur Ruhe kommen läßt. Wir haben es erlebt, daß französische Studentenvereinigungen in Straßburg wegen wilder Ausfälle gegen das Deutschtum aufgelöst werden mußten. Können wir uns darüber wundern? Hält nicht die französische studierende Jugend mit kindischer Hartnäckigkeit an dem lächerlichen Theatermärchen der Wiedervereinigung fest? Die französische Studentenschaft hat dem Ehrenwetterlé in Paris seinerzeit eine wertvolle Bronze überreicht „als dem Verteidiger der alten überlieferten französischen Kultur auf elsässischem Boden". Derselbe Wetterlé, der im Nachbarlande umherzieht und Hetzreden hält, muß doch wissen, was dieses Volkes Stimmung wünscht, was seiner Eitelkeit kitzelt. — Wer vergäße ferner die Vorfälle im Souvenir français, im Lorraine sportive, in Mühlhausen, in Weißenburg? Im Jahre 1893 fand in Paris das jährliche Verbrüderungsfest der elsaß-lothringischen Vereine statt, an dem auch eine Abordnung tschechischer Studenten teilnahm. Man trank und redete auf die Erlösung der Elsaß-Lothringer. „Den Frieden", sagte ein Vertreter der Tschechen, „wollen wir erst nach der Abrechnung. Ihr Franzosen habt mit den Preußen, wir Tschechen mit den Deutschen in Österreich abzurechnen. Ich trinke auf den Frieden nach der Abrechnung". In diesem Musterbeispiel haben wir alles schön beieinander.

Die häufigen Bahnhofsverbote und Einziehungen der französischen Zeitungen vom Schlage des „Matin" im Elsaß lassen erkennen, daß diese Hetze in ihrer folgerichtigen Dauer nichts Zufälliges sein kann. Es steckt dieselbe treibende Kraft dahinter, die den internationalen Kabel- und Nachrichtendienst mißbraucht, um unsere Erzeugnisse herabzusetzen, unsern Handel zu schädigen, die die deutsche Ware für Schund erklärt und unsere kaufmännische Ehre in der weiten Welt untergräbt. Die französische Agence Havas ist unablässig in diesem Sinne tätig, und polnische Preßagenturen in Krakau, Lemberg, Petersburg, in Wien, Paris, London und Kopenhagen leisten ihr willig Zuträgerdienste bei diesem sauberen Geschäfte.

Es ist auch nicht besser geworden. Der Haß ruht wohl dann und wann auf einige Zeit, überwuchert von anderen politischen Sorgen; aber ab und zu nimmt ein gütiges Geschick den lügnerischen Schleier hinweg, und wir sehen Marianne in ihrer alten Leidenschaft und Unversöhnlichkeit, in ihrem leichtfertigen Hochmut und herausfordernden Dünkel oder in ihrer unflätigen Frechheit. Wir dürfen Luneville und Nancy nicht vergessen.

Aber Marianne ist auch eine Heuchlerin. Von jeher hat sie sich mit dem Mantel der

Menschlichkeit und Bildung geschmückt. Sie hat aber einen Schandfleck zu verdecken: die Fremdenlegion. Die Fremdenlegion gehört auch zu den Fehlern der falschen Rechnung. Wir müssen sie auf der Schuldseite buchen. Denn die Deutschen machen einen wesentlichen Teil dieses Heeres von weißen Sklaven aus, und auch das Treiben der Werber auf deutschem Boden scheint immer frecher zu werden. Warum tun sich die Kulturstaaten Europas nicht zusammen, — wenn nun einmal das Deutsche Reich nicht allein vorzugehen wagt, — um die Franzosen zur Aufhebung dieses Landsknechtshaufens aus der Zeit des Mittelalters zu zwingen? Wohin man greift, ist die Rechnung falsch. Wir haben anzuklagen. Wir haben Rechenschaft zu fordern von den Franzosen, aber keine Ursache, ihnen nachzulaufen und Verbrüderungen zu veranlassen, die drüben doch nur aus der Angst geboren werden. Wichtiger als Verständigungskonferenzen und Friedensgesellschaften wären für unsere Nachbarn kühlende Sturzbäder und Beruhigungspillen, mit denen man diesem Volke von Zeit zu Zeit unsere Überlegenheit fühlbar machte. Die Annäherungskomitees aber sollten erkennen, wo sie mit ihrer Versöhnungsarbeit einzusetzen haben: nicht bei uns, sondern drüben beim Mob der Boulevards, bei dem schon so oft das Schicksal Frankreichs gelegen hat. Denn das deutsche Volk fühlt nachgerade in seinen aufrechten Schichten das dringende Bedürfnis, Ruhe zu haben vor dem unruhigen Treiben und der aufreizenden Politik unserer westlichen Nachbarn, Ruhe vor einer Politik, die uns seit dem Dreißigjährigen Kriege Massenopfer von Blut und Vermögen gekostet hat, — Ruhe, und sei es die Ruhe des Friedhofs.

Der diese Zeilen schreibt, war noch vor wenigen Jahren ein begeisterter Verehrer der von Ritterlichkeit durchdrungenen kaiserlichen Versöhnungspolitik. Er suchte es zu verstehen, daß es für ein Volk schwer ist, verlorenen Ruhm zu verwinden. Er hoffte, daß französische Bildung und Gesittung auf dem Grabe der verlorenen Provinzen endlich Friedenspalmen pflanzen würden. Aber die Franzosen haben selber gründlich dafür gesorgt, ihn von diesem Traum zu heilen. Nun müssen wir unser Herz verhärten. Uns gehören die westlichen Provinzen, und unser ist auch die große Zukunft. Es war einer unserer kernigsten Deutschen, der einmal sagte: „Was uns gehört, das wird von uns festgehalten und verteidigt mit deutscher Treue und wenn nötig auch mit deutschen Hieben.“

Familien- und Volkserleben

Auch ein Beitrag zur Jahrhundertfeier

Von Dr. Wilhelm Kaehler, Professor an der Technischen Hochschule in Aachen

„Wollen Sie uns nicht die Festrede halten zu unserer Hundertjahrfeier?" so fragte mich der Vorsitzende des Ausschusses, indem er mir sein Programm für die Festfeier vorlegte: Knabengesang und vaterländische Gedichte, Männerchöre und Armeemärsche, und die alten schönen Vaterlandslieder von Theodor Körner und Ernst Moritz Arndt, — wer wollte da nicht mitmachen. Aber die Festrede halten? Ich bin kein studierter Historiker; wohl habe ich das Herz voll guter Wünsche für mein Vaterland; ich mache mir wohl auch meine eigenen Gedanken über seine Entwicklung und prüfe sie an dem, was ich in der Schule und auf der Universität gelernt habe. Aber zum Studium der Geschichte bin ich nicht gekommen, ich bin Dilettant, oder deutsch gesagt, „Liebhaber" auf ihrem Gebiet. Und doch reizte mich die Aufgabe: Gibt es einen dankbareren Stoff, als die große Zeit von 1813, gibt es eine Zeit, von der man mehr lernen könnte? Und wenn man anderen etwas darüber sagen soll, muß man selbst mit sich im Reinen sein über das, was damals so groß, so eigenartig und einzigartig war. So hatte ich also einen Anlaß, selbst hineinzusteigen in diesen reichen Schatz und das herauszuholen, was mir und anderen dienen konnte für die Gegenwart und ihre Kämpfe und Nöte.

Und nun saß ich an meinem Schreibtisch über Atlas und Büchern, und verwandte meine Freizeit darauf, mit E. M. Arndt zu wandern durch die Jahre der Not und der Befreiung, mit Joachim Nettelbeck über die See zu fahren und gegen die Franzosen sein geliebtes Kolberg zu verteidigen. Die Erinnerungen von Fr. Perthes, dem großen Buchhändler, ließen Hamburgs Not vor meinem Auge groß werden und zeigten den Bürger an der entsagungsvollen Arbeit des Werbens für seiner Vaterstadt Befreiung. Und die großen Zusammenhänge von Staatspolitik und Heeresreform, die gemeinsame Arbeit und das gegenseitige Kämpfen um hohe Ideale und persönliche Eigenart erstanden vor meinem Auge in den eindringenden Schilderungen der Großen jener Zeit, wie sie Treitschke und Meineke vor anderen uns gegeben. Das brachte einen reichen Ertrag. Aber unwillkürlich wanderten die Gedanken vom großen weltgeschichtlichen Geschehen hinüber zu den Erinnerungen, die im kleinen Kreis sich fortgeerbt hatten und die große Zeit widerspiegelten in den Erzählungen der Altvorderen.

Da drüben sehen mich von der Wand die Gesichter zweier Urgroßväter an: die Brust des einen schmückt das eiserne Kreuz am weißen Band. Daran knüpft sich eine lange Geschichte, die sich in der Familie forterbt, ohne daß es möglich ist, sie auf ihre geschichtliche Wahrheit zu prüfen. An verantwortlicher Stelle in der Verwaltung der ostpreußischen Hauptstadt stand der eine Urgroßvater. Die Jahre des Unglücks führten immer neue Heere der Franzosen durch ihre Mauern, stellten immer neue Anforderungen an den Stadtsäckel und die Kassen der Bürger. Vor mir liegt ein Befehl des Intendant général de la grande armée et des pays conquis Daru, der innerhalb 24 Stunden die Aufbringung einer contribution de guerre von 20 Millionen Francs verlangt. Durch seine Bemühungen gelang es, die Summe auf 12 Millionen herabzusetzen und schließlich auf Stadt und Provinz zu

verteilen. Später munkelte man, daß dabei eine Provision in seine Taschen geflossen sei und er also von den Franzosen bestochen wäre. Und als 1813 die eisernen Kreuze verteilt wurden, ging er leer aus, bis einer seiner Freunde an den König schrieb, solange der Urgroßvater das Kreuz nicht bekommen habe, sei keiner wert es zu tragen; denn er habe zu den Verdiensten noch den Verdacht und die Schmach ruhig getragen. So kam denn auch er in den Besitz des Kreuzes.

Neben jener französischen Urkunde liegt sein vertrauter Briefwechsel mit dem Freiherrn von Stein in dessen kräftiger und klarer Schrift; der Einfluß der französischen Spionage um diesen deutschesten Mann spielt bis in diese geheimen Papiere hinein.

Und schließlich findet sich ein Schreiben der Spezialkommission für die Landwehr von Preußen vom 25. März 1813, in welchem die Annahme seines Sohnes als Offizier in dem Königsbergschen Landwehrbataillon ausgesprochen wird mit der Bemerkung: „Das Anerbieten ist für uns um so angenehmer, als das große Werk der Landesverteidigung nur dann mit Sicherheit gelingen kann, wenn Männer von Kopf und Herzen sich freiwillig diesem Opfer weihen."

Noch wird in der Familie der Sessel gezeigt, auf dem bei einem Besuch der alte Blücher gesessen hat. Die Großmutter als junges Mädchen brachte ihm eine Tasse Kaffee und erhielt als Dank einen schnauzbärtigen Kuß auf die mädchenhaft errötende Wange.

Wie manchmal verflochten sich diese Königsberger Familienerinnerungen mit den Schilderungen, welche mein Großvater aus seiner eigenen in der Lausitz verlebten Jugend uns Jungen zu geben pflegte. Sein Vater hatte dort als Pfarrer in einer Gemeinde gestanden, welche infolge der damals so leicht beschlossenen Grenzänderungen deutscher Staaten aus dem preußischen in den sächsischen Staatsverband treten mußte. Die Treue zum angestammten Herrscherhaus der Hohenzollern, vielleicht gesteigert durch die in Grenzgebieten sich leicht ausbildende besondere Abneigung gegen den Nachbarstaat, bereitete ihm vielerlei Pein, die dem in seinen Gefühlen leicht erregbaren und in ihrer Äußerung unbedachten das Leben erschwerte in einer Zeit, die sein vaterländisches Empfinden stark bewegen mußte. So litt er an seinem Teil für des Vaterlandes Not. Die Lausitz war der Tummelplatz der feindlichen Heere. Seit dem Feldzug von 1806 und der Schlacht von Jena hörte die Einquartierung lange Zeit nicht auf. Zuerst der Durchzug der Preußen auf dem Marsch nach Thüringen, dann das Zurückfluten versprengter Truppenteile nach der unglücklichen Schlacht, im engen Anschluß daran die Massen des französischen Heeres und seiner Verbündeten, der Bayern und Württemberger. Mancher Einzelzug erhielt sich in der Familienchronik: wie die Urgroßmutter durch kluge Gastlichkeit sich den Schutz der einen Truppe sicherte, die dann vor den „fouragierenden" Kameraden das Schwein im Stall mit blanker Waffe verteidigte; wie der Urgroßvater durch seine Beherrschung der französischen und italienischen Sprache manche Freundlichkeit erweisen und empfangen konnte; wie das bunte Völkergemisch in der französischen Armee Gelegenheit gab, die theoretisch studierte Geographie praktisch in der Heimat zu erproben, indem er die Lombarden, die Südfranzosen, die Schweizer und die Elsässer beobachtete und mit ihnen verkehrte.

Die Kindheitserinnerungen des Großvaters wurden lebhafter, wenn er schilderte, wie 1812 ein württembergischer Kürassier seiner Mutter zudringlich sich näherte und er als handlicher Junge ihn mit einer Stange in die Flucht schlug. Und dann konnte man die Sonn-

tagsnachmittagsstille eines Augusttages des Jahres 1813 miterleben, wo die Jugend der kleinen Stadt auf dem baumbestandenen Kirchplatz ihre Spiele trieb, als mit Jubelgeschrei begrüßt vier preußische Landwehrreiter eintrabten. Mit welchen Erwartungen hatte man das Frühjahr 1813 durchlebt: Ein Bruder des Urgroßvaters war als freiwilliger Jäger nach Breslau gegangen, die Stadt hatte ihm das zur Ausrüstung notwendige Pferd gestellt. Jahn mit einer Abteilung der Lützower zog durch den Ort, begeistert begrüßt von der Bevölkerung. Aber statt des Vorrückens der Verbündeten ein Hin- und Hermanövrieren der Heere an der Elbe, das zum Waffenstillstand führte und den Franzosen die Gegend freigab: Wochen der Ungewißheit und Qual, doppelt peinlich nach den hohen Erwartungen des Frühjahrs. Und nun endlich wieder die Preußen! Man konnte es miterleben, wie die Stadt zusammenlief auf das Jubelgeschrei der Kinder, die verwundeten Franzosen aus ihren Verstecken hervorgezogen und den preußischen Truppen abgeliefert wurden, wie die Männer die Köpfe hoben und die Frauen wieder ohne Sorge um das Schicksal ihrer Gatten aufatmeten. Und dann der Jubel, als drei Tage nach der Schlacht von Leipzig die Siegesnachricht durch die Lande flog!

Auch in die Schlachtenebene von Leipzig führen die Familienerinnerungen. Dort erlebte ein junges Mädchen in dem südöstlich gelegenen Seyfartshayn die Tage der Völkerschlacht mit; jener freiwillige Jäger hat Zeit und Gelegenheit, während einer Gefechtspause von seinem Regiment hinüberzureiten in ihr Elternhaus und der vom Schlachtgetümmel bedrängten Familie mit gutem Rat beizustehen und sie zu schützen. Dreißig Jahre später schreibt jenes Mädchen ihre Erinnerungen an jene Tage nieder, reich an Zügen, die Größe und Not der Zeit uns vor die Augen stellen. Nach den fünf Tagen der Schlacht kehrt die Familie in ihr Heim zurück und findet es halb verwüstet: für 1000 Taler sind von dem Eigentum während der Schlacht verschleppt, verloren, vernichtet.

Der andere Großvater verlebte jene Jahre in seiner Heimatstadt Brandenburg. Aus einer wohlhabenden Handwerkerfamilie stammend, brachte er es später zu großem Wohlstand. Aber die Zeit von 1808 blieb ihm ein eindrückliches Erlebnis: Gern mahnte er zur Einfachheit und Bescheidenheit mit der Erzählung, was er damals zu Weihnachten von seinem Vater bekommen habe: einen Lebkuchen und neue Ärmel in eine alte Jacke. So feierte man damals in Preußen Weihnachten.

Und noch eine handgreifliche Erinnerung an die Not jener Zeit: Man verlangte in Preußen in der Zeit nach dem Tilsiter Frieden von den besitzenden und doch so bescheiden gestellten Bürgern einen Anteil ihres Edelmetallbesitzes: Wer ein Dutzend silberne Löffel besaß, der gab die Hälfte an die Steuerkasse und erhielt die andere Hälfte mit dem königlichen Namenszug gestempelt zurück. Wie oft haben wir als Kinder diese Stempel auf den Löffeln gesehen und uns diese Erinnerung erzählen lassen; aber erst in diesem Jahre stellte sie sich mir in ihrer ganzen Wucht wieder vor die Seele, als man mit dem soviel kleineren Wehrbeitrag das reicher gewordene Volk zu besonderen Opfern heranziehen wollte. Nichts anderes nähme ich so gern aus dem Silberschatze des elterlichen Hauses zu Erbe, als diese preußischen Löffel von 1808. — — —

Noch sehe ich die große Versammlung an jenem Abend vor mir. Ich hatte das allgemeine Bild der Zeit entworfen. Und dann kam ich auf die Familienerinnerungen zu sprechen. Ich war zweifelhaft gewesen, ob ich so persönlich gefärbtes, an sich bedeutungs-

loses, tausendfach erlebtes jenem großen Kreise erzählen dürfte. Aber als ich begonnen mit dem großen Königsberger Ahnen, als sich eins ans andere reihte, da wurde es still wie in der Kirche, und die Augen glänzten, alt und jung erlebte es mit, was jene ihnen fremden, was meine Ahnen damals durchlebt. Und als dann dies Familienerleben wieder hinüberglitt ins Volkserleben, als der Enkel auftrief zur Treue gegen das Vaterland der Ahnen und der Zukunft, da durchbrauste ein heller Jubelton den Saal.

Gibt's nicht noch mehr solcher Erinnerungen? Die Geschichte des Vaterlandes wird nicht nur gemacht und erlebt auf den Höhen der Menschheit. Jede Bürgerfamilie erlebt sie an ihrem Teil mit, und ein jeder kann das Gefühl der Bindung an das Vaterland stärken und pflegen, wenn er diese seine Erinnerungen seinen Nachkommen mitgibt als einen Schatz, von dem sie zehren können, ohne daß er abnimmt. Ich freue mich auf die Zeit, wo ich meinen Kindern die Geschichte ihres Vaterlandes lebendig machen kann durch diese Überlieferungen, welche ihnen den Anteil ihrer Vorfahren am Erleben ihres Volkes in schwerer und großer Zeit zeigen können. Wenn sie Fremden dienten zur Vertiefung ihrer Empfindungen, wie viel mehr müssen sie Widerhall finden bei dem eigenen Fleisch und Blut jener Ahnen!

Leibesübungen als Quelle sittlicher Volkskraft

Von Oberrealschuldirektor Dr. Edmund Neuendorff, Mülheim-Ruhr

Jedes erwachsene Geschlecht übernimmt als heiliges Vermächtnis des vergangenen Geschlechtes die Pflicht, durch geeignete Veranstaltungen die geistigen und körperlichen Kräfte der Heranreifenden derartig zu entwickeln, daß sie befähigt werden, an der vorhandenen Kultur mitzuarbeiten, sie wohl gar zu fördern. Solche Veranstaltungen sind die Schulen.

Aber das ist nur der eine Teil der Pflicht des erwachsenen Geschlechtes. Der andere, dessen ungeheure Wichtigkeit man eigentlich erst in unseren Tagen erkannt hat, ist die Pflicht, in den Heranreifenden Mannhaftigkeit, Mut, Wahrhaftigkeit, Verantwortlichkeitsgefühl gegen die Gemeinschaft, mit einem Worte einen starken Willen zum Guten zu entwickeln. Das ist also das, was wir mit einem Kunstausdruck als Erziehung bezeichnen und als solche dem Unterricht, von dem oben die Rede war, entgegenstellen. Es gab eine Zeit, wo man meinte, nur der Unterricht sei Aufgabe des Staates oder der von ihm beauftragten Schule. Die Erziehung dagegen falle der Familie zu. Heute hat man sich schweren Herzens allgemein zu dem Zugeständnis entschließen müssen, daß in weiten Kreisen unsres Volkes, und zwar in den höheren ebensosehr wie in den niederen, der Familie Zeit und Kraft fehlen, sich in genügendem Maße um die Erziehung zu kümmern. Unbarmherzig hat die wirtschaftliche Entwicklung das mit sich gebracht. Die Familie ist nicht etwa ausgeschaltet. Überall wo sie wirken will, wird man sich ihres Einflusses freuen. Aber wo sie ohnmächtig geworden war, mußte

der Staat eintreten und ihre Aufgabe übernehmen, damit nicht die Sache des ganzen Volkes Schaden litte.

Die Art, wie diese Aufgabe angefaßt wird, zeigt, wie heute ganz und gar nicht ein einheitlicher Zug durch unsere Bildungswesen geht. Die offizielle Schulpädagogik hält nach wie vor an dem alten Herbartschen Grundsatz fest, daß die Erziehung im wesentlichen selbstverständliches Nebenprodukt jedes guten Unterrichts sei. Nicht nur der Unterricht in Religion, Geschichte und Sprachen, auch der in Mathematik und Naturwissenschaften, wenn er nur recht erteilt wird, wirkt willenbildend und beeinflußt ethisch, so lehrt sie. So handelt sie auch und erkennt darum der geistigen Arbeit der Schule das gewaltige Übergewicht zu, das sie besitzt. Von dem Erziehungswert der 2 bis 3 wöchentlichen Turnstunden ist wenig die Rede, sie werden höchstens als Mittel zur Förderung der Gesundheit geschätzt. Die Einführung eines Spielnachmittags wird leidenschaftlich bekämpft. Von Werk- oder Handfertigkeitsunterricht will man nur an ganz vereinzelten Stellen etwas wissen. Wenn heute viel gewandert wird, so kommt es daher, daß sich die Jugend ihre Wanderbewegung selbst geschaffen hat, was die Schule auf dem Gebiete tut, so anerkennenswert es im einzelnen sein mag, ist doch nur wie ein Tropfen auf einen heißen Stein. Versuche mit der Selbstverwaltung stehen erst in den Anfängen. Höchstens das Vereinswesen hat an höheren Schulen eine kräftigere Entwicklung erfahren. Alles in allem besteht die Erziehung der Schule im wesentlichen in dem, was man als geistige Jugendpflege zu bezeichnen sich gewöhnt hat.

Umgekehrt auf dem Gebiete der Erziehung der Schulentlassenen. Man weiß, mit welch besonderer Tatkraft man sich ihrer seit 2 Jahren angenommen hat, man erinnert sich des Jugendpflegeerlasses des preußischen Kultusministers vom Januar 1911, der Gründung des Jungdeutschlandbundes, der Einrichtung von Landes-, Kreis-, Bezirks-, Ortsausschüssen. In diesen Ausschüssen sind alle Kreise vertreten, Turn- und Sportvereine, konfessionelle Vereine, Vereine, die rein geistige Jugendpflege treiben. Und doch kann man sagen, daß im Mittelpunkte aller modernen Jugendpflegebestrebungen allein die Leibesübungen stehen. Die Gegner benutzen das zu leidenschaftlichen Angriffen. Sie haben dennoch nicht hindern können, daß die konfessionellen Vereine mehr und mehr dazu übergegangen sind, Turnabteilungen zu gründen, daß der Jungdeutschlandbund, der ziemlich einseitig die Pflege der Leibesübungen begünstigt, sich kräftig entwickelt hat, daß der Einfluß der deutschen Turnerschaft ganz gewaltig gewachsen ist, daß der preußische Kultusminister seine Jugendpflegerversammlungen und Jugendpflegeausbildungskurse an der Landesturnanstalt abhält. Natürlich hat auch die geistige Jugendpflege an Ausdehnung gewonnen: das Bibliotheks- und Vortragswesen hat sich kräftig entwickelt. Jugendheime sind gegründet worden, Jugendunterhaltungsabende werden abgehalten. Natürlich ist das alles unendlich nützlich, ja notwendig. Aber es bleibt doch bestehen: der feste Kern der staatlichen Jugendpflege sind heute Leibesübungen.

Ich halte das für eine außerordentlich günstige Entwicklung. Selbstverständlich soll alle Jugend daneben auch, soweit es nur geht, geistig gepflegt werden. Selbstverständlich wird es immer Gruppen von Jugendlichen geben, auf die am leichtesten durch vorwiegend geistige Jugendpflege einzuwirken ist. Aber die große Masse der Jugendlichen wird am sichersten und nachhaltigsten in dem Leben, das sich durch planmäßigen Betrieb von Leibesübungen entwickelt, beeinflußt werden können. Dabei denke ich hier gar nicht an den körperlichen Gewinn, der natürlich für die Nation von höchstem Werte ist, sondern nur an den ethischen

Einfluß. Wie Turnen und Spiel, Schwimmen und Wandern, Rudern und Rodeln einzelne Charaktereigenschaften ausbilden: also Mut, Ausdauer, Geistesgegenwart, Kameradschaftlichkeit, Verantwortlichkeitsgefühl, das alles ist so oft dargelegt worden, daß ich auch dies hier nicht besonders hervorheben will. Wie das System der freiwilligen Hilfe, das bei geordnetem Betrieb von Leibesübungen notwendig ist und das die deutsche Turnerschaft mit ihren Vereins-, Bezirks-, Gau- und Kreisturnwarten auf das großartigste ausgebildet hat, die denkbar beste Schule der Jugendlichen für praktische staatsbürgerliche Erziehung ist, auch darauf will ich hier nicht näher eingehen. Ich denke noch an ganz anderes, wenn ich die Leibesübungen heute für den wichtigsten und notwendigsten Bestandteil der Jugendpflege halte.

Woran wir leiden, ist eine maßlose Übersättigung mit Kultur. Der gewaltige Aufschwung unseres Handels und unserer Industrie hat uns reich gemacht, so daß wir nur die Hand auszustrecken brauchen, um Genüsse und Bequemlichkeiten aller Art zu erlangen. Die ganze große Masse der Volksgenossen hat nichts anderes nötig, als im gemächlichen Trott ihre zugemessene Pflicht zu tun und erwirbt damit das Anrecht auf alle möglichen Erleichterungen des Lebens. Sie genießt sie in vollen Zügen und verliert über dem Genuß all die vielen wertvollen Fähigkeiten, die andere Geschlechter in der Schule der Not und Entbehrung erworben haben: den Wagemut, den Trotz, den Willen Lasten zu tragen. Eine tragische Folge ist u. a. der Geburtenrückgang, der, darüber kann kein Zweifel mehr bestehen, auf gewollte Geburtenbeschränkung zurückgeht. Die Ursache dieser ist nicht Wohnungsnot, nicht sittliche Verwahrlosung, nicht Verarmung, nicht Gebäruntüchtigkeit. Ursache ist vor allem die Furcht vor den Unbequemlichkeiten und Lasten des Kinderaufziehens. Wo die Kultur am stärksten einwirkt und demnach am meisten verweichlicht, d. h. in den höheren Gesellschaftsschichten, zeigt sich die erschreckende Erscheinung zuerst. Heute ist sie schon bis in die niedersten heruntergegangen. Der Geburtenrückgang ist nicht eine Folge unserer Armut, sondern ein Fluch unseres Reichtums. Dieser Reichtum hat ein feiges und schlaffes Geschlecht geschaffen. Er hat noch weiteres Unglück über uns gebracht. In ewiger Hast fliegt unser Erwerbsleben mit uns dahin, in derselben Hast umwirbelt uns unser Genußleben. Rasch genießen ist alles. Das Kinematographentheaterelend ist typisch für unsere Zeit. Für 20 Pfennig in einer knappen Stunde 5 Sensationsdramen und dazu die neuesten Ereignisse im Bilde, so will es der moderne Mensch, der voller Unrast ist. Er hat Lust und Fähigkeit verloren, einem gründlichen Vortrag zu folgen- ein längeres Buch zu lesen, ein fünfaktiges Theaterstück anzusehen. Seine Nerven sind verbraucht; und weil sie verbraucht sind, wirken nur Reize, deren Kraft künstlich mehr und mehr gesteigert wird, auf sie ein. So werden die Genüsse immer feiner und sinnreicher und damit immer verderblicher. Die Menschen werden zu Sklaven der Kultur und verarmen zugleich. Sie werden auch zu Sklaven einer endlosen Fülle historischen Wissens aller Art, das die Schule in sie hineinpfropft und durch das sie ihren Geist verbildet und verbiegt.

Wer rettet uns aus diesem Hexenkessel? Aus diesem Elend der Zeit? Wer schafft uns wieder unverbildete Menschen mit urwüchsiger Kraft der Sinne?

Nichts kann uns retten, als wenn es uns gelingt, unserer Jugend wieder ein gesundes Verhältnis zur Natur zu schaffen. Wir wollen die Kultur nicht vernichten und wollen keinen lehren sie zu verachten. Aber wir wollen, indem wir die Jugendlichen die Natur lieben und achten lehren, sie erst zu wahren Herren der Kultur machen. Nur natürliche Menschen können in sich die wertvolle persönliche Innenkultur erzeugen, die uns verloren gegangen ist und die

wir mit allen Kräften wieder zu erlangen trachten müſſen. Darum führen wir unſere Jugendlichen wieder in Kinderland und treiben mit ihnen muntere Spiele und friſche Leibeskünſte, uralte Beſchäftigungen aus der Kinderzeit des Menſchengeſchlechtes. Darum ziehen wir mit ihnen ſingend über die Heide und durch den grünen Wald. Darum treiben wir mit ihnen wilde Kriegsſpiele und Wettkämpfe aller Art, hüten uns aber dabei wohl vor den Übertreibungen des Sports, der einſeitig Höchſtleiſtungen züchtet und damit alle Nervoſität und Haſt und Gier des Kulturlebens, die wir doch gerade fliehen, gewaltſam wieder in die Natur hineinträgt. Darum wandern wir kraftvoll über Berg und Tal und liegen, nachdem wir ein einfaches Mahl ſelbſt gekocht haben, träumend ein paar Stunden am Bach oder Wieſenrande. Da kommt dann die große Stille der Natur über uns und die Ruhe und der Frieden, und die Freude. Ja, die Freude, die iſt es, die wir ſuchen, die einfache, kindliche, harmloſe Freude, wie ſie aus dem Turnen und Spielen, dem Schwimmen und Wandern jedem Menſchen zuwächſt, ganz beſonders aber den Jugendlichen. Denn dieſe Freude reinigt die Seele und adelt ſie. Sie iſt das köſtlichſte Bad, das die Jugendpflege den armen Geſchöpfen, die müde und abgehetzt vom Kulturleben herkommen, bieten kann, Sollte die Hoffnung zu kühn ſein, daß viele von ihnen, wenn ſie als geſunde Männer und Frauen aus ihm emportauchen, wirklich beſſere Menſchen geworden ſind? Daß ſie, deren Leben ſich vorher ganz oder vorwiegend nach außen ergoß, wieder innerer Selbſtbeſinnung fähig und daher jetzt erſt recht für geiſtige Pflege empfänglich geworden ſind? Daß ſie auch wieder wie die deutſchen Männer und Frauen der alten Zeit eine alles beſiegende, natürliche Freude bei dem Gedanken in ſich verſpüren werden, dermaleinſt eine Schar friſcher rotbackiger Buben und Mädchen von eignem Fleiſch und Blut um ſich zu ſehen?

Die Aufzeichnung der deutſchen Volksliedweiſen

Beobachtungen von Dr. Otto Böckel,*) Michendorf (Mark)

Die lebhafte Teilnahme am deutſchen Volksliede hat eine ganze Reihe neuer Veröffentlichungen hervorgerufen, die der Sammlung deutſcher Volkslieder gelten. So erfreulich der Eifer der Sammler an ſich iſt, ſo ſcheint es mir doch an der Zeit, vor planloſen Aufzeichnungen zu warnen. Es iſt tatſächlich nicht mehr nötig, altbekannte Lieder immer wieder aufzuzeichnen und herauszugeben, eine Wiedergabe der Varianten genügt vollkommen. Weit wichtiger als die oft recht zerſungenen Volksliedtexte ſind die Weiſen. Aber gerade bei der Niederſchrift der Volksliedweiſen fehlt es ſehr an richtiger naturgetreuer Wiedergabe.

Da ſendet mir ein Sammler, der es gewiß gut meint, „Deutſche Volkslieder mit Klavierbegleitung“, ein anderer hat „Volkslieder zur Laute“ ſehr hübſch geſetzt und zurecht gemacht

*) Verfaſſer von „Pſychologie der Volksdichtung“ (2. Aufl. Teubner, Leipzig 1913/14) „Handbuch des deutſchen Volksliedes“, „Deutſche Volkslieder aus Oberheſſen“, „Deutſche Volksſage“ uſw.

und glaubt, damit ein gutes Werk getan zu haben. Solche Mißgriffe gibt es viele. Es ist schade um den guten Willen, der hier ganz zwecklose Arbeit verrichtet. Deutsche Volkslieder zum Klavier oder zur Laute gibt es einfach nicht, ebensowenig wie es einstimmige deutsche Volkslieder gibt.

Das deutsche Volkslied ist durchweg mehrstimmig.

Als ich gegen Ende der siebziger Jahre des verflossenen Jahrhunderts in Oberhessen dem Volksliede nachging, da sang man noch fast überall nur mehrstimmig; im Winter in der Spinnstube, an hellen Sommerabenden bei Spaziergängen erklangen die choralartigen Gesänge der Volkslieder. Ich habe sie so oft gehört und mich über die kunstvolle Art des Vortrages, der etwas unendlich Rührendes, ja Weihevolles besaß und dessengleichen ich seither niemals wieder vernommen habe, immer herzlich gefreut.

Aus meiner Erinnerung sind mir folgende Beobachtungen über die damalige Sangesart der oberhessischen Volkslieder im Gedächtnis.

1. Die Sänger und Sängerinnen sangen stets mit genau bestimmten, verteilten Stimmen. Oft, wenn ich ein Lied zu hören wünschte, wurde mir der Gesang abgeschlagen mit der Entschuldigung, daß ein Sänger oder eine Sängerin heute nicht da sei, daß deshalb die Anwesenden das Lied nicht singen könnten. Andere Lieder, zu welchen die fehlenden Stimmen nicht nötig waren, sangen sie später anstandslos. Solche Vorfälle sind ein Beweis dafür, daß eine streng innegehaltene Stimmenteilung und eine altüberlieferte Sangesübung vorhanden war.

2. Den wichtigsten Posten unter den Sängern hatten die Vorsänger und Vorsängerinnen; letztere sind mir häufiger begegnet. Ohne sie wurde kein Volkslied angestimmt. „Es geht nicht" hieß es in solchen Fällen, und dabei blieb es. Auch diese Tatsache spricht für eine überlieferte Sangesart.

3. Gesungen wurde mit verteilten Stimmen. Während der Chor die Grundweise durchführte, fielen an bestimmten Stellen einzelne Sänger oder Sängerinnen ein, die ihre besonderen Stimmen sangen. Bei jedem Volkslied war diese Art der Stimmenverteilung eine andere, bestimmt geregelte. Man kannte es gar nicht anders im Sängerkreise. Durch diese Abwechslung gewann der Gesang etwas Frisches und Lebensvolles. Dieser Umstand ist bis jetzt von den Volksliedaufzeichnern fast gar nicht beachtet worden, und doch ist er für die Vortragsweise und das Wesen des Volksliedes von höchster Bedeutung.

Mir ist keine Veröffentlichung von neueren Volksliedweisen bekannt, in der die Massenwirkung des Volksliedgesanges berücksichtigt wäre. Für das ältere deutsche Volkslied des 16. Jahrhunderts hat Rochus von Liliencron in seinem wundervollen Buche: „Deutsches Leben im Volkslied um 1530" (Berlin und Stuttgart, Verlag von W. Spemann) den Versuch gemacht, die mehrstimmige Singweise festzuhalten. Der Versuch ist höchst lehrreich und kommt dem nahe, was ich für das neuere Volkslied ersehne. Liliencron, dem ja nur die gedruckte oder geschriebene, oft recht mangelhafte Überlieferung zu Gebote stand, hat eine ganze Reihe alter Volkslieder in ihrer alten Sangesart wieder aufleben lassen.

Über sein Verfahren in dem genannten Buche schreibt Liliencron folgendes (S. 11): „Es steht nicht nur um die sichere Erkenntnis einer Melodie sehr mißlich, wenn man sie nur als Tenor eines mehrstimmigen Satzes kennt, ohne die anderen Stimmen dabei zu haben, sondern es kommt auch der ganze Volksliedergesang des 16. Jahrhunderts erst in die richtige

Lage, wenn man den so höchst bedeutenden Chorgesang mit in Betracht zieht. Ich gebe deswegen die Lieder im mehrstimmigen Satz, wo er zu haben ist, inhaltlich natürlich ganz treu, aber, um auch dem Dilettanten das Lesen zu ermöglichen, auf zwei Systemen in Diskant und Baßschlüssel. Damit dabei die Melodie, welche als Tenor in der Mitte liegt, trotzdem erkennbar bleibe, gebe ich sie in rotem Druck. Das hat die praktische Folge, daß nun auch die drei (oder vier) anderen Stimmen sicher zu erkennen sind."

Leicht mag es ja nicht sein, einem solchen Gesange aufzeichnend genau zu folgen; aber es wird erst gelingen, den vollen Schmelz des deutschen und des hessischen Volksliedes insbesondere wiederzugeben, wenn eine Aufzeichnung glückt, die der Verteilung der Stimmen für jedes einzelne Lied gerecht wird.

Was wir daher erstreben müssen, ist eine genaue Wiedergabe der mehrstimmigen Sangesweise, Lied für Lied und Ortschaft für Ortschaft. Es genügt also weder der Text, noch die einfache Melodie.

Falls es heute noch möglich wäre, solche Massengesänge ungestört festzuhalten, so würde sich daraus nicht bloß die Möglichkeit ergeben, deutsche Volkslieder nach altgeschulter und erprobter Vortragsweise wieder neuzusingen, es ergäben sich dann auch sehr wertvolle Rückschlüsse auf die Variationen im deutschen Volksgesange und deren Ursachen (Stammesunterschiede usw.).

Leider hat mich, als ich vor dreißig Jahren dem Volksliede in Oberhessen nachging, niemand verstanden, und meine Erzählungen von der wunderbaren Harmonie und Schönheit des Volksliedgesanges wurden verlacht. Man hielt mir allerhand abgesungene Gassenhauer vor und glaubte, damit meine Behauptung lächerlich gemacht zu haben.

Heute ist das Verständnis für das tiefere Wesen des Volksliedes wohl gewachsen, aber leider ist der Volksgesang nach alter Art gegenwärtig merklich im Rückgange.

Die Ursachen dieses bedauerlichen Schwindens der Volkslieder liegen im Grundcharakter des deutschen Volksliedes als Massengesang Weil bei den fortgesetzten Verschiebungen innerhalb der Bevölkerung selten derselbe Sängerchor beisammen bleibt, ist die gewohnte altüberlieferte Stimmenverteilung nicht aufrecht zu erhalten. Auch wird die mündliche Überlieferung solcher Lieder sehr leicht durch Abwanderung der Sänger und Sängerinnen vom Dorfe unterbrochen, und dann tritt das gänzliche Schwinden des Liedes sehr schnell ein.

Volkslieder sterben deshalb so rasch, weil sie mit dem ihnen eigenen Gesangesvortrag aufs innigste verwachsen sind. Gelingt der Gesang der Lieder der neuen Generation nicht mehr, so heißt es gleich: „das alte Lied lassen wir ganz fallen, das geht nicht mehr". „Wir haben ja auch neue Lieder", trösten sich dann die Jüngeren. Und so scheidet ein altes schönes Volkslied dahin, auf immer. Man hört noch von seinem Vorhandensein, aber kein Sängerchor singt es mehr, es ist tot.

Mir sind derartige Fälle bereits in der Zeit, wo ich im Volke sammelte (1878, 1879), vorgekommen.

Nichts stirbt so schnell wie ein echtes Volkslied. Schon der Umstand der mündlichen Überlieferung begünstigt das Vergessen und verursacht das Zerfallen und den trümmerhaften Zustand alter Volksliedtexte. Viel leichter tritt noch das Schwinden des kunstreichen Vortrags ein.

Es ist also hohe Zeit, planmäßig und richtig zu sammeln; aber es muß vielfach neu be-

gonnen werden, denn für die seitherigen Verluste entschädigt die einfache Aufzeichnung der Weise für eine Stimme ganz und gar nicht. Im Gegenteil. Diese einfache Art der Niederschrift schadet oft, da solche schmucklose Weise den irrigen Vorstellungen weiter Kreise, als sei das Volkslied simpel und ohne Reiz, nur zu oft Vorschub leistet.

Um sich ein Bild von der Vortragsweise unserer Volkslieder zu machen, belausche man z. B. das im Chor so wirksame, in Hessen vielgesungene Volkslied: „S'ist alles dunkel, S'ist alles trübe." Dieses schmucklose Volkslied verblaßt beim Einzelgesang völlig. Erst der Massenvortrag verleiht ihm vollen Reiz und ergreifende Wirkung.

In der eigenartigen Vortragsweise der echten Volkslieder liegt auch der Unterschied, der sie von den „Kunstliedern im Volksmund", wie sie John Meier genannt hat, im Empfinden der Sänger trennt. So habe ich oft Äußerungen gehört wie:

„Das alte Lied können wir aus Mangel an Stimmen nicht singen. Aber so ein neues — das geht." Dann sangen die Sänger Kunstlieder, wie die „Wacht am Rhein", „Freiheit die ich meine", „Wir sitzen so fröhlich beisammen", im Chor frischweg ohne verteilte Stimmen. Für derartige „neue" Lieder, Kunstlieder im Volksmund, war eben eine alte Sangesüberlieferung nicht vorhanden.

Hier erkennen wir eine deutlich wahrnehmbare Grenzscheide zwischen dem Volkslied, dem Lied der Naturvölker und dem Kultur- oder Kunstlied.

Daß meine Beobachtung in bezug auf die kunstreiche und eigenartige Vortragsweise der alten Volkslieder nicht vereinzelt dasteht, beweist mir eine gelegentliche Mitteilung des als Volksliedsammler tüchtigen, mitten im Volksleben stehenden (1911 leider verstorbenen) Kantors A. Becker zu Kappel bei Marburg. Als ich ihm einst meine Bemerkungen über die mehrstimmige Vortragsweise der Volkslieder aussprach, sagte er, ganz dasselbe sei ihm auch aufgefallen, es sei deshalb so schwer die oberhessischen Volkslieder richtig, das heißt genau nach dem Gesange aufzuzeichnen.

Die Weise ist und bleibt der wichtigste Bestandteil des Volksliedes, das beweist u. a. die Tatsache, daß selbst die Aussprache der Worte sich beim Volksliedgesange der Weise anpassen muß. Vier betonte Silben hintereinander z. B. spricht niemand, im Volksgesange aber gehören sie zu den häufigsten Erscheinungen, weil sie von der Melodie gefordert werden. Auch hier finden wir wieder ein deutliches Kennzeichen für die Scheidung des Volksgesanges vom Kunstliede.

Solche Beobachtungen, die sich mühelos vermehren ließen, beweisen die Notwendigkeit, dem Volksgesange da, wo er noch in alter Ursprünglichkeit sich erhalten hat, mit aller Kraft und Zähigkeit nachzuspüren. Genaueste Niederschrift würde in jeder Beziehung unschätzbar sein. Sie wird vielleicht auch vergleichendes Material für die Frage geben, wie alt der heutige deutsche Volksgesang ist und ob sich in ihm noch Anklänge an mittelalterliche Sangesweise, z. B. an den Kirchengesang des Mittelalters, erhalten haben. Diese alte Streitfrage ist noch immer ungelöst. Mir hat sich oft beim Anhören bestimmter Volksliedgesänge unwillkürlich der Gedanke aufgedrängt, daß einzelne Lieder auf mittelalterliche Vorbilder zurückgehen. So vernahm ich im März 1911 im Dorfe Niederasphe bei Wetter mitten im Gesang von Kunstliedern plötzlich ein eigenartiges, im Chor schwermütig vorgetragenes Lied von nur wenigen Strophen, das bald verhallte. Ich fragte nach dem schwerverständlichen Texte. An-

fangs wußte ihn niemand. Dann stellte sich heraus, daß das Lied eine halbvergessene Katharinenlegende war, beginnend:

Der Kaiser und der König,
Die stritten Tag und Nacht,
Wohl um die Sankt Katharina,
Weil sie die schönste war.*)

Das Lied war sofort an der ganz anderen Art des Vortrages als echtes Volkslied erkennbar.

Zum Schlusse wäre noch die Frage zu untersuchen: wie sind die Volksweisen niederzuschreiben? Ich will auch dazu einige Winke geben. Zunächst gilt es, die Sänger zu belauschen, ohne daß sie es merken. Ein Volksliedsänger, der erkennt, daß man ihn beobachtet oder gar etwas aufschreibt, wird sofort unsicher, mutmaßt, daß man sich über ihn lustig machen wolle, und wird deshalb, falls er überhaupt noch weitersingt, unzuverlässig.

Es gilt auch hier wie so oft beim Sammeln von volkskundlichen Überlieferungen mit „keuscher Hand" (Jakob Grimms Worte) zu sammeln. Man soll nicht hineinfahren, beileibe nicht korrigieren wollen! So, wie es gesungen wird, muß das Lied aufs Papier.

Vor der Aufzeichnung gilt es recht gründlich zu beobachten, das Gehör für die eigenartige Vortragsweise zu schärfen. Die Stimmen sind bei der Niederschrift mit buntfarbigem Bleistift zu kennzeichnen. Das sind einige kleine Winke. Das übrige wird sich der Musiker, der die schwere Aufgabe übernimmt, erst selbst schaffen müssen, denn hier ist eben noch fast keine Vorarbeit vorhanden. Aber Eile tut not!

Es fehlt uns noch jede *Topographie des Volksliedes*, ein Mangel, den ich oft beklagte, wenn ich nach Liederüberlieferungen im Dunkeln tappte. Heute, nach dreißig Jahren, ist schon vieles verblaßt und verloren. Möglichst umfassendes, *planmäßiges* Aufspüren der Volkslieder ist notwendig. Wir können viel aus der Sammeltätigkeit lernen, die jetzt die Arbeitsausschüsse zur Sammlung der *österreichischen* Volkslieder entfalten. Sie haben selbst die Verleihung von Prämien an besonders tüchtige Sammler eingeführt um allenthalben den Eifer anzuspornen. Die Tätigkeit dieser Ausschüsse, unter deren Mitgliedern bewährte Volkskundeforscher neben landeskundigen Kräften stehen, verdient auch im Deutschen Reiche Beachtung. Ich möchte deshalb an dieser Stelle auf diese bahnbrechenden Arbeiten, die mit Unterstützung des k. k. österreichischen Ministeriums stattfinden, hinweisen. Sie sind mustergültig.

Man hat auch die Anwendung des Grammophons angeregt und bei einzelnen Gesängen mit Erfolg angewendet. Ob man aber eine ganze Spinnstube dazu bringen wird, in ein Grammophon zu singen, ist bei der Schüchternheit der Volksliedsänger sehr fraglich. Die Hauptarbeit wird immer dem feinsinnigen Musiker zufallen, der sich mit der eigenartigen Volksliedsangesart vertraut gemacht hat. Er wird eine neue Welt voll Schönheit und Wohlklang entdecken und dem Volksliede die volle Anerkennung schaffen, die es allen Bemühungen zum Trotz bisher immer noch nicht gefunden hat.

*) Mittler, Deutsche Volkslieder, 409.

Über die Frauen

Von Charlotte Rieſe, Altona-Ottenſen

Trotz allen Suffragettenunfugs in England ſtehen wir deutſchen Frauen doch vor großen Aufgaben. Werden wir ſie im rechten Sinne löſen können? Das iſt die große Frage. Es iſt ja gewiſſermaßen Mode geworden, daß ein Mädchen „etwas wird", wie ſie ſagt, daß ſie nicht zu Haus bleibt, um ein halb tatenloſes Daſein zu führen und auf den Mann zu warten, ſondern, daß ſie ſich betätigt. Worin ſoll ſie ſich aber betätigen? Vor einigen Jahrzehnten konnte ein Mädchen der gebildeten Stände, wenn die Umſtände ihr den Broterwerb aufdrängten, nichts andres werden als Lehrerin. Damals ſind viele Mädchen Lehrerin geworden, die nicht dazu berufen waren. Die Zeiten ſind geweſen. Die warnende Stimme des Kultusminiſters, der Schulgewaltigen ertönt, und die Mädchen hören, daß ein einfaches Lehrerinexamen heutzutage noch nicht ausreicht für die höhere Lehrerin. Es gehört der Beſuch einer Studienanſtalt dazu, um in gut bezahlte Stellen einzurücken, man muß ſeinen Doktor auf der Univerſität machen, und wer das erreicht hat, der ſtellt ſich kühn gegen die Männer und kann vielleicht auch manchmal ſo viel leiſten. Es fragt ſich nur, ob es denn ſchließlich des angewandten Fleißes, der großen Koſten wert iſt, einen Platz neben den Männern einzunehmen. Einige Frauen ſind glücklich bei dieſem Gedanken: andere ſagen, daß ſie es ſind, und verſchweigen die Sehnſucht ihres Herzens, die ſie in andere Bahnen führen möchte. Schulleiter, die bei den Examen der Frauen zugegen ſind, ſchütteln den Kopf über das, was heute an Wiſſen von der Frau verlangt wird, im Miniſterium folgt eine Verordnung der andern, und manche Eltern, denen es ſchon ſchwer wird, für ihre Söhne das Nötige aufzubringen, müſſen Geld aufnehmen, um auch ihre Töchter in die akademiſchen Ehren einzuführen. Schließlich bricht ſolch ein armer, in der Kindheit ungeſchulter Verſtand auch noch zuſammen und muß wieder zurecht gepflegt werden. Aber die Tochter will ihr Recht wie der Sohn. Ehemals wurde alles Geld für den Sohn ausgegeben, damit ihm die Wege geebnet wurden: die Tochter konnte dann, wenn ſie nicht heiratete, ſehen, wo ſie bliebe. Jeder von uns kennt die Beiſpiele, hat ſie ſelbſt erlebt, oder von ihnen gehört.

Gewiß, die Frau ſoll arbeiten, ſoll an der Arbeit Freude haben, ſoll auch in die Fremde ziehen, um die Welt anderswo einmal kennen zu lernen; aber wir ſind mit ſolchen Siebenmeilenſtiefeln vorwärts gegangen, daß es nur zu raten iſt, einmal ſtill zu ſtehen und ſich umzublicken, Atem zu holen und zu überlegen: bin ich auf dem richtigen Wege? Paßt das, was ich lerne und treibe, auch für mich, für meine Art?

Man ſagt wohl, wer das Dienen nicht gelernt hat, kann niemals befehlen. Es gibt wenig Männer, die nicht zuerſt dienen lernen müſſen. Der Arbeiter, der Handwerker, der Kaufmann, der Beamte und Offizier, alle haben ſie mit Dienen ihre Laufbahn angefangen: wer aber will dienen von den Mädchen unſerer Zeit? Sie wollen lernen, gewiß; aber ſie haben kaum ausgelernt, da wollen ſie ſchon ihre Rechte. Und haben ſie denn auch ſoviel gelernt, daß ſie wirklich etwas können?

Dies iſt die Frage, die noch der Antwort harrt. Ganz natürlich; denn die ſogenannte, Frauenfrage iſt ſo eilig vorwärts gegangen, daß die Frauen, die ernſthaft arbeiten, die an verantwortungsvoller Stelle ſtehen, noch kein abſchließendes Werk vorzeigen können. Es

ist alles noch ein Übergang, gewissermaßen ein Versuch. Wird die Frau das halten, was sie verspricht, wenn sie alle Rechte der Männer an sich reißt? Und warum will sie schon alle Rechte? Werden wir Frauen glücklicher werden, wenn wir an den politischen Wahlen teilnehmen dürfen?

Man hat oft die Empfindung, daß manche Männer der Frauenfrage gegenüber den Kopf verloren haben. Auf der einen Seite geben sie ihnen zuviel Rechte, auf der andern nehmen sie sie ihnen wieder. In einer Zeitung werden die aufgeregtesten sogenannten Frauenrechtlerinnen in den Himmel gehoben, in einer andern lächerlich gemacht. Über dies hin und her weiß eine vernünftige Frau oft nicht, was sie eigentlich wünschen oder gar verlangen soll. Eine Frau bleibt doch immer eine Frau, mit allen Schwächen, aber auch allen Vorzügen ihres Geschlechtes. Sie ist in einer Beziehung viel schwächer, als die Männer, in der andern stärker, und das ist sie immer gewesen. Eine echte Frau wird auch immer einsehen, daß sie in vielen Dingen nicht so leistungsfähig ist wie der Mann. Weder geistig noch körperlich. Und doch werden von der verheirateten Frau, von der Mutter, große Leistungen verlangt, die nur sie erfüllen kann. Ehemals wurde keine Rücksicht darauf genommen. Eine Hausfrau und Mutter hatte eigentlich niemals Ferien, nie eine Ausspannung. Wenn der Mann von seiner Arbeit nach Haus kam, mußte alles für ihn bereit sein: das war selbstverständlich, und daß die Frau eigentlich den ganzen Tag für den Ernährer der Familie arbeiten mußte, merkte dieser erst, wenn sie krank wurde oder sich zum Sterben legte. Heute rebellieren einige Frauen gegen die Frohn, in die eine frühe Heirat oder die Umstände sie brachten. Wer aber soll ihre Arbeit tun, wenn sie nicht wollen, und ist es denn wiederum nicht ein Hochgefühl, für so vieles sorgen zu dürfen? Allein, das Hochgefühl tut es nicht: es muß der Sinn fürs Häusliche, für die kleinen Freuden des Lebens vorhanden sein, und dieser Sinn fehlt manchen Frauen ganz. Haben sie ihn gehabt, oder ist er ihnen abhanden gekommen? Wer weiß es? Mancherlei soll den deutschen Frauen abhanden gekommen sein, so sprechen manche und werfen den Blick rückwärts, als das Dasein noch enge war und viele Frauen sich freuen mußten, als gute oder verdrießliche Tante einen Unterschlupf zu finden. Und doch brachte auch die Zeit vor den Befreiungskriegen viele leichtsinnige und putzsüchtige Frauen hervor, denen selbst die schweren Jahre nicht viel Eindruck machten und die ihr kleines Leben ruhig, so gut es eben ging, weiter führten. Andere aber opferten sich und ihre Habe auf dem Altar des Vaterlandes. Ohne Aufhebens davon zu machen, mit einfacher Selbstverständlichkeit.

Immer hat es gute, immer leichtfertige, auch schlechte Frauen gegeben; aber die sonderbare Zusammengesetztheit des Daseins ist die Folge der neuen Zeit, die Folge des Daseinskampfes, der den meisten Frauen aufgedrängt wird. Ach, ganz gewiß: die meisten blieben lieber in der behaglichen Enge ihres Kreises, würden das, was ihre Mutter war, dächten nicht übertrieben gern an Lernen und Geldverdienen. Aber es muß sein; ein Vater mit mehreren Töchtern darf sich nicht damit beruhigen, daß seine Mädchen einmal gute Tanten werden könnten, wie das Tante Minchen oder Stinchen seiner Knabenjahre, er muß die Stimme der Gegenwart hören und darüber nachdenken, wie er seine Töchter glücklich machen kann, soweit denn das Glück in Arbeit, in erfüllten Pflichten liegt.

Die Arbeit liegt vor der, die sehen kann und sehen will, offen da. Nicht allein im Lehrberuf, sondern in so vielen spezifisch weiblichen Berufszweigen, daß sich für das Mädchen, das arbeiten will, viele Wege eröffnen. Sei es in der Landwirtschaft, im Gartenbau, in Hand-

arbeit, im Kunsthandwerk. Wer lernen und arbeiten will, der braucht nicht ängstlich in die Zukunft zu blicken: aber freilich, zum Lernen gehört Dienen, gehört Geduld und Ausdauer. Und hier zeigt sich wieder der Unterschied zwischen dem männlichen und weiblichen Geschlecht. Ein junger Mann wird sehr selten seinen erwählten Beruf wechseln. Hat er ein Jahr die Schlosserei gelernt, so wird er kaum daran denken, Tischler zu werden. Aber ein Mädchen treibt heute Hühnerzucht, morgen Gärtnerei, und dann gefällt ihr beides nicht, und sie versucht es mit dem Maschinenschreiben. Dann wundert sie sich, wenn ihre Leistungen nicht glänzend bezahlt werden und die Arbeitgeber sich nichts aus ihr machen. Grade so ist es mit den Mädchen, die in Familien dienen, als Hausmädchen, Köchin, Stütze. Kaum sind sie so weit, daß sie das, was sie lernten, gut verwerten könnten, heißt es: ach, ich möchte nun doch lieber Verkäuferin oder Schneiderin werden. Wie viele Schneiderinnen in der Großstadt für Hungerlohn arbeiten, weiß jeder, der einen Blick in die Verhältnisse tat, und bei den Verkäuferinnen in den großen Warenhäusern ist es erstaunlich, daß sie meistens jung und hübsch sind. Wo bleiben die älteren, die weniger hübschen? Und was haben die, die jüngeren Platz machen mußten, gelernt, um ihr Brot weiter und in Ehren zu verdienen?

Auch unter den Dienstmädchen gibt es nicht ganz viele über dreißig Jahren. Aber da die Dienstmädchen den größten Prozentsatz des weiblichen Geschlechtes liefern, das in die Ehe tritt, so weiß man doch, wo sie bleiben.

Es gibt noch andre Berufe, in denen die Mädchen sich nach Abwechslung sehnen. Es gibt Telephonistinnen, deren Nerven den Dienst nicht aushalten; dann werden sie Krankenpflegerinnen, grade, als ob hierzu keine Nerven gehörten! Und merkwürdig — hier spreche ich aus eigener Erfahrung — die so nervösen ehemaligen Telephonistinnen konnten bei den blutigsten Operationen zugegen sein und freuten sich, das auch mal durchgemacht zu haben! Zur Beruhigung der Mitwelt soll berichtet werden, daß auch die Krankenpflege diesen Damen nicht „lag". Was aus ihnen geworden ist, kann ich nicht sagen. Diese Veränderungssucht, dieser oft hysterische Zug nach Traurigem, Schrecklichem ist für die Frau eine große Gefahr, und wer kann es dem Arzt verdenken, wenn er von weiblichen Kollegen nicht allzuviel wissen will, wenn er sagt, daß es genug beschäftigungslose Männer in seinem Fach gibt, daß die Frauen nur Verwirrung und Konkurrenz hineintragen. Für die Großstadt mag er im Recht sein, obgleich auch hier die Stimme der Frauen gehört werden muß, die lieber zu einem weiblichen Arzt gehen als zu einem Mann. In ernsten Fällen wird das Fräulein Doktor doch immer einen Mann hinzuziehen. Aber auf dem Lande liegt die Sache doch anders. Hier ist ein weiblicher Arzt schon deswegen vonnöten, weil viele junge Ärzte den Landaufenthalt und die Einsamkeit durchaus nicht lieben, vielleicht auch nicht genug verdienen, um eine Familie zu erhalten. Da kann immer noch eine Frau leben, und wenn sie zugleich Hebamme ist, einen großen und segensreichen Einfluß ausüben, der sich auch auf die Säuglingspflege erstreckt. Hier liegt das Gebiet der Frau, ihre Domäne, die noch lange nicht genug ausgenutzt ist.

Es wird über den Geburtenrückgang geschrieben; wenn nur alle Kinder am Leben blieben, die gesund zur Welt kommen und die durch sogenannte weise Frauen und durch gleichgültige Mütter elend sterben müssen, der Staat brauchte sich nicht zu sorgen. In Deutschland sterben aber so viele Kinder unter einem Jahre, daß hier ein ungeheures Feld ist, das geschulten und verständigen Frauen ungesäumt ausgeliefert werden müßte, wenn sich die Mittel fänden und die Arbeiterinnen. In den großen Städten hat man vieles gelernt und schon gute Er-

folge erzielt; in den Kleinstädten, auf dem Lande versagen bis jetzt die Mittel, weil man sie nicht zusammen bringen kann und auch keine geschulten Frauen hat, die die Oberleitung übernehmen könnten. Es rührt sich zwar hier und dort: es gibt gottlob vernünftige Gutsfrauen, Prediger- und Lehrerfrauen, aber von einer organisierten Aufsicht ist, kann keine Rede sein. Sie kann den Männern nicht aufgebürdet werden, die Kreisärzte sind weit entfernt, und den Eltern, auch der ledigen Mutter steht das Recht über ihr Kind zu. Wenn so ein armes Kind nicht gerade gewaltsam umgebracht wird, muß man tatenlos zusehen, wie es in Schmutz und Elend verkommt.

Wir, in unsern reinlichen Häusern, mit Wasserleitung und andern hygienischen Einrichtungen, wir ahnen nicht, wie es in einem westpreußischen oder hinterpommerschen Dorf aussieht. Wir lesen wohl einmal irgend eine Schauergeschichte aus der Eifel oder dem Hunsrück, wo faulendes Lourdeswasser einem kranken Kinde eingegossen wird, aber wir vergessen sie gleich wieder. Und der Staat vergißt sie auch. Weshalb läßt er nicht eine große Anzahl von Frauen und Mädchen in der Säuglingspflege ausbilden; weshalb beantragt er nicht beim Reichstag soundsoviel Millionen, um in jeder Provinz ein großes Säuglingsheim zu errichten; weshalb sammelt er nicht durch vernünftige Frauen die verwahrlosten, ach oft so überflüssigen Kinder? Hier ist das Arbeitsfeld. Nicht allein für den Staat, sondern vor allem für die Frau. Manches Mädchen, das heute nicht weiß, ob sie Klavierkünstlerin oder Schauspielerin werden soll, die haltlos von einem Beruf in den andern schwankt und immer nur Enttäuschungen erlebt, sie würde eine Tätigkeit finden, die besser ist als das sich zur Schau stellen vor einem mitleidslosen Publikum, sie würde im Aufgehen für andere auch das wieder finden, das so vielen Frauen von heute fehlt. Nämlich die Mütterlichkeit, die Sorge für andere, den Frieden, der in dem Bewußtsein liegt, nicht allein für sich zu leben, sondern ein wichtiges Glied in der großen Kette zu sein, die sich um die Verwaisten schlingen sollte.

Man wird einwenden, daß dieser Gedanke unausführbar ist — das würde dahin stehen. Im Kleinen sollte der Staat die Sache mit vernünftigen Frauen in die Hand nehmen und allmählich weiter ausbauen.

Aber wo sind die vernünftigen Frauen? Oh, sie gibt es noch. Sie halten sich nur zurück, wollen nichts von den Frauenvereinen wissen, wo nur geredet und wenig getan wird; wo es Tee gibt und Unterhaltungsabende, gewürzt mit Schelten auf die Männer. Wo vernünftige Ansichten oft niedergeschrieen werden, weil es Spaß macht, und weil manche Dame in dem Besuch dieser oder jener Frauenvereinigung nur einen Sport sieht, den sie mitmacht. Weil man angenehme Bekanntschaften machen kann und es ja Mode ist, mit den ernsten Aufgaben, die der heutigen Frau zuerteilt werden, ein wenig zu spielen.

Von diesen Vereinen halten sich viele ernste Elemente fern, und das ist zu beklagen; denn sie könnten durch ihr Beispiel und dadurch, daß sie wirklich arbeiten wollten, manche zwischen Bequemlichkeit und Schaffenslust schwankende Seele in das richtige Fahrwasser bringen.

Es wird von den englischen Suffragetten gesagt, daß sie zum Teil hochgebildete Damen wären, die es für richtig fänden, die Aufmerksamkeit des Volkes auf sich zu ziehen. Ob diese Kampfesweise für den englischen Staat sehr angenehm ist, wäre zu bezweifeln. Wenn eine Dame sich dazu hergibt, Bomben zu werfen und Feuer anzuzünden, so hat sie jedenfalls nicht die Bildung, die wir der deutschen Frau wünschen. Herz und Gemüt scheinen bei den

Suffragetten stark verkümmert zu sein, und diese Eigenschaften darf sich keine wahrhaft deutsche Frau rauben lassen, falls sie sie noch besitzt. Denn auch bei uns gibt es Frauen, die sich zu Pariser Modepuppen herabwürdigen lassen, die in Nichtstun, mit oder Mitsich-selbstbeschäftigung ihr Dasein ausfüllen und dadurch schädlich wirken. Man redet nicht so viel von ihnen, wie von den Suffragettes, darum sind sie aber doch da und machen manches junge Herz traurig und voll von Neid durch den äußeren Glanz ihrer Umgebung.

Man muß sie unbeachtet lassen, wie man die Suffragettes doch, im Grunde genommen, nicht zu beachten braucht und ihnen höchstens einige mitleidige Gedanken widmen kann. Sie wirken insofern lehrreich, als man an ihnen lernen kann, wie man's nicht machen soll.

Allgemeines Stimmrecht! Wünschen die deutschen Frauen es wirklich in der Mehrzahl? Dies möchte ich bezweifeln. Man denke nur an die Folgen, wenn eine Frau sich zur öffentlichen Wahl stellt, wenn Gegner ihr Vorleben beschnüffeln und vielleicht Verleumdungen aussprechen, an denen kein wahres Wort ist! Anhängerinnen des politischen Wahlrechts werden erwidern, daß dies ganz einerlei wäre, daß eine Frau stark genug sein sollte, um auf jede Art und Weise besprochen und begeifert zu werden. Die meisten Frauen werden nicht stark genug sein, und sie brauchen es auch nicht. Eine echte Frau ist einmal nicht für die Öffentlichkeit gemacht, sondern für stilles Wirken; es wäre ein Unglück, wenn es anders würde. Gewiß, es gibt glänzende Rednerinnen unter den Frauen: daß sie sich danach sehnen, ihr Licht einmal im Reichstag leuchten zu lassen, ist wohl verständlich; aber auch sie sollten sich an dem genügen lassen, das sie haben und was sie erreichten. Es ist nicht wenig. Mit dem kirchlichen Stimmrecht sieht es anders aus. Es ist leider wahr, daß die Frauen weitaus den größten Prozentsatz zum Kirchenbesuch geben; daß viele Männer, selbst wenn sie sich zu den kirchlichen rechnen, doch keine Zeit finden, den Gottsdienst zu besuchen. Man bedenke aber auch hier, daß, sobald das kirchliche Wahlrecht für Frauen eingeführt wird, auch die Frauen zur Wahlurne schreiten werden, denen die Kirchlichkeit im Grunde genommen ganz gleichgültig ist, die aber sofort ihre Rechte ausüben werden. Denn sie wollen ja eben Rechte, ohne sich nachher der Pflichten bewußt zu werden. Und ob dann die kirchlichen Kreise zufrieden sein würden, ist noch nicht sicher. Gewiß, die Kirche sollte sich nicht ablehnend verhalten, wie sie es an manchen Stellen tut, sondern sich an der württembergischen Landeskirche ein Beispiel nehmen, die gerade jetzt die Heranziehung der Frauen und Jungfrauen zur kirchlichen Armen-, Kranken- und Jugendpflege anordnet. Die Frau in Württemberg soll zu den Ausschüssen der kirchlichen Vertretung herangezogen werden, soll eine beratende Stimme haben und über etwaige zur Verfügung gestellte Geldmittel entscheiden helfen. Hier also können die Württembergerinnen zeigen, ob und wie sie arbeiten wollen. Ein großes Arbeitsfeld ist ihnen eröffnet; wenn sie verstehen, es zu bestellen, werden andre kirchliche Obrigkeiten sich die Gelegenheit zu fruchtbringender Frauenarbeit nicht entgehen lassen. Viele Frauen werden sagen, daß dies nicht genug wäre, sie sollten aber doch erst zeigen, was sie denn eigentlich arbeiten können, ehe sie größere Forderungen stellen. Forderungen, die sich wahrscheinlich nicht erfüllen lassen.

Das Schlagwort der Zeit ist, vom Studium der Frau zu reden. Einige Stimmen schelten, andere verlangen noch mehr Platz für die Frauen an den Universitäten. Im letzten Semester studierten etwa dreitausend Deutsche auf deutschen Hochschulen. Über tausend studierten Philologie, gegen vierhundert Mathematik und Naturwissenschaften, und der Rest

verteilte ſich auf Medizin, Pharmazie uſw. Da die Frauen, die ins höhere Lehramt eintreten wollen, von Staats wegen gezwungen ſind, entweder Philologie, oder Mathematik und Naturwiſſenſchaften zu ſtudieren, ſo ſieht man, daß es ſich hauptſächlich ums Lehramt, alſo ums Brotſtudium handelt. Eine Frau muß ja jetzt den „Oberlehrer“ machen, will ſie an einer höheren Mädchenſchule, an einem Lyzeum, wie man auf deutſch ſagt, unterrichten und ihr Brot verdienen.

Auf einunddreißig Millionen deutſche Frauen des Reiches iſt alſo der Prozentſatz der Studierenden recht klein. Deswegen brauchen ſich die Männer noch nicht zu beunruhigen; im Gegenteil, ſie ſollten ſich des Strebens der Frauen freuen. Kommt das doch auch ihren Töchtern zugute. Und die noch nicht dreihundert Medizinerinnen können als Aſſiſtentinnen, als Helferinnen manche Lücke ausfüllen. Hier iſt die Konkurrenz der Frau nicht groß. Sie iſt ernſter bei der deutſchen Reichspoſt, in den Kontoren der Kaufleute, in den Verkaufsläden. Aber wenn ein Mann arbeiten will, ſollte man denken, daß er Gelegenheit genug dazu fände. Vielleicht muß er ſich ein wenig mehr Mühe geben als ehemals; vielleicht wird die Zeit kommen, da die Frau einſieht, wie ſehr ſie ſich in dem Getriebe eines Ladens geſundheitlich ſchädigt, wie viel beſſer ſie ſich für den hauswirtſchaftlichen, den gärtneriſchen, den landwirtſchaftlichen Betrieb eignet, als in der ſchlechten Luft des Warenhauſes ihre Geſundheit und Jugend zu verlieren. Einige Anzeichen ſind ſchon dafür da. Allmählich wird eine große Anzahl von Frauen ſich mehr und mehr den genannten Berufen zuwenden und hoffentlich auch die Ausdauer haben, bei ihnen zu bleiben.

Denn Beſtändigkeit, Ausdauer und Sachlichkeit, dieſe drei Dinge müſſen ganz anders in dem heranwachſenden Mädchen gepflegt und ausgebildet werden, wie es bisher geſchieht. Das Leben iſt nun einmal kein Vergnügen, ſondern eine ſehr ernſthafte Sache, die täglich ernſter wird. Viel iſt in der Frauen Hand gelegt: möchten ſie es halten und ſich darüber klar werden, daß jede einzelne an ſich arbeiten muß; daß die Pflichten vor den Rechten gehen, daß Arbeit allein ein Leben glücklich machen kann. Dann wird das häßliche Wort Frauenemanzipation nur die Bedeutung haben, daß die Frau ſich von allen kleinen Schwächen und Fehlern emanzipiert, ſie erkennt und ſie vermeidet.

Germanisch und deutsch

Von Dr. Ludwig Wilser, Heidelberg

Wir nennen unser Volk das „deutsche" und berühmen uns „germanischer" Abkunft. Stehen diese beiden Ausdrücke in irgendeiner sprachlichen, rassenhaften oder geschichtlichen Beziehung zu einander und können sie sich gegenseitig ersetzen oder vertreten? Daß letztere Frage zu verneinen ist, geht schon daraus hervor, daß es heutzutage Völker gibt, die, ohne deutsch zu sein, doch ohne Zweifel, wie Dänen, Norweger, Isländer und Schweden, zu den Germanen gerechnet werden müssen. Auch die Grenzen des neuen Deutschen Reiches, das bei weitem nicht alle Deutschen und zudem Teile mehrerer Fremdvölker umfaßt, lassen sich nicht zur Umschreibung des Begriffs „deutsch" verwenden, so wenig wie die „hochdeutsche" Schriftsprache, denn Holländer und Flamen, die sich dieser nicht bedienen, werden trotzdem von den benachbarten Engländern „Dutchmen", d. h. Deutsche, genannt. Wollen wir uns bei der Unterscheidung auf die leiblichen Merkmale stützen, geht es uns nicht besser, da sich in unserem Vaterlande die Begriffe „Rasse" und „Volk" längst nicht mehr decken und es gerade nichtdeutsche Völker sind, bei denen sich die seit Tacitus als Kennzeichen germanischen Ursprungs betrachteten Eigenschaften am besten und reinsten erhalten haben.

Auf die Frage: wer ist ein Deutscher? läßt sich also darum doch nichts anderes erwidern als: wer sich zur deutschen Muttersprache bekennt, und auch dies gilt nur für die Neuzeit, da vor Luther jeder deutsche Stamm seine besondere Mundart auch als Schriftsprache gebrauchte, und selbst für die heutigen Verhältnisse nicht ohne Einschränkung, da es immer noch viele Kinder in unserem Volke gibt, die „Hochdeutsch" erst in der Schule lernen und ihr Leben lang nicht vollständig beherrschen. Es hat wahrlich nicht viel gefehlt, daß sich das aus dem Altsächsischen hervorgegangene „Platt" zu einer selbständigen Schriftsprache entwickelt hätte, und was wäre dann das eigentliche „Deutsch", die Mundart des Ober- oder des Niederlandes? Auch in Oberdeutschland ist diese in mehrere, recht verschiedene Zweige, fränkisch, alemannisch, schwäbisch und bairisch, gespalten, die im ersten Jahrtausend unserer Geschichte noch alle in ihrer ganzen Eigenart nicht nur gesprochen, sondern auch geschrieben wurden. Otfrid von Weißenburg z. B. nennt seine Sprache frenskisga zunga. Erst unter der glänzenden Herrschaft der Staufer und im Zeitalter der Minnesänger entstand eine gemeinsame hochdeutsche Schriftsprache, die sich auch an den Fürstenhöfen und in den Schreibstuben von Mitteldeutschland ausbreitete und durch Luthers Bibelübersetzung den Sieg über die niederdeutschen Mundarten davontrug, von denen nur die westlichen Zweige in den frühzeitig vom Reiche abgetrennten friesischen und flandrischen Landschaften ihre Selbständigkeit zu wahren vermochten.

Nicht zu streiten brauchen wir darüber, welche der beiden Bezeichnungen die ältere ist, da schon in dem jedem Schuljungen bekannten „Gallischen Krieg" die rechts vom Rhein wohnenden (qui trans Rhenum incolunt) oder von dort herübergekommenen Völkerschaften von Cäsar unter dem Gesamtnamen „Germanen" zusammengefaßt werden, wohl aber über Herkunft und Bedeutung dieses noch für Tacitus „neuen" Namens (vocabulum recens et nuper additum). Ob er keltisch oder germanisch (eigentlich müßte vor allem der Umfang dieses Begriffs festgestellt werden), darüber haben sich zwar zahllose Gelehrte ereifert und erhitzt, aber meines Erachtens ohne Grund, denn im Altertum standen sich die

Sprachen der rechts- und linksrheinischen Völker noch so nahe und hatten in ihrem Wortschatz noch so viel Gemeinsames, daß es in den meisten Fällen bei Volks-, Orts- und Flußnamen unmöglich ist, sich für die eine oder die andere Seite zu entscheiden. Man kann auch in unserem Falle, da Carmanus, Germanus, Germanissa überlieferte keltische Eigennamen sind, mit einem gewissen Recht behaupten, das Wort sei keltisch, ja sogar lateinisch, in welcher dem Keltischen nahverwandten Sprache es auch vorkommt und die etwas eingeschränkte Bedeutung „echt", davon abgeleitet „vollbürtig" und schließlich „geschwisterlich", angenommen hat. Durch „Lautverschiebung" und Sinnwandel entfernen sich ursprünglich gleiche oder ähnliche Sprachen nach Völkerwanderungen und bei länger dauernder Sonderentwicklung immer weiter voneinander. So entspricht dem lateinischen c oder g (beide Laute wurden anfangs in der Schrift nicht unterschieden) meist, aber keineswegs immer — denn es gibt auch ein wurzelechtes c — ein germanisches h, z. B. caecus, casa, gleba = got. haihs, hus, hlaibs, und umgekehrt, wie in hortus, hasta, hostis, Garten, Gerte, Gast u. dgl. Demnach darf man erwarten, im Germanischen ein dem keltisch-lateinischen Carmanus-germanus nach Lautstand und Bedeutung verwandtes hermans, harmen oder ähnlich zu finden, und das trifft in der Tat zu, aber mehr in Volks- und Eigennamen als im Wortschatz, wo nur noch wenige Spuren in den alten Tiernamen harmo, hermin, neudeutsch Hermelin, Hermchen oder Hermännchen (Wiesel), und Hermanbock (Widder) vorhanden sind. Von damit zusammengesetzten Namen gibt es aber eine ganze Menge: Hermunduri, Herminones (schon aus dem ersten Jahrhundert), Hermanarich, Hermanfrid, Hermenland, Hermenigild, Hermanpreth u. a., denen im kimbrischen Sprachgebiet mit keltischer Lautgebung Germenulf, Germenberga, Germangabae entsprechen. Auch unser heutiger Vorname Hermann ist, wie die weibliche Form Hermine zeigt, gleichen Stammes, doch mit dem ähnlichen, aber aus zwei Teilen zusammengesetzten Heriman, Harimann (Chariomannus) zusammengeflossen. Als Grundbedeutung dieser Wurzel läßt sich aus dem lateinischen Wort wie aus der Anwendung auf Tiere mit glänzendem Fell wohl die des „Lichten, Herrlichen" erschließen, wozu auch die Namenbildungen trefflich passen: Hermunduri, die herrlichen Duren, später Thüringe, Hermanariks, glänzender Herrscher u. dgl. Damit darf das vokalisch anlautende irmin, groß, nicht verwechselt werden. Im Namen der genannten Völkerschaft wiederholt sich derjenige des dritten der altgermanischen Hauptstämme, dem sie angehörte, und dieser Umstand kann uns helfen, für die Entstehung und Verbreitung des Gesamtnamens eine befriedigende Erklärung zu finden. Im letzten Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung, nach dem Kimbernzug, der ihm Bahn gebrochen und den Weg frei gemacht, unternahm auch der volkreiche herminonische Stamm einen gewaltigen Vorstoß nach Süden und Westen. Als Cäsar nach Gallien kam, waren suebische Völker, Markomannen, Haruden, Eudosen u. a., schon bis an den Oberrhein, ja bis ins Herz des Keltenlandes vorgedrungen, und ein merkwürdiges Geschick fügte es, daß er allein, wie einst sein großer Ohm, die „bebende Roma" beschützte und ihr wankendes Reich aufrecht erhielt.

Aus der Zeit des siegreichen Vordringens herminonischer Völkerschaften stammt jedenfalls die Verallgemeinerung ihres Stammesnamens, den die Gallier wegen des Schreckens (ob metum), den er ihnen einjagte, auch auf die übrigen verwandten Stämme, auf alle den Rhein überschreitenden Heerscharen übertrugen (nationis nomen, non gentis, eva-

luisse paulatim). Nach ihrem Volkstum befragt, antworteten Arioviſts ſieggewohnte Krieger ſicherlich zuerſt: „Wir ſind Sueben", und dann, auf weitere Erkundigungen, zu welchem größeren Stammesverbande ſie gehörten: „Zu den Herminonen oder Hermanen," was in der keltiſchen Sprache ihrer Gegner „Germanen" lautete. Bald werden ſie ſich auch daran gewöhnt haben, dieſen berühmt gewordenen und gefürchteten Namen auf ſich ſelbſt und in ſeiner erweiterten Bedeutung anzuwenden. Es iſt einer der vielen, heute wohl zu entſchuldigenden, aber nicht mehr zu leugnenden Irrtümer von Grimm, wenn er ſchreibt: „Aller deutſche Klang in Germani trügt alſo." In Rom, wo ihn, ſoviel wir wiſſen, zum erſtenmal Cicero im Senat gebrauchte, war der neue Volksname offenbar durch Cäſars Kriegsberichte bekannt geworden. Wenn manche Schriftſteller auch für frühere Zeiten, Pytheas' Nordlandsfahrt, Kimbernzug und Sklavenkrieg, von „Germanen" reden, ſo geſchieht dies nur in rückbezüglicher Weiſe. Vor dem galliſchen Kriege gab es noch keine alle Stämme unſeres großen Volkes zuſammenfaſſende Bezeichnung, und alle Zeitgenoſſen der kimbriſchen Heerfahrten rechnen die dabei beteiligten Völkerſchaften zu den Kelten oder Galliern.

Sehr viel, faſt um ein Jahrtauſend jünger iſt, wenn wir die Bedeutung des von einigen römiſchen Geſchichtſchreibern und Dichtern gebrauchten Beiworts teutonicus auf das allein berechtigte „teutoniſch", die Völkerſchaft der Teutonen betreffend, einſchränken, das zweite, heute zur Bezeichnung unſeres Volkstums und Vaterlandes dienende Wort der Überſchrift. Schon bei Ulfila findet ſich zwar, als Überſetzung des griechiſchen ἐθνικως, ein von thiuda, Volk, abgeleitetes thiudisko, aber nur im Sinne von „heidniſch"; doch wäre es immerhin möglich, daß bereits in der damaligen gotiſchen Sprache das Wort auch eine allgemeinere Bedeutung gehabt hätte, nämlich „zum Volk (aber ſelbſtverſtändlich nur dem der Goten) gehörend". Im ſpäteren Mittelalter begegnet uns das auf ein ähnliches germaniſches Wort ſchließen laſſende theodiscus, teudiscus zuerſt in lateiniſchen Quellen, z. B. in dem Straßburger Eid der Söhne Ludwigs des Frommen. Es bedeutet, ſeiner Ableitung von theoda, diota, thiot, deot entſprechend, urſprünglich auch nicht mehr als „volkstümlich, volklich, völkiſch", beſonders mit Beziehung auf die Sprache, im Gegenſatz zum Latein der Gelehrten oder den in früher zum Römiſchen Reich gehörenden Ländern entſtandenen romaniſchen Mundarten. Dadurch lag die Übertragung auf die ihre angeſtammte Volksſprache bewahrenden Menſchen nahe, ſo im Altſächſiſchen thiudisca liudi, zunächſt Deutſchredende, dann Deutſche überhaupt. Der Anklang an den Namen der die deutſche Geſchichte eröffnenden Teutonen (Teutoni oder beſſer Teutones) verleitete mittelalterliche Chroniſten, wie z. B. den Dänen Saxo, dazu, Teutones und teutonicus im weiteren Sinne von „Deutſche" und „deutſch" und als gleichbedeutend mit Theotisci, theodiscus zu verwenden. Aber ſchon Grimm bemerkt hierzu: „Aus Teutones oder Teutoni entſprang den Römern, wie aus Senones senonicus, teutonicus, mit beſtimmtem Bezug auf dieſen Volksſtamm, und es iſt nicht zu erweiſen, daß es ihnen ſchon den allgemeinen Sinn von germanicus hatte." Er kommt aber, wie viele ſeiner Nachfolger, gleich wieder vom rechten Wege ab, indem er auch den Volksnamen von dem genannten altgermaniſchen Wort ableitet: „Teutones Τευτονες ſtammt wiederum aus teuta, wie vor der Verſchiebung das gotiſche thiuda, althochdeutſche diota gelautet haben muß." Abgeſehen davon, daß Grimm die Vorgänge der Lautverſchiebung nicht richtig verſtanden hat, daß teut wohl die älteſtüberlieferte, aber

nicht die ursprüngliche Gestalt des Wortes darstellt, ist es in hohem Maße unwahrscheinlich, daß Teutones mit thiuda zusammenhängt und durch „Volksgenossen" übersetzt werden darf. So nennt sich kein Volk selbst, und auch das Wort „deutsch" hat sich ja ursprünglich nur auf die Sprache bezogen. Außerdem wäre in diesem Falle eine Ableitungsendung, wie Teutisci, Teutici, Teutingi, oder eine Zusammensetzung, wie Teutoarii, Teutomani, Teutavi, zu erwarten.

Daß die gotische Sprache noch einen anderen Wortstamm (thiuth, thiutheigs, thiuthjan, gut, reich, preisen) zur Erklärung bietet, daß dieser sogar lautlich wie begrifflich viel besser für zahlreiche keltische und germanische Volks-, Götter- und Eigennamen paßt (Teutobodiaci, Teutanus, Teutates, Teuta, Teuticus, Teutomatus, Teutobodus, Teutomeres, Teutsinda, Theotmarsi, Theothael, Theothar, Theodulf, Thiudamers, Theodebert, wobei nicht alle mit doppeltem t geschriebenen keltisch, sondern zum Teil kimbrisch-germanisch sind), ist auch dem Altmeister germanischer Sprachforschung nicht entgangen, dessen Verdienste ich bereitwillig anerkenne, wenn ich auch für seine Schwächen nicht blind bin. „Man darf", schreibt er in seiner Geschichte der deutschen Sprache, „außer thiuda auch das gotische thiuth ἀγαθον und thiuthjan benedicere erwägen, deren zwiefache Aspirata der zwiefachen tenuis in Teutones genau zu entsprechen scheint... Teutones wären in diesem Sinne die Reichen, Seligen, Glücklichen... Am Ende läßt sich thiuda mit thiuth noch leichter vermitteln als Guthans mit Gods, und die Forschung soll offen bleiben." Daß beide Wörter einer Wurzel entsprossen sein können, glaube auch ich, aber dies müßte so weit zurückliegen, daß es bei der Deutung des Volksnamens nicht in Betracht kommt. In ähnlicher Weise, können wir uns vorstellen, hängt vielleicht auch altgermanisch folc mit lat. fulgor zusammen, so daß der Name Volkmar ursprünglich nicht „volksberühmt", sondern etwa „hochberühmt" bedeutet hätte. Wenn einige Schriftsteller, wie Lucan und Martial, die Ausdrücke furor teutonicus, capilli teutonici anscheinend in etwas weiterem Sinne gebraucht haben mögen, so ist das eben dichterische Freiheit und berechtigt uns nicht, teutonicus mit „deutsch" zu übersetzen. Erst sehr viel später hat man, durch den Gleichklang verleitet und über die sprachlichen Verhältnisse im Unklaren, die Namen verwechselt und vertauscht, so z. B. bei der Benennung von Studentenverbindungen und anderen Gesellschaften, indem Teutonia für gleichbedeutend mit Germania gehalten wurde. In der Zeit der Romantiker, vor hundert Jahren, glaubte man seiner vaterländischen Gesinnung einen besonders starken Ausdruck zu geben, wenn man „teutsch" schrieb und sprach. Selbst wenn dieses Wort nicht von thiuda, Volk, sondern von der im Namen der Teutonen steckenden Wurzel thiuth abgeleitet werden müßte, wäre das sprachgeschichtlich unrichtig. Mit alledem hat der göttliche Stammvater Tuisko nicht das geringste zu tun, denn er ist zweifellos nach dem Himmelsgott Tius, Ziu mit der germanischen Ableitungsendung isc, dem heutigen isch, benannt.

Wir sehen also, um das Gesagte noch einmal kurz zusammenzufassen, alle Deutschen sind Germanen, aber nicht alle Germanen sind Deutsche. Letztere Bezeichnung gilt nur für die östlichen Untertanen des großen Frankenreichs, die ihre „volkstümlichen" Mundarten bewahrt und später die „hochdeutsche" Schriftsprache angenommen haben. Während in altgermanischen Zeiten, bei unseren Vorvätern die Begriffe „Rasse" und „Volk" noch fast vollständig übereinstimmten, da die gemeinsame Sprache nur von Menschen derselben

Art (in diesem Falle Homo europaeus) gebraucht wurde, hat sich im Lauf der Geschichte und infolge der bei stärkerer Ausdehnung unvermeidlichen Blutmischung dieses Verhältnis gründlich verändert. Die kennzeichnenden, allen Augenzeugen auffallenden, von Tacitus mit besonderem Nachdruck hervorgehobenen Merkmale der genannten Menschenart haben sich nur bei den Nordgermanen, in den Ursitzen unseres Volksstammes, und auch dort nicht in völliger Reinheit erhalten.

Von ihren Nachbarn werden die Deutschen teils so (Tydsker, Tysker, Tyskar, Duitsche, Tedeschi), teils Germanen (Germans), manchmal auch nach einzelnen Grenzvölkern (Allemands, Alemanos, Saksulainen) genannt. Ein Wort ist noch über die Namen zu sagen, die Slaven und Ungarn unseren Volksgenossen geben (Nemec, Niemiec, Njemetz, Nemet), angeblich von njem, niemy = mutus abgeleitet und die „Stummen" bedeutend. „Nicht eines leiblichen Gebrechens halber", sagt Grimm, „heißt den Slaven der Deutsche stumm, sondern weil er ihre Sprache nicht redet." Da, wie ich andernorts nachgewiesen, der slavische Volksname nicht von slowo, Wort, sondern von slawa, Ruhm, gebildet ist und darum nicht den Sinn „die Redenden" hat, werden auch die „stummen" Deutschen verdächtig. „Unsere alten Nemetes gleichen nur zufällig," mit diesem Ausspruch Grimms kann ich nicht übereinstimmen. Wie dieser Name, wie die keltischen Wörter nemetum (lucus, germ. nimid), nemes (coelestis), die Ortschaft Nemetocenna und die Göttin Nemetona zeigen, war der keltischen und germanischen Sprache eine Wurzel nemet, wohl mit der Grundbedeutung „Glanz", gemeinsam. Dann wäre Niemtzi gleichbedeutend mit Skiren und Wandalen (got. skeirs, glänzend, lit. wanda, Wasser), den westlichen Nachbarn der Slaven, und der allgemeinen Sitte der Namengebung unter den indogermanischen Völkern viel mehr entsprechend als der alleinstehende und auffallende Übername der „Stummen".

Grundsätze der Rassenlehre

Von K. F. Wolff, Bozen

„Die Rassenfrage ist der Schlüssel zur Weltgeschichte, und nur deshalb ist die Geschichte häufig so konfus, weil sie von Leuten geschrieben worden ist, die die Rassenfrage nicht kannten und ebensowenig die dazugehörenden Momente."

Disraeli-Beaconsfield in seinem „Endymion".

Mehr und mehr neigen sich die Gebildeten der germanischen Völker der rassentheoretischen Weltanschauung zu. Während ehedem „die absolute intellektuelle und moralische Gleichheit der Menschen", wenigstens der „weißen" Menschen, ein unumstößlicher Grundsatz war, dringt heute die Überzeugung von der biologisch bedingten geistigen Ungleichheit, ja Ungleichwertigkeit der einzelnen nicht nur verschiedenfarbigen, sondern auch „weißen Rassen" in immer weitere Kreise. Beide Auffassungen stehen sich wie Feuer und Wasser gegenüber und der Kampf zwischen ihren Anhängern nimmt fast den Charakter eines Religionsstreites an. Die innere Fremdheit und die durch den wissenschaftlichen Ton der Auseinandersetzung nur mühsam verhüllte Abneigung, die dabei zutage treten, lassen erkennen, daß es sich hier nicht um irgend ein Problem vereinsamter Fachgelehrter handelt, sondern daß es völkerbewegende Weltanschauungen sind, die unversöhnlich aufeinander prallen. Und in der Tat handelt es sich hier um eine der größten und wichtigsten Fragen, die jemals die Menschheit erschüttert haben. Für die germanischen Völker insbesondere stehen dabei geistige Werte auf dem Spiele, deren Tragweite noch gar nicht abzusehen ist.

Die rassentheoretische Weltanschauung fußt in der Hauptsache auf folgenden Grundsätzen.

Erstens: die gesamte kulturschöpferische und kulturerhaltende Fähigkeit, der Aufschwung und der Niedergang eines Volkes hängen nicht von irgendwelchen äußeren Zufälligkeiten ab, sondern sind durch den Rassenaufbau des betreffenden Volkes bedingt. — Diesem Grundsatze, von dem die ganze Lehre ausgeht, hat Graf Gobineau mit seinem bekannten Werke „Essai sur l'inégalité des races humaines" (Paris, 1853) recht eigentlich die Bahn gebrochen.

Zweitens: die Urheimat der Indogermanen, d. h. jenes Stammvolkes, aus dessen Ursprache fast alle heutigen europäischen und viele asiatischen Sprachen hervorgegangen sind, ist Nordeuropa. — Der erste wissenschaftliche Begründer dieser Ansicht war der Engländer Latham mit seiner Schrift „Elements of comparative philology" (London, 1862).

Drittens: Der „somatische Habitus", d. h. der äußere Typus der Urindogermanen war jener der heutigen Nordeuropäer; sie waren hochgewachsen, langköpfig, blond und blauäugig.

Jene südeuropäischen oder asiatischen Menschen, welche heute wohl indogermanische Sprachen sprechen, aber andere Rassenmerkmale aufweisen, haben dem Blute nach nur wenig oder gar nichts mit den Indogermanen gemein. Der Kern des heutigen Indogermanentums sind die in den Ursitzen zurückgebliebenen Germanen. — Diese Lehre haben Wilser und Penka aufgestellt und in einer Reihe von Schriften verfochten.

Viertens: die Indogermanen sind gleichsam der Sauerteig der Menschheit; wohin sie kommen, erblühen neue Staaten und Kulturen; so erklärt sich die Größe Griechenlands und Roms aus einer vorgeschichtlichen Einwanderung indogermanischer Eroberer in Hellas und Italien, wo sie mit der einheimischen, ihnen fremdrassigen Bevölkerung verschmolzen; aber auch die Zertrümmerung des römischen Weltreiches durch die Germanen ist ein ähnlicher Vorgang; sie bedeutete keinen Verfall der Kultur, sondern die Errichtung einer neuen jugendfrischen Welt auf den Trümmern einer abgelebten; die großen Künstler der Renaissancezeit in Italien sind nicht Angehörige der Ureinwohnerschaft, sondern mehr oder weniger rassereine Nachkommen der zur Völkerwanderungszeit eingedrungenen Germanen. — Richtunggebend für diese Anschauungen sind das umfassende Werk von Houston Stewart Chamberlain „Die Grundlagen des 19. Jahrhunderts" und die Bücher von Woltmann: „Die Germanen und die Renaissance in Italien" und „Die Germanen in Frankreich".

Fünftens: Völker sind nicht reinrassig; sie entstehen dadurch, daß eine oder mehrere alte Grundrassen von einer fremden Führer- und Eroberrasse überschichtet werden; die Reibung und Verschmelzung der Herrenschichte mit den bodenständigen Volksschichten vollzieht sich unter Ausgleichung von Spannungen, und so entstehen neue Völker, neue Staaten und Kulturen. — Diese Auffassung hat Gumplowicz begründet und Driesmans nach verschiedenen Richtungen ausgebaut.

Das ist in großen Zügen die Grundlage der rassentheoretischen Weltanschauung. Diese Grundlage haben die obgenannten Verfasser nicht gleichsam erfunden, sondern sie blickt auf eine lange Entwicklungsgeschichte zurück, sie ist allmählich geworden, wie alles Wertvolle. Th. Bieder hat sich ein besonderes Verdienst um das Verständnis der Rassenlehre erworben, indem er jenem Werdegange nachspürte und die ganze Vorgeschichte unserer heutigen Rassenlehre bis ins Reformationszeitalter zurück aufdeckte. Man lese Biedert „Beiträge zur Geschichte der Rassenforschung und der Theorie der Germanenheimat" (1909) und seine „Geschichte der Germanenforschung" (1913) und man wird mit Staunen gewahr werden, wie alt die hier wiedergegebenen Grundanschauungen sind, wie oft sie verworfen, wieder aufgegriffen, vergessen und neugestaltet wurden, bis sie endlich in letzter Zeit zu einem System zusammenwuchsen.

Ein wirklich übersichtliches, abschließendes Werk über die gesamte Rassenlehre fehlt noch und wird auch nicht sobald zustande kommen, da der Verfasser nicht nur Altertumskunde und Sprachwissenschaft, sondern auch Kulturgeschichte und Anthropologie wenigstens im allgemeinen beherrschen müßte; dabei gälte es aber keineswegs, eine gelehrte Abhandlung zu schreiben, sondern ein einfaches, klares, für jeden gebildeten Laien verständliches Buch. Die besten Werke, die wir bis jetzt besitzen, sind — soweit ich das einschlägige Schrifttum überschaue — Kossinnas „Deutsche Vorgeschichte", Wilsers „Germanen" und Hirts „Indogermanen"*).

Trotzdem breiten sich die Hauptgedanken der Rassenlehre seit einigen Jahren rasch aus und begegnen allgemeiner Aufmerksamkeit. Das genügt aber nicht. Wir müssen dahin gelangen, daß unser

*) Eine eingehende Besprechung dieser Werke behalten wir uns vor. Die Schriftleitung.

ganzes politisches Denken von der Rassenlehre beherrscht werde. In dieser Hinsicht wird die Rassenlehre gerade bei den Deutschen eine ungeheure Bedeutung erlangen. Das völkische Gefühl und das Rassenbewußtsein des Germanen sind sehr schwach, weil ihm die Stimme des Blutes, die bei anderen Rassen den Ausschlag gibt, nicht genügt. Es scheint ihm unwürdig, sich selbst in den Vordergrund zu rücken und den „Chauvinisten" zu spielen, er will der Menschheit dienen, und so schwärmt er für Weltbürgertum. Hier wird die Rassenlehre Wandel schaffen. Den Deutschen muß gezeigt und gegen deutsche Gelehrsamkeit muß in hartem Geisteskampfe erwiesen werden, welche überragende Stellung dem Germanentum in der menschlichen Rassen- und Kulturgeschichte zukommt. Erst wenn die Deutschen von der wissenschaftlichen Überzeugung durchdrungen sein werden, daß der rassenhaft bestimmende Teil ihres Volkes, nämlich das Germanentum, allein befähigt sei, die ganze Menschheit vorwärts zu bringen, ja, daß es geradezu berufen sei, als Leiter und Bahnbrecher menschlichen Fortschritts zu wirken, — erst dann wird die Deutschen jene große völkische Begeisterung erfassen, welche unwiderstehlich zu den glänzendsten Erfolgen führt. Denn der rein triebhafte Eigenstolz der übrigen Völker wird dann nur wie ein Schatten sein gegen die felsenfeste Überzeugung der von der Rassenlehre durchdrungenen Deutschen!

Um an dieses hohe Ziel zu gelangen, müssen aber die einzelnen Zweige der Rassenlehre, nämlich die Anthropologie, die Vorgeschichte, die Sprachwissenschaft, Altertumskunde und Kulturgeschichte weiter ausgestaltet werden. Das muß in streng wissenschaftlicher Weise geschehen. Nur keine Hirngespinste, keine Sprünge und keine angeblichen Offenbarungen, womit wohlmeinende Ungeduldige die letzte Prüfungszeit verkürzen möchten. Dergleichen schadet uns nur. Jeder Schritt vorwärts muß mit Beweisen errungen werden. Gilt es doch, deutsche Gelehrte zu überzeugen oder wenigstens ihre Einwendungen fachgerecht zu widerlegen.

Mächtige Förderung erfährt unsere Sache in dieser Hinsicht durch die vor vier Jahren gegründete „Gesellschaft für Deutsche Vorgeschichte". Hier haben wir eine auf streng wissenschaftlicher Grundlage stehende Vereinigung von Forschern, deren Errungenschaften für die Rassenlehre von unschätzbarer Bedeutung sind. Der Beitritt zu dieser Gesellschaft muß wärmstens empfohlen werden; für einen Jahresbeitrag von 12 Mark erhält man die Zeitschrift „Mannus" zugesendet und bleibt über alle Fragen der Vorgeschichte auf dem Laufenden; die Vorgeschichte ist aber vielleicht der wichtigste Teil der Rassenlehre. Die „Gesellschaft für Deutsche Vorgeschichte" steht unter der Leitung eines Fachgelehrten ersten Ranges, des Universitätsprofessors Dr. Gustaf Kossinna; dieser Gelehrte vertritt die vorgeschichtliche Germanistik an der Universität Berlin, und es ist deshalb von doppeltem Werte, daß er sich der Rassenlehre in mehrfacher Hinsicht angeschlossen hat. Es wurde bisher vielfach über die Rassenlehre gespottet, weil sie hauptsächlich von Dilettanten und Autodidakten vertreten werde, — durch den Hinweis auf Professor Kossinna ist dieser höhnische Vorwurf entkräftet. Und gerade die Schriften Kossinnas sind auf dem Gebiete der Vorgeschichte die besten Stützen der Rassenlehre. Betrachten wir zunächst sein Buch „Die deutsche Vorgeschichte, eine hervorragend nationale Wissenschaft" (Würzburg, Kabitzsch, 1912, mit vielen Abbildungen, Preis Mk. 4.—). Hier weckt schon der Titel vielversprechende Erwartungen, die aber durch den Inhalt noch weit übertroffen werden. Jeder völkisch Gesinnte sollte sich dieses Buch anschaffen; es ist so einfach und anschaulich verfaßt, daß man es ohne fachwissenschaftliche Vorkenntnisse vollkommen verstehen kann. Aus dem fesselnden Inhalt seien hier vier Stellen wiedergegeben.

„Unsere heutige Begeisterung für angestammte deutsche Art hat wahrlich nichts zu tun mit bloßer Gefühlsschwärmerei, sondern ruht auf dem tiefen, sicheren und unverrückbar festen Grunde mächtig erweiterter geschichtlich-naturwissenschaftlicher Erkenntnis." (S. IV.)

„Es bedarf hier keiner länger ausgesponnenen Erörterung der nun wohl sattsam bekannten Tatsache, daß die Kulturen Südeuropas und zum Teil auch des Orients ihre für die Weltentwicklung bedeutsame, wahre Höhe erst erreicht haben, nachdem die Ausscheidungen aus nordischer Bevölkerung sich jener Gebiete bemächtigt hatten." (S. IV.)

„Wer unsere früheste und eigenste Art rein und unverfälscht auf sich wirken lassen will, der muß bei der Vorgeschichte anfragen. Und dadurch besitzt diese junge Wissenschaft ihren so hervorragenden Gegenwartswert, ihre hohe nationale Bedeutung." (S. V.)

„Begeisterung, ja mehr noch als das, leidenschaftliche Hingabe zu wecken, dazu ist keine nationale Wissenschaft geeigneter, als unsere Prä-

historie, wie ich das mein Leben lang und besonders im letzten Jahrzehnt an meinen Schülern und Zuhörern erfahren habe. Wie geht ihnen allen das Herz auf, sofern sie nur die neuen Erkenntnisse auf sich wirken lassen, — wenn sie über die Engen der herrschenden Vorurteile unserer Geschichtswissenschaft auf so nachdrückliche Weise emporgehoben werden." (S. 86.)

Wie man sieht, bilden die Ausführungen Professor Kossinnas lauter Stützen für die oben in Kürze vorgetragenen Grundsätze der Rassenlehre. Wir besitzen aber von demselben Verfasser noch eine andere sehr lehrreiche Schrift, betitelt „Die Herkunft der Germanen" (Würzburg, Kabitzsch, 1911, Preis Mk. 1,50); darin entrollt Prof. Kossinna ein ungemein klares Bild von der Einwanderung der Germanen in Deutschland. Ungefähr um 1800 vor Christo betreten die Germanen, von Skandinavien kommend, den Boden Deutschlands und der erste Strom, den sie antreffen, erhält von ihnen den skandinavischen Namen „Elbe" (man vergleiche damit Göta-Elf, Angerman-Elf, Tornea-Elf usw.). In langen Kämpfen drängen sodann die Germanen im Westen die Kelten und im Osten die Illyrier aus Deutschland hinaus. Besonders wertvoll sind in dieser Schrift die synchronistischen Tabellen auf S. 27. Sie bilden eben das Ergebnis jahrzehntelanger Forschung eines Gelehrten, der das vorgeschichtliche Fundmaterial Europas überschaut und typologisch beherrscht, wie vielleicht kein anderer.

Wir verdanken endlich demselben Forscher noch eine dritte Arbeit, die so recht die Grundlage für jede künftige Indogermanenforschung bilden muß; es ist dies der im „Mannus" 1909 erschienene Aufsatz „Der Ursprung der Urfinnen und der Urindogermanen". Gestützt auf seine umfassenden archäologischen Kenntnisse schildert Prof. Kossinna die nacheiszeitlichen Völkerverschiebungen in Europa und vermittelt uns die bedeutungsvolle Erkenntnis, daß die Urheimat sowohl der Indogermanen, wie auch der Finnen in Frankreich lag, in dem einzigen zur Diluvialzeit nahezu eisfreien Lande Nordeuropas. Nun verstehen wir mit einem Male, weshalb Blondheit und Blauäugigkeit Finnen und Indogermanen gemeinsam sind; der helle Typus der Finnen, der unbegreiflich schien, solange man die Finnen für Mongolen oder Halbmongolen hielt, hat aber seinerzeit eine ganze Literatur von Streitschriften hervorgerufen; Kossinnas Aufdeckung dieser uralten indogermanisch-finnischen Nachbarschaft muß daher als eine wahre Erlösung bezeichnet werden, die nicht nur den Anthropologen, sondern auch den Sprachforschern zugute kommt, denn auch diese kennen Beziehungen zwischen dem Indogermanischen und Finnischen.

Eine weitere bedeutungsvolle Erscheinung, die jetzt durch Kossinnas Theorie in überraschender Weise ihre Erklärung findet, ist die Spaltung der indogermanischen Sprachen in eine Centum- und Satemgruppe. Alle Sprachforscher sind darin einig, daß die verschiedenartige Behandlung des k-Lautes in den indogermanischen Sprachen auf eine uralte Spaltung der Indogermanen hindeute, und man glaubte früher eine Ost- und Westgruppe annehmen zu sollen. Diese Vermutung ist jedoch durch neue Entdeckungen in Asien hinfällig geworden. Nun gibt uns Prof. Kossinna den Schlüssel zum Verständnis dieser Frage, indem er die Donau-Indogermanen als Träger der Satemsprachen, die norddeutschen und skandinavischen Indogermanen als Träger der Centumsprachen auffaßt. Übrigens ergibt sich noch eine weitere Differenzierung: Bei den in Norddeutschland ureinheimischen Indogermanen (Kelten, Italikern, Nordillyriern, Griechen und Tocharern) wird das k bewahrt, bei den Skandinaviern wird es in h verwandelt (germanische Lautverschiebung), während bei den ursprünglich an der Donau wohnenden Satemvölkern (Südillyriern, Thrako-Phrygern, Litu-Slawen, Indern und Iraniern) das k in einen Zischlaut übergegangen ist. Wir ersehen hieraus mit wunderbarer Klarheit die Spaltung der Indogermanen in drei durch die geographischen Verhältnisse bedingte große Gruppen: die Donaugruppe, die norddeutsche Gruppe und die skandinavische Gruppe.

In dieser epochemachenden Arbeit Prof. Kossinnas finden wir nun folgende, seinen Standpunkt in der Indogermanenfrage kennzeichnende Stelle: „Indogermanische Ursprache, indogermanisches Urvolk, kleinerer Urraum als Urheimat und nordischer Typus der Indogermanen sind heute für mich indiskutabel." Dieser hervorragende Fachgelehrte billigt also mit größter Bestimmtheit einen der wichtigsten Grundsätze der Rassenlehre. Mit ebensolcher Entschiedenheit tritt der berühmte Leipziger Sprachforscher Prof. Dr. Herman Hirt für die nordeuropäische Herkunft der Indogermanen ein, nur daß er glaubt, alle Indogermanen hätten ursprünglich das norddeutsche Tiefland bewohnt. Das ist aber eine nebensächliche Frage, die für die Rassenlehre nicht so sehr in Betracht kommt. Im-

merkin muß bemerkt werden, daß sich die Theorie von Kossinna in den Kreis der sprachwissenschaftlichen und vorgeschichtlichen Tatsachen besser einfügt, als jene von Hirt. Wer sich jahrelang mit dem Indogermanenproblem beschäftigt hat und dann plötzlich die Schriften von Kossinna liest, *dem fällt es wie Schuppen von den Augen, und auf Schritt und Tritt gehen ihm neue Lichter auf.*

Prof. Kossinna ist vor allem Archäologe, d. h. Vorgeschichtsforscher, und er hat eine eigene Methode der Siedlungsarchäologie geschaffen, die in dem Lehrsatze gipfelt: „scharf umgrenzte archäologische Kulturprovinzen decken sich zu allen Zeiten mit ganz bestimmten Völkern oder Völkerstämmen." Hier berührt sich Kossinna mit einem anderen ausgezeichneten Gelehrten, dem Heilbronner Anthropologen Hofrat Dr. Schliz, der uns in seiner unschätzbaren Arbeit über „Die vorgeschichtlichen Schädeltypen der deutschen Länder" („Archiv für Anthropologie", 1909) den unmittelbaren Zusammenhang zwischen Kultur und Rasse vor Augen geführt hat. Schliz gelangt zu dem Ergebnisse, „daß die meisten der durch bestimmte archäologische Erscheinungen festgestellten Kulturkreise der jüngeren Steinzeit nicht „Kulturteppiche" waren, welche sich in beliebiger Form ausbreiteten und abgrenzten, sondern daß diese bestimmten Kulturkreise wirklich getragen waren von wohlcharakterisierten Volksstämmen von bestimmtem somatisch-anthropologischem Habitus." Diese Lehre wird vielfach, namentlich von der Wiener Schule, heftig bekämpft. Prof. Seger aber hat auf dem Heilbronner Anthropologentage 1911 hierzu gesagt: „Man muß gesehen haben, mit welcher fast unfehlbaren Sicherheit unser Freund Schliz aus einer größeren Schädelsammlung die zu den verschiedenen stein- und metallzeitlichen Gruppen gehörigen Typen herausfindet, und man wird zugestehen, daß die ethnographische Betrachtungsweise des archäologischen Stoffes kein ganz leerer Wahn sein kann." Einen besseren Prüfungserfolg als dieses „Herausfinden mit fast unfehlbarer Sicherheit" kann es wohl nicht geben. Damit ist aber auch der Beweis dafür, daß Kultur und Rasse auf das Innigste zusammenhängen, unwiderleglich erbracht.

So sehen wir die Wissenschaft von allen Seiten gleichsam Bausteine für die rassentheoretische Weltanschauung herbeischaffen, und besonders in den letzten Jahren sind die wertvollsten Entdeckungen gemacht worden. Durch die jüngsten Arbeiten des gewaltigen Forschers Klaatsch, Professors an der Universität Breslau, ist es z. B. wahrscheinlich geworden, daß die Gliederung des Menschengeschlechtes in mindestens zwei große Gruppen stammesgeschichtlich viel weiter zurückreicht, als bisher die Kühnsten unter uns vermutet hätten. Wer sich mit diesen ungemein schwierigen Fragen der vergleichenden Anatomie näher vertraut machen will, lese die betreffenden Abhandlungen des genannten Gelehrten im „Korrespondenzblatt der Deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte" (1910 und 1911, mit zahlreichen Abbildungen und Wiedergabe der lehrreichen Diskussion).

Es steht zu erwarten, daß diese Entwicklung in der nächsten Zukunft noch rascher vor sich gehen wird. Und während einerseits die Wissenschaft den bisher als dilettantisch, ja als hirnverbrannt verspotteten Ansichten der Rassetheoretiker immer näher kommt, mehren sich andererseits die Stimmen, welche die Verallgemeinerung der Rassenlehre und ihre Anwendung auf die deutsche Politik verlangen. Man lese z. B. den „Arbeitsplan des Deutschbundes in der Rassenfrage", der eben erschienen ist und durch die Kanzlei des Deutschbundes in Gotha kostenfrei bezogen werden kann.

Eine große Bewegung geht durch die deutschen Lande und es scheint, als ob die Männer der Wissenschaft bald jene Aufgabe erfüllen würden, die der deutsche Kronprinz im Jahre 1910 anläßlich seiner Proklamation zum Rector magnificentissimus der Königsberger Albertina dem dortigen Professorenkollegium nahelegte, indem er sagte:

„Weisen Sie uns die Wege, auf denen unser deutsches Volk wandeln soll, um die Stellung unter den Völkern einnehmen zu können, die ihm, seinen geistigen und physischen Kräften entsprechend, zu Recht zukommt. Dabei ist uns nicht damit allein gedient, die Schwächen und Mängel unseres Landes zu kennen, denn diese Erkenntnis führt leicht zu Verdrossenheit und unfruchtbarer Kritik, vielmehr sehnen wir uns nach Betonung unseres deutschnationalen Volkstums im Gegensatz zu den internationalisierenden Bestrebungen, welche unsere gesunde völkische Eigenart zu verwischen drohen."

Bücherschau

Gobineau und die deutsche Kultur. Von Ludwig Schemann. Werdandi-Bücherei. 168 S., M. 2.—. Berlin-Friedenau, Kaiserallee 108.

Professor Ludwig Schemann, der bekannte Gobineauforscher, hat seiner verdienstvollen Arbeit über „Gobineaus Rassenwerk" eine populäre, handliche Einführung in das Lebenswerk des berühmten französischen Grafen folgen lassen, in welcher er in ungemein ansprechender Weise darlegt, wie Gobineau von deutschem Geist und Wesen, deutscher Kultur und Art befruchtet worden, und was diese rückwirkend wiederum von ihm empfangen hat. In dem intimen geistigen Verkehr und Umgang mit Männern wie Richard Wagner, dem holländisch-deutschen Maler Ary Scheffer, dem österreichischen Diplomaten Anton von Prokesch-Osten, dem schwäbischen Gelehrten Adalbert von Keller hat die Idee seiner rassenphilosophischen Geschichtsauffassung greifbare Gestalt gewonnen, so daß man sagen kann, er sei am deutschen Wesen erst recht genesen, das heißt zu klarem Bewußtsein über sich selbst und seine tragende Aufgabe in Kultur und Leben der modernen Welt gekommen. Schemann betont mit Grund, wie es das vorwiegende germanische Element in Gobineau war, das ihn zu den führenden deutschen Geistesgrößen hingezogen als zu den tieferen Quellen seiner Befruchtung, und wie er eben darum erst und nur allein wieder in Deutschland seine wahre Würdigung und Auferstehung erfahren konnte, die ihm schon vor mehr als einem halben Jahrhundert Alexis de Tocqueville, einer der hervorragendsten Geister Frankreichs, geweissagt hatte, daß einst die Deutschen sein eigentliches Publikum bilden würden; während er in seinem französischen Vaterlande auf Jahrzehnte hinaus verschollen, unterdrückt und mißachtet blieb. Mit welchem seherischen Tiefblick Gobineau die Natur des deutschen Volkes und seine Zukunftsmöglichkeiten erfaßte, geht besonders aus einem Schreiben an A. von Keller vom 11. Sept. 1866 hervor, in dem G. sich über die deutsche Einheitsbewegung äußert: „Lange haben Sie sich dort nach der Einheit gesehnt. Jetzt streben Sie ihr zu. Werden Sie glücklich dadurch werden? Ist sie wirklich das, was der Charakter Ihres Volkes verlangt? Sind Sie ganz sicher, daß in jenem Streben nichts Künstliches ist, das sich folglich auch in der Praxis als hohl und leer, vielleicht gar als eine Quelle der Leiden erweisen könnte?" Gerade hier berührt G. den Lebensnerv des Deutschtums, des höheren Deutschtums, meint Schemann zu diesen bangen Fragen. Denn das ist kein Deutschtum mehr, das heute nach errungener Einheit und den Segnungen der Reichspolitik und Kultur vorwiegend auf den Spuren des Angelsachsen- und Amerikanertums wandelt, — „das in Verkehr, Politik und Gesellschaft überall nur noch die niederen Interessen, die wirtschaftlichen, materiellen und technischen Gesichtspunkte hervorkehrt." Man ist schon heute manchmal versucht zu fragen, „ob Gobineaus Prophetien nicht bereits einzutreffen beginnen. Immer aufs neue ertönt der Aufschrei des höheren Teiles der Menschheit nach einer Rückverlegung des Fortschritts und der Entwicklung nach innen aus dem Munde ihrer Denkerpropheten, eines Carlyle und Ruskin, eines Arndt und Rückert und vieler anderer, mit denen sich Gobineau im innigsten Einklang befindet... Es sind doch nicht nur verträumte Schwärmer heute mehr der Ansicht, daß der Deutsche in seinen politisch kleinen Zeiten größer dagestanden habe, wenn auch die Deutschen heute politisch größer dastehen. ... ‚Zurück zum Deutschtum' rufen heute alle die, denen es um die echte innere, neben der äußeren deutschen Größe geht." So sind denn allem Hohn und Spott der Undeutschen zum Trotze gerade die deutschesten Männer aller Gebiete, denen dieses deutsche Kulturideal am innigsten am Herzen lag und die es am höchsten faßten, die größten Bewunderer Gobineaus gewesen, wie Richard Wagner, Ernst von Wildenbruch, Wilhelm Raabe, Heinrich von Stein; und immer wird es das Gleiche sein, was deutsche Männer dieser Art mit Gobineau verbindet: „eine Wesensverwandtschaft, die in der Tiefe wurzelt, die mehr besagt, als eine Wahlverwandtschaft, weil sie geistig wie leiblich eine Blutsverwandtschaft ist." Gobineau hat der Betrachtung der Geschichte eine neue Seite abgewonnen, die biologische Seite, und doch gleichzeitig die Seelenwerte neu entdeckt, die über der positivistisch-materialistischen Betrachtungsweise, als der Nachfolgerin der Aufklärung, verlorenzugehen drohten. Wenn wir neuerdings mehr und mehr eines doppelten Deutschbewußtseins uns erfreuen, eines

mittelbaren, gleichsam intelligiblen, rassenhaften, neben dem unmittelbaren, empirischen, nationalen, eines vergeistigten neben dem Gefühlsbewußtsein, so wird es Gobineau nimmer vergessen sein, schließt Schemann, daß dies ihm zum gutem Teile mit zu verdanken ist.

Wir aber danken Schemann, uns dieses Verhältnis Gobineaus zur deutschen Kultur, die reiche gegenseitige Befruchtung und Hinaufgestaltung beider in das rechte Licht gesetzt und einem größeren Publikum nicht nur zur Erbauung und Unterhaltung, sondern zur nachachtenden inneren Auferbauung und Aufartung zugänglich gemacht zu haben. H. Driesmans.

Das ehemalige Deutschtum in Italienischtirol und Oberitalien hat von jeher verdientermaßen die Aufmerksamkeit aller völkisch Denkenden, insbesondere der deutschen Alpenfahrer, erregt. Im Etschlande liegt die Sprachgrenze heute unterhalb Salurn. Aber wenn man dann weiter südwärts fährt und linkerhand das stattliche Schloß Königsberg erblickt, für das die Herren Irredentisten noch immer keinen italienischen Namen entdecken konnten, da ahnt man es, daß man sich nicht in einem welschen, sondern in einem verwelschten Lande befindet, in einem Lande, wo noch allerlei deutsche Erinnerungen durch die welsche Decke hindurchschimmern. Und der Landfremde, aber auch der Einheimische, der sein Tirol oft weniger kennt, als mancher Fremde, möchten oft gerne wissen, was es mit diesen deutschen Spuren für eine Bewandtnis habe. Da ist nun unter dem anspruchslosen Titel „Es war einmal" ein prächtiges Handbuch von R. Merkh (Innsbruck, Wagner, 1913, Preis: 3 M.) erschienen, das einen geradezu idealen Wegweiser durch die einst deutschen Bergtäler Südtirols und Oberitaliens bildet. Der Verfasser hat eine Riesenarbeit an archivalischen Studien geleistet, die Ergebnisse seiner fleißigen, langjährigen Forschung aber in eine so schlichte, klare, anmutige Sprache gekleidet, daß man nicht eine gelehrte geschichtliche Abhandlung, sondern eine fesselnde Plauderei zu lesen vermeint. Von Salurn bis auf die Cimbernhöhe, vom Rauchtal bis ins Friaulische hinein hat uns der kundige Verfasser ein herrliches Bild des einstigen Deutschtums in diesen Gegenden entrollt. Und überall bringt er die urkundlichen Belege. Kein angenehmeres Wandern kann es geben, als mit diesem Buche in der Hand, das überall traute Erinnerungen wachruft, das uns aber auch ein ernster und eindringlicher Warner sein soll, denn es zeigt uns, wohin ein Volk kommt, wenn es gegen seinen Bestand und gegen seine Sprache gleichgültig ist. Es ist ja seit einigen Jahren, besonders durch die rege Aufklärungsarbeit des Münchener Schulrats Dr. Rohmeder und des von diesem gegründeten „Tiroler Volksbundes", in Tirol besser geworden, aber noch immer steht die Lauheit der Deutschen in keinem Verhältnis zu dem entschlossenen und planmäßigen Vordringen der Italiener. Da kann man nur wünschen, daß ein Buch wie Merkhs „Es war einmal" in recht viele Hände komme und recht eifrig gelesen werde.

K. F. Wolff.

Bismarck-Kalender auf das Jahr 1914 Herausgegeben von Albrecht Philipp und Horst Kohl mit 10 Tafeln und 2 Bildern. Dieterichsche Verlagsbuchhandlung, Theodor Weicher, in Leipzig. Preis geh. M. 1,25, geb. M. 2.

Es sind ernste, aber gemütswarme Briefe, Reden und Worte des großen Staatsmannes, in die wir hineinblicken. Man sieht, was für ein tief empfindender Mensch Bismarck gewesen ist, und daß im Hinterdrunde seines großen Verstandes ein ursprünglich fühlendes Herz schlug. Unwillkürlich geht man in sich und prüft sich und wird gewahr, daß aller klügelnde und berechnende Verstand nichts ist, wenn er nicht Weg und Richtung erhält von einer im Innersten kindlich gebliebenen, naturwüchsig einfachen Seele.

Welcher Gegensatz zwischen Bismarck und dem Leben um uns herum! In diesem undeutschen Leben ist alles Berechnung, Mache und Verstandeskälte, anstatt daß ein großes einfaches Gefühl sich aufreckt und den Weg und die Richtung weist. Solches Gefühl ist eine Realität für die Lösung der sozialen wie der weltpolitischen Probleme: es zeigt sich als Gefühlsmacht gegenüber den anderen Nationen und als Gefühlsverantwortlichkeit gegenüber den sozialen Pflichten. Beim Abschied von dem verpachteten Kniephof denkt Bismarck an seine Tagelöhner; es beunruhigt ihn „im Gewissen recht sehr", diese Leute, deren Schutz Gott ihm anvertraut habe, der Habsucht des Pächters zu überlassen. Und in der berühmten Landtagsdebatte über die Natur der Volksbewegung in den Freiheitskriegen protestiert er dagegen, daß sie aus einem anderen Motiv geboren sei, als aus dem Gefühl für die Schmach der Fremdherrschaft. Hier Gefühlsmacht, dort Gefühlsverantwortlichkeit;

in beiden das Empfinden einer unverbildeten, ursprünglichen Seelenkraft.

Solcher Geist hat vor 40 Jahren ein neues nationales Deutschland geschaffen, und nur aus solchem Geist kann ein neues soziales und ein neues imperiales Deutschland geschaffen werden. In den Blättern des Kalenders weht der Hauch dieses Geistes, in den Briefstellen Bismarcks an seine Braut und Frau, wo er alles bespricht, was sein Gefühl und seine Seele bewegt.

Wertvoll sind auch die Äußerungen mehrerer Parlamentarier über Bismarck. Es erhellt aus ihnen, daß seine Gabe des allgemeinen direkten Wahlrechtes nur Früchte tragen kann, wenn wir den Erziehungsfragen eine ganz andere und viel höhere Aufmerksamkeit schenken als bisher. Nur dann wird es keine verpaßten Gelegenheiten geben; nur dann wird Deutschland der großen Stunde gewachsen sein, vor die es in der bevorstehenden schicksalsvollen Epoche gestellt werden wird, wenn die Zeit sich erfüllt hat.

Dieser Kalender sollte die weiteste Verbreitung finden; er zeigt Weg und Richtung für die Lösung der großen Aufgaben, die uns gestellt sind.

Hauptmann a. D. Preuß.

Goethe-Kalender, begründet von Otto Julius Bierbaum, auf das Jahr 1914, herausgegeben von Carl Schüddekopf, mit 15 Tafeln. Dieterichsche Verlagsbuchhandlung, Theodor Weicher, in Leipzig. Preis kart. M. 1,50.

Was hier im hellsten Licht erscheint, das ist Goethes Charakter und Karl Augusts großartige Einsicht in die Art und Weise, wie man bedeutenden Menschen Raum geben soll, damit sie ganz ihr eigen werden können.

Als der weimarische Minister von Fritsch, erzürnt über die Ernennung des jungen Goethe zum Mitglied des Regierungskollegiums, seine Dienstentlassung fordert, schreibt ihm Karl August: „Einen Mann von Genie nicht an dem Ort gebrauchen, wo er seine außerordentlichen Talente gebrauchen kann, heißt: Denselben mißbrauchen ... Was das Urteil der Welt betrifft, welche mißbilligen würde, daß ich den Dr. Goethe in mein wichtigstes Kollegium setzte, ohne daß er zuvor weder Amtmann, Professor, Kammer, oder Regierungsrat war: Dieses verändert gar nichts! Die Welt urteilt nach Vorurteilen, ich aber und jeder, der seine Pflicht tun will, arbeitet nicht, um Ruhm zu erlangen, sondern um sich vor Gott und seinem eigenen Gewissen rechtfertigen zu können und suchet auch ohne den Beifall der Welt zu handeln."

Karl August, sagt Goethe, war größer als seine Umgebung: neben zehn Stimmen, die ihm über einen Fall zu Ohren kamen, vernahm er die elfte, bessere, in sich selber; er urteilte selbst, und seinen Worten folgte die Handlung. Seine Freundschaft mit Goethe ruhte auf diesem klaren Urteil, auf Goethes weltmännischen Formen und vornehmem Charakter.

Goethe war Hofmann, aber nicht Höfling; er gehörte nicht, wie die Herzogin Amalie ihn verteidigte, zu den kriechenden Geschöpfen, denen kein anderes Interesse heilig ist als ihr eigenes und die nur aus Ehrgeiz tätig sind. Goethe liebte seinen Karl August und führte ihn. Er ist dankbar und dankt ihm immer wieder für alles erwiesene Gute:

„Denn mir hat er gegeben, was Große selten gewähren,
Neigung, Muße, Vertraun, Felder und Garten und Haus.
Niemand braucht ich zu danken als Ihm, und manches bedurft ich,
Der ich mich auf den Erwerb schlecht, als ein Dichter, verstand."

Aber Goethe nahm nicht, ohne dreifach zu geben. Immer war es seine Sorge, den Jugendfreund zu einem Fürsten zu machen, der nicht nur herrscht, sondern dient.

Und wundervoll, wie der alte Goethe das vaterländische Gefühl seines Fürsten inmitten der Franzosenherrschaft verteidigt und wie er mit seherischer Gabe die Verletzung dieses Gefühls als den wunden Punkt des napoleonischen Systems bezeichnet: „Ja, spottet nur des Gesetzes, ihr werdet doch zuletzt an ihm zuschanden werden! Komm an Franzos! Hier oder nirge nd ist der Ort mit dir anzubinden! Wenn du dieses Gefühl dem Deutschen nimmst oder es mit Füßen trittst, .. so wirst du diesem Volke bald selbst unter die Füße kommen!"

Goethe wußte genau, was die Gefühlsmacht eines Volkes zu bedeuten hat: er wußte, daß diese Waffe stärker und gewaltiger ist als die Wirkung der besten technischen Waffe der Welt. Dieses Bewußtsein zu beleben und zu stärken, die nationale Gefühlsmacht im Volke zu steigern, das ist die Aufgabe unserer Zukunft. An dieser Aufgabe arbeitet der Goethe-Kalender und derjenige, der ihn liest und verbreitet.

Hauptmann a. D. Eduard Preuß.

Für die Schriftleitung verantwortlich: Gerhard Krügel, Berlin SW. 61, Schleiermacherstr. 12. — Verlag: Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung Theodor Weicher in Leipzig. — Druck von Oscar Brandstetter, Leipzig.

Deutscher Volkswart

1. Jahrgang | Heft 3 | Dezember 1913

Deutsches Volkstum

Nach Friedrich Ludwig Jahn. Von Professor Adolf Bartels, Weimar

Ich las dieser Tage nach langen Jahren wieder einmal in Fr. Ludwig Jahns „Deutschem Volkstum", und wie bei Arndts „Geist der Zeit", den ich vor einigen Jahren zum erstenmal studierte, erstaunte ich auch hier über die Klarheit, Sicherheit und den Gedankenreichtum des deutschen Mannes. Er wie Arndt und die anderen geistigen Begründer des eigentlichen Deutschtums gehen im heutigen Deutschland ja beinahe nur als Zerrbilder um, dank Heinrich Heine und verwandten Geistern, die sie als „Bluthunde" und beschränkte Köpfe verleumdet haben. Selbst Heinrich von Treitschke wird Arndt und Jahn nicht vollständig gerecht. Aber wer unvoreingenommen zu ihnen kommt, der findet bei ihnen in der Regel mehr, als er erwartet hatte, vor allem ihre geschichtlichen und „ethnologischen" Anschauungen sind viel freier, weiter, treffender, als selbst die Gelehrten unserer Tage wissen. Ich will hier im Anschlusse an Jahns „Deutsches Volkstum" ein wenig über Volkstum und Rasse sprechen. „Was ist ein Volk?" fragt Jahn. „Gilt dafür schon die Menschenmenge einer großen Erdscholle? oder erst die Wohnerzahl eines Riesenstaates und Zwergstätchens? oder bloß die Gesamtheit gleicher Stamm- und Sprachgenossen? Der Forschergeist wird Aufschlüsse darüber suchen: Was macht ein Volk zum Volk? Was ist das eigentliche Völkerwesen? Welches sind die Lebenswirkzeuge? Lebensgetriebe? Wodurch wirkt eine Gemeinseele in den Völkern nach innen und außen? Der Menschenfreund wird sich nach der Lösung des großen Rätsels sehnen: Wie erwächst aus einzelnen Menschen ein Volk, wie aus dem Völkergewimmel endlich die Menschheit?" Das hier vorliegende Problem ist lange bekannt, meint Jahn, denn: „Lange schon fand man in jedem Volke ein unnennbares Etwas; man gewahrte, daß selbst aus der Umwälzungen Wut und Not jenes Ungenannte nachwirkend und nachhaltig hervortrat, neuwurzelnd im Guten, neuwuchernd im Bösen . . . Die vergleichende Zergliederung entdeckte eine bleibende, nachartende Schädelbildung einzelner Völker; die vergleichende Völkergeschichte kam auf leibliche, geistige, sittliche, ins ganze Völkerleben verwebte Besonderheiten. Solche geschichtliche Wahrzeichen, zu völkerweltlichen Merkmalen geordnet, würden eine eigene Wissenschaft ausmachen, eine Erfahrungsseelenlehre der

Völker." Völkerpsychologie sagen wir heute. Und nun schafft Jahn das Wort für die Sache: „Was Einzelheiten sammelt, sie zu Mengen häuft, diese zu Ganzen verknüpft, solche steigernd zu immer Größern verbindet, zu Sonnenreichen und Welten eint, bis alle sämtlich das große All bilden — diese Einungskraft kann in der höchsten und größesten und umfassendsten Menschengesellschaft, im Volke, nicht anders genannt werden als — Volkstum. Es ist das Gemeinsame des Volkes, sein innewohnendes Wesen, sein Regen und Leben, seine Wiedererzeugungskraft, seine Fortpflanzungsfähigkeit. Dadurch waltet in allen Volksgliedern ein volkstümliches Denken und Fühlen, Lieben und Hassen, Frohsein und Trauern, Leiden und Handeln, Entbehren und Genießen, Hoffen und Sehnen, Ahnen und Glauben. Das bringt alle die einzelnen Menschen des Volkes, ohne daß ihre Freiheit und Selbständigkeit untergeht, sondern gerade noch mehr gestärkt wird, in der Viel- und Allverbindung mit den übrigen zu einer schönverbundenen Gemeinde." An anderer Stelle führt er noch aus: „Das Ineinanderhineinleben, das stille, vertrauliche Sichaneinandergewöhnen, das mit Wechselliebe Sichlebendeinverleiben bildet das Volk und bewahrt und erhält es durch Volkstum. So paart sich der Jugend Feuer mit gereifter Manneskraft und des Alters reicher Erfahrung. So ist ein echtes Volk, durchdrungen vom Machtgefühl seines eigenen Volkstums, eine menschliche Meisterschöpfung, die selbst wieder Schöpfungskraft äußert und so im ewigen Kreistanz das Schaffende und Erschaffene einigt." Jahn weiß aber, daß es mit solchen hohen Worten nicht getan ist: „Um alles, was der Name Volkstum in sich begreift, vollständig zu erschöpfen — gehört ein Lebensalter aus der Erzväterzeit; man muß die Geheimschrift der Natur entziffern, in den Strudel des Vor-, Nach- und Übersinnens hinuntertauchen, um die Wahrheitsperle zu finden; dann muß man die Erde von Volk zu Volk umwandern und die Weltgeschichte wie ein einziges Blatt mit dem Auge der Weltordnung überschauen; endlich zuletzt noch in die auferweckten Toten, in die stummen Zeugen Leben hineinatmen und Sprache hineinhauchen durch eigenes Weltleben." Also, was dann Gobineau und Chamberlain getan oder wenigstens versucht haben, hat Jahn gewollt. Neben die Volkstumswissenschaft aber stellt er gleich die völkische Politik: „Was aber der einsame Denker erschließt, was der verschlossene Künstler vorbildet, was der zurückgezogene Gelehrte aus den Bücherwerken aller Zeiten ans Licht fördert — müssen Männer, die selbst wirken, die eigene Hand anlegen können, prüfen und würdigen. Nur solche können erfahren und erproben, ob das Erschlossene, Herausgebrachte, Eingelernte, was alles im aufgestellten Urbilde sich gut ausnimmt, auch für die gegebene Wirklichkeit paßt. Denn leider sind nur zu oft Denker, Gelehrte und Künstler in ihrer Abgeschiedenheit aus der Welt zu weit hinaus und die Geschäftsmänner im Weltgewühl wieder zu tief ins Weltgewirr hinein."

Man wird aus dem Angeführten ohne weiteres folgern, daß Jahn mit dem falschen Humanitätsbegriffe seiner und der vorangegangenen Zeit fertig war. Er sagt denn auch ausdrücklich: „Nirgends erscheint die Menschheit hienieden abgesondert und rein, immer wird sie nur durch Volkstümer vorgestellt und vertreten" — eine Wahrheit, die man selbst in unsern Zeiten noch nicht ganz begriffen hat, denn immer wieder ordnet man die wirklichen Volkstümer dem doch nur abgezogenen Begriff der Menschheit unter. Aber bei dieser Anschauung ist Jahn nun keineswegs der blinde Deutschtümler, als den man ihn hinzustellen beliebt hat. „Ein allgemeingültiges Musterbild für alles und jedes Volk hat es nicht gegeben

und kann es nicht und soll es auch nicht geben. Darum ist ein jedes verlöschendes Volkstum ein Unglücksfall für die Menschheit, ein Verlust für die Geschichte und eine unausfüllige Lücke. In einem Volke kann sich der Adel der Menschheit nicht einzig aussprechen, sondern in allen mit allen. So wenig wie ein Gefühl, gibt es auch nur eine Denkungsart und Handlungsweise. Nicht einen und ebendenselben Charakter, sondern nur einen eigenen soll der Mensch sich bildend erwerben und so aus dem Eigengegebenen selbstgeschaffen hervorgehen. Beide, Freund und Feind, verachten den charakterlosen Nichts, wenn sie jede Ursprünglichkeit ehren. — Mit den Völkern ist es wie mit einzelnen Menschen." Selbstverständlich hält Jahn sein Deutschtum hoch: „Der Name deutsch war bis zu den neuesten Unglücksfällen ein Beehrungswort. „Ein deutscher Mann", „das war deutsch gesprochen", „ein deutsches Wort", „ein deutscher Händedruck", „deutsche Treue", „deutscher Fleiß" — alle diese Ausdrücke zielen auf unser festgegründetes, wenn freilich nicht mit prunkendem Außenschein hervorstechendes Volkstum. Vollkraft, Biederkeit, Gradheit, Abscheu der Winkelzüge, Redlichkeit und das ernste Gutmeinen waren seit einem paar Jahrtausenden die Kleinode unseres Volkstums, und wir werden sie auch gewiß durch alle Weltstürme bis auf die späteste Nachwelt vererben." Und an anderer Stelle heißt es: „Welches Volkstum steht am höchsten, hat sich am meisten der Menschheit genähert? Kein anderes, als was den heiligen Begriff der Menschheit in sich aufgenommen hat, mit einer äußerlichen Allseitigkeit sie sinnbildlich im kleinen vorbildet, wie weiland volkstümlich die Griechen und noch bis jetzt weltbürgerlich die Deutschen, der Menschheit heilige Völker!" Also, ein Abfall von den klassischen Idealen ist bei Jahn nicht.

Aber wo bleibt der Begriff „Rasse", in dem für uns moderne Deutsche das Heil beschlossen liegt? Nun, ganz fremd ist er Jahn auch nicht. „Der Menschen Stammvater ist gestorben, das Urgeschlecht ist ausgegangen, das Urvolk ist nicht mehr", heißt es freilich einmal, aber doch weiß Jahn so gut wie Ernst Moritz Arndt, daß Mischungen das Unglück der Völker sind. „Mischlinge von Tieren haben keine echte Fortpflanzungskraft, und ebensowenig Blendlingsvölker ein eigenes volkstümliches Fortleben. Es läßt sich ein Edelauge in den Wildling setzen, ein Edelreis auf den Wildstamm, die Geschichte mag mit Beispielen dies Bild anpassen; aber das Immerwiederüberpfropfen taugt nicht in der Baumschule und in der Völkerzucht noch weit weniger. Wer will gegen die ewige Urkraft aller Dinge rechten? . . . Das spanische Sprichwort: „Traue keinem Maulesel und keinem Mulatten" ist sehr treffend, und das deutsche „Nicht Fisch noch Fleisch" ist ein warnender Ausdruck. Je reiner ein Volk, je besser; je vermischter, je bandenmäßiger . . . Nie hat die zahlreichste Brüderschaft eines einzigen Bundes, der nur auf ein Volk sich beschränkte, solch Unheil gestiftet wie Jesuiten und andere Orden, die unbekannte Obere durch alle Staaten gängeln. Der Gründungstag der Universalmonarchie ist der letzte Augenblick der Menschheit. — Warnende Beispiele zeigt uns die Völkerkunde. Die sich ins Negerige verlierenden Araber in Nordafrika sind die Schande ihres Völkerstammes . . . In Konstantinopel sind beide, Türken und Neugriechen, am schlechtesten; in Asien ist der Türke schon besser, in den Raubstaaten aber gar ein Abschaum. Wo der Neugrieche allein und unvermischt bleibt, ist er seiner großen Ahnherren wert. Welch edel Volk der eigentliche Kaffer, welche gute harmlose Natur der Hottentott; und wieder welche Teufelswesen die Bastarde und Buschmänner! An der Völkermischung wird der nordamerikanische Freistaat lange kranken, und Ungarn wird nie davon gesunden.

Und Rußland, wenn es nicht seine Kraft ins Innere drängt und, ostwärts sich richtend, dort die mancherlei Völkerschaften zu einem russischen Volkstum zusammenbildet, wie sein großer Neuschöpfer es auch wollte — läuft die Gefahr der morgenländischen Großreiche." Sieht das nicht aus, als wäre es heute geschrieben? — Sehr klar ist Jahn auch über das Verhältnis von Volkstum und Staat: „Volkstum ist der wahre Völkermesser der Größe, die richtige Völkerwage des Werts. Es setzt den Staat voraus, aber nicht umgekehrt jeder Staat das Volkstum. Staat ist das Grundgestell des Volkes, die stehende äußere Befriedigung vom Volkstum. So wie es taube Nüsse gibt, so gibt's auch taube Staaten, und ohne Volkstum taube Völker." Und an anderer Stelle: „Nichts ist ein Staat ohne Volk, ein seelenloses Kunstwerk; nichts ist ein Volk ohne Staat, ein leibloser, luftiger Schemen, wie die weltflüchtigen Zigeuner und Juden. Staat und Volk in eins geben erst ein Reich, und dessen Erhaltungsgewalt bleibt das Volkstum." — Endlich weiß Jahn auch über das Verhältnis von Volkstum und Religion Bescheid: „Der Stifter des Christentums, dessen Reich nicht von dieser Welt war, sondern im Geist und in der Wahrheit sittliche Besitzungen haben sollte, mußte sich dennoch einem Volkstum anschließen. Und nie hat das Urchristentum sich, rein bestehend für sich, erhalten können; immer nur hat es sich, bald entstellt, bald unverfälschter, in Volkstümern ausgesprochen." „Mit dem neuerweckten und kräftig erwachten deutschen Volkstum hat Luther gesiegt und die Menschheit einen Siegestag feiern lassen."

Seinen Theorien, die in dem „Einleitung in die allgemeine Volkstumskunde" betitelten Teil seines „Deutschen Volkstums" enthalten sind, hat Jahn dann bekanntlich noch eingehende praktische Vorschläge angeschlossen, und diese vor allem haben den Spott der echtem Deutschempfinden immer mehr entwachsenden Nachwelt herausgefordert, zumal Jahn allerdings von einzelnen Deutschtümeleien, besonders auch im Ausdruck, nicht frei ist. Unzweifelhaft aber ist der in zehn Kapitel zerfallende praktische Teil („Natürliche Einheit des Grundgebiets", „Gleichmäßige innere Staatsverwaltung", „Einheit des Staates und Volkes", „Kirche", „Volkserziehung", „Volksverfassung", „Volksgefühl", „Volkstümliches Bücherwesen", „Häusliches Leben", „Vaterländische Wanderungen") als Ganzes gesehen äußerst respektabel, sehr reich an guten Ideen, die die spätere Zeit durchgeführt hat oder die noch der Durchführung harren. Um nur einiges zu erwähnen, Jahn schlägt ein Reichsgericht, allgemeine Versicherung, Staatskunde in jedem Unterricht, eine allgemeine Staats- und Volkszeitung, Gleichheit des Maßes und Gewichtes, Allgemeines bürgerliches und peinliches Recht, Herstellung volkstümlicher Bücher vor. Was er über Staatskunde und Lektüre (in dem Kapitel „Volkserziehung") sagt, könnte man heute gleich wieder abdrucken. Beispielsweise zum Kapitel „Schundliteratur": „Wer was auf sich hält, geht Mistpfützen, Stinklachen und Schindangern gern aus dem Wege, zumal im guten Anzuge und Hochzeitskleide. Wer sie aber in Büchern aufsucht, ist eine lesende Aasfliege. Giftbücher! Eine Schande der Schriftsteller, ein Fluch der Buchdrucker, ein Verbrechen der Staatsaufsicht. Zum Blumenstrauß wählt man nicht Brennesseln und Saudisteln, zum Riechfläschchen nicht betäubende Gifte. Wer diese Gifte aus Büchern wollüstig einsaugt, hat höchstwahrscheinlich den sittlichen Schnupfen, denn beim wirklichen soll Teufelsdreck lieblich wie Rosen duften." Und an anderer Stelle: „Mit den Musen soll keiner Buhlschaft pflegen, und Hochverräter sind's, welche die vaterländischen verschmähen und schänden. Die mit Gewalt sich erregenden, sich eingeisternden Reimer-, Dichter- und Schriftlinge lohne

man aus wie Alexander der Makedonier.“ Auch was Jahn über die nackte Kunst bei uns Deutschen äußert, ist sehr vernünftig. Merkwürdigerweise tritt er dann schon (nach Sulzer) für etwas wie die Wagner-Oper ein.

Natürlich kannte er auch seine Zeit, die Zeit vor den Befreiungskriegen, und was er zur Charakteristik dieser äußert, paßt zum Teil sehr gut auf die unserige: „Es gibt eine Großstädterei, die das Vaterland selbst für einen kleingeistigen und engherzigen Gedanken und eines pflastertretenden Jünglings, in höheren Reichen webenden Hochgeistes [„Intellektualist“ sagen wir heute] unwürdig hält; der nichts recht ist als das Neue, die dies auch im Nu wieder altfränkisch findet. Der bessere Teil hängt blind am Namen, verehrt tote Buchstaben, ohne Einsicht vom wahren Werte der Dinge und ihrer Sinnbilder. Solcher Köhlerglaube hindert die Vollkommnung, die wahre Grundbefestigung, und bei Weltstürmen, die auch über den Staat herbrausen, fehlt es überall an Menschen, die den Kopf nicht verlieren. An Einbildung sind viele Menschen gestorben und die meisten Staaten. Wahre Kenntnis ist nie gefährlich, das Zwielicht der Halbwisserei allemal. — Unwissenheit und Dünkel erzeugen widerspenstige Kannegießer und vorschreiende Maulhelden. Der Unterrichtete weiß, was der andere nicht eher glaubt, bis er es fühlt: daß dem Staatsbürger die kleinen Opfer große Opferungen ersparen, daß die Gesetze den bösen Willen zügeln, die Einrichtungen wohltätige Leitungen untergeordneter Kraft werden, Beschränkung wilder Ausbrüche, Hemmen zerstörender Selbstsucht und Sicherheit jeder wahren Freiheit. Halbwisserei, der daraus wachsende Wißdünkel, die von beiden erzeugte Hochvermessenheit sind gefährliche Seuchen. Sie sprudeln in den Schwelgestunden als ungezähmte Kraft, Ohnmachtsfieber schüttelt sie in den Augenblicken der Prüfung, und die Geschichte geißelt sie in der Nachwelt. Knechtische Lobpreiser kranken an der Fallsucht, nie vergnügsame Immermäkler tragen sich mit einem schleichenden Gift. Beide Gattungen sind gefährlicher als andringende Heere. Jene Abergläubigen ahnen im Allesbesserwissen, in selbstgenügsamer Behaglichkeit keine Gefahr. Das möchten sie immerhin! Aber sie verspotten die Warnerstimmen, verschreien das Annehmen eines möglichen Unglücks schon als Hochverrat, den sie dadurch begehen. Diese leicht zweifelnden Selbstpeiniger glauben an alles, an eigene Hirngespinste, an des Feindes kriegslistige Lügen, nur nicht an Rettung, und verhindern sie noch wohl gar aus Rechthaberei. Kommt dann eine ungewöhnliche Erscheinung, sind alle solche Leute wie die Wilden bei einer Sonnenfinsternis, gehen nicht wie die Römer dem von Cannä entflohenen Varro entgegen mit freundlichem Zuspruch, stellen nicht Hannibals Bildsäule in die Straßen zur allgemeinen Ansicht, versteigern nicht den Acker, worauf des Feindes Heer lagert, machen es sich leicht, geben nach dem ersten Verlust alles für verloren. — Ein Wunder, wenn's nun nicht verloren ginge.“ Das ist aus den Erfahrungen von 1806 heraus geschrieben. Es liegt in unserer Zeit einige Veranlassung vor, es wieder zu allgemeinerer Kenntnis zu bringen.

Aber natürlich glaubte Jahn an sein deutsches Volkstum. „Ein Volk, das mit Lust und Liebe die Ewigkeit seines Volkstums auffaßt, kann zu allen Zeiten sein Wiedergeburtsfest und seinen Auferstehungstag feiern.“ „Noch sind wir nicht verloren! Noch sind wir zu retten! Aber nur durch uns selbst. Wir brauchen zur Wiedergeburt keine fremden Geburtshelfer, nicht fremde Arznei, unsere eigenen Hausmittel genügen. Denn immer geht vom Hauswesen jede wahre und beständige und echte Volksgröße aus, im Familienglück lebt die Vaterlandsliebe, und der Hochaltar unseres Volks-

tums steht im Tempel der Häuslichkeit; sie ist die beste Vorschule, Deutschheit heißt sie bei uns im großen. Für sie kann jeder leben, er sei reich oder arm, vornehm oder gering, einfältig oder gelehrt, Mann oder Weib, Jüngling oder Jungfrau, Kind oder Greis. Man vermag dahin zu wirken vom Thron und von der Bühne, vom Predigtstuhl und vom Lehrersitz, mit Schrift wie mit Rede." So hat später auch der große Volksschriftsteller Jeremias Gotthelf gepredigt, als sich die ersten Spuren moderner Zeitkrankheiten zeigten, und so muß auch unser künftiger „Befreier" predigen: Nur vom deutschen Hause aus ist der Sieg deutschen Volkstums über den internationalen Verfall möglich. Mächtige Worte zum Preis des Volkstums und zum Trost für die Deutschen seiner Zeit findet Jahn dann noch zum Schlusse seines allgemeinen Teils: „Wogen wallen um Felsen, Orkane stürmen gegen Alpenhörner, die Erde erbebt und besteht. Den Charakter beugt die Not nicht zum Brechen nieder, neukräftig ersteht er aus Leiden, wie die hinschmachtenden Blumen vom Himmelstau gebadet. Was im gewöhnlichen Lebensgewühl der edle Charakter vollendeter Menschen, das im Völkergebiete das Volkstum. Volkstum ist eines Schutzgeistes Weihungsgabe, ein unerschütterliches Bollwerk, die einzige natürliche Grenze. Die Natur hat diese Völkerscheide selbst aus natürlichen Beschaffenheiten erbaut, fortlaufend durch die Zeit wieder gebildet, durch die Sprache benannt, mit der Schrift befestigt und in den Herzen und Geistern verewigt. Alle Tage geht die Sonne auf und unter; Feuerberge, Gluthauche, Orkane und Erdbeben haben ihre gemessene Zeit; die Ungewitter unter den Völkern donnern aus und verblitzen . . . Auch hat der Mächtigste [Napoleon!] nur ein Menschendasein zu leben; die besseren Weltgeister fühlen und denken, handeln und ahnen für Jahrtausende. Lückenlos reiht im Volke durchs Volkstum sich Geschlecht an Geschlecht, den scheidenden Vormann ersetzt augenblicklich der Nachfolger. Groß ist jeder Schöpfer, wichtig nur durch den Erhalter. Und diese Immerverlängerung des Lebens in der Nachwelt wird aus den zugezogenen Jüngeren geboren. Noch nach Jahrtausenden spinnt die Menschheit Fäden weiter, so die Großgeister — Völkergründer, Spracherfinder, Religionsstifter knüpften. Nur ein Tamerlan [Napoleon], dessen Tagewerk Vertilgung war, wollte auf der ganzen Erde nur ein Volk, nur eine Sprache, nur eine Religion dulden." Auch wir können uns kein anderes Menschheitsleben als durch die Volkstümer denken und wollen unsere ganze Kraft daransetzen, daß unser wie zu Napoleons Zeit, aber ganz anders gefährdetes deutsches Volkstum erhalten bleibt.

Staatsbürgerliche oder volksbürgerliche*) Erziehung?

Von Prof. Dr. Heinrich Wolf, Düsseldorf

I.

Bedenkliche Erscheinungen.

Wie oft werden wir an Goethes Wort erinnert: „Vernunft wird Unsinn, Wohltat Plage!“ Welches Unheil richten vielfach die schönsten und besten Bestrebungen an!

In den preußischen Lehrplänen für die höheren Schulen von 1901 wird „die Einführung in das Geistes- und Kulturleben der alten Griechen und Römer“ als das eigentliche Lehrziel des Unterrichts in den alten Sprachen hingestellt, und in der „Ordnung der Reifeprüfungen“ von 1901 heißt es, daß bei der Prüfung im Lateinischen und Griechischen den Schülern Gelegenheit gegeben werde, „ihre Kenntnisse auf dem Gebiete der Altertumskunde, soweit diese für das Verständnis der Schriftsteller erforderlich ist, zu erweisen“.

Vortreffliche Forderungen! aber welche Wirkungen! Seitdem diese Verordnungen erlassen sind, ist von Jahr zu Jahr die Gefahr gewachsen, daß man in den entgegengesetzten Fehler verfällt, daß an die Stelle eines Zuviel in der Grammatik ein Zuviel in der „Altertumskunde“ und in den „Realien“ tritt. Es regnet seit 1901 Bücher, die sich selbst als „Einführung in die Kulturwelt der Alten anpreisen,“ die eine „Vertiefung des Unterrichts“, eine „Erweiterung des Gesichtskreises“ zu erstreben vorgeben. Und was steht darin? Wir werden belehrt über das „römische Haus“, über „Kleidung, Waffen, Hausrat“, über die „Heereseinrichtungen“, die „Rechtsprechung“, die „Heerstraßen“, die „Steuern und Zölle“ oder gar über „die römischen Anlagen in Olympia“. Ich weiß, daß bei manchem Abiturientenexamen eine Art Fachprüfung über diese Dinge abgehalten worden ist. — Neuer Lern- und Qualstoff! Steine statt Brot! Wie aus dem Vorwort einzelner Bücher hervorgeht, wird an manchen höheren Schulen die sogenannte Altertumskunde systematisch betrieben. Wenn das so weiter geht, so sind wir auf dem besten Wege, den ganzen humanistischen Unterrichtsbetrieb weit mehr in Mißkredit zu bringen, als ein Übermaß von Grammatik jemals hat bringen können; dann führen wir unsere Jugend nicht in das Geistes- und Kulturleben der Alten hinein, sondern hinaus.

Oft hatte ich in den letzten Jahren den Eindruck, als ob genau dasselbe Schicksal den so berechtigten Forderungen nach einer besseren staatsbürgerlichen Erziehung droht. Zwar müssen wir anerkennen, daß außerordentlich viel geschehen und fleißig gearbeitet ist: Auf Direktoren- und Philologenversammlungen, auf Lehrerkonferenzen ist eifrig und ernst über diese Frage verhandelt; man hat eine Vereinigung für staatsbürgerliche Bildung und Erziehung gegründet; zahlreiche Aufsätze und Bücher sind darüber geschrieben; große, einflußreiche Zeitungen öffnen ihre Spalten der Besprechung dieser wichtigen Frage; Preisausschreiben, Ferienkurse sind veranstaltet; einige Stadtverwaltungen haben besondere Vortragszyklen eingerichtet; Lehr- und Quellenbücher werden herausgegeben, mit wertvollen Aufsätzen und Urkunden; vortreffliche Zeitschriften sind neu gegründet, unter denen ich besonders „Vergangenheit und Gegenwart“ rühmend hervorhebe; auch

*) Diesen Ausdruck fand ich in einer österreichischen Zeitung; es soll damit die Erziehung zu deutschem Volksbewußtsein bezeichnet werden.

die überaus wichtige Frage des Verhältnisses zwischen Geschichtswissenschaft und Geschichtsunterricht ist wiederholt erörtert.

Gewiß ist diese Bewegung hocherfreulich, und wir verdanken ihr zahlreiche Anregungen. Aber die Gefahr liegt vor, daß das Endergebnis für die Schüler ein neuer Lern- und Qualstoff ist, ohne daß sie darum bessere Staatsbürger werden. Es sei mir gestattet, auf einige bedenkliche Erscheinungen hinzuweisen:

Ganz einseitig wird auf das Wissen, auf die Aneignung zahlreicher Einzelkenntnisse Wert gelegt. Ich habe eine große Zahl der „Bürgerkunden", „staatsbürgerliche Erziehung", der Aufsätze über „Wege und Ziele der staatsbürgerlichen Erziehung" gelesen; der fleißige Eifer und redliche Wille, für das Gemeinwohl etwas zu leisten, sind durchaus zu loben. Aber was ist es denn, was man für besonders wissenswert hält? Immer wieder steht zweierlei im Vordergrund: Belehrung über den Staat (seine Verfassung, seine Einrichtung und Verwaltung) und über die Elemente der Volkswirtschaft. Durchaus ablehnen müssen wir all die Schriften, welche eine systematische Behandlung dieser Fragen verlangen; in ihnen erscheint ein enzyklopädisches Wissen, die lückenlose Vollständigkeit als die Hauptsache. Was steht nicht alles in solchen Büchern! Da werden z. B. alle Orden aufgezählt, die der preußische König verleiht, und die Standorte sämtlicher Korpskommandos genannt; das Oberverwaltungsgericht und die Oberrechnungskammer dürfen nicht fehlen; wir erhalten eine ausführliche Darlegung über die Selbstverwaltung der Provinzen, über den Provinziallandtag, den Ausschuß, den Landeshauptmann, die Vorlagen, die Aufsicht, den Haushalt, die Provinzialsteuern; wir werden ganz genau unterrichtet über die einzelnen Ministerien, über die Amts-, Land-, Oberlandesgerichte und das Reichsgericht, über die Zuständigkeit der einzelnen Instanzen, über die verschiedenen Staatssekretäre des Reichs und ihre Aufgaben, über das Steuer- und Finanzwesen; über Botschafter, Gesandten, Konsuln, Ministerresidenten, über Matrikularbeiträge und Stempelabgaben. Es fehlt nichts*).

Fritz Berger hat „im Einverständnis des Großherzoglich Badischen Ministeriums der Justiz, des Kultus und des Unterrichts, sowie des Großherzoglichen Oberschulrats" eine deutsche Staatskunde als Hilfsbuch für den Geschichtsunterricht in den oberen Klassen höherer Lehranstalten herausgegeben. Darin finden wir Ausführungen über das Gesetz „über die Abwehr und Unterdrückung von Viehseuchen" und „betreffs der Maßregeln gegen die Rinderpest"; wir erhalten Belehrungen über Effektiv- und Kassageschäfte an der Börse, über Spekulationen à la hausse und à la baisse, über die Hilfsorgane der Badischen Polizei, die Gendarmerie, die Schutzmannschaft, die Feld- und Waldhutbeamten.

In der gemeinsamen Sitzung von Vertretern der „Vereinigung für staatsbürgerliche Bildung und Erziehung" und des Vereins „Recht und Wirtschaft" am 3. November 1912 meinte Direktor Dr. Blencke, die historische Entwicklung der Familienverbände, des Lehrlings-, Gesellen- und Meisterwesens, der Innungen, der Handwerks-, Handels- und Landwirtschaftskammern, der Deichverbände, der Wasser- und Waldgenossenschaften sollten mit den Schülern durchgesprochen werden.

Wir müssen uns doch entschieden dagegen verwahren, daß es Aufgabe der Schule sei, die jungen Leute mit allerlei Wissen vollzupfropfen und vollzunudeln; wir sollen die Schüler

*) Ich habe Schriften gelesen, in denen solche Belehrungen bis zu den Volksschulen hinunter gewünscht wurden.

nicht sättigen oder gar übersättigen, sondern sie hungrig und durstig machen, sie reif machen, sich später selbst zurechtzufinden. —

In zahlreichen Büchern steht die Belehrung über wirtschaftliche Fragen zu einseitig im Vordergrund. Selbst in der mit Recht gerühmten „Kleinen Staatslehre" Neubauers nimmt der Abschnitt „Volkswirtschaftliches" ungefähr den dritten Teil ein; auch werden hier allein die verschiedenen Theorien mitgeteilt. Der Abschnitt ist, wie alles, was Neubauer schreibt, sehr lehrreich; aber die genauen Ausführungen über die Banken, Depositen-, Leih-, Girogeschäfte, über Aktien, Obligationen halte ich für zu weitgehend.

Von anderen Herren wird das Interesse wesentlich auf die politischen Freiheiten gelenkt, die wir im letzten Jahrhundert erreicht haben, auf Volksvertretung, Wahlrecht, Selbstverwaltung, als ob für ein freies Volk das wertvollste Gut darin bestände, zu wählen und gewählt zu werden, Zeitungsartikel zu lesen oder zu schreiben.

Ich glaube nicht daran, daß durch solche Bildung opferfreudige Staatsgesinnung geweckt wird; all dieses Wissen kommt den Reichsfeinden ebenso zu statten, wie den Reichsfreunden.

Eine noch größere Einseitigkeit liegt in der Absicht, die man offen oder versteckt mit der staatsbürgerlichen Erziehung verfolgt.

Es hat niemals an wackeren Schulmännern gefehlt, die es für ihre höchste Pflicht hielten, in den jungen Leuten frohe Begeisterung für unser deutsches Vaterland, für Volk und Staat zu wecken, sie zu mannhaften, opferfreudigen Staatsbürgern zu erziehen. Aber erst das unheimliche Wachsen der sozialdemokratischen Bewegung wurde der Anlaß, daß man sich seit 25 Jahren in weitesten Kreisen den Bestrebungen einer „besseren" staatsbürgerlichen Erziehung zuwandte. Als man mit den polizeilichen Mitteln nicht auskam, da sollte die Schule helfen, und es wurde ihr der Vorwurf gemacht, sie habe nicht ihre Schuldigkeit getan.*)

Am 1. Mai 1889 richtete König Wilhelm II. einen Erlaß an das Preußische Staatsministerium: „Schon längere Zeit hat mich der Gedanke beschäftigt, die Schule in ihren einzelnen Abstufungen nutzbar zu machen, um der Ausbreitung sozialistischer und kommunistischer Ideen entgegenzutreten. In erster Linie wird die Schule durch Pflege der Gottesfurcht und der Liebe zum Vaterland die Grundlage für eine gesunde Auffassung auch der staatlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse zu legen haben ..."

In der Eröffnungssitzung der Schulkonferenz über Fragen des höheren Unterrichts (Dezember 1890) sagte Wilhelm II.: „Wenn die Schule das getan hätte, was von ihr zu verlangen ist — und Ich kann zu Ihnen als Eingeweihter sprechen; denn ich habe auch auf dem Gymnasium gesessen und weiß, wie es da zugeht — so hätte sie von vornherein von selber das Gefecht gegen die Sozialdemokratie übernehmen müssen. Die Lehrerkollegien hätten alle miteinander die Sache fest ergreifen und die heranwachsende Generation so instruieren müssen, daß diejenigen jungen Leute, die mit Mir etwa gleichaltrig sind, also von etwa 30 Jahren, von selbst bereits das Material bilden würden, mit dem ich im Staate arbeiten

*) Genau so machte es König Friedrich Wilhelm IV., der 1849 in einer Konferenz von Seminarlehrern erklärte: „All das Elend, das im verflossenen Jahre über Preußen hereingebrochen, ist Ihre, einzig Ihre Schuld ..."

könnte, um der Bewegung schneller Herr zu werden. Das ist aber nicht der Fall gewesen..."

Unser Reichskanzler, von Bethmann-Hollweg, sagte in der Reichstagssitzung vom 10. Dezember 1910: „Es ist notwendig, daß unser Volk über die Ansichten und Absichten der Sozialdemokratie klipp und klar Bescheid weiß..."

Gymnasialdirektor Prahl sprach es 1911 offen aus: „Die Angst vor der Sozialdemokratie ist die Mutter der staatsbürgerlichen Erziehung."

Ist dieses einseitige Ziel, die Bekämpfung der Sozialdemokratie, nicht bedenklich? muß die Erziehung nicht von höheren, allgemeineren Gesichtspunkten geleitet sein? Wir waren bisher mit Recht stolz darauf, daß unsere Schulen nicht, wie in Frankreich, Dressuranstalten für bestimmte politische Ansichten waren. —

Nicht ohne Kopfschütteln habe ich die Berichte über die letzte Veranstaltung der Vereinigung für staatsbürgerliche Bildung und Erziehung gelesen. Nach langer, stiller Vorbereitung trat sie im April 1913 mit einer von ihr einberufenen Konferenz im Festsaal des Abgeordnetenhauses zu Berlin zum erstenmal im großen Stil an die Öffentlichkeit. Hier sind viele vortreffliche Worte gesprochen über die Weltfremdheit des deutschen Volkes in wichtigen staatswissenschaftlichen Dingen, über die blinde Nachbetung von Parteimeinungen, über die schädliche Teilnahmlosigkeit weiter Kreise, über die Belebung des Geschichtsunterrichts, über die Behandlung von Gegenwartsfragen, über die Notwendigkeit, auf den Universitäten die studierende Jugend fähig zu machen, die entscheidenden Fragen des Vaterlandes zu verstehen. Aber ich wurde beim Lesen der Berichte über mancherlei stutzig. Als Hauptredner trat hervor Prof. Dr. Rauchberg aus Prag; er schien gar kein Bewußtsein dafür zu haben, daß die Voraussetzungen für staatsbürgerliche Erziehung im österreichischen Völkerstaat ganz andere sind als bei uns; daß die Forderung, die staatsbürgerliche Erziehung den Parteien zu entziehen, für beide Staaten eine ganz verschiedene Bedeutung hat. Nach dem Berichte der Täglichen Rundschau hat Prof. Rauchberg gesagt, man habe die Aufgabe, vorzubauen, daß „über den sozialen Gegensätzen das Bewußtsein der nationalen Einheit nicht verloren gehe"; das sieht so aus, als wenn es für Prof. Rauchberg „eine österreichische Nation" gäbe, in welcher nur „soziale Gegensätze" herrschen*).

Justizrat Waldschmidt redete von der Volkswirtschaft. Nach der Kölnischen Zeitung führte er unter anderem aus: eine Aufgabe, der nicht genug Kraft gewidmet werden könne, bestehe darin, daß das deutsche Volk die „internationale Bedeutung des Unternehmertums" erfasse. Ich meine, die nationale Bedeutung des deutschen Unternehmertums, die Erkenntnis der aus nationalen Rücksichten sich ergebenden Rechte und Pflichten sei viel wichtiger.

Rechtsanwalt Weck aus Berlin sprach über „die Presse als staatsbürgerliches Erziehungsmittel". Auch die bekannte Frauenrechtlerin Minna Cauer, die Führerin des „Verbandes fortschrittlicher Frauenvereine", beteiligte sich an den Besprechungen.

Welche Kräfte sich bemühen, die edlen Bestrebungen auf ganz falsche Bahnen zu lenken, möge folgender Vorgang zeigen: „Österreich-Ungarn und seine wirtschaftlichen

*) Solche Leute kennen auch eine „belgische Nation" und wissen nichts von dem Gegensatz zwischen Vlamen und Wallonen.

Beziehungen zu Deutschland" war das Thema eines Erörterungsabends, zu dem die Vereinigung für staatsbürgerliche Erziehung am 21. Juni 1913 in den Reichstag geladen hatte. Geza Lukacs hielt einen Vortrag über die wirtschaftspolitische Interessengemeinschaft zwischen dem Deutschen Reich und Österreich-Ungarn. Er benutzte es, Ungarn zu verherrlichen, dessen tausendjährige Verfassung er einzigartig unter allen Staaten nannte. Der Schwerpunkt der Ausführungen lag wohl darin, für den 1917 bevorstehenden neuen Handelsvertrag den Boden zu ebnen und zu zeigen, daß das Deutsche Reich Österreich-Ungarn brauche.

II.

Das Wichtigste fehlt.

Mit Recht konnte Exz. von Hentig darauf hinweisen, welchen Umfang die Literatur über staatsbürgerliche Erziehung angenommen habe, welche Wichtigkeit man heute diesen Bestrebungen beimesse, wie fleißig und eifrig an dem Problem gearbeitet werde.

Aber es geht mir dabei, wie dem Klosterbruder Martin in Goethes „Götz von Berlichingen" I. Akt; er spricht von dem großen Fleiß der Mönche: „Da komme ich von St. Veit, wo ich die letzte Nacht schlief. Der Prior führte mich in den Garten; das ist nun ihr Bienenkorb. Vortrefflicher Salat! Kohl nach Herzenslust! und besonders Blumenkohl und Artischoken, wie keine in Europa!" — Und doch ist Martin nicht befriedigt.

Auch ich bin nicht befriedigt. Zwar halte ich Einseitigkeit an sich keineswegs für einen Fehler; sie kann sogar zu einer gesunden Vielseitigkeit werden, wenn man weitherzig den einzelnen gestattet, nach den persönlichen Neigungen, Kenntnissen und Fähigkeiten verschiedene Wege einzuschlagen; man soll hier keine beschränkenden Vorschriften geben, nicht schablonenhaft alles nivellieren. Mancher wird bei der Lektüre griechischer und römischer Schriftsteller Vortreffliches für die staatsbürgerliche Erziehung leisten; ein anderer im Geographieunterricht. Dieser wendet sich mehr wirtschaftlichen Fragen zu, jener kulturellen; der eine den inneren, der andere den äußeren Angelegenheiten des Staates. Hier wird bei der Besprechung unserer letzten Kriege die Jugend aufgerüttelt und an ihre Pflichten erinnert; dort wird die Aufmerksamkeit mehr auf die sozialen Fragen und auf die Klassengegensätze gerichtet.

Aber eine Bedingung gibt es für diese Verschiedenheit der Behandlung; es muß heißen, wie in dem ersten Brief Pauli an die Korinther, 12: „Mancherlei Gaben, aber ein Geist." Und gerade dies fehlt, „der eine Geist". Ich habe den Eindruck, daß die meisten, die über unser Problem geschrieben haben, der Hauptfrage geflissentlich, ängstlich aus dem Wege gehen. Alle Versuche, der staatsbürgerlichen Erziehung ein „neutrales, den Parteibestrebungen entrücktes Gepräge" zu geben, müssen an einer Stelle scheitern:

Wir dürfen nämlich nie vergessen, daß es sich nicht um den abstrakten Staatsbegriff, um den „Staat an sich", sondern, daß es sich um unseren, den deutschen Staat handelt. Ich kann die Begriffe Staat und Volkstum nicht trennen. Unsere germanisch-deutsche Geschichte ist doch seit 2000 Jahren nicht die Geschichte eines Staates, sondern eines Volkes. Das Verhältnis zwischen Volk und Staat erscheint mir als die Hauptsache; es ist ein ewiges Ringen, wobei die Staatsgebilde meist recht willkürlich und zufällig sind. Wohl haben wir Pflichten gegen den Staat, aber noch viel höhere gegen unser Volk, unsere Nation.

Unter „Nation" verstehe ich mit Hasse „eine Gesamtheit von Menschen gemeinsamer Abstammung, die eine und dieselbe Sprache sprechen, eine gemeinsame politische und kulturelle Entwicklung durchgemacht haben und das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit besitzen".

Alle Staaten sind auf nationaler Grundlage entstanden; aber in der Geschichte fallen Staat und Volkstum selten zusammen. Wir unterscheiden: Nationalstaaten, Völkerstaaten, Universalstaaten. Auch gibt es Nationen ohne staatliche Organisation, z. B. die Juden, Polen, Ruthenen.

Das Deutsche Reich ist 1870/71 als Nationalstaat gegründet*); 92,5 Prozent der Bevölkerung sind Deutsche, während in dem französischen Nationalstaat nur 90 Prozent Franzosen sind. Anderseits umfaßt das Deutsche Reich nur 68 Prozent der deutschen Nation.

Österreich-Ungarn ist ein Völkerstaat, in welchem Teile der verschiedensten Nationen zusammengewürfelt sind. Es ist überaus befremdlich, daß Professor Rauchberg aus Prag auf der erwähnten Konferenz der „Vereinigung für staatsbürgerliche Erziehung" zu Berlin diesen Grundunterschied zwischen dem Deutschen Reich und Österreich ignorierte.

Die Geschichte der antiken Völker und Staaten endete mit universal-theokratischen Weltreichen, und seit den Tagen der Völkerwanderung bis heute ist unsere Geschichte der Hauptsache nach ein 1500jähriges Ringen zwischen Universalismus und Nationalismus, ein Ringen nach Übereinstimmung von Staat und Volkstum, die langsame Entstehung von neuen Nationalstaaten, das allmähliche Mündigwerden der Germanen, die Befreiung aus romanischer Umklammerung. Ein langer, vielgewundener Weg!

1. Im Geschichtsunterricht dürfen wir diese Hauptsache nie aus den Augen verlieren; dann führen wir unsere Jugend ganz von selbst an die wichtigsten Probleme heran:

Wenn wir von der großen Völkerwanderung des 4. bis 6. Jahrhunderts sprechen, von der überschäumenden Lebenskraft, dem gewaltigen Tatendrang, von den großen Eroberungen, so fragen wir: welchen Gewinn hatte unser Volk von all den Großtaten? Und die Antwort muß lauten: keinen Gewinn, sondern unermeßlichen Schaden! Von den Zeiten des römischen Kaisertums bis heute sind viele Millionen unserer Volksgenossen hinausgezogen in die Welt, haben sich draußen bewährt, haben mit ihrem kostbaren Blut entartete, sterbende Völker verjüngt; aber sie sind unserem Volkstum verloren gegangen, waren nichts als Völker- oder Kulturdünger. Nur die stille Arbeit der Wiedereroberung und Eindeutschung des Ostens, der Länder jenseits der Elbe-Saale-Böhmerwald-Enns, hat dauernde Bedeutung gehabt.

Zwar sind die Germanen, die Deutschen immer wieder die Retter gewesen, die Retter

Europas im Kampfe gegen Asien, gegen Hunnen, Araber, Madjaren, Mongolen, Türken;

der christlichen Kirche gegen den Islam;

der abendländischen Kultur.

Aber es war verhängnisvoll, daß sie in ihrer Jugend mit der Afterkultur der entarteten sterbenden griechisch-römischen Welt in Berührung kamen. Die Idee des universalen Kaiserreichs blieb lebendig, und es verband sich damit das Streben nach Verwirklichung des Gottesreichs auf Erden, des allgemeinen christlichen Menschheitsstaates; es erschien geradezu als ein Gebot Gottes, als eine fromme Pflicht, diesem Ziele nachzujagen. Darum ist Karl der Große im Jahre 800 römischer Kaiser geworden, und darum hat

*) Vgl. die einleitenden Worte der Verfassung vom 16. 4. 1871.

Otto I. der Große 962 das römische Kaisertum mit dem deutschen Königtum verbunden. Äußerlich betrachtet, war der Kaisertitel ein großer Gewinn, die höchste, glänzendste Auszeichnung, die man sich denken kann. Aber in Wahrheit wurden die deutschen Kaiserkönige dadurch ihren nationalen Aufgaben entfremdet; sie glaubten, die römische, die christliche Weltherrschaft zu besitzen, und verloren darüber ihre nationale Macht und Stellung. Aller Jammer, alles Elend des deutschen Reichs, des deutschen Volkes, woran wir so viele Jahrhunderte schwer zu tragen hatten und zum Teil noch heute zu tragen haben, geht auf diese unheilvollen Weltherrschaftsbestrebungen zurück.

Und wenn seit dem 11. Jahrhundert, zum Teil seit dem 9. Jahrhundert, gewaltige Zeiträume der Geschichte erfüllt sind von den *Kämpfen zwischen der geistlichen und der weltlichen Macht*, so gewinnen wir eine ganz falsche Vorstellung, wenn wir darin bloß ein Ringen zwischen Staat und Kirche sehen wollen; es ist vielmehr ein Ringen der Nationen um Befreiung aus den universalen Fesseln. Für das 14. und 15. Jahrhundert erinnere ich an

den Konflikt Philipps IV. von Frankreich mit Bonifaz VIII.,
den Kurverein zu Rense 1338,
Eduard III. von England,
Wikliff und Hus.

Von demselben Gesichtspunkte aus müssen wir den ewigen Gegensatz zwischen Episkopalismus und Kurialismus betrachten.

Wiederholt hat es den Anschein gehabt, als sollte das deutsche Volkstum erstickt und erdrückt werden. *Wer hat die deutsche Nation gerettet? Die Reformation* und der *brandenburgisch-preußische Staat*: Die Reformation war eine deutschnationale Bewegung, die Gegenreformation eine Reaktion des romanisch-universalen Geistes gegen den deutschen, den germanischen Freiheitsdrang. Und wenn wir die *Habsburger* und *Hohenzollern* nebeneinander stellen, so liegt für uns das Wesentliche, das Entscheidende doch darin, daß die Habsburger seit dem 15. Jahrhundert den deutschnationalen Interessen immer mehr entfremdet, die Hohenzollern dagegen, bisweilen gegen ihren Willen, in die nationalen Aufgaben hineingedrängt wurden.

Am 18. Januar 1871 ist das *neue deutsche Kaiserreich* proklamiert. Wenn wir nach den Stufen dieser Einigung fragen, so müssen wir an erster Stelle die *geistige* Einigung nennen: sie beginnt mit Luther, wurde aber durch die Gegenreformation unterbrochen; vollendet haben sie die großen Dichter und Denker des 18. Jahrhunderts, Lessing, Herder, Goethe, Kant, Schiller. Sie waren alle durch und durch deutsch und haben durch ihre unsterblichen Werke ein Gefühl der geistigen und nationalen Zusammengehörigkeit geweckt, das nicht wieder verschwinden konnte. Das „Weltbürgertum" dieser Männer bestand doch zum großen Teil darin, daß sie sich nicht als Sachsen, Braunschweiger, Württemberger, Preußen, sondern als Deutsche fühlten. Und was noch an Humanitäts- und Menschheitsideen in uns war, das wurde in der Not der Napoleonischen Zeit auf sein richtiges Maß zurückgeführt; Napoleon I. hat gerade durch seine Brutalität, durch seine rücksichtslosen Weltwirtschaftsbestrebungen, durch seine blutigen Kriege das deutsche Nationalgefühl außerordentlich gestärkt. Der Philosoph Fichte gab sein Weltbürgertum preis zugunsten des Nationalismus, und E. M. Arndt rief: „Verflucht sei die Humanität und der Kosmopolitismus, womit ihr prahlt!"

Ohne dieses Gefühl der geistigen und nationalen Zusammengehörigkeit wäre die wirtschaftliche und politische Einigung, die Gründung des deutschen Kaiserreichs nicht möglich gewesen. Die geistig-nationale Einheit ist das Fundament, die Grundlage des ganzen Baus; dieses Fundament zu erhalten, halte ich für viel wichtiger, als alle wirtschaftliche und politische Belehrung.

Und wenn wir fragen: Für welche Kriege begeistern wir uns? so lautet die Antwort: Nicht für die Beute- und Eroberungskriege der Römer im 2. und 1. Jahrhundert vor Chr., nicht für die Raufereien des Mittelalters, nicht für die Religionskriege des 16. und 17. Jahrhunderts, die Kabinetskriege des 17. und 18. Jahrhunderts, die Handelskriege mit ihrer kurzsichtigen Politik, die Kriege geldgieriger Spekulanten in der jüngsten Gegenwart. Aber wenn in einem geknechteten und zerrissenen Volk ein Held auftritt, der durch seine Kriegstaten das schlafende Nationalbewußtsein weckt, wie Friedrich der Große; mehr noch, wenn ein Volk durch sittliche Willenskraft und Selbstzucht erstarkt und um seine Unabhängigkeit ringt, dann sind das Kriege, für die wir uns begeistern. Die berechtigtsten Kriege sind diejenigen, welche eine Übereinstimmung zwischen den Grenzen des Volkstums und des Staates zu erreichen suchen.

Und mit dem Kampf um die nationale Eigenart geht Hand in Hand ein zunehmender Individualismus, eine wachsende Befreiung der menschlichen Persönlichkeit. Die wichtigsten Stufen dieser Entwicklung werden durch die Namen „Renaissance, Humanismus, Reformation, Aufklärung" bezeichnet. An die Stelle der universalen Priesterkultur trat die nationale Laienkultur; sie beruht auf individueller Freiheit und individueller Ungleichheit. Aber je freier wir werden, um so weniger dürfen wir die Pflichten gegen die Gesamtheit, gegen Volk und Staat vergessen. Der Freiheitsdrang, der Persönlichkeitsdrang, der in uns Deutschen steckt, ist die Quelle unserer Größe, aber zugleich ein Fluch. Wie oft haben wir darüber das Gefühl der Zusammengehörigkeit, die Pflichten gegen die Gesamtheit vergessen! Seit 2000 Jahren ist unsere Zersplitterung der beste Bundesgenosse Roms. —

2. Wenn wir die geistige und nationale Einheit als die Hauptsache betrachten, so ergibt sich die Beurteilung der Fragen der Gegenwart von selbst:

Seitdem während der letzten 100 Jahre das Papsttum so wunderbar erstarkt ist, steht das Verhältnis zur römischen Kirche wieder im Vordergrund. Dabei handelt es sich keineswegs bloß um einen Kampf zwischen Staat und Kirche, zwischen weltlicher und geistlicher Macht; vielmehr ist es ein Ringen des deutschen Volkstums um seine Existenz. Man sucht an die Stelle der teuer errungenen Einheit eine Zweiheit zu setzen; planmäßig wird in unserm Reich mehr als ein Drittel der Bevölkerung abgesperrt gegen den deutschen Geist; ihm steht die Konfession höher als die Nation; immer größer wird die Kluft. Dazu kommt, daß in unserer Ost- und Westmark der Widerstand der Polen und der Französlinge gegen das Deutschtum von der katholischen Geistlichkeit genährt wird. Noch schlimmer sieht es in Österreich-Ungarn aus: Die römische Kirche hilft in Böhmen den Tschechen, in Ungarn den Madjaren, in Galizien den Polen, um das verhaßte Deutschtum niederzuringen. Den Bestrebungen, in Südtirol (z. B. im Fersental) die Deutschen gegen die Italiener zu schützen, treten der Bischof von Trient und der deutschfeindliche Pfarrer von Gerent entgegen.

Geradezu gefährlich sind in unserem Lande die Doppelnaturen: Man kann nicht zwei Muttersprachen haben, auch nicht zwei Staaten angehören, wie die Ultramontanen, oder zwei Nationen, wie die Juden. Hier gilt das biblische Wort: „Niemand kann zwei Herren dienen ..."

Das Wohl unseres deutschen Volkes muß oberstes Gesetz sein. Welches Unheil hat aber der Fanatismus der Gleichheit angerichtet! Ist das allgemeine Staatsbürgertum wirklich eine große Errungenschaft gewesen? Oder wäre es nicht besser, wenn in unserem Nationalstaat alle diejenigen, die keine Deutschen sind oder nicht sein wollen, auch keine politischen Rechte hätten, sondern als Gäste behandelt würden? Die „Wahlrechtsreform" verschwindet nicht von der Tagesordnung; als „Recht" wird in großen Massenversammlungen eine weitere Demokratisierung verlangt. Bei dieser Frage kann doch nichts entscheidend sein als die Erwägung: welche Wirkungen für unser Deutschtum, für die geistige und nationale Einheit sind zu erwarten, wenn die Reichstagswahlkreise geändert werden, wenn ein demokratisches Wahlrecht in Preußen, den Bundesstaaten, den Provinzen, Kreisen, Städten eingeführt wird? Hat man sich diese Wirkungen überlegt, als man in Elsaß-Lothringen das allgemeine gleiche Wahlrecht einführte? würde in Preußen die Ostmarkpolitik fortgesetzt werden können?

Unter diesem Gesichtspunkt müssen auch die wirtschaftlichen Fragen beurteilt werden. Hier ist jeder Doktrinarismus, der Glaube, als gäbe es eine beste, für alle Staaten und alle Zeiten richtige Wirtschaftsreform, besonders gefährlich. Ein gesunder Egoismus muß maßgebend sein, der die Notwendigkeiten der Gegenwart ins Auge faßt und diejenigen produktiven Kräfte entwickelt und fördert, welche dem deutschen Volke Stärke verleihen; sämtliche Sonderinteressen sind dem Gesamtinteresse der deutschen Nation unterzuordnen. Bei allen Fragen, Freihandel oder Schutzzoll, Förderung der Industrie und der Landwirtschaft, Ansiedlungs- und Bodenpolitik, Aufteilung der großen Latifundien, Freizügigkeit, Wanderpolitik, Kolonien: immer muß das Wohl des deutschen Volkstums den Ausschlag geben.

Und unsere Parteien? Jeder deutsch gesinnte Mann sollte wissen, welchen Parteien er nicht angehören darf. Die geläufigen Bezeichnungen erscheinen mir als veraltet, die ganze Parteigliederung als eine überlebte Sache. Meiner Ansicht nach sind heute zwei Gruppen zu unterscheiden: die nationalen und die internationalen Parteien. Zu den letzteren rechne ich die Ultramontanen, Sozialdemokraten und Linksliberalen. Alle drei glauben (in verschiedener Weise) an eine internationale Kultur. Dem gegenüber kann man nicht scharf genug die Begriffe Kultur und Zivilisation trennen: Zwar werden die Güter der Zivilisation (Seife, Handtuch, Badeeinrichtung, Kloset, alle Einrichtungen des Verkehrs und der Beleuchtung, alle Maßnahmen für Gesundheit und Sicherheit) mehr und mehr international und Gemeingut aller Völker. Aber die Kultur, d. h. die Religion, Kunst und Weltanschauung, kann nur national sein.

Weil für uns Volkstum höher steht als Staat, halten wir es auch für verkehrt, wenn in unserer auswärtigen Politik nur an die Interessen des Staates, nicht der deutschen Nation gedacht wird. Das Deutschtum beschränkt sich nicht auf unser Deutsches Reich; beinahe ein Drittel des deutschen Volkes wohnt außerhalb. Diese Volksgenossen sollen uns nicht gleichgültig sein: namentlich in Österreich-Ungarn, in den Niederlanden, in der

Schweiz, in Amerika. Wir dürfen nicht zusehen, wie sie als Völker- und Kulturdünger in fremdem Volkstum verschwinden, wie die einen slawisiert, die anderen verwelscht, wieder andere angliſiert und amerikaniſiert werden; wie von London, Paris, Petersburg aus die slawischen Völker der habsburgischen Monarchie gegen das Deutschtum gehetzt werden. Glücklicherweise ist ja 1913 nach langem Drängen das Gesetz über die Reichs- und Staatsangehörigkeit endlich durchgegangen, so daß nicht ohne weiteres auch in Zukunft Tausende und Millionen Volksgenossen uns verloren gehen. Aber unser Interesse muß sich auch den Deutschen zuwenden, die nicht zum Reich gehören; wir wollen das Gefühl der geistigen und völkischen Zusammengehörigkeit eifrig pflegen.

3. Die wichtigste Erkenntnis, die wir der Jugend beibringen können, ist die, daß wir niemals fertig sind, daß unsere deutsche Geschichte mit der Gründung des neuen Kaiserreichs 1871 keineswegs abgeschlossen ist, daß es auch keinen Idealstaat gibt, der für die ganze Menschheit gleich erstrebenswert sei, daß vielmehr die Kultur um so mehr differenziert ist, je höher sie steigt, daß auf der individuellen und nationalen Ungleichheit alle Höherentwicklung beruht.

Immer neue Aufgaben treten an uns heran, immer neue Ziele. Und ich halte es für besonders dankenswert, unserer Jugend Ziele zu weisen. Wir wollen sie weder zu Schlaraffen- noch Schablonenmenschen erziehen, sondern zu sittlichen Persönlichkeiten, denen es nicht fehlt an freitätiger Charakterkraft und an der Fähigkeit der Initiative; nicht nur ihr Wissen soll gefördert werden, sondern auch ihr Wollen. Es gilt, ihnen nicht nur Kenntnisse zu vermitteln, sondern auch Erkenntnisse, vor allem die Erkenntnis, daß die höchsten Güter der Kultur nur erreichbar sind, wenn wir das Volkstum pflegen.

Der Kampf, das Ringen um unser Volkstum ist heute stärker als je: Kampf gegen internationale Mächte, die am Mark unseres deutschen Volkes zehren; Kampf in den Grenzgebieten; Kampf außerhalb der Grenzen des Deutschen Reichs. Unser nächstes Ziel ist der Ausbau des Deutschen Reiches zu einem nationalen Kulturstaat; da ergeben sich Aufgaben für die Pflege der deutschen Sprache, Fragen einer besseren Wanderpolitik, Förderung der deutschen Rückwanderer, Sperrung der Grenzen gegen fremde Schädlinge, Siedelungspolitik, Wehrfragen.

Die Zahl der Probleme ist so groß, daß wir nie „fertig" werden. Und das Schönste und Beste, was wir unserer Jugend mit ins Leben geben können, ist Hunger und Durst nach immer höheren Erkenntnissen. (Schluß folgt.)

Die Bedeutung der Rassenforschung für Schule und Erziehung

Von Heinrich Driesmans, Berlin

Das Rasse-Bewußtsein gilt es vor allen andern in den Lehrern und Erziehern zu kräftigen und zu schärfen, weil sie die Bildung der Jugend und damit die Zukunft in der Hand haben. Ihnen ist gegeben, wie Nietzsche sich ausdrückt, ihre Hände auf Jahrtausende zu drücken wie auf weiches Wachs — wenn sie diese Hände in der Formung der jugendlichen Geister als rechte Bildner und Künstler zu gebrauchen verständen. Wenigen unserer Lehrer dürften indessen bereits die Augen darüber aufgegangen sein, daß sie in ihrer Klasse nicht nur intellektuell, sondern auch ethnisch keine gleichartige Masse vor sich haben, sondern in jeder Schülergruppe ein Rassengemisch, ganz so, wie es jede Versammlung von Erwachsenen darstellt, in der sich zwischen deutschen Charakteren überall solche slawischer, romanischer, semitischer und mongoloider Abkunft drängen, auch wenn diese so geläufig — und nur zu oft gar viel „geläufiger" — deutsch zu sprechen wissen als wir selbst und im übrigen ganz einwandfreie Staatsbürger deutschen Glaubens sein mögen. Diese verschiedenen ethnischen Elemente in der Schule machen sich aber im Unterricht geistig grundverschieden geltend, und darauf zu achten, die einen zu fördern, die andern zu dämpfen, ist die rassenbiologische Aufgabe des Lehrers und Erziehers. Diese Elemente nämlich, wie sie blutsverschieden sind, erfordern sie auch eine grundlegend andere pädagogische Behandlung für ihre geistige Ausreifung, und besonders verlangt eine solche der deutsche Schülertypus, der uns ja am nächsten steht oder jedenfalls doch stehen sollte, worauf bisher noch nie recht geachtet worden ist. Wir werden in der Folge sehen, daß gerade dieser rein deutsche Typus im Rahmen des heutigen Unterrichtssystems überall zu kurz kommt und sich schon auf der Schulbank eine ähnliche Tragödie abspielt, wie wir sie an der Hand Gobineaus in der Weltgeschichte am Schicksal der germanischen Stämme verfolgen können: daß dieses „Germanenschicksal" sich noch bis heute, bis in unsere innersten deutschen Lebens- und Familienverhältnisse fortsetzt, nämlich eine unmerkliche, stillschweigende Ausscheidung des deutschen Typus und seine Ersetzung durch ein anderes, fremdes Rassenblut. Damit gewinnt das Rassenproblem eine hervorragend pädagogische Bedeutung, und wir möchten den Lehrern über diesen ungeheuerlichen Prozeß, der sich damit unter unseren Augen vollzieht, die Augen öffnen, in deren Hände es vor allem gegeben ist, hier Wandel zu schaffen.

Die Anthropologen unterscheiden bekanntlich zwei grundlegende Rassentypen nach der Schädelbildung*): den rundköpfigen und den langköpfigen Typus. Jener wird auf mongolischen Ursprung, dieser auf arischen zurückgeführt, und soweit jener sich auf europäischem Boden unter der Kulturbevölkerung findet, auf einen vorarischen mongoloiden Grundstock der Bevölkerung Europas, der sich mit keltischen, romanischen, germanischen und slawischen Elementen verschmolzen hat im Laufe der geschichtlichen Entwicklung zu einem besonderen, von dem rein germanischen in den wesentlichen Merkmalen unterschiedenen Typus. Andererseits erscheint aber auch der germanische nicht mehr in rein ursprünglicher Gestalt; er hat sich ebenfalls durch Verschmelzung mit keltischem, romanischem und slawischem Element zu einem mittleren Typus umgebildet. So stehen in Deutschland einander zwei der-

*) Diesen Abschnitt aus „Dämon Auslese" (Deutsches Verlagshaus Vita, Berlin-Ch.) geben wir hier wieder, weil er in diesem Zusammenhang seine Stelle finden muß.

artige mittlere Typen gegenüber, einer auf rundköpfiger und einer auf langköpfiger Basis, mit der entsprechenden brachyzephalen und dolichozephalen Tendenz. Der Unterschied in der geistigen Entwicklung beruht indessen außerdem — abgesehen von der Schädelform — noch auf anderen Momenten; im allgemeinen dürften dem Naturzustande näherstehende Rassen die leichtere Fassungskraft bei mangelnder Ausdauer aufweisen, während der Mensch aus alter Kulturrasse die langsamere aber stetigere Entwicklung nimmt. Das mongoloide Element, von dem wir zuvor gesprochen, als die vorarische und ursprünglichere, bodenständige Rasse in Europa steht der Natur sozusagen einen Schritt näher als das arische, später eingedrungene Element und kommt daher früher und den Lebensbedingungen besser und zweckmäßiger angepaßt zur Reife. Dieses typisch rundköpfige Element dürfte mithin als der „intellektuelle Urheber" einer schnellen, aber kurzatmigen Geistesentwicklung anzusprechen sein, welche sich von der Levante bis ins Herz Europas hinein erstreckt und nur kleine Unterschiede im Tempo aufweist, überall aber einen gewissen toten Punkt nicht überwinden kann, den nur der langatmigen und langsamer atmend größer ausgreifenden Schwungkraft des Nordeuropäers auf arisch-langköpfiger Grundlage zu bewältigen gegeben worden. So erklärt es sich, daß die Bevölkerung Eurasiens, nämlich des gesamten südwestasiatisch-europäischen Länderkomplexes, zum Teil „*mongoloid* empfindet" und denkt, und daß dieser Teil mit dem arisch gestimmten Element in *ewigem* Hader liegt und beide einen verzweifelten Kampf ums Dasein miteinander kämpfen, der sich bis in die höchsten und feinsten kulturellen und geistigen Regungen hinein erstreckt. Der mongoloid-rundköpfige Typus in unseren ethnographischen Breiten ist der beweglichere, gewandtere, früher reife; der arioid-langköpfige anderseits der langsamere in der ganzen Entwicklung, aber leistungsfähigere und ausdauerndere, und zumal für das höhere ideelle, gestaltkräftige Geistesleben befähigtere. Schon in der frühesten Jugend- und Schulzeit verraten diese beiden Typen ihre grundverschiedene Veranlagung in überraschender Weise. So kann ein Lehrer den rundköpfigen Typus überhaupt an schnellerer Fassungskraft zumal in den Realfächern leicht herauskennen. Das mag einen Fingerzeig dafür geben, wie sich der Wettbewerb des langköpfigen und des rundköpfigen Typus in der späteren Lern- und Lebenszeit gestalten wird. Wie in der Schule, so haben die Individuen mit brachyzephaler Tendenz auch auf der Universität wegen ihrer schnelleren, *von geistiger Gewissen- und Ideenhaftigkeit weniger beschwerten* Aufnahmefähigkeit, insbesondere aber infolge ihres außerordentlichen Orientierungsvermögens, die größere Aussicht, vorwärts zu kommen, in die höheren Stellungen der Staatsbeamten und Professoren aufzusteigen als die langsameren, tiefer greifenden Langköpfe. Diese, die sogenannten ideologischen Naturen, fügen sich weniger leicht in den bureaukratischen wie in den akademischen Schematismus, sie suchen lieber ihre eigenen Wege, denn Wissen und Können sind ihnen nicht sowohl Mittel zum Zweck bloßen Vorwärtskommens oder zur Aufrechterhaltung eines bestimmten Lehrsystems oder einer Lehrtätigkeit, sondern *tieferer Wahrheitszweck*.

Damit aber wollen wir nicht bedingungslos den Stab über die Rundköpfe als solche brechen! Wir wissen, sie sind nicht unbegabt; sie sind nur *anders* begabt als die Langköpfe. Sie vermögen ihre Fähigkeiten vorzüglich nur in einer mächtigen Organisation zu entfalten, wie Staat und Kirche. Sie sind im übrigen ausgezeichnete Verwaltungsbeamte in ihrer Art, sie besitzen ein außerordentliches organisatorisches und methodologisches

Talent, indem sie blitzschnelle Orientierungsfähigkeit mit rastlosem Betätigungstrieb verbinden. So haben sie große Verdienste um jede Staatskultur. Allein sie haben uns so tief in den staatlichen Bureaukratismus, den wissenschaftlichen Akademismus und den kirchlichen Dogmatismus hineingeritten, daß wir wieder *großer Langköpfe* bedürfen, um unserem verkümmerten und verdorrten Leben neuen lebendigen Odem einzuhauchen. Der Anthropologe Otto Ammon hat ausgerechnet, daß der Schädelindex in Europa bereits ungewöhnlich hoch ist — das Zeichen der „Rundköpfigkeit" — und durchschnittlich schon höher gestiegen ist, als selbst in der asiatischen Heimat der Rundköpfe. Sogar die rein mongolischen Völker weisen danach einen Index von nur 82—83 auf, während er in Europa bereits auf 85 und in manchen Gegenden noch darüber hinaus gestiegen ist, so daß man mit gewissem Recht sagen kann, der Langkopf, der *deutsche Kopf* sei im Aussterben, oder doch in starkem, schwer noch aufzuhaltendem Rückgang begriffen. Darum gilt es, den ideologischen Langkopf zu behandeln wie ein seltenes Gewächs. Man sollte ihn ziehen und womöglich züchten; denn es dürfte einmal die Zeit kommen, da man vergeblich nach ihm fragen, und er ausgestorben und verschwunden sein wird, wie so viele andere edle Gewächse.

Jene dauerhafteren Naturen aber vom beweglichen, schnellfertigen *durchschnittlichen* Schultypus sind für den Lehrer überall die bequemeren und bequemsten Schüler und daher die Freude des Lehrers, weil sie ihm allenthalben sozusagen geistig an die Hand zu gehen wissen. Er braucht nicht erst lange und mühsam auf ihre Natur und Eigenart einzugehen, weil sie gewöhnlich keine tiefere haben. Sie erfordern die geringste Anstrengung und Bemühung seinerseits, weil ihr schnelles Auffassungs- und Orientierungsvermögen ihm auf allen Wegen entgegenkommt und seinen Fragen gar oft vorgreift. Sie sind daher die Lust und Wonne der Lehrer. Aber *was* diesen da entgegenkommt, ist meist bloß äußerlich angeflogen; es kommt nicht aus dem Innern der Schüler als Erkenntnis- und Wissensdrang, es ist ihnen nicht wahrhaft ernst damit, sondern nur mehr ein spielerisches Vergnügen im Lernen, das sie anwandelt und dem sie sich hingeben, weil es ihnen *leicht* wird, wie jedem andern Spiel. Sie würden mit der gleichen Freude vielleicht Reifen werfen und Teller tanzen lassen, wenn sie mit diesen Künsten irgendwie Ehre einlegen könnten und ihnen nichts anderes übrig bliebe. Das ist aber anders bei dem Schüler *deutscher* Natur. Wenn dieser einmal vom Wissensdrang erfaßt wird, dann pflegt es ihm damit so ernst zu sein, daß er mit dem Wissen und Lernen ringt und sich quält und es ihm keine Ruhe läßt, bis er sich klar geworden. Da ihm aber die leichtere Fassungsgabe und das schnelle Orientierungsvermögen fehlen, womit die fremd- und leichtblütigen Geister über die Fragen hinweggleiten, so wird dieser Drang bei ihm mehr oder weniger immer zum Trauerspiel. Seine Natur verlangt, daß der Lehrer, daß ein Führer oder Erzieher auf ihn eingeht und ihm über die Schwere hinweghilft, mit der er die Blöcke der inneren Widersprüche und Konflikte seiner spröden Wesensart hin- und herschieben muß, um sich zum Lichte heraufzuarbeiten. Er ist daher nicht die Freude, sondern die stetige Sorge der Lehrer, denn er erfordert eine Anstrengung und Gefährdung ihrerseits: dieser Typus erheischt überall von ihnen, wie wenn sie einen aus einem tiefen Brunnen heraufziehen sollten, und das ist nicht jedermanns Sache. Wer da nicht in dem Tempo mitkommt, welches die fremd- und leichtblütigen, fix orientierten Schrittmacher der Schule angeben, den läßt man gern am Wege stehen. Die da aber am Wege stehen gelassen werden, das sind überall mit den wirklich Unfähigen zugleich die *schweren*

deutſchen Naturen, denen ſich keine hilfreiche Pſychologenhand bietet, um ſie aus ſich herauszuholen; die es mit dem Lernen ernſt, allzu ernſt nehmen und eben darüber von ſich allein aus nicht ins klare kommen können. So werden ſie mit zu den Dummen geſtoßen und buchſtäblich dumm gemacht, das heißt an ſich irre gemacht, ſo daß ſie ſelbſt ſchließlich daran verzweifeln, mit dem Lernen zurechtzukommen und es zu meiſtern. Eine ſolche Natur war z. B. Alexander von Humboldt, der in ſeiner Jugend für blöde gehalten wurde, und wenn er nicht aus der vornehmen Familie geweſen und einen verſtändigen Erzieher bekommen hätte, wohl zugrunde gegangen wäre. Das will aber beſagen: gerade die deutſchen Naturen werden ſo mehr und mehr beiſeite geſchoben und ausgeſchieden, weil die Lehrer und Erzieher meiſt nicht ahnen, welche verborgenen Gaben dieſen Schülern innewohnen, und ſich deshalb nicht tiefer mit ihnen befaſſen. Sie halten es lieber mit den rundköpfigen Springgeiſtern und Luſtigmachern, die ihnen die Öde ihres pädagogiſchen Lehrwegs verkürzen. Die ſchwergeiſtigen und dickfälligen deutſchen Jungen mögen ſehen, wo ſie bleiben! Sie werden in mindere oder abſeitige Berufe gedrängt, wo ihre tieferen Werte verkümmern, die ſie nicht zur Entfaltung und Ausreifung bringen konnten. Einen ſolchen Notſchrei meint man aus den ſtolzergreifenden Verſen Paul de Lagardes herauszuhören, einer von den ſelten echt deutſchen und ſchwer lebenden Naturen:

Wär' ausgewachſen, was als Keim
In meines Geiſtes Tiefen lag,
So wär' ich, kühnlich ſei's bekannt,
In dieſer dunklen Welt ein Tag!

Die andern aber, die lebendigen, beweglichen, blitzſchnellen Queckſilbergeiſter, welche in der erſten Jugend alle „Genies" zu werden verſprachen, — dieſe Wunderknaben und Lieblinge der Lehrer, die kaum zu lernen brauchten, weil alles ſie nur ſo anflog, — wo bleiben die? Mit dem 20. oder 25. Jahre pflegt der „Wiſſensdurſt" verrauſcht zu ſein; da werden ſie gleichgültig und ſtumpf, weil ihnen keine inneren Kräfte mehr zu Hilfe kommen. Denn alles war nur Strohfeuer. Dieſe inneren Kräfte aber ſetzen bei den deutſchen Naturen gewöhnlich erſt in eben dem ſpäteren Alter ein, und tragen ſie dann weit über ihre fixeren Jugendgenoſſen hinaus, die ihnen anfänglich ſo viel vorauseilten, um in der Folge, mit einem Male fertig, wie ausgelöſcht ſtehen zu bleiben, unfähig, auch nur um einen Gran geiſtig weiter und innerlich höher zu kommen. Die plaſtiſche Kraft der deutſchen Natur iſt aber dann erſt nachgewachſen und bietet ihr Energien an, welche ſie über den toten Punkt ihrer Weſensſchwere hinwegzuheben vermögen. Dieſen inneren Nachwuchs indeſſen erreichen nur die wenigſten, da die übrigen in Schule und Erziehung nicht die rechte Förderung und Handreichung dafür finden und daher zumeiſt an ihrem toten Punkte ſcheitern. Darum gelangen die wenigſten wahrhaft deutſchen Naturen in führende Stellungen, weil ſie ſchon auf der Schulbank zur Seite geſchoben und an die Wand gedrückt werden und es ihnen ſpäter in ihrer akademiſchen oder ſonſtigen Laufbahn auch nicht viel anders ergeht. Wer von den Lehrern hat wohl den Mut, irgendeinen geiſtigen Windbeutel im Examen einmal durchfallen zu laſſen, der zwar mit ſchlagender Zungenfertigkeit das Penſum erledigt, daß es den Examinatoren nur ſo um die Ohren ſchwirrt, dem ſie aber anſehen müſſen, daß alles nur hohle Aufmachung und gleißender Anflug iſt — nichts dahinter! Freilich, ſie dürften ihn gar nicht fallen laſſen, denn er hat ja den Anforderungen voll entſprochen: dieſe Examensanforderungen

sind aber eben auf solche Blender und Streber zugeschnitten, deren „Rasse" damit systematisch herangezüchtet wird, nämlich eine Auslese nach rein äußerlicher Fertigkeit, ohne innere Gegenwerte. Den deutschen Examenskandidaten dagegen, der schwerfällig mit der Sprache herauskommt und die Fragen nur stockend beantwortet, weil er innere Werte zu verarbeiten hat und an Wissenskonflikten krankt, den läßt man ruhig durchfallen. Damit soll aber natürlich nicht gesagt sein, daß jeder, der im Examen stockt, an inneren Werten laboriere. Sondern nur, daß man danach nie, vielmehr immer nur nach dem Schema verfährt, um dann zu klagen, daß wir keine Persönlichkeiten mehr haben, weder in den leitenden noch in den freien Berufen.

* * *

Darüber läßt sich natürlich keine allgemeine Regel aufstellen. Allein die Tatsache darf von keinem Lehrer und Erzieher mehr aus den Augen gelassen werden, daß die langsam wachsende und spät reif werdende deutsche Natur unter dem heutigen Erziehungs- und Unterrichtssystem durchweg zu kurz kommt. Dieses vermag ihr nicht gerecht zu werden, es schädigt sie vielmehr oft fürs ganze Leben auf das empfindlichste, indessen der frühreife und fassungsschnelle Typus dabei seine Rechnung findet. Das ist eine Tatsache, der man sich nicht mehr verschließen darf und die eine Verurteilung unseres ganzen Systems bedeutet, wie man sie kaum schärfer ausdenken kann. Das Berechtigungswesen unserer höheren Schulen ist so recht wie dem schnellfertigen Typus auf den Leib geschnitten, während der langsamer reifende, dessen geistige Ausbildung mit der Entwicklung seiner inneren Kräfte nicht gleichen Schritt zu halten pflegt, häufig genug gerade an dieser Klippe scheitert und darum für minderwertig angesehen wird. Das deutsche Volk steht unter einem Unterrichts- und Erziehungssystem, das darauf hinarbeitet, den langsam reifenden deutschen gehaltvollen Typus systematisch auszumerzen. Man muß sich nur klarmachen, was das besagt. Unsere sozialen und gesellschaftlichen Einrichtungen sind schon des öfteren als solche erwiesen worden, die der deutschen Natur feindlich sind und verhängnisvoll werden. So vor allem die römische Rechtspflege. Allein, daß auch die Schule einem System untersteht, das eine Auslese in der Richtung auf die schnellfertigen, vorwiegend formalen Fähigkeiten, welche ohne irgendwelche inneren Kräfte bestehen können, zeitigt, und entsprechendermaßen den eines allmählichen Ausreifens bedürftigen schöpferischen Typus, wie den des Künstlers, Dichters und originalen Denkers, in seiner Entwicklung stört und oft für das ganze Leben zerbricht, das ist noch nicht genügend herausgestellt worden. Um so dringender wird die Aufgabe, über diese Verhältnisse Klarheit zu schaffen, welche die Entwicklung und das Kulturleben unseres Volkes in eine verhängnisvolle Einseitigkeit hineinzutreiben und zu züchten drohen.

* * *

Wir haben an anderer Stelle in einer Arbeit über das Thema „Galton contra Malthus"*) den einschlägigen Gesichtspunkten weitere Ausführung gegeben und möchten die wesentlichsten Punkte daraus, die sich dem vorstehenden Gedankengang unmittelbar anschließen, hier wiederholen. Der englische Anthropologe Francis Galton hat das Verdienst, nachgewiesen zu haben, daß die gesamte mittelalterliche Menschheit unter einem

*) „Menschen- und Bodenreform: Galton contra Malthus". Verlag Felix Dietrich, Gautzsch bei Leipzig.

unbewußt geübten Malthusschen Gesetz gestanden hat. Das Klosterleben, der Asketismus und das Zölibat entrückte eine Unzahl Menschen der Fortpflanzung; aber die solchermaßen zur sexuellen Enthaltsamkeit Verurteilten waren überall zumeist die feingeistiger und feinfühliger veranlagten Naturen, denen die kirchlichen Einrichtungen in den rauhen Zeiten naturgemäß als Rückhalt und Zuflucht dienten. Dergestalt aber wurden die innerlichen seelischen Kräfte fortgesetzt ausgemerzt, während die roheren und gemeineren Kräfte und Instinkte sich um so besser weitervererben konnten. Die allgemeine Zuchtlosigkeit des ausgehenden Mittelalters dürfte wohl mit in diesem Umstand begründet sein. Dann kamen Reformation und Gegenreformation mit ihren Ketzerverfolgungen, denen wiederum zumeist gerade solche Naturen zum Opfer fielen, die in den Zeiten des ungeteilten Glaubens in den Klöstern verschwunden waren. Denn sie waren es vornehmlich, die empfindungs- und denkfähigen Individuen, die den größten Bruchteil zu den Skeptikern, Freigeistern und Protestanten stellten, welche sich der neuen Bewegung annahmen. Mit dem Aufhören der religiösen Verfolgungen müßte — so sollte man nun meinen — auch dieser Ausscheidungsvorgang sein Ende gefunden haben. Diese Annahme dürfte sich indessen als eine arge Täuschung erweisen. Auch unter unseren liberalen und aufgeklärten Verhältnissen können die feinfühligen und feinsinnigen Naturen nach wie vor noch schwerer zur Fortpflanzung und Nachkommenschaft gelangen, als die derbsinnlichen. Sie, die das Leben ernster und schwerer nehmen, und denen es auch im allgemeinen schwerer wird, sich durchzusetzen und eine auskömmliche Lebensstellung unter den modernen sozialen Verhältnissen zu erringen, gelangen durchweg später oder in sehr vielen Fällen gar nicht zur Verehelichung. Man hat die moderne Gesellschaftsordnung mit ihren sozialen Abstufungen in den gebundenen Berufen der Gelehrten-, Beamten- und militärischen Laufbahn wie in den freien des Ärzte-, Autoren- und Künstlerstandes mit einem Sieb verglichen, das im Sinne einer ungeheuren Auswahl wirkt, indem es überall nur die tüchtigsten und geeignetsten Kräfte nach oben durchlasse und die minderwertigen überall zurückhalte. Zweifellos liegt eine gewisse Wahrheit in dieser Auffassung, allein die Gesellschaftsordnung, wie sie heute besteht, auch nur annähernd für eine vollgültige Auswahleinrichtung zu nehmen, wäre ein verhängnisvoller Irrtum. Das Sieb wird auf dem Wege der Gönnerschaft und einflußreicher Verbindungen zur Genüge anderweitig durchlöchert. Doch auch abgesehen davon ist zu berücksichtigen, daß diejenigen, die in allen Berufen am schnellsten vorwärts kommen, doch keineswegs überall die innerlich tüchtigsten und reifsten Individuen sind, sondern vorzüglich die gewandteren und gewiegteren, welche sich am besten zu schicken und, sei es bei ihren Vorgesetzten oder auf dem großen Markte des Lebens, anzupassen verstehen. Es soll dieser Art Individuen damit durchaus nicht die erforderliche Fähigkeit und Tüchtigkeit abgesprochen werden, welche sie zur Ausfüllung ihrer Berufsstellungen benötigen; allein sie wissen dem sozialzuchtwählerischen Gärungs- und Entwicklungsprozeß durch ein Ferment in ihrem Interesse nachzuhelfen, das die gewissenhafteren und innerlich reiferen Individuen von gleichen Kräften und Fähigkeiten hinzuzutun verschmähen oder überhaupt nicht in die Gedanken nehmen. Naturen, welche, bei gleichen Kräften und Fähigkeiten, ein ansprechendes Wesen haben oder einschmeichelnd sich ein solches zu geben wissen, werden daher immer die besseren Aussichten haben im Wettbewerb mit anderen auch nur ruhigeren und ernsthafteren Charakteren. Temperament und Redegewandtheit sind in den meisten Fällen

untrügliche Zugkräfte und Blasen des sozialen Aufstiegs in der gesellschaftlichen Gärungsmasse. Und demgemäß vollzieht sich überall die soziale Auslese und Fortzüchtung der modernen Kulturmenschheit, daß die mehr äußerlichen, blendenden Vorzüge vornehmlich auf die Nachkommenschaft übertragen, die innerlicheren, edleren und vornehmeren Eigenschaften hingegen als dauernd auf den Aussterbeetat gesetzt erscheinen oder doch nicht entfernt die gleichen Aussichten genießen.

* * *

Zu Ausgang des zweiten Teiles der Faustdichtung spricht Pater Seraphicus den „Chor seliger Knaben" an:

Knaben! Mitternachts-Geborene,
Halb erschlossen Geist und Sinn,
Für die Eltern gleich Verlorne,
Für die Engel zum Gewinn!

Und die Knaben singen dagegen:

Wir wurden früh entfernt
Von Lebehören;
Doch dieser hat gelernt,
Er wird uns lehren.

Dieser Chor seliger Knaben will uns überall an die früh verblichene deutsche Jugend gemahnen, welche das Leben nicht mehr erleben sollte, weil unser heutiges Erziehungswesen den Schülern germanischer Art und deutschen Schlags nicht erlaubt, sich in ihrer Weise auszuwachsen und zu entwickeln, sondern sie zwingt, ein fremdes Geistestempo anzunehmen, das ihrer Natur zuwiderläuft; das heißt aber, sie tötet, wenn nicht mit einem Schlage, so doch in mählicher, langsam-quälerischer Zermürbung. Jedenfalls aber durch Hintanhaltung und Zurücksetzung im Fortkommen sie von der Fortpflanzung ausschließt oder diese doch unterbindet, womit der deutsche Typus nach und nach ausgeschieden und zum Chor der seligen Knaben versammelt wird. Wir haben dabei nicht sowohl die immer häufiger werdenden „Schülerselbstmorde" im Auge, wir glauben vielmehr, daß die Kandidaten dafür nicht einmal dem rein deutschen Typus angehören dürften, der, wie er mehr den niedergestimmten als den erregten Geisteszuständen zuneigt, auch nicht zu solchen überreizten Handlungen sich leicht verleiten läßt. Der Deutsche läßt sich eher bis aufs Blut quälen und langsam zermartern, als daß er aufbegehrt, wo er sich ins Unrecht gesetzt sieht. Und das ist gerade das Unglück unseres Schulsystems, daß es dem deutschen Element so lange einredet, es läge nur an ihm, wenn es in den Wissenschaften schlechter und langsamer Fortschritte macht als das Fremdelement, bis es dies schließlich selber glaubt und sich in der Tat für minderwertig hält. Es gehört mit zu den schlimmsten deutschen Gebrechen, sich so leicht und „leichtfertig" das Vertrauen zu sich selbst nehmen zu lassen; und gerade dieser Mangel wird von den Fremden immer zuerst ausgefunden und damit wie eine Bresche in die Feste der deutschen Natur gelegt. Der deutsche Typus stirbt den langsamen geistigen Erstickungstod, weil er nicht in dem überhasteten Tempo der anderen mitkann, oder er wird von diesem zu Tode gehetzt und überrannt.

Die gegenwärtige deutsche Bildung ist eine Verzerrung und Fratze deutschen Wesens. Die deutschen schöpferischen Naturen als die langsameren und schwerfälligeren in der Ent-

wicklung versagen in dem Wettlauf um die besten Stellen, oder scheuen davor zurück und lassen sie sich von den Slawennaturen abjagen, welche zwar auch eine Kreuzung mit deutschem Element, aber eine mindere, unproduktive darstellen. Nietzsche bildet für diese Art Kreuzung nur einen seltenen Ausnahmefall, indem bei ihm dem slawischen Bluttempo der leichtfertigen, blitzartigen Beweglichkeit eine deutsche Schöpfernatur von der Mutter her zu Hilfe kam, die von seinem Bluttempo wie auf wild dahinrasendem Kosakenpferde mit fortgerissen, diesen Dichter-Denker zu unendlichen Meeren mit Wundern und Inseln der Seligen trug. Diesem Nietzsche ist der kommende Mensch recht biosynthetisch und symbolisch wie der „Blitz aus der dunklen Wolke", nämlich die gleißende sarmatische Zuckung aus dem dunklen deutschen Gemüte. Das aber ist ein Ausnahmefall, der nur in unserem Militärwesen seinesgleichen findet, wo in der Tat der slawische Einschlag im Preußentum den deutschen Michel recht am Nacken gepackt hat, um ihm den Leib zu straffen und den Impuls zu geben, den er brauchte, sich vorwärts stürmend aufzufrischen zum Wiedererbau seines staatlichen Struktur- und völkischen Fachwerks (Tektonik) im neuen deutschen Reich. Die halbe Flasche Sekt, von der Bismarck sagte, daß sie dem deutschen Temperamente fehle, das ist das Slawenblut in soldatischen Adern geworden; als ein heilkräftiger Einschlag. In den bürgerlichen Verhältnissen entpuppt sich die slawogermanische Kreuzung aber unheilvoll aus Formalismus, Schematismus und passivem Widerstand zusammengesetzt.

Der langköpfige germanische Typus verhungert dergestalt in unserer Zeit, welche allenthalben von den schnellfertigen rundköpfigen dunklen Elementen gemeistert und besessen wird.

Welch eine andere Welt aber könnte vor uns stehen, welch anderes großzügigeres und freiatmendes Leben ringsum lebendig sein in deutschen Landen, wenn der schon auf der Schulbank unterdrückte und früh verbleichende deutsche Typus zum Leben, zur Ausreifung, zur Gestaltung und Meisterung unserer sozialen, gesellschaftlichen, pädagogischen und staatlichen Verhältnisse gelangte! Eine verwandelte Welt würde mit dieser gewendeten Auslese auf den produktiven und schöpferischen Typus hin einsetzen: eine verklärte deutsche Welt in Licht und Wahrheitslust, an Stelle der finsteren Regimentierung, in der wir unter dem Drucke fremdartigen Blutzwangs leben.

Darum ergeht unser Appell an die Lehrer und Erzieher in deutschen Landen vor allen anderen: zieht deutsche Jugend groß, helfet ihr überall auf und aus sich heraus gegenüber der fremdgeistigen Schnellfertigkeit, fördert sie allenthalben zum Leben und Wachstum, Ausreifen und Eingreifen in die leitenden Stellen unseres Staats- und Gesellschaftslebens! Erlöst deutsche Jugend vom frühen geistigen Erstickungstode auf euren Schulbänken, in euren Klassen, deutsche Lehrer und Erzieher, und erzieht sie zu Führernaturen unseres Volkes, dann schafft ihr eine verwandelte Welt, ein neues inneres, ein innerlich erneutes und fruchtbar ausgebautes Deutsches Reich, das nach dem kulturellen und wirtschaftlichen Jena unserer Tage in einem deutschgeistigen Sedan von Sieg zu Sieg schreitet und der Welt innerlich die Achtung wieder abnötigt, welche Deutschland unter Bismarcks Führung äußerlich in einer Weltmachtstellung gewonnen, aber unter dem wachsenden Fremdgeiste im deutschen Volke und damit seiner Entfremdung von sich selbst zum großen Teil wieder eingebüßt hat.

Die Zukunft der Familie

Von Dr. Ludwig Müller, Charlottenburg

Der ungeheuerliche Rückgang der Geburten, zumal in den freisinnig-sozialdemokratischen Gebieten, die Zunahme der Ehescheidungen und des Dirnentums, der Fürsorge-Erziehung und der Bestrafung Jugendlicher: das alles ist für die Zukunft der Familie mehr als Warnung. Es ist gut ein Drittel des Weges zum völkischen Untergang. Vor etlichen Jahren sah die Regierung schon ein, es müsse anders werden, und — brachte die Mädchen-Schulreform, um mit Hilfe von höherer Mathematik und Gymnasialkursen dem Übel in den höheren Schichten zu steuern. Aber solche Berufs- und Modebildung kann nur die Abkehr von Haus und Familie und damit die Züchtung einer Zersetzungsschicht zur Folge haben. Denn wie Le Bon (Psychologie der Massen, S. 67) bekräftigt: „Der Erwerb von Kenntnissen, für die man keine Verwendung finden kann, ist ein sicheres Mittel, um aus dem Menschen einen Empörer zu machen." Wir befinden uns allenthalben unterwegs zu Bebels Zukunftsstaat, und es ist für diese Betrachtung gleichgültig, daß dieser utopische Bau noch vor dem Richtfeste zum Chaos zusammenstürzen würde. Von der „Frau in der Zukunft" sagte Bebel:

„Eben noch praktische Arbeiterin in irgendeinem Gewerbe, ist sie in der nächsten Stunde Erzieherin, Lehrerin, Pflegerin, übt sie an einem dritten Teil des Tages irgendeine Kunst aus oder pflegt eine Wissenschaft, und versieht in einem vierten Teil irgendeine verwaltende Funktion. Sie genießt Studien, Vergnügungen und Unterhaltungen mit ihresgleichen oder mit Männern, ganz wie es ihr beliebt und die Gelegenheit sich bietet. — Die Frau ist also vollkommen frei und ihre Häuslichkeit und ihre Kinder, wenn sie solche hat, können ihr ihre Freiheit nicht verkürzen, sie können nur ihr Vergnügen vermehren."

Der Schritt auf den Zukunftsstaat, den wir inzwischen gemacht haben, hat bereits den Bedingungssatz aufgelöst: die Frau des Vergnügens wird keine Kinder haben, um dem deutschen Volke die Träger der Zukunft zu erhalten. Schon heute ist die großstädtische Geburtenzahl nur ein Drittel der ländlichen. Keine wirtschaftliche Besserung der Zukunft wird, da die Ansprüche mindestens in gleichem Maße wie die Gehälter steigen, die „Luxusmode" eines dritten oder gar vierten Kindes wieder allgemein machen und als „Vermehrung des Vergnügens" empfunden werden. Vielmehr greift der Gebärstreik als eine Ablehnung der letzten großen Sozial-Pflicht der Frau immer mehr um sich.

Es hat nicht einen Augenblick in der Absicht der Regierung gelegen, eine derartige Entwicklung zu fördern. Die gegenwärtige Lage ist vielmehr so, daß auch die gebildeten jungen Mädchen großenteils zu einem Berufe gezwungen sind, weil sie nicht rechtzeitig heiraten können und die gesellschaftliche Arbeitsteilung die wirtschaftliche Familie auflöste, wodurch die Hände der erwachsenen Töchter zur Müßigkeit verurteilt wurden. Da nun die Gesellschaft und als ihr politischer Sachwalter der Staat diese Verhältnisse verschuldet haben, sind sie durchaus verpflichtet, nun auch Abhilfe zu schaffen.

Jetzt aber kommt das Entscheidende: Alle Bemühungen von Staat und Gesellschaft haben nur dann einen Sinn „sub specie aeternitatis", können nur dann die Forderungen der Gegenwart mit den Forderungen der Zukunft verträglich machen,

wenn eine organische Wiederherstellung der Familienwerte und des Familien-Umfanges gleichzeitig einsetzt und die Notstands-Maßnahmen wieder ablöst. Darüber darf sich nämlich die Gesellschaft keiner Täuschung hingeben, daß die Entfesselung des Wettkampfes zwischen Mann und Frau in den höheren Berufen die erwerbliche Unsicherheit immer weiter steigert, die Gehälter drückt und damit die Ursachen des Übels vergrößert, während sie ihre Folgen zu mildern strebte.

Die Stellung der Frau darf weder durch die „Selbstsucht" des Mannes noch durch ihre eigene „Selbstsucht" bestimmt werden. Dieser Streit kann nur Geltung haben innerhalb der Grenzen, welche das Volkstum als Ganzes zieht. Diese Grenzen sind aber, wie unser gegenwärtiges völkisches Elend zeigt, bereits weit überschritten. Im Grunde hat jene widernatürliche Geistesrichtung, die im 18. Jahrhundert um sich griff und als Eigenherrlichkeit des Vereinzelten (als „liberaler Individualismus") die Völker verwirrte, die Hauptschuld. Nicht als Vereinzelter und „zur Befriedigung des Geschlechtstriebes" als seiner persönlichen Angelegenheit tritt der Mensch in die Ehe, sondern zur Erhaltung der leiblichen Träger des Volkes, zur körperlichen und geistigen Hege eines neuen Geschlechts. Die Triebe sind dem Menschen nur als Lockung gesetzt, damit er seiner Aufgabe sicherer genüge. Wer die Ehe auch nur in Gedanken zum Geschlechtsvergnügen entwürdigt, zeigt seine Entfremdung von den grundlegenden Gesetzen der Natur.

In der Ehe zündet sich ein junges Leben an, das keineswegs nur eine Fortsetzung und Mischung der elterlichen ist, sondern in dem die Leben von Großeltern und Urgroßeltern und ferner Voreltern mit unberechenbaren Kräften wie in einem Brennpunkt zusammenstrahlen, um von dem jungen Geschlecht in hundertfältiger Weise wieder ausgestrahlt zu werden zu Beugung und neuer Einigung. Die Gesellschaft hat daher die Formen und den Gehalt der Ehe zuerst darauf zu prüfen, ob sie die rechten Pflanzstätten des jungen Geschlechtes sind, dann kommt erst die Frage, durch welche „Opfer der persönlichen Willkür" von Mann und Frau diese Aufgabe gelöst wird. Wie die Einsicht in die Natur des Menschen zugleich zeigt, sind alle derartigen Opfer nur scheinbar. Denn das freie „Sich-Ausleben" (!) der Vereinzelten hat noch niemandem das Glück gebracht. Wohl liegt es in des Menschen Gewalt, ob er seine Bestimmung erfüllen oder aus Genußsucht und Selbstliebe die einzigen Gefühle vergewaltigen und ersticken will, die in der Hingabe an den Mitmenschen und im Dienste der natürlichen Ordnung sich entfalten. Das Glück und die dauernde Zufriedenheit knüpfen sich nur an die Arbeit für Haus und Herd, für Gemahl und Kind, für Staat und Volk.

So ist auch die Abgrenzung zwischen Frauenwirken und Männerwirken nicht zu ziehen nach einem „Recht der Persönlichkeiten", sondern als Teilung der Pflichten nach Maßgabe der natürlichen Eignung zu dem Ziele, Familie und Volk stark und gesund zu erhalten. Was für das Ziel der Ehe das Beste ist, muß auch nach den Gesetzen der Natur dem Einzelnen die besten Aussichten auf sein eigenes Glück bieten.

Wie nicht oft genug hervorgehoben werden kann, ist die moderne Ehe, wo Mann und Frau dem Erwerbe nachgehen, auch dann zur Erziehung tüchtiger Kinder nur schwer imstande, wenn beide Eltern in der Betreuung der Kleinen ihre wichtigste Aufgabe sehen. Wo aber ist in den Großstädten solche elterliche Kraft noch hinreichend zu finden? Das Proletarierkind hat in der Mehrzahl der Fälle dort, wo es aufwächst, kein eigentliches Heim und keine

eigentliche Erziehung. Dafür ist ja die Schule da; und diese muß oft froh sein, wenn ihre Wirksamkeit nicht durch das „Klassenbewußtsein" und den Alkohol zu Hause untergraben wird. Auf diese Weise kann die von unserem „wirtschaftlichen Aufschwunge" gezüchtete Form der Familie nicht weiter ihre Aufgabe erfüllen.

Solche Erkenntnis ist zwar nachgerade allgemein geworden, aber die Lösung des Übels wird auf falschem Wege gesucht: Staat und Gemeinde sollen der Familie ihre Pflichten am Kinde abnehmen. Was helfen aber alle Kochschulen und Handfertigkeitsstätten, Haushaltungskurse und Belehrungsstunden, wenn das junge Geschlecht doch wieder den gleichen Verhältnissen ausgesetzt wird, die es hindern, die erworbenen Kenntnisse und Einsichten nun in einer eigenen wirklichen Ehe durchzuführen und den künftigen Kindern organisch zu übermitteln!

Das moderne Leben hat die Einheit und Kraft der Familie zerrissen und uns damit körperlich wie sittlich dem Volksverfalle nahegeführt. Diese Erkenntnis hätten wir schon vor Jahrzehnten gewinnen können, als die ersten sicheren Zeichen auftraten; und damals wäre ein Durchkämpfen zur Gesundung weit leichter gewesen als heute, wo in den Industriegebieten das normale Familienleben kaum mehr genügende Vorbilder hat. Es mußte weit mit uns kommen, bis wir endlich sehen wollten, was die natürliche Feigheit uns wegzuleugnen drängte.

Um so mehr muß jetzt auf volle Einsicht und volle Abwehr hingearbeitet werden. Da ist nun die erste Bedingung: Wir müssen den Entschuldigungsgrund der „nun einmal gegebenen Verhältnisse" gründlich wegräumen. Nicht die Verhältnisse schufen uns, sondern unser einseitiges Streben nach mechanischem Fortschritt, unser Geldhunger und Warenhunger brachte uns die Zustände, deren Fortbestand den Untergang des deutschen Volkstumes bedeuten würde.

Die klare Prüfung geht dahin: welches Maß der Eigenheit braucht die Familie, um hinreichend wirtschaftliche Einheit zu sein und eine Erziehung zur häuslichen Selbständigkeit zu ermöglichen; welche soziale Geschlossenheit braucht die Familie, welches sind also die Grenzen, innerhalb deren die Berufstätigkeit des Mannes, der Frau und der Kinder ohne Gefährdung der Kraft und Aufgabe der Familie gehen darf; welche gesellschaftliche Geschlossenheit braucht die Familie, damit der Einzelne sich ihr nicht leichtfertig entfremdet; welche rechtliche und politische Geschlossenheit braucht sie, um sich als unteilbare Zelle des Staatswesens zu behaupten und die Grundlage aller höheren Gliederung zu sichern?

Die wirtschaftliche Einheit der Familie und zugleich der wirtschaftliche Zusammenschluß von Familien zu gemeinsamer Hilfe ist geschichtlich am besten gesichert gewesen in der ländlichen Kleinwirtschaft des Dorfgenossen und des Ackerbürgers. Was der Haushalt zum Unterhalte bedurfte, wurde großenteils im eigenen Betriebe oder dem Gemeinschaftsbetriebe der Genossenschaft hergestellt. Da wird gepflügt, gesät, geerntet, gedroschen; wird das eigene Korn zum Müller gebracht und gegen Überlassung des 16. Scheffels gemahlen; das Mehl wird im eigenen Ofen gebacken oder zu Nudeln verarbeitet. Das Holz wird aus gemeinsamer Waldnutzung genommen und mit Beihilfe der Genossen zum Fachwerke des Hauses gefügt. Zur Feuerung wird von der Familie das Holz geklaftert, Streu geholt oder Torf bereitet. Flachs oder Hanf werden angebaut, auch wohl Krapp zum Färben. Das Flachs geht zum Handwerker, vielfach die Wolle zum Kämmer: doch stets kehrt die

Ware in die eigene Wirtschaft zurück, empfindet auch in der gemeinsamen Spinnstube des Dorfes jeder das Verarbeitete als sein eigen. Das weiße oder vom Färber der nächsten Stadt gefärbte Zeug wird von den weiblichen Mitgliedern des Haushaltes zu Kleidungsstücken verarbeitet und z. T. als Lohn zurückgelegt, um einst die Aussteuer zu bilden.

Im Hausgarten wird die Mehrzahl der Gewürze neben Gemüsen und Blumen gezogen, im Walde sind Nüsse und Kräuter für Heiltränke zu sammeln. Seife wird gekocht, Wachslicht gezogen, es wird eingeschlachtet, eingepökelt und eingemacht. Geflügel, Eier, Milch, Butter und Honig, sogar das leichte Bier liefert die eigene Wirtschaft. Alles das erzieht die Familie zum Vordenken und Vorsorgen, zur Gemeinschaftsarbeit und der unbedingten Einsicht, wonach jeder ehrlichen Arbeit ihr ehrlicher Lohn gebührt. Kinder, Erwachsene und Altenteiler können sich alle und jederzeit nützlich machen, und die Unsicherheit um das tägliche Brot übertritt so leicht nicht die Schwelle. Die Jugend wächst unmerklich in die Aufgaben der Erwachsenen hinein und bedarf kaum der Kenntnisübermittlung durch die Schule. Was sollen Anschauungsbilder und naturkundlicher Unterricht dem, der in diesen Dingen aufwuchs? Was bedurfte es der sittlichen Lehren aus Geschichte und Lesebuch, was einer heute mühsam aus staatsbürgerkundlichem Unterricht herzuleitenden theoretischen Einsicht, wie notwendig Eingliederung und gegenseitige Hilfe für den Bestand des Ganzen seien, solange alles das schon von Kindesbeinen an gelebt wurde und jede Ausartung des Eigennutzes durch die Entziehung der nachbarlichen Hilfe sogleich zurückgewiesen wurde?

Dazu kommt als recht wichtige Folge die innige Verwachsung des Einzelnen und der Familie mit den aus eigener Arbeit gewonnenen Dingen. Wie rührend klingt heute als Nachklang besserer Zeiten in so mancher Familie jenes Wort: das haben wir selbst gemacht! Gewiß rechnet die Frau uns befriedigt vor, wieviel sie gespart hat, indem sie den alten Hut nach der neuen Mode umformte oder die auf dem Markte gekauften Johannisbeeren selbst einmachte. Wichtiger ist der Stolz auf die eigene Arbeit, der in unseren Städten nur deshalb so geringe Früchte trägt, weil häusliches Bemühen mit dem Wechsel der Mode nicht immer Schritt halten kann. Wer wenig im Hause schaffend die Hände rührt, der liebt freilich Kleidungsstücke und Tändelsachen, wie sie aus deutscher Eigenwirtschaft nicht zu gewinnen sind. Soviel ist aber gewiß: ein bescheidenes Leben in selbstgeschaffener Häuslichkeit und aus selbstgewonnenen Vorräten bereitete Kost machen uns zufriedener und glücklicher als das bessere Leben „von der Hand in den Mund".

Hier werden viele einwenden, derlei sei leider bei der heute herrschend gewordenen Lebensauffassung nicht mehr zu ändern. Wohl spielen noch weitere Kräfte mit, aber wesentlich wirtschaftlich sind die Einwände nicht. Sobald der Hauptberuf des Mannes ein anderer wird und er den Ertrag in Geld heimbringt, muß zwar Fleisch und Zeug, Mehl und Gemüse, Butter, Milch und manches andere gekauft werden, wie auch der Hauszins und der Dienstbotenlohn in Geld zu entrichten ist; der Hausfrau bleibt aber wahrlich immer noch ein reiches Feld der Tätigkeit, besonders solange die Familie ein Gartengrundstück oder vor den Toren ein Gartenland in Nutzung hat. Fällt auch das fort, so schränkt sich das Wirkungsfeld der Hausfrau erheblich ein, aber dafür erwachsen die Aufgaben der Mutter, da die Stadt und die meist überlange berufliche Abwesenheit des Mannes die Erziehung und auch den Unterricht der Kinder erschweren. Immer sollte die Mutter sich aber vor Augen halten, wie rasch die Kinder die unnatürlichen Zustände großstädtischer Wirtschaft als etwas

Selbstverständliches hinnehmen, aber den inneren Wert der Güter, die sie nicht selbst entstehen sahen, nie zu würdigen lernen. Für das neue Geschlecht hat alles seinen Geldpreis, Mühe und Liebe aber lassen sich in ihm nicht ausdrücken. So führt dann die Vernachlässigung der Wirtschaft fast mit zwingender Gewalt die Kinder in die Arme jener dem Fremdtume verdankten kapitalistischen Weltanschauung.

Das Wort sozial wird heute fast nur für Berufsklassen gebraucht, besonders für die Zustände bei unseren städtischen Arbeitern. An sich ist es auf jede Art menschlicher Vereinigung anzuwenden, und auf keine mit mehr Bedeutsamkeit als auf die Familie. Denn die Familie ist die kleinste, das Einzelleben überdauernde Einheit, sie ist die Erzieherin in allen sozialen Empfindungen und Einsichten. Jeder Staat ist zugrunde gegangen, der die Aufgaben der Familien anderen Mächten überantwortete, und die Auflösung der Familie in den Plänen unserer Zukunftsstaatler ist der beste Beweis ihrer Unentbehrlichkeit und Unvertretbarkeit in allen wirklichen Völkern und Zeiten. Die Familie kann nur dann ihre soziale Aufgabe erfüllen, wenn Mann, Weib und Kinder miteinander und füreinander leben. Das dauernde Fernsein eines Teiles oder gar beider Gatten kann durch nichts ausgeglichen werden. Heute kommt der Vater oft erst abends nach Hause und ist dann, erschöpft oder gar mißmutig, nicht imstande, am Ergehen der Kinder den rechten Anteil zu nehmen. Wird er als strafende Gewalt ausgenutzt oder läßt er seine Liebe in der kurzen Abendstunde als Verziehung aus, so ist damit erst recht nichts gewonnen. Andererseits empfindet das Kind tief und nachhaltig jede Viertelstunde, für die der Vater wirklich in das Leben seiner Kleinen hinabsteigt. Und ebenso wirkt jeder Tag, an dem die Kinder ihre Eltern im herzlichen Einvernehmen sehen.

Die Familie ist das Schutzgatter der Jugend. Sind nun beide Eltern beruflich tätig oder glauben sie gar ihren gesellschaftlichen Verpflichtungen ein häufiges gemeinsames Ausgehen schuldig zu sein, so stehen die Türen des Gatters offen, und niemand weiß, welche Schlangen hineinschlüpfen. Eine wirkliche Berufstätigkeit der Frau außerhalb ihres Heimes ist mit ihrem Mutteramte ganz unvereinbar, es müßte denn der Mann die Wartung übernehmen. Damit soll nicht die Mitarbeit der Frau und die Handreichung der Kinder im Geschäft oder der Landwirtschaft des Mannes verurteilt sein, denn bei aller Geschäftigkeit bleibt hier die Gemeinschaft und ihre erziehlich-sittliche Macht. Die Fabrikarbeit ist aber für die Frau ein Unding und ebenso für das heiratsreife Mädchen, das so von der Gründung einer Familie im voraus abgeschreckt wird. Es wird immer brave Weiber geben, die ihren Mann verloren haben und nun sich und ihren Haufen Kinder in unverdrossener Arbeit als Waschfrau, Flickerin oder derlei durchbringen. In die Frage nach der grundsätzlichen Berufstätigkeit der Frau gehört das aber nicht. Ebenso gibt es viele, die bis zu ihrer Heirat erwerblich sich betätigen müssen; auch sie bleiben hier außer Betracht, doch sei vermerkt, daß sie durchaus in eine Familie, und zwar möglichst in die elterliche gehören. Endlich gibt es Frauen, die ihr Leben lieber in den Dienst der Allgemeinheit stellen als heiraten. Selbst diese sprechen für unsere Entscheidung nicht mit.

Ist allgemein der Ertrag des vielgerühmten modernen Erwerbslebens mit seiner Unterjochung von Dampf und Elektrizität so gering, daß die Hände der Männer nicht ausreichen, einen bescheidenen aber sicheren Lebensunterhalt für die Familie zu verdienen? Welcher Lobpreiser unseres großartigen „Fortschrittes" wagt hier mit einem Ja zugleich den Bankerott über alle Herrlichkeit auszusprechen? Oder sind es zu wenig Hände, die sich

für die Fabrikarbeit anbieten? Dann haltet jedes Mädchen von dort zurück. Denn gewollte oder nicht gewollte Unfruchtbarkeit schlägt ihren Leib, und das künftige Geschlecht wird keine Kinder des heutigen Fabrikarbeiters die Hände zur Arbeit anbieten sehen. Frauenarbeit in der Fabrik ist nur ein sicheres Mittel, den Arbeitermangel für die Zukunft zur Gewißheit zu machen und immer stärker die gesunden Reste der Landbevölkerung der gleichen tödlichen Verblendung zuzutreiben.

Die Familie als soziale Einheit schließt Nachkommenschaft in sich. Der Erwerb des Vaters und die ihm angepaßte Lebenshaltung der Familie müssen zudem so sein, daß auch zahlreiche Nachkommenschaft als Segen gilt. Die Aufzucht der Kinder ist im Vergleich zu früheren Zeiten sehr viel teurer geworden und wird es auch bleiben. Künstliche Beschränkung der Kinderzahl führt stets zum Unsegen und in Zeiten sinkender Verantwortungsfreudigkeit rasch zum Zwei-, Ein- und Keinkindersystem. Gerade bei der Kinderzahl wird neben dem rechnerischen Ergebnis durchgängig verkannt, daß von einer kinderreichen Familie jedes einzelne Kind mehr wertet als das einer kinderarmen, da es auf das soziale Gemeinschaftsleben vorgebildet ist und meist seinen Eigenwillen, seine Unarten und Herrschgelüste rechtzeitig abgeschliffen hat. Deshalb müßte heute die Gesamtheit (Staat, Stadt) dem Kinderreichtum als sozialer Tat eine weit größere Erleichterung und Förderung zuteil werden lassen. Das gilt ganz besonders für den besseren Mittelstand. Bedenken wir, welche Kosten die Familien und der Staat auf sich nehmen mußten, bis der Aufstieg tüchtiger Kräfte erfolgt, so ist es eine Ungeheuerlichkeit, wie heute durch Mangel sozialer Einsicht die gesellschaftlich-wirtschaftliche Zuchtwahl (um es mit den Darwinistischen Politikern einmal so zu nennen) um ihre Früchte gebracht wird. Es ist, als wenn man einen Obstbaum hege, bis er gute Früchte bringt, dann aber vernachlässige, um mit dem nächsten die gleiche Arbeit zu beginnen.

Die Familie als soziale Einheit birgt die Keime aller sozialen Sittlichkeit, nicht nur für die Kinder, sondern ebenso für die Erwachsenen. Erinnert sei an den Schaden, der aus der Entfremdung der Mündigen von jeglichem Familienleben gerade in unseren Städten erwächst. Die Lockerung der Familie ist stets die Ursache allgemeinen sittlichen Verfalles gewesen, fast unabhängig von den jeweiligen Kräften, welchen die Familie erlag. Eine genaue Angabe, wieweit die Familie zugunsten der Wirtschaft oder der Freiheit des Einzelnen benachteiligt werden dürfe, ist nicht möglich. Das ist verschieden nach Volk und Gegend, nach Wirtschaftsformen und städtischem oder ländlichem Aufenthalt. Gewißlich ist heute bei uns fast überall die Grenze überschritten, und für die Industriegebiete sowie die Großstädte ist es äußerst zweifelhaft, ob der Rückweg zum zulässigen Maß aus eigener Einsicht ohne starkes Eingreifen der Gesetzgebung gefunden werden kann. Die Sicherung der Familie ist jedenfalls weitaus die wichtigste Aufgabe für Gegenwart und Zukunft, an der alle noch gesunden Teile des Volkskörpers nach Kräften mitwirken müssen.

Die gesellschaftliche Stellung einer Familie war früher eine bekannte Größe, abhängig von Herkunft und Stellung der Familien der Ehegatten und von dem Berufe des Ehemannes selbst. In dem Maße, wie der Verkehr diese Unterlagen dem allgemeinen Urteil entzog, trat die Geltung des Mannes allein auf, wobei die bürgerliche Stellung heute oft weniger gilt als die äußeren Formen und der Aufwand. Wohl hat es zu allen Zeiten Emporkömmlinge gegeben, welche die sondernden Schranken der von ihnen erstrebten Kreise wegzuräumen

suchten; aber die wahllose Vermengung der Stände, von Gesellschaft, Halbwelt und Abenteurertum ist nur in Zeiten des Verfalles möglich, wo das Geld alles beherrscht und die Ausweise über Stand und Herkunft nur noch willkommene Wertpapiere auf dem Heirats- und Eitelkeitsmarkte sind. Die organische Bedeutung der Gesellschaftskreise als *erziehender Gemeinschaften* kommt kaum noch zum Bewußtsein. Die Lebensanschauung eines Kaufmannes ist notwendig verschieden von der des Beamten, die des Handwerkers von der des Offiziers. Verschieden ist der Maßstab der Lebenshaltung, verschieden die Grenze für das Erlaubte und Schickliche. Tatsächlich werten sogar die Gerichte zur Wahrung der Standesehre für Ärzte, Offiziere, Anwälte und Börsenleute recht unterschiedlich, und Unteroffiziere sowie Unterbeamte entfernen sich von ihnen ebenso sehr wie von der Auffassung, die etwa beim Kaufmannsgerichte sich zeigt. Schon Kant hat in seiner „pragmatischen Anthropologie" die *ständische Gliederung* als etwas den deutschen Volksgeist Auszeichnendes betont. Der Deutsche hat ein starkes *Pflichtgefühl*, das ihn innerhalb seines Lebenskreises zur Selbstbescheidung führt, ebenso aber starken Trieb zu genossenschaftlichem Zusammenschluß. Daraus ergibt sich die gesellschaftliche Schichtung und der Stolz, in dem eigenen Gesellschaftskreise etwas darzustellen. Dieser ist weit mehr als die Familie Träger der Standesüberlieferung und Standessitte und wirkt dauernd erzieherisch auf jeden einzelnen. Die Eltern sind dann die Vermittler dieser Werte an die Jugend. Eine Einordnung der Familie in den gesellschaftlichen Kreis und ihr Pflichtgefühl gegenüber der Allgemeinheit wird sehr gestärkt durch die Familienüberlieferung. Allgemach läßt die Wirkung jener dem deutschen Volksgeiste an sich fremden Künste nach, welche den Stolz auf Herkunft und auf Tüchtigkeit der Vorfahren verächtlich machen. Der Bürger beginnt, sich ebenso wie der Adel auf den Wert der Familienkunde zu besinnen und sich als Träger einer gesellschaftlichen Überlieferung zu fühlen. Dadurch gewinnt die *einzelne* Familie gesellschaftliche Kraft. In dem Maße, wie die Bedeutung der Gesellschaftskreise für die organische Gesundhaltung des Volkskörpers sinkt, muß der Familienverband als erhaltsame Kraft wieder erstarken. Wo das Erziehungsamt der Gesellschaft zeitweilig versagt, muß unser Pflichtgefühl sich an dem Gedanken aufrichten: das bist du deiner Familie schuldig!

Damit ist schon klar geworden, was unter *gesellschaftlicher Geschlossenheit* der Familie verstanden werden muß. Wir brauchen sie als Gegengewicht gegen den Zeitgeist und sein Vermischungsgelüst der Kreise, Bekenntnisse, Stämme und Rassen. Die Gatten sollen gleichen oder doch hinreichend nahen Kreisen angehören, und die Familie soll ebenso dem Kreise des Mannes eine Stütze sein, wie sie ihrerseits von dem allgemeinen Geiste sich stützen läßt. Nur so kann in dem jungen Geschlechte eine Weltanschauung sich bilden. Der Verkehr unserer Zeit schließt jedes Bedenken aus, es könne damit die Fähigkeit verloren gehen, die Anschauung anderer Kreise zu verstehen und ihr gerecht zu werden. Dagegen tritt heute der Erwachsene oft ohne *jede* derartige Mitgabe in das Leben, und es ist der Fluch unserer Zeit, daß die meisten außer dem verstandesgemäß in wenigen Sätzen erlernbaren *Händlergeiste* überhaupt keine in sich geschlossene Anschauung verstehen und würdigen können. Vergebens bleiben ohne eine derartige Grundlage alle mit soviel Geschrei verkündeten Wege zur Ausbildung einer *Persönlichkeit*. Wer ein ganzer Mann werden will, hat zuvörderst aus den Wertungen *seines Kreises* den Begriff der *Pflicht* zu erfassen und mit diesem seine größere Lebensanschauung zu durchdringen. Hat er dann erkannt,

wo er am besten seine Kraft im Dienste des Ganzen einzusetzen habe, so braucht uns vor dem Ausreifen zur Persönlichkeit nicht zu bangen. Da die Schulen wohl vorlehren, aber unmöglich zugleich hinreichend vorleben können, ist auch für diese Erziehung zur Pflichtfreudigkeit die Familie die erste und wichtigste Stätte.

Um die hier angeführten Aufgaben zu erfüllen, bedarf die Familie einer verstärkten rechtlichen und politischen Sicherung. Auf wirtschaftlichem Gebiete bedeutet jede Beschränkung der Warenschleuderei, des Ausverkaufswesens und ähnlicher die Frauenwelt anlockender und mit kurzlebiger Modeware überschüttender Geschäftsgebahren einen Gewinn für das Haus. Ebenso würde eine Einschränkung des krankhaft gesteigerten Fleischverbrauches und sein Ersatz durch billigere, die Kochkunst lockende Pflanzennahrung unserer Volkswirtschaft unnützen Arbeits- und Stoffaufwand (bei der Umwandlung von Kartoffeln und Korn in Schlachtvieh) ersparen. Die Verbilligung des Haushaltes erlaubt dann, die Mitarbeit der Frau im Gewerbe und in den Fabriken auf ein gesünderes Maß zurückbringen. Ferner würde eine gründliche Reform unseres Wohnungswesens und unserer Siedelungsweise der Familie ein traulicheres und billigeres Heim gewähren. Damit wäre der Hausfrau ein freudigeres und freieres Schalten gesichert und dem übermäßigen Trunk- und Kneipenwesen wären die Hauptwurzeln unterbunden. Die Zerstörung der wirtschaftlichen Familie ist rechtlich zu verhüten durch die Unantastbarkeit der Lebensnotdurft, also durch Einschränkung des Pfändungsrechtes; die Einsicht dringt bereits durch, daß der Weiterbestand der Familie als Lebenszelle des Volkskörpers wichtiger ist als die Befriedigung eines meist fahrlässigen Gläubigers.

Der Ersatz des Großbetriebes durch möglichst viele selbständige, genossenschaftlich zusammengeschlossene Kleinbetriebe muß daneben als unverrückbares Ziel bestehen bleiben. Die Dampfmaschine hat die Familie als Betriebseinheit unmöglich gemacht; der Verbrennungsmotor, die elektrische Kraftnutzung und vielleicht die neue „flammenlose Oberflächenfeuerung" bieten die Hoffnung, die Familie wieder mehr selbständig zu machen. Ebenso wirken auf dem Lande die Besprengungsanlagen und die Kartoffeltrocknung neben der genossenschaftlichen Maschinennutzung. Es darf nie vergessen werden, daß mit Ausnahme der Schwerindustrie und der Bergwirtschaft nicht die Technik, sondern Reklame, Schleuderpreise, Zinshunger der Banken und andere kapitalistische Kräfte den größeren Schuldteil an der Auffaugung der selbständigen Kleinbetriebe tragen. Ebenso ist die Verhetzung der Arbeiter und des Gesindes, die sowohl Arbeitgebern wie Arbeitnehmern die Sicherheit des Erwerbes und den Frieden des Hauses zerrüttet, durch eine Politik der Verantwortlichkeit und des festen Rückgrats, wenn man nur endlich will und demgemäß auch die allein zum Ziel führenden Mittel will, sehr wohl zu unterbinden.

Wie schon ausgesprochen wurde, ist die erwerbliche Mitarbeit von Frau und Kind, soweit sie gesundheitlich erlaubt scheint, doch nur im eigenen Betriebe grundsätzlich zuzulassen. Auf elliche Zeit wird man sich freilich mit einer Beschränkung der anderen Formen begnügen müssen. Neben dem Verbote der Frauenarbeit in Fabriken ist besonders zu beachten, daß die im städtischen Verkehre dauernd tätige Jugend in der Mehrzahl der Fälle volksorganisch verdirbt. Das Kind gehört in die Familie, aber weder auf die Straße noch in ein Erziehungshaus. Pädagogien, Waisenhäuser, Unteroffizierschulen, Kadettenanstalten usf. sind auf der Grundlage der Familie aufzubauen; auf eine entsprechende Zahl von Jungen muß unbedingt eine Pflegemutter kommen, während ein Lehrer die Stelle des

Vaters, so gut es geht, zu ersetzen hat. Daß eine Entziehung von den Familienpflichten weit stärker als heute verhindert werden muß, ist wohl unbestritten. Dem Trunke ergebene Gatten, die noch der Erziehung bedürftige Kinder haben, sollten grundsätzlich auf die Säuferliste gesetzt und zur Arbeit für die Familie gezwungen werden.

Die wichtigste gesetzgeberische und politische Aufgabe bleibt für den Staat die Bekämpfung des Geburtenrückganges, ehrlicher gesagt der Geburtenbeschränkung mit künstlichen Mitteln. Wie alle Arbeiten ergeben, sind es die städtischen Oberschichten und hier wiederum das liberale Judentum, die diese Volksseuche unter sich verbreitet und als „Ergebnis moderner Wissenschaft und Kultur" in die anderen Schichten hineingetragen haben. Wo sich die Hoffnung auf Kindersegen in die Furcht vor dem Kinde wandelt oder diese wiederum durch ärztlichen Eingriff genommen werden muß, sind die seelischen Bedingungen für eine glückliche Ehe und für die Pflanzstätte gesunder Volkssprossen zerstört. Wie diese Dinge liegen und wie Staat und Gesellschaft hier einzugreifen haben, ist vom Geheimen Regierungsrat Borntträger*) in eindringlichster Weise gezeigt worden. Auf einen Punkt sei noch besonders hingewiesen. Die Maßnahmen, welche heute in der Ehe Unsegen stiften, sind gerade in den höheren Schichten aus der Zeit vor der Ehe entnommen, wo der erwachsene Mann tatsächlich in den meisten Fällen dem Rufe der Natur folgt, aber zur Gründung des eigenen Heimes nicht die Mittel hat. Keine Auslese kann verderblicher sein als die jetzt vom Staate selbst für alle seine höheren Beamten geübte, welche sich lediglich auf die Gaben des Verstandes und des Lerngedächtnisses stützt, durch jahrelange Gehaltlosigkeit die Heiraten im rechten Alter hemmt, das Mitgiftunwesen befördert und den Sprossen kinderreicher Familien es geradezu unmöglich macht, bei guter Anlage des Verstandes und Charakters in ihrem Stande zu bleiben und aus ihm sich den Gatten zu wählen.

Damit ist die Betrachtung der politischen und rechtlichen Erfordernisse auf das Gebiet des Gesellschaftlichen hinübergetreten. Hier erscheint Hilfe unabhängig von einer volksorganischen Gesamtreform als sehr schwierig, da ein gesetzlicher Zwang gegen die Mischung der Gesellschaftsschichten nicht ausgeübt werden kann, mindestens als ein Verbrechen gegen Freizügigkeit und andere Freiheiten bekämpft würde. Aber der Lüge und Verhetzung müßten gerade im Sinne wahrer Freiheit die Zerstörungsarbeit gelegt werden. Eine Schmutzflut von Zeitungen, „Witzblättern" und Schriften aller Art ist heute gegen jegliche gesellschaftliche Wertung losgelassen. Jeder Stand, jede Lebensanschauung, jedes Alter und Geschlecht, ganz besonders aber Ehe und Kindersegen werden hier verächtlich gemacht, und Zeit wie Gewöhnung an diese unpersönlichen Mächte lassen dem innerlich Ungefestigten schließlich alle volklichen Gliederungen als albern, unnütz und „überlebt" erscheinen. Die jedes organischen Empfindens bare Einschränkung des § 193 des BGB. macht es dabei den verletzten Schichten und der volklichen Einheit meist unmöglich, sich irgend zu schützen. Je mehr der Verkehr die Menschen entwurzelt und durcheinanderrüttelt, desto sorgfältiger müssen jene Mittel bestehen bleiben, die uns einigermaßen über unseren Nächsten Auskunft geben. Das Gesetz soll die Freiheit, aber nicht die Heimlichkeit und den Betrug schützen. Allen Versuchen, Stellung, Abkunft, Religion und Volkstum zu verschleiern, ist mit Festigkeit entgegenzutreten. Das große Erinnerungsjahr gemahnt uns Deutsche und erst recht uns Preußen, auf die volkseigenen Werte uns zu besinnen. Und welches äußere Gut wäre unentbehrlicher

*) Der Geburtenrückgang in Deutschland, seine Bewertung und Bekämpfung. Verlag Kabitzsch, Würzburg.

als der ererbte deutsche Familienname! Wie ist es zu verstehen, daß gerade in dieser Gedenkzeit die deutschen Namen Gerhardt, Jahn, Kleist, Körner, Platen usf. bewußt an Polen und andere verliehen werden, die fremder Rasse sind? Ist der deutsche Familienname dem Staate nichts mehr? Und doch dringt die Wertschätzung von Name und Art von Jahr zu Jahr weiter in den deutschen Kreisen. Das organische Gefüge des Volkstumes ist zerfressen: aus den Familien als kleinsten Einheiten muß es wieder aufgebaut werden. So ist die Arbeit zur Pflege des Familienbewußtseins zu verstehen, die den Bürgerlichen zu Stammbaumforschung und Wappenführung treibt. Welche Kräfte hier schlummern und welche Gefahren es abzuwehren gilt, sagen uns die deutschen Geschlechterbücher (Genealogische Handbücher bürgerlicher Familien), herausgegeben vom Regierungsrat Dr. Bernhard Koerner, von denen bereits 24 Bände vorliegen.

Die Familie und der gesellschaftliche Familienverband dürfen vom Staate nicht zersetzt werden, weil hier das einmal Gelöste mit keinen Mitteln wieder belebt wird. Unsere gesamte soziale Gesetzgebung hat bei allem Segen, der nicht dankbar genug anerkannt werden kann, doch den Fehler, daß sie der Familie das Pflichtgefühl der Gemeinbürgschaft entzieht. Paul de Lagarde hat in seinen deutschen Schriften diese Gefahr früh erkannt und in freilich zu einseitiger und nicht durchführbarer Art versucht, die sozialen Aufgaben den Familienverbänden zu übertragen. Wie auch Kindergärten, Volksküchen und Heime aller Art bei den gegenwärtigen Verhältnissen das Familienleben weiterhin lockern, indem sie es scheinbar entbehrlich machen, sei nochmals betont. Natürlich kann die Abwehr nicht darin bestehen, daß man diese Linderungsmittel aufgibt.

Zwei schwere Gefahren entstanden der Familie endlich in der Politisierung der Frau und in den auch vom Staate befürworteten Einschränkungen des Familienerbes. Wer die Familie als organisches Ganzes auffaßt und alle Bürger erst im Anschluß an eine Familie volklichen Wert gewinnen sieht, wird sich naturgemäß gegen das Frauenstimmrecht in jeder Form aussprechen müssen. Auch erscheint das Wählen viel eher eine Pflicht als ein Recht zu sein, und mit all seiner Verhetzung und Lüge wirkt es auf die Männerwelt schon gerade schlimm genug. Es entspräche sogar ganz dem hier ausgeführten Gedankengange, wenn das aktive Wahlrecht der Männer beschränkt würde auf Familienväter und solche, die Familienangehörigen bei sich Unterhalt geben. Zusatzstimmen für kinderreiche Familien würden die Gesamtzahl der Stimmen beim alten lassen.

Der Abschnitt über die rechtlich-politische Sicherung der Familie wäre noch nach mancher Richtung weiter auszudehnen. Denn es läßt sich auf den genannten Gebieten kaum ein Vorgang denken, der nicht unmittelbar oder mittelbar in das Reich der Familie hinübergriffe. Die vorgebrachten Tatsachen werden indes schon zur Genüge gezeigt haben: der Fortbestand der Familie in dem hier für die Lebensfähigkeit des volksorganischen Ganzen als nötig behaupteten Umfange ist mit den bestehenden Formen der Wirtschafts-Unordnung, mit dem Geiste der sozialen Zersetzung und des gesellschaftlichen Durcheinanders schlechthin unvereinbar. Besinnen wir uns nicht endlich auf die allein dauernde Grundlage jeden Volkstumes, so muß die nur auf den Augenblick und die Triebe der Vereinzelten, zur Masse Zusammengeballten sich stützende Politik uns dorthin führen, wo bisher alle Kulturstaaten endeten, die von der Natur des Gemeinschaftslebens und den Quellen der Völkerkraft fortschritten.

Das Ziel der deutschen Auslandschulen

Von Dr. v. Hauff, Steglitz

Es ist für jeden Deutschen selbstverständlich, daß sich die deutsche Schule in erster Linie von dem Grundsatz leiten lassen muß, deutsches Wesen zu fördern. Im Ausland ist dies naturgemäß noch viel nötiger als in der Heimat, und so liegt der Schluß nahe, daß die deutsche Auslandschule im wesentlichen das gleiche Ziel haben muß, wie die deutsche Schule in der Heimat, nur mit einer erheblich stärkeren Betonung des Deutschtums.

Dabei vergißt man, daß die deutschen Auslandschulen zum allergrößten Teil von solchen Schülern besucht werden, die im Ausland geboren sind und Deutschland nie gesehen haben, deren Familien vielleicht schon seit mehreren Geschlechtern im fremden Land heimisch geworden sind. Es wäre unnatürlich und darum auch gar nicht wünschenswert, wenn diese Schüler die gleichen Empfindungen für Deutschland hätten, die wir bei Reichsdeutschen erwarten. Dazu kommt, daß sicher weit mehr als die Hälfte aller Auswanderer Deutschland aus Gründen verläßt, die nicht gerade geeignet sind, die Anhänglichkeit an die alte Heimat zu stärken. Und was bei diesen selbst von Heimatgefühl im tiefen Grund etwa noch schlummert, wird bei ihren Kindern ganz verschwunden sein. Weiter ist die große Zahl der Schüler zu berücksichtigen, deren Vorfahren und Verwandte zum Teil dem fremden Volk angehören. In vielen deutschen Auslandschulen werden diesen Schülern gegenüber die rein deutschen fast verschwinden, und die Arbeit an diesen ist meines Erachtens am allerwichtigsten. Zuletzt kommen noch Schüler, die ganz und gar dem fremden Volk angehören. Es dürfen nicht zu viele sein, wenn die deutsche Schule ihren Charakter wahren will, aber es wäre traurig, wenn sie nicht eine beschränkte Anzahl davon vertragen und auch diesen einen Hauch des deutschen Geistes übermitteln könnte. Daß die Kenntnis der deutschen Sprache ebenso verschieden ist wie die Zusammensetzung der Schüler, braucht kaum erwähnt zu werden. Unter diesen Umständen wäre es daher wohl nicht das Richtige, wenn ein neuer Lehrer, der frisch aus Deutschland kommt, sich bei den Kindern damit einführen wollte, daß er „Deutschland, Deutschland über alles" anstimmt.

Aus dem bisher Ausgeführten ergibt sich, daß wir das Ziel der deutschen Auslandschulen anders festsetzen müssen als das der deutschen Schulen in der Heimat. Aus der deutschen Schule im Ausland müssen solche Leute hervorgehen, die im Leben tüchtiger sind als die Eingeborenen, so daß sie dadurch jedermann Achtung vor deutschem Wesen abnötigen. Dies ist aber nur möglich, wenn sie genau vertraut sind mit der Sprache und den Einrichtungen ihrer neuen Heimat. Wir können auch von einer fremden Regierung unmöglich erwarten, daß sie der deutschen Schule wohlwollend gegenübersteht, wenn diese nur darauf bedacht ist, die Schüler nach Kräften zu Reichsdeutschen zu machen. Je nach dem Kulturzustand des betreffenden Landes wird der Weg, den die deutsche Schule zur Erreichung ihres Zieles einschlägt, ein verschiedener sein, in jedem Fall aber ist viel Takt in nationalen Dingen von seiten des Leiters und der Lehrerschaft nötig. Steht die einheimische Bevölkerung auf sehr niedriger Kulturstufe, wie in den deutschen Kolonien oder in der asiatischen Türkei, so hat die deutsche Schule nicht zu befürchten, daß die Kinder von Anfang an die einheimischen Schulen besuchen und dadurch dem Deutschtum verloren gehen, die Schule hat aber andererseits auch nur in sehr beschränktem Maße die Möglichkeit, über die Schulstube hinaus zu

wirken, da ein Verständnis für deutsche Kultur bei den Eingeborenen nicht vorhanden sein kann. Steht das fremde Land ungefähr auf der gleichen Kulturstufe wie Deutschland, so wird der Einfluß der deutschen Schule gering sein, wie in England und Frankreich. Denn von praktischen Gesichtspunkten aus besuchen Kinder, die ihr Fortkommen in diesen Ländern haben wollen, besser von Anfang an die einheimischen Schulen, und es muß im wesentlichen der Familie überlassen bleiben, für die Erhaltung des Deutschtums zu sorgen. Am dankbarsten scheint mir die Aufgabe der deutschen Schule in aufstrebenden Ländern, wie z. B. den südamerikanischen Staaten. Hier kann die deutsche Schule das Ziel verfolgen, den Deutschen einen solchen Einfluß zu verschaffen, daß sie bei der Entscheidung keiner wichtigen Frage übergangen werden können. Dies wird dann der Fall sein, wenn die ehemaligen Schüler der deutschen Schule vorwiegend in leitende Stellungen kommen, und wenn sie als Vermächtnis der deutschen Schule die Erkenntnis mitnehmen, daß ihre geistige Heimat nur Deutschland sein kann.

Um dieser Aufgabe gerecht zu werden, muß jeder Lehrer an einer deutschen Auslandschule jede Unterrichtsstunde in deutschem Geist geben. Da die deutsche Sprache zu den schwersten Kultursprachen gehört, muß den Kindern im deutschen Unterricht zum Bewußtsein kommen, daß es nicht wertlos ist, einen schwierigen Sprachaufbau zu beherrschen, weil man dadurch instand gesetzt wird, seinen Gedanken einen tieferen Ausdruck zu geben. Sie müssen eine wirkliche Freude bekommen an den Erzeugnissen der deutschen Literatur, so daß sie die Überlegenheit über andere Literaturen fühlen. Hier liegt freilich eine fast unüberwindliche Schwierigkeit, da die deutschen Auslandschulen selten höhere Klassen haben, und wenn diese da sind, dann sind sie in der Regel schwach besucht. Kinder unter 14 Jahren, die dazu die deutsche Sprache meist doch nicht so beherrschen wie unsere Schüler in Deutschland, werden aber immer nur wenig von der deutschen Literatur verstehen können. Hier muß man sich mehr als in jedem anderen Unterricht mit der Saat auf Hoffnung begnügen.

Viel leichter wird es im Geschichtsunterricht sein, den Kindern Achtung vor den deutschen Helden beizubringen und ihnen diese Gestalten auch liebenswert zu machen. Auch jüngere Schüler fühlen leicht den Unterschied zwischen einem Draufgänger und Abenteurer und einem zielbewußten Staatsmann. Das bleibende Ergebnis des Geschichtsunterrichts an der deutschen Auslandschule muß das sein, daß den Schülern die Bedeutung einer langen Geschichte, die ein Land hinter sich hat, in Fleisch und Blut übergeht, gegenüber von Staatenbildungen, die von gestern sind, und von denen kein Mensch weiß, was und ob sie morgen sein werden. Nur dann können sie von dem lächerlichen Dünkel befreit bleiben, den man bei Angehörigen der jungen Länder so häufig findet, daß sie allein weise seien, weil sie frei seien von dem „hemmenden Wust der Tradition". Nichts aber kann, ganz abgesehen von dem abstoßenden Hochmut, dem Fortschritt hinderlicher sein als diese „Freiheit", die von andern nichts lernen will und im Grunde genommen nichts ist als ein Deckmantel der Faulheit und in Despotismus ausartet, sobald sie die Macht hat. Nur von derartigen Gesichtspunkten aus hat es meines Erachtens Sinn, wenn man deutschen Kindern in Asien oder Südamerika, die nie in Deutschland gewesen sind und im fremden Land praktische Berufe ergreifen, von Arminius und Barbarossa erzählt.

Einen besonders dankbaren Stoff bietet der naturwissenschaftliche Unterricht, in dem man so ganz nebenbei zeigen kann, wie es kommt, daß Deutschland in der Technik England,

das früher wie ein unbesteigbarer Berg vor ihm stand, in vieler Hinsicht überflügelt hat. Dadurch wird es am ehesten gelingen, in den Schülern die Überzeugung wachzurufen, daß es eine Ehre ist, ein Deutscher zu sein. Sie werden merken, daß der Haß und die künstliche Verachtung, die den Deutschen besonders in den Raubstaaten entgegengebracht wird, in erster Linie aus dem Neid hervorgeht und aus dem Ärger darüber, daß deutscher Fleiß andere Leute aus dem süßen Schlaf weckt. Man kann das auch so ausdrücken, daß man sagt: „Der Deutsche verdirbt das Geschäft." Diese Erkenntnis wird den Schülern im späteren Leben eine Waffe an die Hand geben, die sie vor den Angriffen der Aufgeblasenheit schützt, denen der Unerfahrene nur allzu leicht zum Opfer fällt. Ich bin nach meinen Beobachtungen in einer Reihe von fremden Ländern zu der Überzeugung gelangt, daß nicht wenige Deutsche ihre Heimat verleugnen, weil sie sich einreden ließen, es sei ehrenvoller und vornehmer, einer andern Nation anzugehören.

Beim Sprachunterricht halte ich es für besonders wichtig, die Kinder vor dem ganz üblen Kauderwelsch zu bewahren, das durch die Zweisprachigkeit sich herausbildet. Dieses abscheuliche Durcheinander führt naturgemäß dazu, daß schließlich das Deutsche immer mehr zugunsten der Landessprache ausgeschaltet wird. Auch kann bei der fremdsprachlichen Lektüre und durch gelegentliche Vergleichung der Sprachen viel für das Deutschtum gewirkt werden, und je seltener entsprechende Bemerkungen sind, um so mehr werden sie beachtet. Ich kann es daher nicht befürworten, wenn an deutschen Auslandschulen Angehörige einer andern Nation als Sprachlehrer mehr als irgend nötig beschäftigt werden, weil unter allen Umständen der Einfluß der deutschen Persönlichkeit fehlt. Auch der Anfangsunterricht in der Landessprache kann sehr gut von Deutschen gegeben werden, die schon lange im Lande sind.

Wie man den Religionsunterricht national verwerten kann, machen uns die Polen vor. Ich meine nicht, daß wir das nachmachen sollen, weil die Religion über den Nationen steht. Aber es ist für einen religiösen Menschen nicht gleichgültig, in welche Sprache er seine tiefsten Empfindungen kleidet. Bismarck schreibt einmal an seine Braut, er könnte nicht französisch beten. Darum halte ich es auch vom nationalen Gesichtspunkt aus für falsch, wenn die deutsche Auslandschule den Religionsunterricht vernachlässigt, und zwar sollte er, wenn irgend möglich, von den Lehrern, nicht vom Pfarrer gegeben werden; in diesem Falle sind es die gleichen Gründe wie in Deutschland.

Ich habe bis jetzt nur von den Schülern und Lehrern gesprochen, weil sie die häufigste und darum auch wichtigste Erscheinung in der Schule sind. Aber neben der deutschen Wissenschaft muß in der deutschen Auslandschule auch die deutsche Disziplin herrschen, und dies ist nicht möglich, wenn die Eltern nicht mitmachen, da bei den Auslandschulen gesetzliche Bestimmungen nicht vorhanden sind. Soweit die Landesgesetze die Schulen beeinflussen, geschieht dies sehr selten so, wie ein deutscher Lehrer es wünscht.

Unter solchen Umständen ist die Disziplin unter den Eltern ebenso wichtig wie die unter den Schülern, d. h. die Eltern müssen dahin gebracht werden, daß sie die Arbeit der Schule unterstützen. Dies ist ein Kapitel für sich; aber wenn es gelingt, bei Schülern und Eltern deutsche Disziplin zu erreichen, dann kann eine Schule von einem bedeutenden Tiefstand in kurzer Zeit zu einer Musteranstalt erhoben werden. Als Beispiel möchte ich die Germaniaschule in Buenos Aires anführen, deren Leiter Dr. Ruge es in wenigen Jahren erreicht hat, das angegebene Ziel in Wirklichkeit umzusetzen.

Darum fehlte auch die Anerkennung von argentinischer Seite nicht. Leiter einheimischer Schulen sahen immer mit Bewunderung beim Betreten des Schulhofes die vielen Bäume, wobei sie bemerkten, daß es ihnen ganz unmöglich sei, junge Bäume vor den Schülern zu schützen. Die Bemerkung zeigt, wie es sonst mit der Disziplin bestellt ist. Der ehemalige Minister Zeballos spendete der Schule in einer öffentlichen Rede, die nachher gedruckt erschien, folgendes Lob: „Die Germaniaschule gereicht der deutschen Kolonie zur Ehre, die ein Kapital von beinahe 400000 Pesos zusammengebracht hat, um dieses große Werk zu realisieren, das auch für Argentinien ein Fortschritt ist ..... Ich wünsche, daß es in der Republik Argentinien stets Schulen geben möge, die, von Fremden gegründet, von solchem Geiste und von solch hohen Idealen geleitet werden."

Die Arbeit der deutschen Schule, die auf ideeller Grundlage ruht, wird und muß auch materielle Früchte tragen, und es wäre nicht nur interessant, sondern auch sehr nützlich, wenn durch Zahlen nachgewiesen werden könnte, welche Vorteile der deutsche Handel von der deutschen Schule hat. Daß dies von der Kaufmannschaft eingesehen wird, zeigen die namhaften Summen, die von dieser Seite für das deutsche Schulwesen im Ausland gezeichnet werden.

Diese Vorteile könnten noch wesentlich durch die Errichtung von Handelsschulen gesteigert werden; denn die deutschen Kaufleute, die im Ausland geboren und erzogen sind, verraten meist eine erstaunliche Unkenntnis in den Dingen, die sie nicht gerade jeden Tag brauchen. Sie wissen nur, von wem die Waren bezogen werden, die sie verkaufen, sie wissen, an wen man sie verkauft, und sie zeigen großes Geschick in der Benützung der jeweiligen Preislage. Dagegen haben sie selten eine Ahnung davon, wie die Dinge hergestellt werden, wie die Absatzgebiete in anderen Ländern sind, und in welcher Hinsicht Verbesserungen möglich wären.

Diese Mißstände könnten durch die Errichtung von Handelsschulen im Ausland gehoben werden, die nicht nur den im Auslande geborenen Deutschen zugute kämen, sondern fast noch mehr den jungen reichsdeutschen Kaufleuten, die gern ins Ausland gehen möchten. Es ist auch für einen tüchtigen jungen Kaufmann äußerst schwer, ohne Verbindung eine Stelle im Ausland zu finden, und er muß zurückstehen hinter den Einheimischen, die einige Klassen der deutschen Schule besucht haben und außerdem mit der Landessprache und den Verhältnissen vertraut sind, auch wenn er ihnen in jeder andern Hinsicht weit überlegen ist. Ich habe nicht wenige getroffen, die sich durch Hausknechtsarbeit das nötige Geld zur Heimreise verdienen mußten, und von denen, die ganz zugrunde gehen, hört man nichts. Hatte einer dagegen Verbindungen, die aber nicht leicht zu bekommen sind, oder hatte er es durchgesetzt, sich so lange zu halten, bis er die Verhältnisse und die Sprache genügend kannte, dann kam er viel rascher vorwärts, als dies in Deutschland möglich gewesen wäre. Hier könnte die Handelsschule eingreifen, und ich bin fest überzeugt, daß sich große deutsche Häuser bereit finden ließen, die jungen Leute praktisch anzuleiten, schon weil sie Gelegenheit hätten, dabei die kennen zu lernen, die sie selbst nachher einstellen könnten. Solche Handelsschulen müßten im Zusammenhang mit den Handelsschulen in Deutschland in allen großen Handelsstätten des Auslands gegründet werden, wie Konstantinopel, Rio de Janeiro, Buenos Aires. Wie ich mir die Einrichtung im einzelnen denke, habe ich mit Bezug auf Buenos Aires im 12. Heft vom Jahre 1909 der Zeitschrift „Süd- und Mittelamerika" ausgeführt.

In der gleichen Weise könnten landwirtschaftliche Schulen eingerichtet werden, wodurch auch die für frühere Zeiten mustergültigen Ackerbaukolonien, wie sie von Deutschen in Palästina, in Rußland, in Argentinien und andern Plätzen angelegt wurden, neue Anregung erfahren würden. Es ist zu betrübend, wenn man sieht, wie die Menschen an der einen Stelle aus Platzmangel nicht mehr stehen können, während an der andern das herrlichste Land verschenkt wird. Ob das Deutschtum in Rußland noch eine Zukunft hat, ist mir auf Grund von Beobachtungen während eines vierjährigen Aufenthaltes sehr zweifelhaft, aber in Ländern wie Argentinien und der Türkei, die noch verschiedene Häutungen durchmachen werden, müßte meiner Ansicht nach alles geschehen, um den deutschen Einfluß so zu stärken, daß die Deutschen bei diesen Häutungen nicht einfach abgestreift werden können. Das gleiche behaupten ja Kenner von Ostasien. Und ich wüßte kein besseres Mittel als die Anlage von geschlossenen Siedlungen. Aber nicht einzelne, auch nicht Gesellschaften, die mühsam einiges Geld zusammenbringen, sondern das Reich müßte die Sache großzügig in die Hand nehmen, und wenn beim Landkauf geschickt verfahren würde, so könnte dabei noch ein feines Geschäft gemacht werden. An Deutschen, die lange in den Ländern gelebt haben und die Anlage der Siedlungen leiten könnten, ist nirgends Mangel. Für Argentinien könnte ich mehr beschaffen, als nötig wäre.

Der Zusammenhang mit der Heimat müßte durch die Schule erhalten werden, und der Zusammenhang mit den Fortschritten der Landwirtschaft insbesondere durch Ackerbauschulen; denn sonst veraltet der Betrieb in der kürzesten Zeit, und die Bedeutung der Siedlungen nimmt ab. Die Ackerbauschulen würden aber auch, ganz wie die Handelsschulen, für neuen Zuzug sorgen, ohne den ein lebendiges Deutschtum in fremder Umgebung auf die Dauer nicht bestehen kann, und sie würden weiter dafür sorgen, daß der Strom der Auswanderer allmählich in Gegenden gelenkt würde, wo der Deutsche einen Anhalt hat und deutsch bleiben kann, wenn er will. Dieser Wille aber ist bei einer viel größeren Anzahl vorhanden, als man in Deutschland für gewöhnlich glaubt.

Auffüllung der Schatzkammern deutschen Volkstums

Von einer Persönlichkeit, die das Leben in Stadt und Land und nicht zuletzt das Treiben der Großstadt aus eigener vieljähriger Anschauung kennt, wurde uns kürzlich ein Gedanke entwickelt, der uns weiterer Beachtung wert erscheinen will: Mit Sorge sehen wir, wie die Dörfer, die Schatzkammern unseres Volkstums, sich immer mehr entvölkern, wie für das abfließende Gold germanischer Bevölkerung, das in der Großstadt in wenigen Geschlechtern verloren geht, das taube Metall slavischer Rasse sich einlegt. Immer häufiger begegnen wir auf unseren Dörfern Gesichtern mongoloiden Typs. Ein schmerzlicher Anblick jedem Deutschen. Diese Elemente fluten nur deshalb von Osten herein, weil sie hier leere Plätze finden. Wo ist der arbeitsame, treue Tagelöhner mit seinen flachshaarigen Jungen und Mädchen, der noch vor 2 bis 3 Jahrzehnten unseren Dörfern das Gepräge gab, geblieben? Er selber liegt im Grab, und sein Nachwuchs ist in die Stadt gezogen, wo dieser in wenigen Geschlechtern erbarmungslos zermalmt wird. Hier ist eine große Not. Dazu aber kommt noch eine andere, die Not der unehelichen Kinder. Wir wissen nicht, wie viele ihrer jährlich geboren werden. Aber daß ihre Zahl in die Zehntausende geht, erscheint sicher. Was wird aus diesen allen, die an ihrer Herkunft

doch keine Schuld tragen? Wie viele von ihnen wachsen unter dem Schutze der liebenden Mutterhand auf? Wo geordnete Verhältnisse sind und das Kind von den Großeltern aufgenommen wird, mag es angehen. Aber wer kennt nicht die Not der Pflegekinder? Tausende und Abertausende gehen infolge der Unwissenheit, der Gleichgültigkeit und Lieblosigkeit ihrer Pflegerinnen zugrunde. Von den anderen aber wachsen viele geraden Weges in das Verbrechertum hinein. Und dabei sind diese Armen zu einem großen Teile rassisch wertvolle Elemente, die bei richtiger Pflege und Erziehung zu gesunden, starken, ordentlichen Menschen, zu wertvollen Gliedern unseres Volkstums aufwachsen würden. Für diese Kinder sollte der Staat Heime auf dem Lande schaffen, wo er sie auf seine Kosten aufzöge. Nicht den Gemeinden dürfte er die Aufgabe überlassen; die höheren, mit diesem Vorschlage verbundenen Ziele kann allein der Staat erfassen. Die Mutter, die ihr Kind dorthin gibt, sollte man ganz von Lasten freilassen, den Vater, wo er zu ermitteln ist, etwa zu einer Abgabe an den Staat nötigen. Diese Erziehung hätte überall da einzutreten, wo nicht eine zuverlässige Pflege und Erziehung des unehelichen Kindes im Familienverbande gewährleistet ist. Zur Gegenleistung sollten die männlichen Zöglinge gehalten sein, bis zum 30., die weiblichen bis zum 25. Lebensjahre oder doch bis zur Verheiratung, auf dem Lande zu bleiben. Eine gewisse Presse wird aus durchsichtigen Gründen ob dieses Vorschlages über moderne Sklaverei schreien. Laßt sie schreien! Wenn dem einzelnen die Freizügigkeit innerhalb der ländlichen Verbände nicht beschnitten wird, liegt in der Verpflichtung keine Härte. Sein Los ist ein goldenes gegenüber dem, das seiner ohne das Eingreifen des Staates wartet.

Andere werden vielleicht einwenden, dann werden unsere Mädchen nur noch leichtsinniger werden, wenn ihnen die Sorge für das Kind abgenommen wird. Wer die Dinge kennt, wird das nicht glauben. Da sind andere Mächte stärker. Man verfolge nur die Verhandlungen der Schwurgerichte, wie zahllos die Anklagen wegen Verbrechens wider das keimende Leben sind! Und dabei kommt ja bloß ein geringer Bruchteil aller Fälle zur Kenntnis des Gerichtes. Wenn ein Mädchen aber seine weibliche Ehre einmal verloren hat, dann ist es besser, vor allem auch aus sittlichen Gründen, es gebiert, als daß es die Frucht abtreibt. Nicht die Furcht vor den Folgen, sondern nur eine ernstere Lebensauffassung wird zu einer höheren Einschätzung der weiblichen Ehre bei einem leider sehr großen Teile der Mädchen führen.

Bei der Ausführung unseres Vorschlages würden die Städte von minderwertigem Menschenmaterial entlastet, das Land aber gewönne aus diesem minderwertigen Material ein vollwertiges. Gegen die slawische Flut brauchen wir einen Wall von germanischen Menschen. Hier würde er eine wertvolle Verstärkung erfahren. Auch der Wehrkraft unseres Volkes käme diese Maßregel zugute. Dieselben Menschen, die in der Stadt unter mangelhafter Pflege verkümmern oder zugrunde gehen, werden auf dem Lande dem Leben erhalten, werden starke, gesunde, sittlich tüchtige Menschen.

Übrigens fehlt es nicht an Versuchen, die die Ausführbarkeit dieses Gedanken erweisen. So hat beispielsweise ein Landpfarrer im Kreise Neuruppin lange Jahre hindurch uneheliche Kinder aus der Großstadt in seiner Gemeinde untergebracht und diese Rettungsarbeit bis zu seinem Tode fortgesetzt. Wenn auch vereinzelte Mißerfolge nicht ausblieben, so sind doch die Pfleglinge in ihrer Mehrzahl brave, ordentliche Menschen geworden, und in den Gemeinden jener Gegend waren fast sämtliche Dienstboten beiderlei Geschlechts derartige Zöglinge. Es sind dann Heiraten unter ihnen vorgekommen, und sie sind als Tagelöhner in jener Gegend geblieben. Ja, es ist vorgekommen, daß kinderlose Ehepaare solche Zöglinge an Kindesstatt aufgenommen haben, und auf einigen der besten Bauernhöfe sitzen heute derartige Pfleglinge, die tüchtige Menschen sind.

Mögen die unbedingten Anhänger der Freizügigkeit über diesen Gedanken schreien; das darf den Staat nicht beirren. Wir dürfen nicht zusehen, wie über hartnäckigem Festhalten an nur bedingt richtigen Grundsätzen der Staat die Schatzkammern seines Volkstums leeren läßt und darüber an Auszehrung stirbt. Aber auch die private Fürsorge sollte, bis der Staat sie ablöst, ihr Augenmerk mehr als bisher dieser Not zuwenden; es könnten viel wertvolle Menschen für unser Volkstum gerettet werden.

Für die Schriftleitung verantwortlich: Gerhard Krügel, Berlin SW. 61, Schleiermacherstr. 12. — Verlag: Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung Theodor Weicher in Leipzig. — Druck von Oscar Brandstetter, Leipzig.

Deutscher Volkswart

1. Jahrgang | Heft 4 | Januar 1914

Die Grundlagen der altgermanischen Kultur

Von Generalarzt Dr. Wilke, Leipzig

Dank den seit Jahrzehnten mit rastlosem Eifer betriebenen und methodisch immer mehr verfeinerten Bodenuntersuchungen können wir heute mit voller Bestimmtheit behaupten, daß in den nördlichen Teilen Mitteleuropas, d. h. auf der jütischen Halbinsel einschließlich Schleswig-Holsteins und den gegenüberliegenden Küstengebieten Skandinaviens, seit den ältesten Abschnitten der jüngeren Steinzeit ein Bevölkerungswechsel nicht eingetreten ist, daß also bereits in einer sehr frühen Periode die Vorfahren der heutigen germanischen Stämme in jenen Gebieten ansässig waren.

Aber nicht nur über die Urheimat der Germanen hat die Spatenforschung volles Licht verbreitet, sondern sie hat uns auch trotz der noch heute bei vielen Zopfgelehrten herrschenden, in althergebrachten Vorurteilen wurzelnden gegenteiligen Anschauungen die Gewißheit gebracht, daß unsere germanischen Vorfahren keineswegs das rohe Barbarenvolk waren, wie es nach den einseitigen Berichten griechischer und römischer Schriftsteller scheinen könnte, sondern daß sie im Gegenteil sich schon in sehr früher Zeit zu einer relativ hohen Kultur emporgeschwungen haben. Ja in den letzten Abschnitten der jüngeren Stein- und der älteren Perioden der Bronzezeit erreicht diese Kultur, wie Kossinna in seiner lichtvollen Arbeit: „Die Vorgeschichte eine hervorragend nationale Wissenschaft", auch für den Laien in herzerfrischender Weise dargetan hat, eine Höhe, wie sie in jenen Frühperioden kein anderes Volk Europas zu erklimmen vermocht hat.

In Anbetracht dieser Tatsachen, die jeden Deutschen nur mit Stolz erfüllen müssen, erscheint die Frage gerechtfertigt: Auf welcher Grundlage hat sich diese altgermanische Kultur entwickeln können?

Das erste und wesentlichste Moment muß natürlich in den Eigenschaften der Rasse selbst gesucht werden, die, wie wir heute mit großer Sicherheit sagen dürfen, aus der altsteinzeitlichen, körperlich wie geistig gleich hoch entwickelten Cro-Magnon-Rasse Westeuropas hervorgegangen ist. Allerdings sind wohl schon die Cro-Magnon-Menschen nicht mehr eine völlig reine Rasse im streng naturwissenschaftlichen Sinne gewesen. Denn mit ihr lebten anders-

geartete Menschenrassen zusammen, und es konnte daher nicht ausbleiben, daß schon damals Mischungen stattfanden. Und als sich dann später in den Frühperioden der jüngeren Steinzeit die Nachfahren jener alten Cro-Magnon-Leute über ganz Mitteleuropa und zum Teil auch über die Pyrenäenhalbinsel und die britischen Inseln ausbreiteten, da trafen sie überall eine ältere Urbevölkerung an, mit der sie dann gleichfalls im Laufe der Jahrhunderte Mischungen eingingen. In der Tat sehen wir denn auch schon in der jüngeren Steinzeit in der mittel- und nordeuropäischen Bevölkerung verschiedene Rassenelemente vertreten, und zwar ist das prozentuale Mischungsverhältnis bei der letzteren, was ich besonders betonen möchte, fast genau das gleiche, wie wir es noch heute in jenen Gebieten antreffen, d. h. die Hauptmasse der Bevölkerung bildete einen hochgewachsenen Menschenschlag mit wohlproportioniertem Gliederbau und schöngebautem ovalem Langschädel, dessen edle Formen auf eine mächtige Ausbildung des Gehirns und eine reiche geistige Veranlagung schließen lassen.

Die gleichen Rasseneigenschaften müssen wir nun freilich ursprünglich auch bei allen übrigen arischen Völkerstämmen voraussetzen, wie dies ja in der Tat auch die vorgeschichtlichen Funde bestätigen. Und die hohe Kulturentwicklung, die wir auf der Pyrenäenhalbinsel, im ägäischen Kulturkreise, bei den Indo-Iraniern und später den Griechen und Römern eintreten sehen, ist wohl zum größten Teile dieser hohen geistigen Veranlagung der urarischen Rasse zu verdanken. Aber während sich bei den Bewohnern des nördlichen Mitteleuropas die Mischung mit fremdartigen Volkselementen in engen Grenzen hielt, war diese bei den süd- und ostwärts abgewanderten Indogermanen trotz aller Bestrebungen, durch Schaffung von Kasten die Rassenreinheit zu erhalten, um so stärker und mannigfaltiger, je weiter sich die betreffenden Völkerstämme von ihrer Urheimat entfernten, und vergeblich suchen wir heute unter den Indern und Persern die Merkmale jenes ursprünglichen arischen Typus, wie wir ihn in so großer Reinheit bei den germanischen Völkern feststellen können.

Dazu kommt noch, daß die veränderten geographischen und klimatischen Verhältnisse auch unmittelbar auf die Konstitution einwirken und besonders auch die Fortpflanzungsfähigkeit beschränken mußten, wodurch der Entartungs- und Auffaugungsprozeß der arischen Bevölkerung naturgemäß noch wesentlich beschleunigt werden mußte.

So erklärt es sich, daß sich die süd- und ostwärts gewanderten indogermanischen Völkerstämme dank ihrer ursprünglichen geistigen Veranlagung und infolge der Berührung mit fremdrassigen Völkern zwar rasch zu einer sehr hohen Kultur emporzuschwingen vermochten, daß aber diese Kultur um so schneller von ihrer Höhe herabsank, je mehr ihre Träger ihre völkische Eigenart einbüßten und in den fremdrassigen Völkern untergingen.

Den im Norden zurückgebliebenen indogermanischen Stämmen, d. h. den Urgermanen, blieben zwar die kulturfördernden Momente vorenthalten, die ihren süd- und ostwärts abfließenden Stammesgenossen beschieden waren: die mächtige Anregung und Erweiterung des Blickes, wie sie die ausgedehnten Wanderungen und die Berührung mit anderen, kulturell teilweise schon höher entwickelten Völkern zur Folge haben mußten. Dafür haben sie aber auch ihre völkische Eigenart bis heute bewahrt, eine Tatsache, die die wichtigste Grundlage für die stetige und völlig selbständige Kulturentwicklun der Germanen von der ältesten Vergangenheit bis zur Gegenwart bildet. In der Reinerhaltung unseres arischen Blutes liegt die Stärke des deutschen Volkes. Möge sich unser Volk dieser Wahrheit jederzeit bewußt bleiben.

Neben der Reinerhaltung der Rasse waren aber auch noch andere Faktoren für die Entwicklung eines eigenen Kulturlebens von großer Bedeutung, und zwar zunächst die Gestaltung des Landes selbst, dessen reich gegliederte Küsten in doppelter Richtung kulturfördernd wirkten. Zunächst dadurch, daß sie dem Lande einen trefflichen Schutz gegen einbrechende fremde Völkerstämme darboten, und damit nicht nur Störungen in der Stetigkeit der Kulturentwicklung, wie sie andauernde oder häufig sich wiederholende Kriege im eigenen Lande immer zur Folge haben müssen, verhinderten, sondern auch die Mischung mit fremdartigen Eroberern verhüteten und so zur Reinhaltung der Rasse beitrugen. Nicht einmal die kurzköpfigen Träger der Glockenbecherkultur, die wir doch von der Pyrenäenhalbinsel durch fast ganz West- und Mitteleuropa bis nach Ungarn verfolgen können, sind bis in jene urgermanischen Gebiete vorgedrungen, denn die schlanken Zonenbecher in den spätsteinzeitlichen Gräbern der jütischen Halbinsel und Südschwedens, die man früher vielfach als Glockenbecher angesprochen hat, haben sicher nichts mit diesen zu tun, sondern stellen sich als die Abkömmlinge einer ureignen bodenständigen altgermanischen Gefäßform dar.

Eine kaum weniger wichtige Wirkung der Küstengestaltung lag darin, daß sie die Entwicklung der Schiffahrt in hohem Maße begünstigen mußte. Wie weit man es hierin schon in sehr früher Zeit gebracht hatte, das beweisen deutlich die zahlreichen Schiffsbilder in den nordischen Felsenzeichnungen, die früher der Bronzezeit zugerechnet wurden, jetzt aber von manchen schon in die jüngere Steinzeit verlegt werden. Bei einzelnen dieser Bilder sind ganze Flotten dargestellt, und von der Größe der Schiffe geben uns die Ruderbänke eine Vorstellung, deren Zahl 23, 25, ja selbst 28 beträgt. Dies entspricht einer Zahl von 56 Ruderleuten, zu denen noch eine entsprechende Zahl von Kriegern und sonstigen Hilfsmannschaften hinzugerechnet werden muß. Selbstverständlich setzen Flotten und Schiffe von dieser Größe eine durch viele Generationen fortgesetzte Übung im Schiffsbau und in der Schiffahrtkunde voraus, und in der Tat lehren die in den Kjökkenmöddingen Dänemarks aufgefundenen Reste von Fischarten, die nur auf hoher See vorkommen, daß unsere nordischen Vorfahren sich schon in jener frühen Zeit weit in das offene Meer hinauswagten.

Anderseits weisen diese mächtigen Flotten von vornherein auch auf sehr weite Eroberungsfahrten hin, die sich nicht nur auf die nächsten Küstengebiete erstreckten. In der Tat liegen nicht nur zahlreiche Zeugnisse für das Eindringen skandinavischer Stämme auf den britischen Inseln vor, sondern auch die Ausbreitung der großen Steindenkmäler entlang den Küsten der Nordsee und des Ozeans läßt sich nur von diesem Gesichtspunkte aus verstehen, gleichgültig, ob der Steingräbergedanke im Norden entstanden und von nordischen Seefahrern nach Westen und Süden weitergetragen worden ist, oder ob umgekehrt seine Heimat an der Küste des Ozeans liegt und zurückkehrende nordische Völker die neue Grabsitte in ihre Heimat mit hinübergenommen haben.

Diese gewaltigen Leistungen müssen unsere Bewunderung um so mehr erregen, als die Nordsee und der Ärmelkanal wegen der dort herrschenden Stürme die Schiffahrt bedeutend erschwerten und gefährdeten. Anderseits mußten diese Verhältnisse wiederum in hohem Grade erzieherisch wirken. War doch der ständige Kampf mit den aufgeregten Elementen das beste Mittel, um den Körper zu stählen, den Mut zu stärken, den Willen zu festigen, die Beobachtungsfähigkeit zu steigern und eine feste, kühne Entschlossenheit und starre Beharrlichkeit heranzubilden.

In notwendigem Zusammenhang mit der mehr und mehr sich entwickelnden Seeschiffahrt muß die Erwerbung hinreichender astronomischer Kenntnisse gestanden haben, ohne die ein Befahren der von Stürmen und Nebeln heimgesuchten Nordsee ganz undenkbar ist. Namentlich müssen den Anwohnern der Nordsee schon frühzeitig die periodisch wiederkehrenden Meeresschwankungen, und unter ihnen wieder die für die Schiffahrt so verhängnisvollen Syzygien und ihr Zusammentreffen mit den Mondphasen aufgefallen sein. Noch heute pflegt man, wie die meisten übrigen Kulturgüter, so auch die Sternkunde als ein Geschenk des semitischen Ostens aufzufassen, obschon die Bewohner des Zweistromlandes gar nicht einmal eine besondere Veranlassung zur Beobachtung der Gestirne hatten. Aber schon die soeben angestellten Erwägungen zeigen ohne weiteres, wie sich unsere Vorfahren selbständig diese Kenntnisse erworben haben müssen. In der Tat weisen auch zahlreiche archäologische Tatsachen darauf hin, daß schon in der indogermanischen Vorzeit und dann wieder in der urgermanischen Periode ein ausgebildeter Astralkult als unmittelbare Folge der Himmelsbeobachtung bestanden haben muß. Außer den reichen goldenen Sonnenkultgefäßen der 4. Bronzeperiode und dem Trundholmer Wagen der 2. Bronzeperiode und verschiedenen Sonnenscheiben aus der gleichen Zeit gehören hierzu vor allem jene gewaltigen steinzeitlichen Bauwerke, der Steinkreis von Avebury und der Stonehenge von Amesbury, wo an den großen Jahreszeitfesten das gläubige Volk sich in langem Zuge durch die Feststraße bewegte, wo der Priester über dem blumengeschmückten Sonnenhirsch und dem weißen Roß das Opfermesser schwang und zu Ehren des Sonnengottes in der mehr als 3 km langen Rennbahn die leichten Rennwagen in fröhlichem Wettkampfe dahinflogen. Und ebenso dürfen wir aus den Ergebnissen der vergleichenden Sprachforschung und Mythologie wie aus zahlreichen archäologischen Tatsachen schon für sehr frühe Zeiten eine ausgebildete Verehrung des Mondes erschließen, der neben dem Sonnenlauf auch die Grundlage der arischen Zeitrechnung bildete. Ja selbst gewisse Sterne scheint man schon frühzeitig verehrt zu haben, und es ist nicht unmöglich, daß manche der rätselhaften Näpfchen und Labyrinthfiguren, für die man noch immer keine durchweg befriedigende Erklärung hat, wenigstens teilweise dem Sternenkult dienten.

Schließlich mußte die Nähe des ewig wechselnden endlosen Meeres auch noch auf die Ausbildung des Gemüts und der Phantasie von großem Einfluß sein. Und wenn man uns Deutschen nachrühmt, das Volk der Denker und Dichter zu sein, so dürfte der Grund hierzu schon in der Steinzeit gelegt worden sein. Tatsächlich erzählen uns ja die Felsenzeichnungen und zahlreiche Darstellungen auf nordischen Bronzegeräten von der dichterischen Schaffenskraft unseres Volkes, wenn wir auch noch weit entfernt sind, jede einzelne dieser Darstellungen mit Sicherheit erklären zu können. Und noch mehr bezeugen uns dies jene gewaltigen Blasinstrumente, die merkwürdigen Luren, die sowohl in rein technischer Beziehung wie hinsichtlich ihres Tonreichtums, ihrer Tonfälle und Klangfarbe in Europa einzig dastehen und die kein anderes Volk des Altertums hervorzubringen vermocht hat. Nur ein Volk mit großer dichterischer Veranlagung und großer Tiefe des Gemüts konnte es zu so hohen musikalischen Leistungen bringen, wie wir sie aus seinen wunderbaren Instrumenten erschließen dürfen.

Außer der Nähe des Meeres und der Gestaltung der Küsten müssen aber auch die klimatischen und Bodenverhältnisse direkt und indirekt auf die Bevölkerung wie die von ihr

entwickelte Kultur von Einfluß gewesen sein. Ein sehr kaltes Klima hält jede Kulturentwicklung zurück, wie es das Wachstum der Tiere und Pflanzen hemmt. Ein vorherrschend warmes Klima wirkt auf Körper und Geist erschlaffend, fördert das Zustandekommen epidemischer und namentlich endemischer, an der Volkskraft zehrender Krankheiten, vermindert die Fortpflanzungsfähigkeit und führt allmählich zu einer Entartung der Rasse. Ein kontinentales Klima mit seinen extremen Schwankungen, wie wir es beispielsweise in den weiten Steppen und Tundren Ostasiens vor uns haben, vereinigt gewissermaßen die Nachteile des nordischen und des warmen Klimas. Wie günstig lagen also die Verhältnisse in der Urheimat der Germanen, wo bis zum Ausklingen der Bronzezeit ein durchaus mildes Klima herrschte, das sogar noch um 2 Grad wärmer war als heute, das aber dank dem ausgleichenden Einflusse des weit das Land umspülenden Meeres eine große Gleichmäßigkeit aufwies. Die klimatischen Verhältnisse waren also dem Gedeihen des Menschen wie der Tier- und Pflanzenwelt ungemein günstig, und sie waren es um so mehr, als gleichzeitig auch die wellige Beschaffenheit der Bodenoberfläche, der fast überall vorhandene Wasserreichtum und die den europäischen Nutzpflanzen im allgemeinen zusagende chemische Zusammensetzung des Bodens die Weidewirtschaft, den Ackerbau und das Gedeihen üppiger Wälder ermöglichten. Die Anfänge des Ackerbaus reichen im Norden bis in die Periode der Küchenabfälle zurück, und ebenso zeugen die zahlreichen Reste von Rind, Schaf, Schwein und namentlich Pferd von einer schon früh einsetzenden ausgedehnten Viehwirtschaft. Von dem Waldreichtum erzählen jene mächtigen Schiffe und Flotten, die wir schon oben kennen gelernt haben. Denn ohne geeignetes Baumaterial und — wie ich vorausgreifend schon hier bemerken will — ohne das zur Holzbearbeitung vorzüglich geeignete Werkzeugmaterial hätte der nordische Schiffbau trotz aller Rassenvorzüge der Bevölkerung und trotz der günstigen Gestaltung der Küste niemals die Höhe erreichen können, wie wir das oben feststellen konnten.

Verhältnismäßig arm ist das Land an natürlichen Bodenschätzen. Gold, Kupfer und Zinn fehlen vollständig, und wenn wir trotzdem in den altgermanischen Gebieten in den Frühperioden der Metallzeit eine so reich ausgestaltete Bronzekunst erblühen sehen, wie in keinem anderen Lande Europas, so ist dies in besonderen Ursachen begründet, auf die wir später noch zurückkommen werden. Ebenso fehlen dem Lande die mächtigen Marmorlager Griechenlands und Italiens, ohne die die Griechen und Römer trotz aller ihrer reichen Begabung niemals jene reiche Architektur entfaltet, niemals jene herrlichen Kunstwerke der Plastik geschaffen haben würden, die wir noch heute neidlos bewundern. Wären diese Marmorlager im Norden vorhanden gewesen, so würde der im Kunstgewerbe in so hohem Grade und so frühzeitig zum Ausdruck kommende Formen- und Schönheitssinn unserer altgermanischen Vorfahren die von der Natur gebotenen Schätze und Anregungen zu künstlerischer Betätigung gewiß nicht weniger willig entgegengenommen haben, als es die Griechen und Römer getan haben, und die edlen Kunstwerke, wie sie der Boden von Hellas und Rom in überreicher Fülle von sich gibt, würde auch der nordische Spaten hervorzaubern. Nur das Holz, das wir schon als wesentliche Vorbedingung für die erstaunliche Entwicklung des Schiffsbaues kennen gelernt hatten, bot sich unter den eigenen Landeserzeugnissen als einigermaßen brauchbares Material zur Betätigung auf dem Gebiete der Bau- und plastischen Kunst dar, doch mußte hier diese Kunst infolge der faserigen Struktur des Holzes von vorn

herein in ganz andere Bahnen gelenkt werden, als es bei dem feinkörnigen und gleichmäßigen Gefüge des klassischen Marmors der Fall war.

Kargte also der nordische Boden mit den Schätzen, denen Hellas zum guten Teil seine hohe Kunst und Kultur verdankt, so bot das Land dafür in freigebigster Weise ein anderes treffliches Material, das in verschiedener Richtung geeignet und berufen war, seinen Bewohnern schon frühzeitig anderen Völkern gegenüber eine Überlegenheit in sozialer, ethischer, geistiger und ästhetischer Hinsicht zu verleihen, die in ihren Wirkungen auch dann noch fortbestand, als man schon längst zur Metallbearbeitung übergegangen war. Dieses überaus wertvolle, in seinen erzieherischen und kulturfördernden Wirkungen gar nicht genug zu schätzende Material war der Feuerstein, der an keinem anderen Punkte Europas in solcher Fülle und so vorzüglicher Beschaffenheit vorkommt, wie im Norden. Infolge seiner vortrefflichen Eigenschaften, seiner großen Härte, seiner Zähigkeit, seiner Spaltbarkeit fügte er sich mit Leichtigkeit in die mannigfachsten Formen, und er bot dadurch einem begabten Volke, das diese Eigenschaften voll auszunutzen verstand, nicht nur die Anregung zur Erfindung immer neuer Gerätetypen, sondern zugleich auch die Möglichkeit, den Kunst- und Schönheitssinn in höchstem Maße zu entwickeln, wie uns dies ja die in endloser Mannigfaltigkeit und geradezu erstaunlicher Feinheit ausgeführten nordischen Feuersteingeräte zeigen.

Aber auch noch indirekt wirkte der Reichtum an Feuerstein und seine hervorragende Güte kulturfördernd. Denn je mannigfaltiger und feiner die aus ihm hergestellten Geräte waren, um so formenreicher und eleganter mußten die mit diesen Werkzeugen angefertigten Gegenstände sein. Der wichtigste Stoff für diese bildete das in reicher Fülle und vortrefflicher Qualität zur Verfügung stehende Holz, das nicht nur das Material für die Schiffe lieferte, sondern auch zur Herstellung von allen möglichen sonstigen Gegenständen geeignet war. Die kleinen Schmalmeißel, namentlich jene mit hohler Schneide, und die zuweilen staunenswert fein gezähnten Sägen lassen in der Tat auf Holzarbeiten von hervorragender Eleganz und Zierlichkeit schließen. Und die reiche nordische Holzarchitektur, die sich nach Professor Haupt schon in verhältnismäßig früher Zeit entwickelt haben muß, wurzelt sicher in dieser uralten Kunst, die ihrerseits wieder ihr Erblühen neben der natürlichen Begabung ihrer Träger den vom Boden dargebotenen Materialien verdankt.

Und wenn wir die technischen Fertigkeiten und den Kunstsinn der Bevölkerung zunächst an den Materialien, die die Anregung zu ihrer Entfaltung gegeben hatten, sich heranbilden sehen, so ist es doch ohne weiteres einleuchtend, daß diese erzieherischen und kulturfördernden Wirkungen sich nicht nur auf diese beschränken konnten, sondern daß sie sich auch in allen übrigen Künsten und Gewerben geltendmachen mußten. Schon oben hatten wir die an sich sehr befremdende Tatsache festgestellt, daß trotz Fehlens von heimischen Kupfer- und Zinnerzen die germanische Bronzetechnik und -kunst in den älteren Abschnitten der Bronzezeit eine Höhe erreicht, wie es bei keinem anderen Volke Europas der Fall war. Hier haben wir die einfache und natürliche Erklärung vor uns. Durch die langwährende vorzügliche Schulung in den vorangegangenen Perioden war das Volk sowohl in technischer Hinsicht wie in seinem Kunstempfinden soweit herangereift, daß es nun auch dem neuen Material in jeder Richtung gewachsen war.

Außer in der bisher behandelten Weise muß der große Feuersteinreichtum mittelbar schließlich auch noch auf die Entwicklung der körperlichen und Charaktereigenschaften und

des weiteren auch auf die politische Machtstellung eingewirkt haben. Der Besitz so vortrefflicher Waffen, wie sie kein anderes Steinmaterial lieferte, mußte dem betreffenden Volke anderen, weniger begünstigten Völkern gegenüber eine hohe kriegerische Überlegenheit verschaffen, die ihrerseits wieder dazu anspornte, die kriegerischen Fähigkeiten in jeder Richtung zu pflegen und weiter zu entwickeln und dadurch die Durchbildung des Körpers wie des Geistes und Charakters in hohem Maße begünstigte. Die großen See- und Reiterschlachten, die uns die nordischen Felsenzeichnungen veranschaulichen, bilden ein beredtes Zeugnis für den kriegerischen Sinn dieses Volkes. Diesem kriegerischen Sinn und dem starken offensiven Geiste ist es in der Hauptsache zu danken, daß die Germanen ihre Länder gegen das Eindringen fremder Völkerscharen zu bewahren wußten und so ihre Rasse in der Reinheit erhalten konnten, wie wir dies oben kennen gelernt haben. Diese in der Steinzeit zuerst entwickelten kriegerischen Eigenschaften haben sich dann in allen Perioden fortgeerbt, und noch heute bilden sie die Grundlage für die Stärke unserer Armee.

Als eines weiteren wertvollen Geschenkes des Landes haben wir endlich noch neben dem großen Wildreichtum, der zur Ausübung der Jagd einlud und so zur Entwicklung der Kriegstüchtigkeit beitrug, des Bernsteins zu gedenken, der namentlich vom Einsetzen der Bronzezeit ab ein wichtiges Handelsgut bildete und die Zuführung jener gewaltigen Mengen von Bronze ermöglichte, wie wir sie heute in den erstaunlich reichen Bronzefunden in unseren nordischen Museen vor uns sehen. Außer der Bronze wurde gegen den Bernstein auch noch Gold in reicher Menge eingetauscht, das namentlich zur Herstellung der prächtigen Diademe und eleganten Eidringe, vor allem aber der goldenen Sonnenscheiben und der reichen Kultgefäße diente, wie wir sie u. a. in dem von Kossinna jüngst ausführlich behandelten Goldfunde von Eberswalde vor uns haben. Kein anderes Land Mitteleuropas kann sich in dieser Hinsicht auch nur annähernd mit den von Germanen bewohnten Gebieten messen, und wo wir ausnahmsweise außerhalb dieser Gebiete auf Goldgefäße stoßen, da zeigen sie in Form, Technik wie Verzierungsweise ein so ausgesprochen nordisches Gepräge, daß an ihrer germanischen Herkunft kein Zweifel aufkommen kann.

Ich bin am Schluß meiner Ausführungen und möchte daran nur noch einige kurze Bemerkungen über die weitere Entwicklung unseres Volkes knüpfen. Wenn auch die günstigen geographischen Bedingungen, die wir in Vorstehendem als ein so wichtiges kulturförderndes Moment kennen gelernt haben, bei der fortschreitenden Entwicklung mehr und mehr an Bedeutung verloren und mit der Ausbreitung der Germanen über das heutige Norddeutschland und später auch die übrigen Gebiete Deutschlands sogar völlig in Wegfall kamen, so blieben doch ihre Wirkungen auch in der Folgezeit bestehen. Die Charaktereigenschaften, die Kriegstüchtigkeit, die technischen und künstlerischen Fähigkeiten, die das Volk in Jahrhunderte währendem Ringen und Schaffen in seiner einstigen Heimat erworben hatte, sie mußten auch in den Nachfahren weiterleben, als deren Urväter schon längst den heimischen Boden verlassen hatten. Und daß sie sich diese Eigenschaften auch noch in viel späteren Perioden bewahren konnten, das verdanken sie in der Hauptsache dem Umstand, daß sie auch in der Folgezeit in ihren neuen Sitzen nach Möglichkeit Mischungen mit fremden Völkern vermieden und es in stolzem Bewußtsein der eigenen Tüchtigkeit verabscheuten, fremden Sitten und Moden zu folgen. In allen vorgeschichtlichen Perioden sehen wir daher in den germanischen Gebieten die Kultur ihre eigenen Wege gehen, und wie in der Stein- und älteren

Bronzezeit, so zeigt auch noch in der römischen Kaiser- und der Völkerwanderungszeit das germanische Kulturgerät ein durchaus selbständiges Gepräge. Wo die Germanen und ihre späteren Nachkommen ihre völkische Eigenart verleugnet und sich fremden Einflüssen unterworfen haben, da haben sich immer auch schon bald die verhängnisvollen Wirkungen davon gezeigt. Das durch die zahllosen Kriege der deutschen Kaiser auf italischem Boden bedingte Eindringen des Römlingtums im späteren Mittelalter führt zu einer tiefen moralischen Versumpfung und geistigen Verarmung, aus der uns erst die befreiende Tat eines Luther emporgezogen hat. Die Nachahmung französischer Sitten im 17. und 18. Jahrhundert führt schließlich zu der tiefen Erniedrigung unseres Volkes in den Tagen Napoleons, und erst mit dem Erwachen des deutschen Volksbewußtseins gelingt es, die schmachvollen Fesseln zu brechen. Heute leben wir im Zeichen der Anglomanie. Die Körper und Geist stählenden Leibesübungen, mit denen die germanischen Stämme ihre Volkskraft verjüngten und die dann zur Zeit des erwachenden Deutschtums Turnvater Jahn in neuer Gestalt der deutschen Jugend zurückgebracht hat, sie sind einer faden Sportfexerei gewichen, deren zersetzende Wirkungen in einem widerlichen Snobismus und in einer geradezu erschreckenden geistigen Verflachung unserer deutschen Jugend von Tag zu Tag mehr in die Erscheinung treten. Und wie heute und in geschichtlicher Zeit, so war es auch schon in vorgeschichtlicher Zeit. Mit dem Nachäffen keltischer und illyrischer Moden in der dritten und vierten Bronzeperiode geht Hand in Hand ein Verfall der einst so blühenden Bronzekunst, zugleich aber auch eine Einbuße in der politischen Machtstellung. Die Grenzen des germanischen Gebietes, die schon in der 2. Bronzeperiode weit nach Süden und Westen vorgeschoben waren, weichen gegen Schluß der 3. Periode an einzelnen Punkten nicht unbeträchtlich zurück, und erst in den folgenden Perioden gelingt es, die verlorenen Gebiete zurückzuerobern und nunmehr dauernd zu erhalten.

So bildet also auch die Vorgeschichte für uns ein warnendes Menetekel. Möge unser Volk daraus ersehen, daß unsere Stärke auf der Erhaltung unserer völkischen Eigenart, auf der Freihaltung von fremdem Blute und fremden Sitten beruht.

Die Blütezeiten der germanischen Kunst

Von Kgl. Baurat Hochschulprofessor Dr. Albrecht Haupt, Hannover

Ganz gewaltig haben sich die Anschauungen über die Kultur und die Kunst unserer Vorfahren geändert und sind im Begriffe, sich noch viel mehr zu ändern.

Von jeher war der Norden und seine Völker denen des Südens mehr ein Gegenstand des Grauens als der Beachtung. In Sümpfen und Wäldern oder gar in kimmerischer Finsternis lebten dort nach südlicher Anschauung Wilde, von Zeit zu Zeit furchtbare Horden ausstoßend, die die klassischen Völker erschreckten und gewaltig an ihren Toren rüttelten. Nur rohe Naturkraft schien ihnen eigen, und erst mit der Bekehrung zum Christentum drang auch ein Strahl des Lichtes in jenes wüste Dunkel. Langsam wurden aus den gefürchteten wilden Barbaren gesittetere Menschen und organisierte

Völker, die aber erst seit dem eigentlichen Mittelalter auf eine Stufe mit den übrigen Europäern zu stellen waren.

Das war nicht nur früher, nein, bis vor wenigen Jahrzehnten oder selbst Jahren die herrschende Auffassung, ja ist sie bei unzähligen noch heute.

Und doch war schon bei den ältesten Alten von Hyperboräern die Sage und Rede, die nördlich des Nordwindes in reich gesegneten Gauen in ewiger Gesundheit und Blüte ein reines und seliges Leben führten, edler Götterverehrung und der Pflege menschlicher Vollkommenheit gewidmet; denen nur ein langer Tag und eine lange Nacht im Jahre, und dort, fern und sicher vor des Südens Sünde und Kampf ein ideales Dasein beschieden sei. Wie ein Klang aus dem goldenen Zeitalter klingt das, oder wie die Glocken des in der Tiefe der Ostsee versunkenen nordischen Vineta. —

Aber unüberschreitbare Grenzen trennten Süden und Norden, wenn auch auf schmalen Handelswegen allerlei Ware von einem zum anderen floß, Bernstein nach Süden, Bronze und Edelmetall nach dem Norden. Und wenn schon Herodot gehört hatte, daß dort oben noch Menschen wohnten, so beherrschte auch ihn der Glaube an schreckhafte Natur und wilde Nordvölker. —

Es fängt, wie ich schon bemerkte, langsam an anders zu werden. Möglichkeiten, ja Gewißheiten erscheinen, die man früher nicht geahnt. Vor allem sind es da die Gräber und ihr Inhalt, die uns wie durch einen schmalen Türspalt ein wenig Einblick gewähren in den helleren Glanz verschwundener Welten, denen wir freilich nur allzu schwer näher kommen können. Aber es steht z. B. bereits fest, daß über ganz Europa im zweiten Jahrtausend vor Christ eine ziemlich gleichmäßige Kultur verbreitet war, die wir heute die der Bronzezeit nennen; in Griechenland steht an ihrem Ende die sogenannte mykenische Zeit. Aber in dieser Bronzezeit — es ist erstaunlich — treten die vollkommensten und künstlerisch schönsten Erzeugnisse gerade in Bronzeguß, zum Teil auch in Gold, im germanischen Norden, insbesondere auch in Skandinavien auf, bezeugen also, daß diese Gegenden damals hinter den südeuropäischen keineswegs zurückstanden. Aber jede sonstige Kunde aus jenen fernen Zeiten ist uns geschwunden.

Da muß uns mancherlei andere Erwägung helfen. In Amerika in manchen heute noch in völliger Unerforschtheit liegenden Gegenden, so in den tiefen Wäldern Yukatans, stößt des Reisenden Fuß plötzlich an ungeheures Steinwerk. Riesige Ruinen erheben sich vor seinen Augen; Spuren einstiger großer Städte, Tempel, Burgen. Von ihren Bewohnern zeugt sonst nichts; selbst die Zeit, da solche gelebt haben müssen, ist gänzlich unbekannt.

Auch im inneren Südafrika erzählen die Forscher von ähnlichem; von Spuren von Städten, die man in die Zeiten Salomos setzen will, als zu dem alttestamentlichen Lande Ophir gehörig. Mächtige Reste einstiger Herrlichkeit, von der sonst jede Kunde und jede Spur verschwunden ist. Und die doch einst war! Aber wenn nicht jene ungeheuren und unverwüstlichen Steinwerke wären, — niemand könnte mehr etwas von ihr auch nur ahnen. —

Denken wir da des alten Ägypten, so ist es da nicht viel anders. Wären nicht die riesenhaften Steingebirge ihrer Tempel und Gräber, — was wollten und könnten uns die wenigen historischen Nachrichten sagen, die sonst noch von ihnen übrig sind. Ihre

Geschichte lesen wir heute erst aus und an ihren Bauwerken, in ihren steingemeißelten Hieroglyphen, aus ihren Papyrusschriften.

Noch eine Erwägung: Das ungeheure China, nicht viel weniger das Inselreich Japan sind uralte Kultur- und Kunstländer, die heute noch lebendig sind und die Eigenart ihres Kulturdaseins bis in die Jetztzeit gerettet haben. So sehen wir diese noch lebend vor Augen.

Aber sie ist im Untergange begriffen. Vermutlich ist in einem halben Jahrhundert vom alten China, wie es heute noch lebt, — kaum mehr Großes übrig. Denn seine Bauwerke sind Holz und Papier, und nur die Fundamente seiner Tempel und Paläste, seine Festungsmauern sind aus Stein. Wären über diese Länder schon vor Jahrhunderten verwüstende Völkerstürme dahingegangen, wie über so viele andere, so wüßte man heute gar wenig mehr von ihnen und ihrer Kunst. Denn ihre Seidengewänder und ihre Papierwände, ihre bizarr geschweiften Holzhäuser und ihre lackierten Möbel — nichts davon widersteht starkem Sturm der Zeit; es wäre wie Asche zerstoben. Nichts wäre übrig, als Bronzen und keramische Arbeiten. Sonst würden sie leergeschwemmt sein, wie von einer Sturmflut, — viel grausamer als Mexiko oder Peru, von deren einstiger Größe doch noch mächtige Tempeltrümmer, Teokallis und Stufenpyramiden erzählen. —

Was diese Beispiele alle besagen wollen: große Kultur- und Kunstzeiten verschwinden fast spurlos, wenn nicht vor allem eine mächtige Steinbaukunst ihr Andenken erhält, oder sie bis in Zeiten hineinragen, die ihr Wesen literarisch und darstellend erfassen und aufbewahren. Ja selbst — was wissen wir wirklich von den Inkas, die doch erst im 16. Jahrhundert durch die christlichen Spanier vernichtet wurden? —

Ist es darum nicht zunächst sehr möglich, daß jene oben erwähnten Werke einer in Altgermanien hervorragend entwickelten kunstgewerblichen Fähigkeit, jene fast viertausendjährigen herrlichen Bronzearbeiten, nur die Begleiterscheinung einer auch auf allen anderen Gebieten weit fortgeschrittenen Kunst oder Kultur gewesen sein können, deren übrige Dokumente nur verschwunden sind, weil ihr Material nicht wie die Bronze, der Zeit standhielt, geschichtliche Nachrichten darüber aber ganz fehlen. Deren Poesie spurlos dahinging wie ihre Musik. Und doch zeugen auch von dieser z. B. noch hochentwickelte Blasinstrumente, wie wir solche aus jener Zeit nirgends sonst wieder finden. Zeigen uns doch auch mehr als dreitausendjährige Felsenzeichnungen gewaltige, starkbemannte Schiffe, selbst völlig durchgebildete vierräderige Wagen und was dergleichen Kulturbeweise mehr sind, die von einem Leben jener Hyperboräer Zeugnis geben, wie es auf gleichem Gebiete fortgeschrittener nirgends in Europa existierte!

Die Frage ist nun allerdings die: inwieweit stimmen diese Ideen mit der einstigen Wirklichkeit nun auch tatsächlich überein? und wie weit ist auf den übrigen für uns wichtigen Gebieten die vermutete Kultur in Wahrheit vorhanden gewesen? Hat sie sich nicht doch in der Hauptsache auf das beschränkt, wovon wir noch Zeugnisse finden? —

Zur Beurteilung dieser scheinbar kaum zu beantwortenden Frage hilft es, in der Entwicklung derselben Germanen anderthalb Jahrtausende weiterzuschreiten, bis in das erste Jahrtausend nach Christ, etwa in die Zeit, da das übervölkerte Germanien mit seinen Völkermassen den Süden überflutete und eroberte.

Auch da gab es der bisher herrschenden Ansicht nach in germanischen Ländern noch keine Kunst, die sich mit anderer bekannter vergleichen ließe. Wenigstens war vor einem Menschenalter davon keine Ahnung vorhanden.

Aber die Gräber haben begonnen sich zu öffnen. Die ältesten Kirchenschätze zeigten ihre Herrlichkeiten, und es ergab sich, daß gerade jene germanischen Jahrhunderte schon vor dem Eindringen des Christentums nach Altgermanien und in der nächstfolgenden Zeit wenigstens auf dem Gebiete der Metallbearbeitung und Durchbildung eine Überfülle wunderbarer eigenartigster Schönheit erzeugt hatten, die rein nordischen Ursprungs war. Große Fürsten der heidnischen und ersten christlichen Zeit, wie Childerich, Theoderich, Theudelinde, Reccesvinth, Svinthila u. a. hatten in Gräbern und Kirchen reiche Schätze aufgespeichert, die uns im kleineren jene verschwundenen Königshorte wiederholen, die berühmten Schatzkammern der alten milden Germanenfürsten, aus denen sie ihre Helden und Blutsfreunde ehrend zu begaben pflegten.

Die Reste beschränken sich freilich ganz ausschließlich auf das, was für die nun gerade vorliegende Bestimmung geeignet war; und auch davon ist nur übrig geblieben, was durch die Unverwüstlichkeit des Stoffes und des Schicksals besondere Gnade gerettet wurde. Also zunächst handelte es sich um alles das, was zur persönlichen und körperlichen Ausstattung des Verstorbenen zu rechnen war an Kleidung, Schmuck und Bewaffnung, auch weiterer Ausrüstung und schönen Gefäßen aus Ton. Für die Kirchenschätze, was sich als kostbarer Kirchenzierat charakterisiert: Altargerät und Schmuck, Lampen, Weihegaben überhaupt. Darunter sind Reliquiare, Kreuze, Kelche, Bücher mit Deckeln, Gold- und Silberarbeiten aller Art; Edelsteinarbeiten und anderes aus vornehmem Material, wie Elfenbein, Gefertigtes. —

Sonst fand man zunächst nichts; aber das Erwähnte trat hervor in immer wachsender Fülle und Schönheit, ja überwältigender Pracht. Insbesondere spielte der Schmuck der Kleidung sowie das Riemenzeug von Mann und Pferd eine große Rolle. Kupfer, Bronze, Eisen, Silber, Gold, Email, tauschierte und niellierte Arbeit, Edelsteinbesatz, kurz, alle Metalle und Mittel, sie zu verzieren, waren in allen möglichen Anwendungen vorhanden. Guß, getriebene oder gehauene, geschnittene oder gestanzte Behandlung zeugte von hoher handwerklicher und künstlerischer Geschicklichkeit. Aber auch Reste von Kleidung gab es: grob und fein gewebte Stoffe in Wolle und Leinen, gemustert, ein- und mehrfarbig, Brokate mit Gold- und Silberfäden fanden sich vor. Gesticktes und geschnittenes Leder selbst an den Schuhen. Edelstein- und Kleinodbesatz der fürstlichen Kleidung zeugten von repräsentativer Prachtentfaltung. Wir wissen auch, daß das reichste Pelzwerk übliche Tracht der Germanen war, nicht nur im Norden, sondern auch bei den Franken und den italienischen und spanischen Ost- und Westgoten. Und diese Überreste einer überreichen Kultur sind in ganz gleichmäßiger Verbreitung überall gleichartig zu finden, wo Germanen herrschten und wohnten, von Spanien, Afrika und dem Pontus Euxinus an bis nach dem hohen skandinavischen Norden hinauf. In Schweden und Norwegen sogar ganz besonders reich und schön, vielleicht allerdings, weil dort die Fundstätten für solche Schätze noch am wenigsten gestört oder beraubt waren.

Und alle diese Gegenstände zeigen nun den besonderen germanischen Stil der Völkerwanderungszeit. Häufig überreich in Ornament und Erfindung, ungemein streng in

ihrer stilistischen Haltung, voller Phantastik, voller Eigenart urnordischen Gepräges, — bilden sie heute ein besonderes Kapitel in der Geschichte des Kunstgewerbes, das in seiner vielfarbigen Pracht manche andere Kapitel, die anderen Völkern gewidmet sind, weit überglänzt.

Kurz, es fehlt hier gar nichts, um diese Zeit als ebenbürtig neben jede andere Kunstzeit anderer Völker stellen zu dürfen, — als die Ergänzung dieser Werke durch kleine und große Baukunst und die mit dieser verbundenen Werke der Skulptur und Malerei, sowie die literarischen Denkmäler ihrer Poesie und ihrer sonstigen geistigen Tätigkeiten.

Aber da sind ungeheure, kaum ausfüllbar erscheinende Lücken. Freilich erzählen die Schriftsteller seit der Mitte des ersten Jahrtausends von großen baulichen Schöpfungen der germanischen Herrenvölker Europas, von der Errichtung zahlloser Kirchen in den ersten christlichen Zeiten, von Palästen, Burgen, Denkmälern. Aber selbst von diesen Steinwerken ist wenig genug geblieben, da es in den folgenden Zeiten meist wieder zerstört wurde. Und was übrig ist, fügte sich naturgemäß im ganzen dem in den eroberten Südländern bisher Üblichen an und scheint auf den ersten Anblick gar wenig germanische Eigenart besessen zu haben, vielmehr ein Epigonentum der Antike. — Doch ist dies zum Teil nur Schein und ändert sich bei genauerer Untersuchung in mancher Hinsicht. —

Wenn wir schärfer nachdenken, so erscheint uns aber auch die übliche und allgemein verbreitete Schlußfolge nicht wohl haltbar, daß jene herrlichen kunstgewerblichen Arbeiten der germanischen Völker in den ersten christlichen Jahrhunderten das einzige Schöne gewesen wären, was sie damals hervorgebracht oder nur besessen hätten, — daß sie im übrigen einfach rohe Wilde geblieben wären.

Ist doch die auf die Dauer unhaltbare Vorstellung von Völkern noch immer nichts ungewöhnliches, die einerseits in bezug auf vollendete Prachtentfaltung in Schmuck, Gerät und Kleidung und aufgehäuften Schätzen wie prächtige Lebenshaltung das Staunen ihrer Mitwelt erregt, im übrigen aber ein roh barbarisches Dasein geführt hätten. Die ältesten Vorstellungen vom Orient waren nicht viel anders, haben sich aber längst als falsch erwiesen.

Um so weniger gilt das bei eingehender Betrachtung und liebevollem Eingehen auf ihre Art von unseren Vorfahren. Ganz unbedeutend scheinende Dinge gewähren uns da oft plötzliche tiefe Blicke in jene verschwundene Welt, — werfen wie Blitze hellen Schein in tiefes Nachtdunkel. So erscheint es wunderbar, wenn wir auf den viertausendjährigen Felsenzeichnungen des skandinavischen Nordens Männer sehen, die auf mächtigen Hörnern blasen, — stets gruppenweise. — Und wenn wir aus den Gräbern wohlerhalten auftauchen sehen die Originale dieser metallenen Hörner, die berühmten Luren der Nordgermanen, von edler künstlerischer Form, — und im Dreiklang — mehrstimmig — aufeinander gestimmt! —

So fand man im schwäbischen Oberflacht allerlei merkwürdigen Hausrat in Holz, und darunter mehrfach Reste von — Saiteninstrumenten. Ganz eigenartig aus dem vollen Holze herausgearbeitet, mit dünnem Boden, der sich wie ein Stück Leder gekrümmt hatte, — und kräftigen Zargen, ganz wie ein Stück einer Geige; die Decke

fehlte freilich, vom Halse aber waren noch Spuren übrig. Kurz, die Reste eines Instrumentes, das offenbar mit einem Bogen gestrichen wurde, — aus der späteren Völkerwanderungszeit. Wer denkt da nicht des kühnen Volker von Alzeie, der unter des Hunnenkönigs Türe auf einem Steine die Wache für die Burgunden hielt:

Da klangen seine Saiten und hallten durch das Schloß,
Die Kunst und seine Kräfte, die waren beide groß,
Drauf sanfter nun und süßer zu geigen er begann,
Und wiegte in den Schlummer gar manchen sorgenvollen Mann.

Und stammt der Sang von Volkers süßem Geigenschall nicht aus einem Gedicht aus der Völkerwanderung? Denn wenn auch etwa des Kürnbergers Kunst bald nach 1100 das Lied von der Nibelungen Not in Reim und Strophen gebracht haben wird, — es selber war in uralten Stabreimen längst vorhanden gewesen.

Weiß man heute doch auch, daß unser altes Volkslied tief in jener Urzeit wurzelt, — und daß seine Weisen, die heute nur als einfache Melodie erscheinen, ursprünglich alle stets mehrstimmig gesungen wurden. —

Bedenken wir dies alles, so tritt mit monumentaler Gewißheit vor uns das Vorhandensein einer hoch entwickelten Kunst der Töne im germanischen Volke seit den ältesten Zeiten. Das Volk, aus dessen Alter Mozart und Wagner entstehen konnten, konnte auch in seiner Jugendzeit wohl kaum ohne diese edle Kunst gewesen sein.

Und mit der Dichtkunst war es nicht anders. Freilich sind die letzten Reime unserer alten germanischen Dichtung längst verloren, und der Scheiterhaufen, auf dem der fromme Ludwig die Sammlung der noch übrigen alten Gesänge seines Volkes, die sein Vater in weiser Würdigung hatte aufschreiben lassen, dem Hasse fremdländischer Pfaffen opferte, er bezeugte im Bilde und in Wirklichkeit den Untergang der alten deutschen Poesie. Aber sie war dagewesen, und wie von den alten deutschen Göttergeschichten, die von christlichem Fanatismus bis zum letzten ausgerottet wurden, haben sich wenigstens ein paar Trümmer in den hohen Norden in verkümmerter Gestalt gerettet, die in Islands Eisgefilden in den Liedern der älteren und jüngeren Edda noch Jahrhunderte später gesungen und dann niedergeschrieben wurden. Sind es auch nur entstellte Fetzen einst wunderbar gewirkter Teppiche und herrlicher Gewebe, — so zeugen sie doch unwiderleglich von deren einstigem Vorhandensein. —

Und stammte nicht, wie oben gesagt, auch das erste Nibelungenlied aus den alten Zeiten der Völkerwanderung, deren zwei gewaltigste Gestalten, Attila und Theoderich, es eng zusammenrückt, von denen der zweite freilich erst geboren wurde, als der erste starb? Und ist dies herrlichste Epos der Germanen uns vielleicht minder wert, als die homerischen Gesänge den Griechen oder die Aneis den Römern? —

Alle diese Zeugnisse hohen und feinen Geistes im alten Germanien reden von vergangenen und verschwundenen Welten, zwischen die und uns die Zeiten einen scheinbar unausfüllbaren Abgrund befestigt haben. Und der Grund dessen war und ist überall die Vergänglichkeit der nordischen Kunstäußerungen. Wie sollten uns Gesänge bleiben, deren einzige Fortpflanzung von Mund zum Ohre ging, — die gewaltsam unterbrochen wurde!

Und wie sollten uns Städte, Tempel und Burgen bleiben, wie sie das alte Ägypten,

Griechenland und Rom in ungeheuren Massen aufweist, — wenn sie alle aus dem so leicht vergänglichen Stoffe des Holzes bestanden hatten, ebensowohl die Mauern und Türme der Schlösser und Städte, wie die stolzen Königshallen, die Tempel und die späteren ersten Kirchen und Dome der germanischen Christenheit!

Jeder Feuerbrand, der in sie geworfen einen Balken entzündete, legte ein Jahrhundertwerk in Asche. Wissen wir es ja doch aus der Geschichte noch, daß jede unserer mittelalterlichen Städte mit mathematischer Gewißheit spätestens alle dreihundert Jahre einem Riesenbrand zum Opfer fiel. Alter sind nur die langsam erwachsenden Steingebirge der Dome und Kirchen, die immer wieder aus sie umzingelnden Flammenmeeren allein sich retteten.

Hier ist es nun geradeso, wie mit dem in den höchsten Norden geretteten Rest unserer germanischen Dichtung und Mythologie.

In Norwegens tiefen Gründen stehen noch einsam einige Reste von uralten Kirchen, in Holz überreich geschnitzt, Zeugen einer verschwundenen vormittelalterlichen Baukunst aus Holz. Aus kolossalen Grabhügeln hat man seit einigen Jahrzehnten Schiffe ausgegraben, die, seit den Tagen der Wikinger dort tief in die Erde versenkt, alten Seekönigen und Königinnen als Gräber dienten. Und den Toten hatte man vieles beigegeben, was ihnen auf ihrem Wege dienen sollte: Schmuck, Kleidung und Waffen, Betten und Stühle, Wagen und Pferde, Nachen, Schlitten, Jagdhunde und Vorräte, geschlachtete Haustiere, Wild und andere Speise mit Getränk, kurz, des täglichen Lebens nordischer Vornehmer Notdurft und Bequemlichkeit. — Alles das in einem hölzernen Hause zusammengestellt um die Leiche des Bestatteten, und in einem Schiffe, das an kunstreicher Herstellung und glänzender schiffsbauerischer Geschicklichkeit allem vorangeht, was unsere Schiffszimmerleute heute noch zu machen wissen.

Dazu aber, was da aus Holz hergestellt war, Schiff, Haus, Wagen, Schlitten, Nachen, Möbel usw. großenteils auf das herrlichste geschnitzt und geschmückt, von einem Überreichtum an Formen und verzierenden Gestaltungen, daß alle die Pracht des Schmuckes in Gold, Silber und Bronze, die wir aus unseren Gräbern kennen, noch dahinter zurückstehen muß. Alles ein Beweis dafür, daß jener Reichtum an künstlerischer Gestaltung im Kunstgewerbe keineswegs etwas vereinzeltes im nordischen Leben war — nur einem Schmuckbedürfnis in sonst roher Barbarei entsprungen —, sondern sich in jedem uns bis jetzt zugänglichen Gestaltungsbereich wiederholte.

Und jene uralten norwegischen Gebäudereste, heute an Kirchen vernutzt, fanden noch lange Zeit Nachfolge in herrlich geschnitzten Bauteilen des Mittelalters, insbesondere Kirchenportalen und dergleichen, und wurden fortgesetzt bis ins späte Mittelalter durch reich geschmückte Holzbauten für das tägliche Leben, für Wohnhäuser und Vorratsräume wie Kirchen; langsam, aber immer bescheidener und ärmer werdend, bis fremde eingedrungene Bau- und Lebensweise es ganz erdrückte.

Kurz — wir haben hier die Beweise nicht nur, sondern auch noch greifbare Reste aus einer großen umfassenden Kunsttätigkeit der Zeit der Wikinger, in einem der stillsten und zurückgebliebensten Winkel Altgermaniens, der ihr Zuflucht gewährte, wie Island den germanischen Mären. —

Es bedarf keiner Kühnheit um zu folgern, daß was dort in der Enge in einer

späten Zeit noch sich betätigte, ebenso sicher längst vorher in den Gauen des eigentlichen Mutterlandes, des engeren Deutschlands, in großem Maßstabe vorhanden gewesen sein muß, ganz, wie die germanische Dichtkunst oder auch die Mythologie im eigentlichen Germanien einst sich hervorbildete, aber auch zur Vollkommenheit entwickelt haben muß. Der Hauptkörper ist völliger Vernichtung anheim gefallen, weil sich an seine Stelle ganz anderes gesetzt hat. Aber er muß dagewesen sein; und wie sich der Forscher aus nur einem übrig gebliebenen Knochen eines vorzeitlichen Tieres ein sicheres Bild wenigstens von seiner einstigen Größe und ungefähren Gestalt zu machen vermag, so sagen uns jene Reste ähnliches Gewisses.

Wenn wir an diesem einmal Gewonnenen festhalten, so finden wir Bestätigung plötzlich überall. Alte Schriftsteller erzählen von den hölzernen Bauwerken in Germanien, aber auch von Städten und Burgen, schon zu Cäsars Zeit und früher. Wenn sie im ganzen für diese Kunst kein Verständnis haben, so rühmen doch offenere Geister der folgenden Jahrhunderte die herrlichen Städte der Deutschen, die prächtigen Königshallen und Residenzen ihrer Fürsten, ohne zu unterlassen zu sagen, daß sie alle kunstvoll aus Holz erbaut seien. Und die Gesetze wie die Geschichte der Ost- und Westgoten, der Burgunden und Langobarden beweisen uns deutlich, daß, wenn diese deutschen Völker im Süden später auch ihre Kirchen und Paläste nach der Sitte des Landes in Stein herstellten, daß ihre eigenen Wohnhäuser (wie unsere norddeutschen Städte es ja heute noch zeigen) alle in Holz, in Fachwerk oder Blockbau errichtet waren. Hat doch Theoderich seinen Goten in Ravenna noch die arianische Hauptkirche aus Holz erbaut!

Wer schärfer zusieht, bemerkt auch langsam, daß alle jene erwähnten Steinbauwerke, die an sich der südlichen Art zu folgen scheinen, in ihrem formalen Teil durchaus nordisch holzmäßig und nach Zimmermannsart gebildet sind, wie wenn es sich gar nicht um Marmorquadern, sondern um eichene oder tannene Balken handelte. Ihr Schmuck ist nicht wie mit dem Meißel gehauen, sondern wie mit dem Zimmermannsmesser geschnitzt.

Und wer unseren nordischen romanischen Domen und ihrer Schmuckweise nachgeht, wird mehr und mehr inne, daß diese ganz und gar nur aus nordischem Zimmermannswesen zu verstehen ist, daß der Name „romanisch" ganz und gar nicht auf sie paßt. Es ist diese Bauweise vielmehr eine Übertragung der nordischen baulichen Auffassung auf den in der Entwicklung fortschreitenden und sich einbürgernden Steinbau, der nur sehr langsam zur Übernahme des Gewölbes schreitet. Aller Schmuck aber, alles Ornament beruht unbedingt auf einer Holzbildhauerei, deren Formales jener nordischen Wikingerschnitzerei ungemein nahe steht. Es mag neu sein und noch so stark angezweifelt werden; ich habe die felsenfeste Überzeugung, daß unsere deutsche Zierweise des 11. bis 13. Jahrhunderts, die wir „romanisch" nennen, lediglich eine Fortbildung der im deutschen Lande vor ihr im herrschenden Holzbau üblichen war, genau wie man es im norwegischen Norden verfolgen kann, wo die „romanischen" Holzschnitzereien sich deutlich als Fortbildung der Wikingerkunst erkennen lassen. —

Der deutschen Poesie und Gottesverehrung wie der alten Bestattungsart machte das Christentum ein jähes gewaltsames Ende, der deutschen alten Kunst der von Süden eindringende Steinbau. Von beiden blieb scheinbar nicht eine Spur; nur aus ver-

streuten Winzigkeiten haben wir uns eine Art Bild davon wieder aufbauen müssen. Und doch war dies alles einst; so sicher wie wir heute Ähnliches im alten China noch lebendig sehen, was mit völliger Gewißheit den Keim des Todes und baldigen Verschwindens in sich trägt. Das Vorhandensein einer großen alten und jüngeren Kultur und Kunst in China wird doch heute von niemandem bestritten werden dürfen. Es bedürfte für die Folgezeit nur wieder des Eintrittes einer allgemeinen Verwilderung und Verwüstung, wie sie schon mehrfach über die Menschheit hereinbrach, um auch von ihr die Spuren so gut als ganz zu verwischen. —

So können wir sicher sein, daß jene für uns so ganz unzugänglich gewordene Zeitepoche bis zum völligen Siege des Christentums in germanischen Gauen nicht nur eine hohe Blüte auf dem Gebiete des Kunstgewerbes ihr eigen nannte, wie wir das ja jetzt mit Händen greifen und mit Augen sehen können, — sondern daß in ihr auch die anderen Künste, vor allem die Baukunst — in gewissem Sinne auch die mit ihr verbundene Skulptur und vielleicht (?) die Malerei — sodann aber die feinsten und edelsten Zeugnisse des menschlichen Geistes, Musik, Poesie und Gottesverehrung einen uns heute leider nirgends mehr greifbaren Höhepunkt erreichten. Wir haben demnach gerade diese Epoche als eine der künstlerischen Hochzeiten Germaniens anzusehen, und ich bin sicher, daß sich mit jedem dahin gehörenden Funde diese Gewißheit klarer herausstellen wird. —

Und so ist es durchaus nicht unwahrscheinlich, daß auch die ältere, von uns zuerst berührte Zeit eines hohen Standes der Kleinkünste, die wir nordische Bronzezeit nennen, eine solche allgemeinen Hochstandes auf dem Gebiete aller künstlerischen und geistigen Tätigkeiten war, wenigstens soweit das in den damals gegebenen Grenzen als möglich anzusehen ist.

Daß die germanischen Völker hoher Leistungen auf dem Gebiete nationaler Kunst überhaupt fähig sind, insbesondere das deutsche, haben ja spätere Zeiten hinreichend bewiesen. In der öfters berührten Kunstperiode, die wir als „romanisch" zu bezeichnen pflegen, hat sich gutes deutsches Wesen wenigstens zum Teil wieder in hervorragender Art ausgesprochen, und die großen Dome am Rhein, wie die deutschen Kaiserpfalzen, insbesondere der Hohenstaufen, sind durchaus als klassisch zu bezeichnende Höchstleistungen echt nationaler Kunst.

Und noch einmal hat man bei uns einen völlig sprechenden Ausdruck deutschen Wesens in der Kunst zu finden gewußt: in den Tagen der Renaissance seit Dürer, Holbein, Kranach und so vielen anderen. Unsere deutschen Städte und Schlösser jener Zeit könnten auf keinem anderen, als deutschem Boden entsprossen sein. Diese eigentümlich malerische Baukunst ist deutsch bis ins tiefste Herz hinein.

Aber am deutschesten ist und bleibt sie in den alten Holzstädten Hildesheim, Goslar, Braunschweig, Halberstadt und anderen um den alten herzynischen Wald herum, den letzten Zeugen und Abkömmlingen aus jener Kunstzeit, die ich hier aus dem Dunkel zu holen suchte, und deren allerletzte noch vorhandene Verwandte im hohen Norden soeben hervorkamen aus den Königsschiffen der Wikingerzeit.

Die germanische Weltanschauung in den Werken Richard Wagners

Von Prof. Dr. Reinhold Freiherrn v. Lichtenberg, Berlin-Südende

Die geistige Kultur eines Volkes findet ihren höchsten, sinnlich wahrnehmbaren Ausdruck in der Kunst, denn jede wahre Kunst bringt das geistige Fühlen und Erleben, die Weltanschauung des Volkes zur Darstellung. Jenen Künstlern ist darum die höchste Bewunderung zu zollen, die durch ihre Werke die Weltanschauung ihres Volkes in umfassender, reinster und idealster Weise überliefern und der Nachwelt erhalten.

Die Weltanschauung, d. i. die Art, wie der Mensch sich und seine Mitwelt zum Weltganzen in Beziehung gesetzt denkt, hat drei Seiten, nach denen sie in Erscheinung tritt, das Weltbild, die Religion und den Mythos. Das Weltbild ist die Vorstellung des Weltganzen, die Religion ist der Glaube an eine göttliche, alles Geschehen regelnde Macht und hat den ewigen Wechsel von Entstehen und Vergehen, von Geborenwerden und Sterben zur Grundlage. Diesen Wechsel dachten die Alten zunächst durch ein göttliches Elternpaar, die Mutter Erde und ihren Gemahl, den Himmelsgott, bewirkt. Von demselben ewigen Wechsel und Wandel geht auch der Mythos aus, aber zu ursprünglich anderen Zwecken, nämlich um eine feste Zeiteinteilung zu gewinnen. Diese bot der regelmäßig vor sich gehende Wandel der Mondgestalt vom Vollmonde zum unsichtbaren Schwarzmond und wieder zum Vollmond, und diesen Gestaltenwechsel suchte man sich durch Erzählungen der Schicksale eines Helden zu erklären, der ein Ungeheuer bekämpft, von diesem verschlungen wird und dann wieder siegreich aus dem Leibe des Ungeheuers zum Vorschein kommt. Auf einer jüngeren Entwicklungsstufe wurden Religion und Mythos im religiösen Kulte verschmolzen, und auf dieser Stufe steht schon die älteste schriftliche Überlieferung. Die zur Verehrung der Götter veranstalteten Mysterienspiele, welche das den Wechsel von Entstehen und Vergehen leitende Walten des göttlichen Elternpaares durch mimische Darstellungen der Schicksale des Mondhelden der in Verehrung harrenden Menge zur Anschauung brachten, bildeten den ältesten religiösen Kult und sind die Grundlage des Theaters.

Das Werk des Meisters von Bayreuth, Richard Wagner, ist ganz und gar auf dem uralten arischen Mythos in der Fassung, den ihm die Germanen gaben, aufgebaut; in diesem Werke ist der germanischen Weltanschauung ein herrliches Denkmal gesetzt, das sie auch über unsere heutige in Materialismus versunkene Zeit, für alle späteren Geschlechter, die wieder ideal zu denken und zu leben lernen werden, rein und strahlend bewahrt.

Schon in früher Jugend wurde Wagner, wie er selbst in seiner Lebensbeschreibung „Mein Leben“ schildert, mächtig von der Mythologie angezogen, und das Theater flößte ihm heilige Schauer ein; ebenso stark wirkte auch das Märchen auf ihn. Das Märchen aber ist aus dem Mythos entstanden, indem die einst vom Monde abgelesenen Taten des Mythenhelden immer mehr vermenschlicht und so gleichsam vom Himmel auf die Erde versetzt wurden. Bereits in seinem Jugendwerke „Die Feen“ nach Gozzis Märchen „La donna serpente“ wendet sich der Zwanzigjährige ganz dem Märchen zu, und der spätere Meister ist in diesem Werke bereits deutlich zu erkennen. Das musikalische

Leitmotiv ist bereits ein wichtiges, den Sinn unterstützendes Ausdrucksmittel, und der fortab in allen Werken Wagners aus den Motiven des Mythos hervorwachsende und die Werke herrlich beschließende Erlösungsgedanke tritt auch hier bereits auf.

Dieser Erlösungsgedanke ist eine wundervolle ethische Vertiefung, die erst durch Wagner als abschließende Bekrönung dem Mythos hinzugefügt wurde. Ursprünglich waren dem Mythos als reiner Kalender-Erzählung sittliche Begründungen der Handlung fremd, es wurden nur Ereignisse berichtet. Durch die Verbindung mit dem religiösen Kulte kamen dann auch sittliche Gedankengänge mit hinein, und diese finden sich besonders deutlich in den germanischen Fassungen der arischen Mythen, die zuweilen schon nahe an die Erlöser-Idee herankommen, sie aber nie so bestimmt zum Ausdruck bringen, wie die Werke Wagners. Wenn bei Wagner ein Mann die Erlösungstat vollbringt, so geschieht dies stets durch eine Tat des Heldentums, also durch eine Eigenschaft, die alleine nach altgermanischer Anschauung dem Manne seinen wahren Wert verleiht. Dieses Heldentum kann sich in zwei Richtungen äußern. Einmal nach außen durch mutige Besiegung der Feinde oder Überwindung furchtbarer Gefahren. Solches Heldentum bietet die Grundlage aller germanischen Mythen und Sagen. Im „Rheingold" schildert Wagner wundervoll die urzeitliche Entstehung dieses germanischen Reckentums. Mit dem Golde, das er verflucht, brachte Alberich das selbstsüchtige, nach Gewinn gierende Streben in die Welt. Zu höheren Zwecken, nämlich um als Weltenherrscher die Ordnung aufrecht zu erhalten, entriß Wotan dann Alberich den Ring. Dabei verstrickte er sich aber selbst in Schuld, und er muß laut der Verträge, die er mit den Riesen geschlossen, diesen den Ring überlassen. Verträge aber binden den eigenen Willen, machen den Menschen unfrei. So sieht sich Wotan selbst unfähig, der Welt die Erlösung von dem durch Alberich über sie gebrachten Unheil zu bringen, und er sinnt auf Mittel für diese Erlösung. Unter dem Goldschatze des Nibelungen, den der Riese Fafner gierig zusammenrafft, befindet sich auch ein Schwert, das der nur niederen Zielen zugängliche Riese verständnislos fortwirft. Da enttaucht Wotans Gedanken die Erlösung durch das Heldentum, und unter den sieghaften Klängen des Schwert-Motives erhebt Wotan das Schwert. Damit ist in eindrücklicher Weise der uralt germanische Gedanke veranschaulicht, den Theodor Körner in die Worte faßte:

„Das letzte Heil, das höchste liegt im Schwerte."

Aber auch ein anderes Heldentum betätigt Wotan in den übrigen Werken des „Ring des Nibelungen", nämlich das nach innen gerichtete Heldentum der Selbstüberwindung. Er selbst ist an Verträge gebunden, damit sind es auch die von ihm geschaffenen Helden, Siegmund und Siegfried; sie bleiben seine Geschöpfe und können mithin die Welt nicht von dem Fluche Alberichs erlösen. Dies kann Wotan selbst erst dann, nachdem er sich zu dem Entschlusse durchgerungen hat, zugleich mit dem Tode Siegfrieds auch die Rückgabe des Goldes an die Rheintöchter und den Untergang der Götter herbeizuführen. Damit schafft er gleichsam Raum für eine neue und reinere Welt. Diese Welt zeigt uns Wagner im Parsifal und zwar in christlichem Gewande. Er schildert aber nicht das, was die Menschen aus dem Christentume gemacht haben, sondern das Christentum, wie es der reinen und heldenhaften Auffassung der Germanen wohl entsprochen hätte. Denn auch Parsifal ist ein Held, auch er vollbringt zuerst mutige, nach

außen gerichtete Taten. Durch die Strafrede des Gurnemanz nach der Tötung des unschuldigen Schwanes erwacht in Parsifal das Mitleid, und dieses Mitleid erweckt in ihm bei der Verführung durch Kundry die Erkenntnis der Sünde. Damit erst wird Parsifal fähig, durch Selbstüberwindung die Erlösung der Gralsritter herbeizuführen.

Die Frauengestalten Wagners wieder bewirken, wenn sie die Trägerinnen des Erlösungsgedankens sind, wie Senta im „Fliegenden Holländer" und Elisabeth in „Tannhäuser", die Erlösung durch Selbstaufopferung, zu der sie durch reinste, selbstlose Liebe getrieben werden. Auch in dieser Selbstaufopferung beruht Heldentum, und dieses wird geweckt durch das Mitleid mit dem furchtbaren Schicksale des geliebten Mannes. Das echte weibliche Wesen hat in den Wagnerschen Frauengestalten seine schönste Verklärung gefunden, und auch die Frau in ihrer Schwäche, wie Elsa, oder in dem unbeugsamen Stolze und treuem Festhalten an dem Altüberlieferten, wie Ortrud, flößen uns Ehrfurcht ein, so daß wir daran gemahnt werden, was schon Tacitus von den alten Germanen sagt: „Sie meinen, daß dem Weibe etwas Göttliches inne wohne."

Die uralt germanischen Eigenschaften, das Heldentum, das Mitleid und die reine Verehrung des Weibes haben also in den Werken Wagners das schönste und dauernde Denkmal erhalten. Sie alle werden uns im „Ring des Nibelungen" an der Gestalt der Brünnhilde wieder vor Augen geführt. Sie ist eine der Schlachtenjungfrauen Wotans, also Heldin, ihr als dem Götterkinde wird Verehrung von Göttern und Menschen entgegengebracht, sie gelangt durch das Mitleid ebenfalls zur Erlösertätigkeit. Zum ersten Male regt sich dieses Mitleid, als sie durch den Kummer Siegmunds um das Geschick der schlafenden Sieglinde bewogen wird, dem Befehle Wotans zu trotzen, und Mitleid mit den Göttern und der in Schuld verstrickten Welt ist es, das sie bewegt, auf dem Scheiterhaufen Siegfrieds sich selbst zu opfern und damit die Erlösung durch die Götterdämmerung herbeizuführen.

Dem Mitleide nahe verwandt ist auch die den Germanen seit je ganz besonders eigene Liebe zu den Tieren. Wie ergreifend ist es, wenn in der „Götterdämmerung" Brünnhilde ihr Pferd Grane mit der Bitte an Siegfried übergibt, ihm oft Brünnhildes Gruß zu bringen; wie tief gemütvoll berührt es, wenn der junge Siegfried unter der Linde sich seine Mutter nicht anders als mit den Augen des Rehes vorstellen kann. Erschütternd ist die Rede des Gurnemanz an der Leiche des Schwanes, womit er das Mitleid in Parsifals Brust weckt; und solche Züge finden sich noch mehr in den Werken des Meisters, der ja selbst im Leben stets eine innige Liebe zu den Tieren hegte. In vortrefflicher und herzerquickender Weise hat Hans v. Wolzogen das Verhältnis zu den Tieren, wie es sich sowohl im Leben Wagners als auch in seiner Kunst äußerte, dargestellt in dem prächtigen Büchlein: „Richard Wagner und die Tierwelt. Auch eine Biographie" (Leipzig, Verlag Hartung & Sohn, 1890).

Diese aus reinster, idealer Weltanschauung entspringenden Eigenschaften, die, ebenso wie die in des Meisters Werken oft geschilderte höchste Treue, das innerste Wesen der Germanen bilden, beseelen alle Götter, Männer und Frauen in Richard Wagners Musikdramen. Sie alle finden sich auch bereits im germanischen Mythos und in dem daraus entstandenen Deutschen Märchen, denn die Germanen konnten natürlich ihre Götter und Menschen nur so schildern, wie sie es selbst empfanden. Das großartig

Neue bei Wagner ist aber, daß sie hier die Triebfeder der ganzen Handlung bilden, während die alten Sagen und Erzählungen mehr Tatsachen berichten, so daß diese Eigenschaften nur ab und zu geschildert werden, wenn der Bericht über die Aufeinanderfolge der Handlungen einmal unterbrochen wird, und einzelne Züge aus dem Seelenleben der Helden berichtet werden.

Der nur auf das Wort als solches angewiesene Erzähler kann auch nicht anders vorgehen; er muß sich bescheiden, einmal die äußeren Geschehnisse für sich, dann wieder besonders das, was seiner Helden Inneres bewegt, zu schildern. Anders bei Wagner; dadurch, daß er durch die sogenannten Leitmotive Musik und Dichtung in innigsten Zusammenhang brachte, sie sich gegenseitig durchdringen ließ, war er nicht mehr auf Sonderschilderungen wie der Erzähler angewiesen, sondern, während die äußere Handlung fortschreitet, wird der Zuhörer durch die Musik über die innere Begründung und über jede seelische Regung der handelnden Personen aufgeklärt. Damit aber konnte Wagner seine Handlungen wunderbar ethisch vertiefen.

In dem Tristangedichte Gottfrieds von Straßburg z. B. mußte die einen Treubruch gegen König Marke bedeutende und darum sündige Liebe Tristans und Isoldes damit erklärt werden, daß beide, nachdem sie von Brangäne den Liebestrank erhalten haben, der Wirkung eines wirklichen und unentrinnbaren Zaubers unterliegen. Viel tiefer und im Gemüte befriedigender erklärt Wagner mit Hilfe der Musik diese Liebe. Tristan und Isolde lieben sich schon lange, im Treuegefühle gegen Marke hielt sich Tristan aber von der Braut seines Königs fern. Darum will Tristan den Todestrank allein trinken, denn Isolde muß Marke erhalten bleiben. Isolde aber entreißt ihm den Trank, und nun glauben beide angesichts des Todes sich ihre Liebe gestehen zu dürfen, denn beide ahnen nicht, daß sie statt des Todestrankes den Liebestrank genossen haben. Mit dieser inneren Begründung, auf die nur wenige Worte der Handlung, wohl aber die ganze Musik hinweisen, konnte der Meister eine nur äußerliche Zauberwirkung vermeiden, während Gottfried auf sie angewiesen war, um dem germanischen Gemüte den sonst für dieses unbegreiflichen Zwiespalt zwischen der Liebe zum Weibe und der Treue gegen den König zu erklären. Damit aber kehrte Wagner wieder zu einem echten, alten Bestandteile des arischen Mythos zurück, von dem sich Gottfried ganz entfernt hatte. Es ist dies das in vielen Mythen wichtige Motiv der verlassenen Braut, nach dem der Held (Theseus und Ariadne, Siegfried und Brunhilde, und viele andere mehr) durch eine Verkettung von Umständen gezwungen ist, seine Braut einem anderen zu überlassen. Dieser Zug ist im alten Mythos von den beiden sich gegenseitig anziehenden und wieder verdrängenden Mondhälften, der lichten und der schwarzen, abgelesen. Durch Zauber oder durch äußere, grausame Schicksale erklärt dies der Mythos, erst Wagner war es vorbehalten, durch rein germanische Eigenschaften uns diesen Zwiespalt seelisch näher zu bringen.

Auch in anderer Weise verstehen wir durch die Musik in den Werken des Meisters den Mythos und damit den Gang der Handlung viel besser, als es sonst möglich wäre. So erzählt Siegmund, unkund seiner Herkunft, dem Hunding die Leidensgeschichte seiner Jugend und wie er in wildem Kampfe vom Vater versprengt wurde, den er dann vergeblich suchte. Wenn aber zu den Worten „Den Vater fand ich nicht“ das Walhall-

Motiv ertönt, so wissen wir, daß Wotan der Vater Siegmunds ist und nach Walhall zurückkehrte. Oder wenn Wotan den Siegmund fällen mußte, Brünnhilde in Schlaf versenkt, und wenn bei Wotans Worten im Feuerzauber: „Wer meines Speeres Spitze fürchtet, durchschreite das Feuer nie" das Siegfrieds-Motiv erklingt, das uns schon durch Brünnhildes Weissagung an Sieglinde bekannt ist („den hehrsten Helden der Welt trägst du, o Weib, im schirmenden Schoß"), so erfahren wir damit, daß Siegfried der von Wotan ersehnte freieste Held ist, zugleich wissen wir aber auch, daß Siegfried von Wotans Wunsch und Wollen abhängig und damit der für die Götter und Menschen so nötigen Erlösungstat nicht fähig ist.

Die Nibelungensage ist uralt-germanisch; sie war einst die rein germanische Fassung des allgemein arischen Mythos. Wie sehr sie im deutschen Gemüte wurzelt, erkennen wir schon daran, daß sie auch, als in der Renaissance die alte deutsche Überlieferung in der gelehrten Vorliebe für griechische und römische Sagen erstickt zu werden drohte, dennoch im Herzen des Volkes stets weiterlebte. Vom Mittelalter bis heute waren die Erzählungen vom „hörnernen Siegfried" stets ein Vorwurf, den sich Volksdichter gerne wählten, und den auch der größte dieser Volksdichter, Hans Sachs, behandelte. Aber auch die ältesten uns erhaltenen Fassungen stammen leider aus zu jungen Zeiten, als daß der wahre Kern des in die ältesten Urzeiten zurückreichenden Mythos deutlich darin zum Ausdrucke käme. Die nordische Edda, die uns so viele germanische Mythen erhalten hat, ist erst in christlicher Zeit niedergeschrieben und enthält dadurch mancherlei christliche Umdeutungen. Das mittelhochdeutsche Nibelungenlied ist ganz in geschichtliche Erinnerungen aus den Zeiten der Völkerwanderung und der Hunnenkriege eingekleidet und entfernt sich darum stark von dem ursprünglichen Sinne. In beiden Dichtungen aber kann der von germanischem Geiste durchdrungene Seherblick des wahren Dichters den eigentlichen Kern des Mythos noch wohl erkennen; diesen Seherblick besaß Richard Wagner, und darum war er der Berufenste, den wahren Geist und Inhalt des alten Mythos aus all dem Beiwerk, das im Laufe der Jahrtausende ihn umschlungen und verhüllt hatte, wieder herauszuschälen und damit uns nicht nur den reinen Mythos selbst wieder zu schenken, sondern auch die germanische Weltanschauung und innerstes germanisches Wesen, die ja auch in unserer heutigen materiellen Zeit von einer starken Kruste von Fremdem und Undeutschem umhüllt sind, wieder zu reinstem, idealem Ausdruck zu bringen.

Soeben erwähnte ich, wie schon in die Edda christliche Umdeutungen hereinkamen, wie aber auch in diesem Gewande der Mythos doch erhalten blieb. Ganz verschwinden konnte er nämlich nie, und er ist heute in vielen Äußerungen des Lebens und in unserer Sprache noch viel lebendiger als man gemeinhin ahnt. Denn er war nur ursprünglich eine einfache Erzählung zum Zwecke der Zeiteinteilung, schon durch die spätere Vereinigung mit der Religion im Kulte wurden sittliche Erwägungen in die Erzählung mit aufgenommen, und die Taten der Helden wurden außerdem nicht nur äußerlich so dargestellt, wie man es von wirklichen Ereignissen her kannte, auch die Beweggründe, die zu den Taten führten, konnten natürlich nur so geschildert werden, wie die Germanen wirklich dachten und fühlten. Diese Art zu denken und zu fühlen ist aber der innerste Besitz der arischen Rasse im Allgemeinen, der Germanen im Be-

sonderen, wodurch sie sich von dem Wesen anderer Rassen unterscheiden. Dies gilt von Urzeiten bis heute. Auch wir Spätgeborenen können, soweit wir noch reiner Rasse sind, nicht anders empfinden als unsere Vorfahren; und da der Mythos ein Ausdruck germanischen Empfindens, germanischer Weltanschauung ist, konnte auch der Wechsel vom Heidentum zum Christentum nichts daran ändern; die alten Gedanken erschienen später in christlichem Gewande, ihr innerster Kern blieb derselbe. Ein Beispiel hierfür bietet die Gralssage. Das heilige Gefäß, die heilige Schale ist ein Bestandteil, der schon von den fernen Zeiten an, da noch alle Arier gemeinsam und noch nicht nach Völkern getrennt in Europa zusammenlebten, dem arischen Mythos eigen war. Mit dem Christentum wurde diese Schale des Göttertrankes in die Schüssel des Abendmahls, in der auch das Blut Christi aufgefangen ward, umgewandelt, das Wesen der alten Sage blieb aber das gleiche.

Vor dieser neuen Fassung des alten Kernes machte der Meister natürlich auch nicht Halt; Lohengrin, Tannhäuser und Parsifal führen den Mythos in christlichem Gewande vor. Dies gab Wagner die Gelegenheit, auch den Wandel der äußeren Lebensformen bei gleichem Inhalte zur Anschauung zu bringen. Im Lohengrin und Tannhäuser ist aus dem alten Reckentum das mittelalterliche Rittertum geworden; im Lohengrin äußert sich dieses in kühnen Waffentaten, und der Kampf des alten, noch nicht ganz abgestreiften Heidentumes mit dem neuen Christentume wird in Ortrud versinnbildlicht. In dem Werke „Tannhäuser" sehen wir das höfische Leben der Ritter und wie sie Verehrung der Frau mit der Kunstpflege zu vereinen wußten. Wie im Parsifal das nach außen gerichtete Heldentum durch Mitleid zum inneren Heldentum und zur Erlösung sich wandelt, sahen wir schon, ebenso wie dieselben Triebkräfte schon im „Ring des Nibelungen" wirksam sind. Es bleiben also durch alle Zeiten die gleichen Seelenregungen: Heldentum, Verehrung des Weibes, Mitleid, die dem Germanen das Leben veredeln und lebenswert machen. Im Tannhäuser kommt noch die Kunstpflege dazu; auch diese ist den Germanen von ältesten Zeiten an vertraut, das beweisen unter anderem die dem zweiten vorchristlichen Jahrtausende entstammenden und wundervoll tönenden Luren, und schon in Wagners „Feen" überwindet Arindal drohende Gefahren nicht nur mit der Waffe, sondern auch durch die Macht der Musik.

So führen uns die Werke Meister Wagners in erhebender Weise vor Augen und zu Gemüte, wie die Eigenschaften des germanischen Charakters, die Weltanschauung und Lebensauffassung der Germanen von Anfang an bei allem Wechsel der Zeiten sich doch stets gleich blieben, und daß dies auch für jüngere Zeiten noch gilt. Und wie all dies im Leben des deutschen Volkes seine Geltung behielt, das zeigte uns der Meister in seinem nicht dem Mythos, sondern dem Leben selbst entnommenen Werke: „Die Meistersinger von Nürnberg".

Dieses Werk gibt ein anschauliches und getreues Bild von dem Leben der Bürger im Nürnberg des 16. Jahrhunderts. Vortrefflich gezeichnet sind die einzelnen Personen sowohl in ihren liebenswürdigen Eigenschaften als in ihren kleineren oder größeren Schwächen. Von diesem Hintergrunde heben sich drei Gestalten besonders ab: Walther Stolzing als Vertreter des auch in das 16. Jahrhundert hereinreichenden deutschen Rittertumes, dann Pogner, der wieder den auf seinen in redlicher Arbeit verdienten

Wohlstand stolzen, alteingesessenen, vornehmen Bürger, den Patrizier, vertritt, und der Schuster-Poet Hans Sachs. In diesem hat Wagner alle edlen Eigenschaften des deutschen Gemütes in schönster und warm zum Herzen sprechender Weise vereinigt, so daß dieser Hans Sachs das Sinnbild des altererbten, echten deutschen Wesens ist, und zeigt, wie dieses Wesen sich in all den Freuden und Leiden des täglichen Lebens zurechtfindet und sich selbst stets treu bleibt.

Was wir in den auf dem Mythos beruhenden Werken des Meisters gleichsam als das ideale Abbild germanischer Weltanschauung, germanischen Wesens kennen lernten, das sehen wir in den „Meistersingern" im Leben vor uns. Somit ist das Werk Richard Wagners, und besonders in seiner reinsten Erscheinungsform auf dem Hügel zu Bayreuth, ein allumfassendes Denkmal echt deutschen Geistes, das bestimmt ist, diesen Geist auch für die fernste Zukunft treu zu wahren. So erfüllt sich in Bayreuth das Wort Hans Sachsens in den Meistersingern:

„Was deutsch und ächt, wüßt' keiner mehr,
lebt's nicht in deutscher Meister Ehr'!
Drum sag' ich euch:
Ehrt eure deutschen Meister,
dann bannt ihr gute Geister."

Deutsche Geistesbildung

Von Prof. Dr. Johann Georg Sprengel, Frankfurt a. M.

In einer Festrede an der Berliner Universität, bei der Geburtstagsfeier ihres Stifters Friedrich Wilhelms III., sprach in diesem Sommer der zeitige Rektor D. Dr. W. W. Graf Baudissin über „Nationalismus und Universalismus" und kam aus seinem Forschungsgebiet heraus zum Ergebnis, daß die höchste Steigerung des Nationalen, sofern sie nicht etwa auf den Abweg gerät, zum Zerrbild des Menschlichen zu werden, zu seiner reinsten Darstellung führt. In der Tat lehrt uns nicht nur die Geschichte des Judentums, sondern ebenso die des Griechentums, daß große menschliche Kultur völkisch bestimmt ist. War es bei den Juden religiöse, so war es bei den Griechen künstlerische Kultur, durch die jene beiden Völker sich zu einer bedeutsamen Höhe der Menschlichkeit erhoben und auch noch nach ihrem Untergang lebendig fortwirkten. Aber auch bei den Kulturvölkern der Neuzeit begegnen wir der gleichen Erscheinung. Daran ändert nichts, daß alle moderne Kultur Europas im Geiste des Christentums lebt, in vielem auf die Anregungen des griechisch-römischen Altertums zurückgeht und sich gegenseitig mannigfach bedingt. Trotz solcher Einflüsse haben Franzosen und Engländer ganz eigenartige Kulturen entwickelt, die sich in die Besonderheit dieser Völker gründen.

Dem Germanentum waren von Natur die stärksten Eigenkräfte als Wurzelboden eines selbstbestimmten Geisteslebens zugefallen. Einen Prüfstein für die Eigenbegabung der Germanen liefert, wie an dieser Stelle Prof. Dr. Gustav Kossinna ausgeführt hat, bereits die germanische Urgeschichte. Zeugnis dafür legt ab die altnordische Kultur, die

sich, kaum berührt von Fremdem, in Island, dem eisigen Fels im Meer, zu starker und bedeutsamer Geschlossenheit und Eigenart entwickelte. Aber auch das, was die erste Überflutung romanischer Kultur von dürftigen Resten unserer ältesten eigenen westgermanischen Kultur übriggelassen hat, zeigt noch in dieser Trümmerhaftigkeit die gewaltige, schöne und großzügige Eigenart, die in unserem Stamm seit Urzeiten lebendig war; die Zeugnisse der griechischen und römischen Schriftsteller bestätigen es, und die Gesamtheit unserer mittelalterlichen Literatur und Kunst, Sitte und Weltanschauung, dieses trotz mannigfacher Lückenhaftigkeit umfassende Bild des alten Deutschtums in seinen gesamten Lebensäußerungen beweist, daß von unserer eingeborenen Volksart in Wahrheit gilt, was von ihr Klopstock rühmte: Sie war in ihrer stolzen, reinen und reichen Menschlichkeit „gesondert, ungemischt und nur sich selber gleich."

Wie sich diese ursprüngliche Eigenart allen hemmenden und störenden Einwirkungen zum Trotz im Laufe der Jahrhunderte behauptet hat, das kann zu den größten Taten der menschlichen Geistesgeschichte gerechnet werden. Sie hat sogar wie durch ein Wunder die furchtbare Sündflut des Dreißigjährigen Krieges überstanden, in der alles deutsche Wesen rettungslos erstickt schien. Kaum hatte sich das zertretene, verelendete Deutschtum von jener entsetzlichen Drangsal nur notdürftig erholt, so sehen wir es in der großen Geistesbewegung unserer Klassik und Romantik neu verjüngt entstehen und in begeistertem Aufschwung den höchsten Zielen der Menschheit zustreben; wir sehen es die Verbindung mit seiner völkischen Vergangenheit erneuern und von hier aus einen befruchtenden Strom sich in sein ganzes Leben ergießen; wir sehen im 19. Jahrhundert ein von jenen geistigen Quellen getränktes, zugleich wirklichkeitsfrohes Geschlecht heranwachsen und aus ihm den Mann erstehen, der mit Eisen und Blut des neue Deutsche Reich fügte; wir sehen endlich dies neue geistig begründete, im Nationalstaat geeinte Deutschtum zur Weltmacht erstarkt, auf den Ozean der Weltpolitik hinausfahren.

Man kann sich nicht verwundern, wenn die schlimmen Schicksale der Jahrhunderte an dem deutschen Wesen nicht spurlos vorübergegangen sind. Wohl hat es allezeit die Kraft bewiesen, in seinem Kern sich treu zu bleiben, die fremden Einflüsse zu verwerten und zu überwinden, das seiner Art Gemäße sich anzueignen und anzugleichen, die fremden Formen jeder Art mit deutschem Gehalt zu erfüllen, das fremdartig Bleibende wieder auszuscheiden. Aber in ihrer Gesamtheit steckt den Deutschen doch eine Schwäche im Blute gegenüber dem, was weit her ist, eine Nachgiebigkeit, ja eine Vorliebe für das Andersartige. Alle jene Überflutungen fremder Kultur haben ihre Spuren bei uns zurückgelassen, der kirchliche Romanismus der Karolingerzeit und der weltliche des Rittertums; der deutschfeindliche Humanismus des 16., die französische Barockkultur des 17. Jahrhunderts, die Deutschland zeitweilig fast zu einer welschen Geistesprovinz gemacht hatte, eine kulturelle Eroberung, die, verstärkt durch eine ganze Reihe von neuen Vorstößen französischer Kultur während der beiden letzten Jahrhunderte, in den Talschichten unseres Volkes noch immer fortwirkt und sich zeitweilig zu größerer Bedeutung erhob. Es folgte der Neuhumanismus des 18. Jahrhunderts, der gleichfalls als Neuhellenismus noch fortdauert, obwohl ihm auch in dieser reineren Form die wissenschaftlichen und kulturellen Grundlagen durchaus abhanden gekommen sind; dazu kommt neuerdings eine aus dem englischen Gesellschafts- und Sportleben entspringende Welle.

Alle diese fremden Einflüsse haben uns gewiß auch mannigfache Anregung und Bereicherung gebracht. Wir wollen das nicht vergessen und dankbar anerkennen. Es ist ein Vorzug der deutschen Art, sich gegen Fremdes nicht abzuschließen, sich vielmehr alles zu eigen zu machen, was der menschliche Geist zu allen Zeiten und allenthalben ersonnen und geschaffen hat. Die Gefahr dieser Tugend aber lag und liegt darin, daß zwar in den Höhenschichten unseres geistigen Lebens jene fremden Geistesboten den Platz einnahmen, der ihnen zukam, als gern empfangene Gäste, die man freundlich aufnahm und anhörte und mit Dank für mancherlei förderliche Kunde ziehen ließ. In den breiten Niederungen aber verwandelte sich das Verhältnis oft bedenklich und verhängnisvoll: die Fremdlinge gebärdeten sich da als die Herren und setzten sich großspurig an den Tisch, so daß die Kinder des Hauses oft darben mußten.

So blieb in der Breite unseres Kulturlebens, so stolz und frei es sich unter den Händen unserer führenden Geister gestaltete und entwickelte, immer eine empfindliche Schwäche zurück; sie muß von dem gegenwärtigen Deutschtum überwunden werden, sollen wir zur Zukunft unseres Stammes Vertrauen haben, die ein weit größeres Maß gesammelter Kraftentwicklung erfordert als je zuvor. Unserem geistigen Leben, so umfassend, tiefgründig, weitstrebig es sein mag, fehlt es im Bewußtsein der breiten Schichten sichtlich an einer gesunden, wurzelfesten Bodenständigkeit, weil zu viel fremdes Kraut darin wuchert und dem einheimischen Gewächs Boden, Licht und Luft entzieht. Seine Vielseitigkeit, sein Streben nach Allseitigkeit sind dem Deutschtum noch immer ein Hindernis, recht zu sich selber zu gelangen. Die Deutschen haben noch nicht genug den nach Jakob Grimms Wort auf allem Vaterländischen ruhenden Segen erkannt, daß man damit Großes ausrichten kann, seien die Mittel selbst beschränkt; und sie sind weit entfernt von der Erkenntnis des goldenen Überflusses an eigenen Mitteln, geschweige denn ihrer Fruchtbarmachung.

Hier also liegt der wunde Punkt unserer geistigen Kultur, hier muß die Heilung einsetzen. Wir Deutschen müssen uns auf uns selber besinnen, wir müssen bedenken lernen, daß Kultur in höherem Sinne nur nationale Kultur sein kann, daß nur aus den Eigenkräften geheimnisvoll Streben, Größe und Glück einer Nation quillt, wie nur das eingeborene Blut über Wert oder Unwert eines Menschen entscheidet; und wir müssen anfangen, die unerschöpflichen Goldadern eignen Kulturbesitzes für die Gesamtheit unseres Volkes zu münzen, damit es erwerbe und sich wahrhaft zu eigen mache, was wir als Vätererbe besitzen. Nicht anders ist dies möglich als in der Geistesbildung der Jugend, die immer eine der wichtigsten, folgenschwersten Aufgaben eines großen, gebildeten und selbstbewußten Volkes bleibt.

Dies Ziel hat vor etwa vierzig Jahren Friedrich Nietzsche, ein scharfer Gegner unserer Kulturverwälschung und -verfälschung, also ausgesprochen:

„Um so fester halten wir an dem deutschen Geiste fest, der sich in der deutschen Reformation und in der deutschen Musik offenbart hat und der in der ungeheuren Tapferkeit und Strenge der deutschen Philosophie und in der neuerdings erprobten Treue des deutschen Soldaten jene nachhaltige, allem Scheine abgeneigte Kraft bewiesen hat, von der wir den Sieg über jene modische Pseudokultur der ‚Jetztzeit' erwarten dürfen. In diesen Kampf die wahre Bildungsschule hineinzuziehen und besonders im

Gymnasium die heranwachsende neue Generation für das zu entzünden, was wahrhaft deutsch ist, ist die von uns gehoffte Zukunftstätigkeit der Schule: in welcher auch endlich die sogenannte klassische Bildung wieder ihren natürlichen Boden und ihren einzigen Ausgangspunkt erhalten wird."

Mit diesen Worten wurde bereits das Ziel gesetzt, dessen Ausführung der in der Pfingstwoche des Jahres 1912 zu Frankfurt a. M. begründete Deutsche Germanisten-Verband sich zur Aufgabe macht. In dem von damals 200 Gelehrten und Schulmännern — heute sind es bereits 1200 —, Vertretern aller Zweige der Deutschwissenschaft unterzeichneten Aufrufe, der zu diesem bedeutsamen Werke eine stattliche, feierlich und freudig bewegte Versammlung in die Akademie der alten Kaiserstadt zusammenführte, hieß es:

„Mehr und mehr ist in allen Kreisen, denen es um die Zukunft unseres Volkstums ernst ist, die Überzeugung zum Durchbruch gekommen, daß unser deutsches Geistesleben stärker als bisher auf völkische Grundlagen gestellt werden muß. Noch findet dies Bestreben keine freie Bahn. Ihm steht vor allem im Wege, daß der Unterricht im Deutschen an unseren höheren Schulen nicht die Stellung einnimmt, die ihm in Rücksicht auf Volkstum und Erziehung zukommt."

Demgemäß will der Germanisten-Verband einerseits die Gesamtwissenschaft vom deutschen Volke, der Deutschkunde im umfassenden Sinne ihres Gründers Jakob Grimm, entwickeln und vertiefen. Er begreift unter dieser Deutschkunde die Sprach-, Literatur- und Altertumsforschung, die Kultur-, Kunst- und Rechtswissenschaft, die Geschichte, Volks- und Landeskunde, er rechnet auch vor allem auf die Mitwirkung der im Reiche deutscher Kultur künstlerisch Schaffenden. Alle Deutschforscher jeder Richtung und jeden Grades, in jeder Berufsstellung sind zur Teilnahme berufen. Zugleich will der Verband das Verständnis für die Bedeutung der deutschen Sprache und Kultur als der notwendigen Grundlage und Seele einer deutschen Geistesbildung, ohne die nach Nietzsches Wort alle weiteren Bildungsbemühungen vergeblich bleiben müssen, in allen Kreisen unseres Volkes fördern. Dazu bedarf er der Mitwirkung aller gebildeten Volksgenossen, die mit ihm in dieser Überzeugung eins sind. Endlich, und hier müssen seine Bemühungen vor allem ins Leben dringen, will er den nationalen Geisteswerten und Geisteskräften in der Jugendbildung, d. h. in erster Linie in den heute noch nicht auf nationaler Grundlage stehenden, sondern wesentlich auf alte oder neue Fremdsprachen und Fremdkulturen gegründeten höheren Schulen den ihrer Bedeutung entsprechenden, einer mündigen, ihres Wertes und ihrer Kraft bewußten Nation würdigen Platz erringen. Derart würde zugleich für alle deutschen höheren Schulen, so stark sie sonst in ihren Lehrzielen auseinandergehen mögen, eine gemeinsame völkische Grundlage geschaffen, zugleich eine geistige Brücke über alle Verschiedenheiten des Stammes, der Staatszugehörigkeit und des Bekenntnisses. Nur durch eine solche höhere Nationalschule kann die durch die Taten unserer führenden Geister mühsam errungene Einheit gewährleistet, der Höhestand unserer Geisteskultur behauptet und fruchtbar weiterentwickelt werden.

In diesen Anschauungen bekennt sich der deutsche Germanisten-Verband zu dem Gedanken des nationalen Humanismus. Wie die Begriffe Renaissance und Reformation bedeutet Humanismus eine geistige Wiedergeburt des Menschen. Das Christentum setzt

sie in die Religion. In vergangenen Jahrhunderten, schon seit dem Mittelalter, suchte man auch das Vorbild dieses von innen heraus sich erneuernden Menschentums gern im vorchristlichen Altertum, besonders bei den Griechen, den ersten Begründern einer höheren abendländischen Kultur, und dies Ideal wirkt noch heute fort, wenngleich die Altertumsforschung (man vergleiche z. B. die Aufsätze des Münchner Althistorikers Robert v. Pöhlmann „Aus Altertum und Gegenwart") längst erkannt hat, daß dies Griechenideal etwas ganz Unwirkliches, ein im eigentlichen Sinne deutschem Geiste entsprungenes Wunschbild vorstellt, in vielem und Wesentlichem gänzlich verschieden von dem geschichtlichen Griechentum, wie es sich heute in den Denkmälern seiner Literatur und Kunst unserem schärfer prüfenden und richtiger sehenden Auge enthüllt. Wohl vermag uns dies Griechentum auch heute und in Zukunft mannigfache und wertvolle Anregungen zu geben, aber es ist außerstande, als Grundlage unserer Geistesbildung zu dienen, schon wegen der außerordentlichen Verschiedenheit seines ganzen Denkens und Fühlens von dem unsrigen. Das hat niemand nachdrücklicher betont als Friedrich Nietzsche, einer der größten Griechenkenner und Griechenverehrer aller Zeiten. Er hat auch mit demselben Nachdruck geltend gemacht, daß der Weg zum Verständnis des Griechentums nur durch eine innige Bekanntschaft mit unseren eigenen großen Dichtern hindurch gehen kann. Dieser antikische Humanismus eignet sich also sehr wohl als fruchtbarer Bestandteil unserer Geistesbildung, aber nur im Sinne einer geschichtlichen Ergänzung völkisch begründeter Erziehung, und Nietzsche hat immer von neuem wieder darauf hingewiesen, daß der Weg zu ihr nur für wenige gangbar ist.

Die dritte und bedeutsamste, weil in das Wesen menschlichen Geisteslebens gegründete Form des Humanismus ist die nationale Grundlegung der geistigen Erneuerung, das Erwachsen des neuen Lebens aus den Kräften des eigenen Volkstums. Solcher Art war der Humanismus der Griechen, und in diesem Sinne, aber auch nur in diesem, können, wie schon Herder sah, die Griechen heute noch vorbildlich wirken. Dem völkischen Humanismus, diesem Wunschziele eines aus den eingeborenen Kräften der eigenen Stammesart quellenden wahren, starken und schönen Menschentums, gehört, wie der Berliner Akademiker Konrad Burdach auf der letzten Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner aussprach, die Zukunft unseres Volkes. Darin sind heute alle bewußten Deutschen einig.

Nun wurden früher Zweifel erhoben, ob unsere nationale Kultur zur Begründung einer solchen völkischen Humanitätsbildung ausreichend sei; ja, bis etwa zur Zeit der Reichsgründung war diese Anschauung die herrschende. Aber auch noch in allerneuester Zeit haben sich einzelne leidenschaftliche Vertreter des antikischen Humanismus dazu verstiegen, unsere gesamte Kultur als eine bloße Nachblüte des Hellenismus anzusehen, das Vorhandensein eigener schöpferischer Kräfte in unserem Geistesleben damit zu leugnen, ebenso das Vorhandensein eines deutschen Ideals in Abrede zu stellen, unser Schrifttum als Werkzeug der Erziehung für untauglich zu erklären und es sogar als eine Unkenschheit zu bezeichnen, daß man deutsche Jugend gar zu innig vertraut mit ihrer Muttersprache mache, von der Schenkendorf in seinem Weihelied singt:

Will mich tiefer noch vertiefen
in den Reichtum, in die Pracht;
ist mir's doch, als ob mich riefen
Väter aus des Grabes Nacht.

Sollte man glauben, daß denen, die mit solcher Verblendung heute vor unser Volk zu treten wagen — nomina sunt odiosa, dies lateinische Wort ist hier in mehr als einem Sinne am Platze — auch nur ein Tropfen deutschen Blutes in den Adern flösse? — Zum Glück weiß man, daß diese modernen Alexandriner nur eine recht kleine, wennschon sehr geräuschvolle Gruppe bilden; die überwiegende Mehrheit unserer Altphilologen denkt erfreulicherweise ganz anders.

Solchem undeutschen Alexandrinertum genüge es die Meinung unserer Größten entgegenzuhalten, der beiden Weimarer Geistesrecken, die, selber begeistert von der Größe der Antike, das Beste dazu getan haben, unserem Volke den Weg zur Selbständigkeit zu weisen. Goethe vertrat in seinen späteren Jahren die Vorstellung eines zur Weltliteratur erweiterten deutschen Schrifttums. Wer das Deutsche verstehe, so sagte er, brauche fast alle anderen Sprachen nicht mehr; auch die Werke der Griechen und Römer könne man in so guten deutschen Übersetzungen lesen, daß man ohne ganz besondere Zwecke keine Ursache habe, auf das mühsame Erlernen jener Sprachen viele Zeit zu verwenden. So stehen die Deutschen nach Goethes Meinung durch ihre eignen Werke wie durch die völlige Aneignung des Fremden „auf einer sehr hohen Stufe der Bildung". Man darf annehmen, daß diese Bildungshöhe durch die neuere deutsche Dichtung, Geschichtschreibung, Wissenschaft und Philosophie nicht vermindert ist. „Die anderen Nationen", sagte Goethe, „werden bald schon deshalb deutsch lernen, weil sie inne werden müssen, daß sie sich damit das Lernen fast aller anderen Sprachen gewissermaßen ersparen können". Und diese selben Deutschen sollten in dieser selben Sprache und ihrem geistigen Gehalt nicht ein ausreichendes Werkzeug ihrer eignen Bildung finden können? — Die Sprache nennt Schiller einen „Spiegel der Nation", und im Hinblick auf „das große, treffliche Bild von uns selbst", das er in diesem Spiegel unseres Volkes erblickt, spricht er das stolze Wort aus: „Unsere Sprache wird die Welt beherrschen."

Bedarf es anderer Zeugnisse? Man findet sie allenthalben bei den führenden Geistern des neuen Deutschtums. Es mag wohl noch einmal an Jakob Grimm erinnert werden, weil dieser von den Gegnern unserer völkischen Kulturbewegung vielfach mißbraucht worden ist. Ebenso oft wie entschieden hat er sich als Vertreter des völkisch begründeten deutschen Humanismus bekannt. Nur ein Wort von ihm statt vieler: „Ich bin des festen Glaubens, selbst wenn der Wert unserer vaterländischen Güter, Denkmäler und Sitten weit geringer angenommen werden müßte, als wir ihn gerecht und bescheiden voraussetzen dürfen, daß dennoch die Erkenntnis des Einheimischen unser die würdigste, die heilsamste und aller ausländischen Wissenschaft vorzuziehen wäre." Und der schon mehrfach genannte große Unzeitgemäße, Nietzsche, der sich denselben Mißbrauch gefallen lassen muß wie Jakob Grimm, wendet sich scharf angreifend gegen die damalige Heimstätte einer einseitig antikischen, dem Völkischen abgewandten Geistesbildung: „Ich habe noch nie in dem deutschen Gymnasium auch nur eine Faser von dem vorgefunden, was sich wirklich ‚klassische Bildung' nennen dürfte: und dies ist nicht

verwunderlich, wenn man denkt, wie sich das Gymnasium von den deutschen Klassikern und von der deutschen Sprachzucht emanzipiert hat."

Darin hat Nietzsche gewiß recht: es fehlt der Durchschnittsbildung der deutschen Allgemeinheit, die aus Eigenem so überreich sein könnte, das Allerwesentlichste, mit dem alle und jede wahre Bildung beginnt, ohne das man nach Herders Wort bei aller sonstigen Gelehrsamkeit ein Barbar bleibt. Es fehlt unserem Volk schon das richtige und natürliche Verhältnis zur eigenen Sprache. Man lernt auf unseren höheren Schulen vier fremde Sprachen, man lernt sie teils schreiben und sprechen, teils aus unserer Sprache in sie übersetzen und ihre schwierigsten Werke in die unsre übertragen; aber deutsch frei und richtig sprechen und schreiben: das lernt man nicht. So hat denn der Greifswalder Universitätsprofessor Ernst Bernheim im vorigen Jahre eingehend nachgewiesen, daß unsere Studenten weder logisch denken und schreiben können, noch die Muttersprache selbst in elementaren Dingen beherrschen. Die Geschmack- und Würdelosigkeit des Fremdwörterunwesens, das Erbe jener Zeit, da unsere Sprache zur Bedientensprache herabgesunken war, wuchert noch immer fort und treibt ständig neue Giftblumen. Soll man sich darüber wundern, daß, während Engländer und Franzosen in der ganzen Welt, wo sie auch sein mögen, gutes Englisch und Französisch sprechen und rein bewahren, unser Deutsch im Auslande überall der greulichsten Entstellung unterliegt und nach einem in Südwestafrika aufgekommenen Ausdruck in unseren eigenen Schutzgebieten im Munde der eigenen Kinder unseres Volkes „verkaffert"? Die Sprache Schillers und Goethes! Braucht es eines weiteren Beweises, daß unsere höheren Lehranstalten — und auch wohl die Volksschulen — noch immer die ersten und wichtigsten Pflichten einer bewußten nationalen Erziehung versäumen?

Aber nicht nur mit dem Verhältnis unseres Volkes zu unserer Sprache sieht es so übel aus, nicht besser steht es um Kenntnis und Verständnis der Werke unserer großen Dichter. Was man aus den Prüfungen der Kandidaten des höheren Schulamts in allgemeiner Bildung darüber berichten hört, das spottet jeder Beschreibung. Man erfährt da, daß den künftigen Bildnern des geistigen Marks unserer Nation sogar die Hauptwerke unserer großen klassischen Dichtung vielfach nicht bekannt sind. In gänzliche Finsternis getaucht bleiben noch immer die Meisterwerke unserer neueren Dichtung, die Werke Mörikes, Kellers, Storms, K. F. Meyers, Hebbels, Ludwigs usw., die freilich in den heute gültigen Lehrplänen für die höheren Knabenschulen Preußens von dem Unterricht noch ausgeschlossen sind, für deren Behandlung auch bei der kümmerlichen, gänzlich unzureichenden Stundenzahl, die dem deutschen Unterricht zugemessen ist, kaum Zeit bleibt. (Vgl. darüber meine Schrift über die neuere deutsche Dichtung in der Schule, Frankfurt a. M. 1911.) Steht es besser um die Bekanntschaft unseres Volkes mit den großen Werken seiner bildenden Kunst in alter und neuer Zeit? Unsere Jugend hört und sieht in der Schule manches von griechischer Bildnerei und Baukunst, sie kennt die Hauptwerke der italienischen Renaissancekunst; in bezug auf die deutschen Meister ist sie, wie mir von einem akademischen Vertreter der Kunstwissenschaft unlängst ausdrücklich bestätigt wurde, ein leeres Blatt. Dieser einseitige und unnatürliche Zustand hat außerdem noch die Folge, daß es den von einer ganz andersartigen Kunst Herkommenden immer so schwer fällt, ein Verhältnis zu den herrlichen Werken der alten deutschen

Meister zu gewinnen, die im Gegensatz zu der Formschönheit griechischer und romanischer Stilkunst ganz auf den seelischen Gehalt und die Eigenart der Erscheinung gegründet sind. Der Mangel einer naturgemäßen völkischen Geschmacksbildung spricht sich schreiend auch in dem elenden Zustand unserer an Meisterwerken jeder Art so unvergleichlich reichen Schaubühne aus, so daß der undeutsche und erbärmliche Spielplan der Bühnen unserer Reichshauptstadt vor einigen Jahren der Frankfurter Zeitung, einem gewiß nicht nationalistischen Blatte, die Schamröte auf die Stirn trieb. Nicht besser steht es mit der Kenntnis des deutschen Altertums. Unsere Jugend weiß in der griechischen und römischen Verfassungsgeschichte Bescheid. Ist sie auch in der Entwicklung unseres Städtewesens zu Hause? Und würden ihr da die Elemente verfassungsgeschichtlicher Betrachtung nicht einfacher und natürlicher gegeben als in den Verhältnissen der fremdartigen Antike? Unsere Gymnasiasten wissen, wie der Schild des Achilleus aussah, kennen das Haus des Odysseus und das römische Lager. Wissen sie auch Bescheid um eine Ritterrüstung, um die Anlage einer mittelalterlichen Burg? Freilich wird auf dem Gymnasium Homer vier Jahre lang gelesen, während für die deutsche Ritterdichtung einige Monate zur Verfügung stehen. (Vgl. in dieser Hinsicht meine Schrift über die Notlage des deutschen Unterrichts auf der höheren Schule; Berlin 1911.)

Der Deutsche Germanisten-Verband, dem man nach alledem für sein Bestehen und Bestreben keinen weiteren Berechtigungsschein zu schreiben braucht, hatte über die Notwendigkeiten unserer nationalen Kultur und die Grundfragen deutscher Geistesbildung schon bei seiner Gründung in großen Zügen verhandelt und mit gutem Grunde auf die Tagesordnung seiner ersten Tagung die Frage der Zukunft des deutschen Unterrichts gesetzt. Bei dieser großen und weittragenden nationalen Aufgabe ist ja beinahe noch alles zu tun. (Man vergleiche über die beiden Tagungen: Panzer und Sprengel, „Von deutscher Erziehung". Zwei Reden. Verlag von B. G. Teubner, Leipzig und Berlin 1912. „Deutsche Bildung." Drei Reden: Die Kulturwerte der deutschen Sprache, von Friedrich Kluge. Die Gestaltung des deutschen Unterrichts auf den höheren Schulen, von Klaudius Bojunga und Karl Dietz. Im gleichen Verlage 1913.)

Was nationale deutsche Erziehung sein und leisten soll, das ist noch niemals so grundlegend und umfassend, klar und großzügig dargestellt worden wie in den Reden des Marburger Germanistentages. Hatte vor vierzig Jahren der Altphilologe und Philosoph Friedrich Nietzsche die „künstlerisch enge und strenge Gewöhnung im Gebrauch der Muttersprache" als den allerersten, nächsten und einzig gesunden Gegenstand bezeichnet, mit dem die wahre Bildung beginnt, ohne dessen Pflege allen Bildungsbemühungen der natürliche und fruchtbare Boden fehlt, so schilderte jetzt der Germanist und Sprachforscher Friedrich Kluge, der Altmeister seiner Wissenschaft, die unersetzlichen und unvergleichlichen erzieherischen Werte, die für uns in unserer Sprache liegen.

Bis vor kurzem galt es ganz allgemein als unanfechtbare Tatsache, daß man nur auf das Lateinische eine wirkliche Spracherziehung gründen könne. Man stützte diese Meinung namentlich auf die angebliche Geschlossenheit und logische Kraft der Römersprache. Das sind freilich Gründe, welche die lateinische Sprachwissenschaft selber längst in die Rumpelkammer geworfen hat. Ein Latinist wie der Universitätsprofessor Wilhelm Kroll stellt ausdrücklich fest, daß diese Auffassung der lateinischen Schulgrammatik mit

wissenschaftlicher Betrachtungsweise gar nichts zu tun hat. Kluge vergleicht nun die erziehlichen Werte der deutschen Sprache als lebender und Muttersprache, die zugleich wissenschaftlich mehr als eine andere erforscht ist, mit denen der toten Fremdsprache, des Latein. Diese Rede bedeutet schlechterdings die Vernichtung der herrschenden Anschauung von dem höheren Bildungswert der lateinischen Sprache, die vor der Sprache Goethes und Schillers in jeder Beziehung zurücktreten muß. Ist es nicht eine einfache und natürliche Wahrheit, daß Sprachgefühl nur aus der Muttersprache quellen kann, wo alle Ausdrucksformen von vornherein verstanden werden und in ihrer mannigfachen Gesetzlichkeit nur zum Bewußtsein gebracht zu werden brauchen, wie dies Rudolf Hildebrands unvergleichliches Buch „Vom deutschen Sprachunterricht" längst so wundervoll ausgeführt hat! Hier kann aufgezeigt werden, wie Gedanke und Empfindung den Ausdruck bilden, wie Wörter Sachen sind. Erst von da kann man zu fremden Sprachen vordringen, deren vergleichende Betrachtung dann gewiß von großem Wert ist. Aber in der Grundlegung der sprachlichen Erziehung muß auf dem Gymnasium das Lateinische den Platz an das Deutsche abtreten, von dessen sprachlicher Eigenart künftig alle Spracherziehung bei uns auszugehen hat. Es mag hieran anschließend darauf hingewiesen werden, daß auch der bisherige Glaube an die hohe erziehliche Kraft des Übersetzens aus dem Deutschen ins Lateinische neuerdings schwer erschüttert worden ist. Namentlich hat Martin Havenstein (Preuß. Jahrb., Juni 1913) in glänzender Beweisführung nachgewiesen, daß die Vorstellung von dem allgemein bildenden Wert dieses Übersetzens psychologisch unhaltbar ist. Mit alledem ist nun freilich nicht gesagt, daß man künftig kein Latein mehr lernen soll. Wir können diese Sprache wegen ihrer großen geschichtlichen Bedeutung, wegen der Rolle, die sie in der Entwicklung unseres Volkes gespielt hat, kaum zu einer wissenschaftlichen Betätigung entbehren. Auch ein so entschlossener Vorkämpfer nationaler Erziehung wie Gerhard Budde, auf dessen wichtige Schriften hier ausdrücklich hingewiesen sein soll („Die nationale Ausgestaltung des deutschen höheren Knabenschulwesens", Hannover 1913, und „Die Weiterführungd er Schulreform auf nationaler Grundlage", Langensalza 1913), erkennt die Unentbehrlichkeit des Lateinischen an. Er sowohl wie Kluge und Bojunga haben auch den Weg gewiesen, auf dem sich der lateinische Unterricht, der dann mit einer erheblich geringeren Stundenzahl auskommen wird, erneuern und dem leitenden Grundsatz nationaler Erziehung anpassen kann.

Das erste Gesamtbild eines seiner Bedeutung und Aufgabe vollbewußten deutschen Unterrichts, ein großliniges Freskobild, welches das hohe Ziel in seiner Ganzheit begreift, verdanken wir dem Direktor der Frankfurter Studienanstalt Dr. Klaudius Bojunga. Er steckt diesem Fach, das als solches einmal der Kern, die Seele des gesamten Unterrichts sein, zugleich aber auch den Vereinigungspunkt des ganzen erziehlichen Unterrichts abgeben soll, in dem alle Fäden zusammenlaufen, ein dreifaches Ziel. Es soll in die wichtigsten Seiten des deutschen Volkstums einführen, soll herzliches Verständnis für die Einheitlichkeit, die Eigenart und den Wert dieses Volkstums heranbilden und endlich den Willen zu freudiger Mitarbeit an der Läuterung, Vertiefung und Entfaltung des deutschen Volkstums wecken. Um diese Ziele zu erreichen, muß der deutsche Unterricht die Bedingungen und Äußerungen des deutschen Lebens in ihrem Wesen, Wachsen und Wandel eingehend behandeln, und zwar Sprache, Schrifttum und Kunst, Sitte,

Recht und Weltanschauung, Stammesart, Volksart und Staat, Landschaft, Wohnung und Wirtschaft. Er muß auch die Einwirkungen fremden Volkstums auf das Deutschtum aufdecken und dies als ein Glied der westeuropäischen Bildungseinheit verstehen lehren. Darum muß dem deutschen Unterricht die Gewähr gegeben werden, daß die benachbarten Lehrfächer stets Bezug auf ihn nehmen, daß die ganze Erziehung von einem bewußt und verständnisvoll nationalen Geiste getragen wird. Ihm selber muß die für seine Vertiefung, Erweiterung und Vereinheitlichung erforderliche Stundenzahl zugeteilt werden, die ihn auch äußerlich bereits als das führende Unterrichtsfach auszeichnet, während er bisher noch mit dem fürlieb zu nehmen gezwungen ist, was die von den heutigen Lehrplänen bevorzugten Fächer übriglassen. Auch ist die Erfüllung dieser Aufgaben nur möglich, wenn er von wissenschaftlich und erziehlich aufs sorgfältigste fachmäßig ausgebildeten, für ihre Aufgabe begeisterten Lehrern erteilt wird.

Ein entscheidender Punkt bei alledem ist die Frage der Unterrichtszeit. Man kann einen Eichbaum nicht im Blumentopf ziehen. Heute besitzt der deutsche Unterricht auf dem Gymnasium nicht einmal die Stundenzahl eines Hauptfaches. Die gegenwärtige Stundenverteilung für Deutsch und Fremdsprachen zeigt eine ungeheure Überschätzung der Fremdsprachen. An Stelle der unter ihrer Herrschaft erzeugten einseitigen Verstandesbildung, grammatisch-logisch begründeten und historisch eingestellten Gelehrtenbildung muß eine in die völkischen Bildungswerte gepflanzte Menschenbildung, also eine im eigentlichen Sinne humanistische Erziehung treten. Nur auf diesem Boden kann auch die spätere gelehrte Berufsbildung auf der Universität reiche und gesunde Früchte tragen, nur dann wird ihrer Ausartung in einseitigste Fachausbildung ein wirksamer Damm entgegengesetzt. So gewinnt dann der auf dem Germanistentag den Bojungaschen Leitsätzen von dem Bremer Oberrealschuldirektor Prof. Dr. Karl Dietz zugefügte Satz einschneidende Bedeutung, daß der deutsche Unterricht auf der Mittel- und Oberstufe der höheren Schulen wesentlich zu verstärken ist.

Unsere höhere Schule ist hinter den Ergebnissen unserer nationalen Kultur erheblich im Rückstand geblieben. Erst wenn sie diese Versäumnis einholt, kann sie ihrer wichtigsten Aufgabe gerecht werden, eine wahrhafte Bildungsschule zu sein, eine Pflanzstätte wahrer, edler und schöner Menschlichkeit. Das ist das Ziel des Bundes der Deutschforscher und Deutschbekenner. Das geht nicht nur Gelehrte und Schulmänner an, es ist Sache der ganzen Nation, um deren Wohl und Wehe, um deren Zukunft, um deren Sein und Nichtsein es sich dabei handelt. Und das kann und soll geschehen ohne Prunken und Prahlen, wozu der Ernst unserer Zeit keinen Raum läßt, ohne Überschwang und Engherzigkeit, aber, wie ich am Schluß meines Rechenschaftsberichtes auf dem Germanistentag aussprechen durfte, in der tiefen und ernsten Überzeugung, „daß wir ganze und rechte Menschen nur sein können, wenn wir ganze und rechte Deutsche sind". In diesem Glauben wollen wir unsere Jugend national erziehen, in der Schule nationale Gesinnung pflegen, d. h., wie es der Freiburger Historiker Karl Meinecke in einer Gedächtnisrede dieses bedeutsamen Jahres faßte: „in ahnungsvollem Schauer und Ehrfurcht die Hände der Väter und Ahnen ergreifen, in den Reigen der Generationen eintreten, die bluts- und sinnesverwandt gemeinsam emporstreben zu den höchsten Werten menschlichen Lebens."

Der deutsch-völkische Gedanke im Jugendschrifttum

Nachdenkliches und Grundsätzliches zum deutschen Jugendbuch von Gotthard Erich. 96 Seiten, Preis geheftet 1 Mk. Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung, Theodor Weicher, Leipzig.

Inhalt: Gegenwart. Die Formdeutschen. Die Deutschen. Einwände. Jugendschrift und Kunstwerk. Jugendschrift und Tendenz. Zukunft. Zum Beschluß. — Gotthard Erich stellt seinen Ausführungen als Leitgedanken den Satz voraus: „Die deutsche Jugendschrift muß ein künstlerisches, deutsch-völkisches Erziehungsbuch sein." Damit erhebt er die heiß umstrittene Frage der bewußt vaterländischen Erziehung durch das Jugendschrifttum aus der gegenwärtigen Stickluft gehässigster persönlicher Anschuldigungen wieder zur Höhe grundsätzlicher Erörterung. Sachlich, klar, scharf umrissen stellt der Verfasser den Formdeutschen die Deutschen gegenüber. Nicht ein „genußfrohes" Geschlecht von Welt- und Friedensschwärmern will er erziehen, sondern ein Volk, das in der religiösen Sittlichkeit und der opferbereiten Vaterlandsliebe zwei unerschütterliche Träger des Charakters besitzt. [Und man muß ihm Recht geben: Statt eines genußfrohen Zeitalters haben wir ein genußfrohes erhalten. Das Hofieren mit der literarisch einwandfreien Form, das bleichsüchtige Ästhetisieren auf fast allen Seiten hat uns nicht nur nicht vor einer allgemeinen literarischen Götzendämmerung bewahrt, sondern ihr Hereinbrechen noch beschleunigt und die Arbeit gegen Schund und Schmutz nur verworrener gemacht. Denn Ästhetizismus und Pazifismus sind, wie Gotthard Erich treffend bemerkt, verkappte Parteigänger des Materialismus, der alle inneren Werte vernichtet, sind heimliche Propheten für das knochenerweichende Schandwort: Wo mir's gut geht, da ist mein Vaterland, dieses Satzes, der sich allgemach zu einer völkischen Gefahr auswächst, und der durch die ästhetisierende Jugendschrift nur noch eher und nur noch mehr geistiger Besitz aller Klassen der Jugendlichen werden soll. Damit will Gotthard Erich jedoch der künstlerischen Erziehung zum Sich-Freuen und zum Genießen ihr Heimatsrecht in der deutschen Erziehungsarbeit keineswegs absprechen. Dies gesteht er ihr gerne als einer jüngeren Schwester in der großen Familie unserer Erziehungsmittel zu; nicht aber das Hausvaterrecht. Und das mit Recht. Es ist eine geschichtlich erwiesene Tatsache, daß gegen innere Verseuchung und Verfall weder Kunst noch Wissenschaft etwas vermögen. „Hier hilft einzig und allein der feste, klare Charakter. Der aber ist in der Ethik gegründet, niemals in der Ästhetik. Sie kann ihn uns niemals gebären; verschönen, ausgeglichener machen — ja, zeugen, wirken machen — nie!" Aus dieser Erkenntnis heraus wendet sich der Verfasser mit aller Kraft gegen die „Erziehung zum genußfrohen Geschlecht", die der völkischen Ertüchtigung keinen Nährboden bietet, und gegen jene „indifferente Erziehung zur sogenannten Heimatsliebe, die eine Erziehung zur Heimatsaufgabe, ja oft zur Heimats- und Volksverachtung ist". „Daß ihre Heimat deutsch ist, daß ihre Väter und Urväter deutsch lebten und stritten und sich freuten, daß unsere Zukunft nur im Festhalten an deutscher Eigenart und Sitte, an deutschem Denken und Handeln, an deutschen Lebensidealen liegt, das sollen unsere Buben und Mädel lernen." Das ist ein ehrliches, ein freudiges Bekenntnis, das seinen besonderen Inhalt in diesem anderen Satze erhält: „In deutschen Landen ist nur eine Zwecksetzung für Leben und Schaffen und Erziehen möglich: die deutsch-ethische. Und die bleibt wie stets: Volk, König, Vaterland, Gott. Eins aus dieser Vierheit entfernen, heißt das Ganze zerstören. Für die deutsche Jugendschrift bleibt daher als oberstes Gesetz und Ideal, diese geschlossene, unlösliche Vierheit in idealer Weise den deutschen Jungs und Mädels ins innerste Fühlen und Denken zu pflanzen. Dann wird und ist sie das, was wir von ihr um unserer Jugend willen verlangen müssen: ein künstlerisches Erziehungsbuch zur Deutschheit."

Man muß es dem Verfasser zur Ehre nachrühmen, daß er seine Ausführungen so sachlich und grundsätzlich gehalten hat, wie es nur immer anging. Hierin liegt neben einer tiefen Begründung der Ziele, um die wir selber kämpfen, ein Hauptverdienst des Werkes. Denn wenn auch die fortgesetzten persönlichen Anschuldigungen nicht erreicht haben, was sie sollten: den Gegner, dem man mit sachlichen Gründen nicht beizukommen vermochte, moralisch zu vernichten, so haben sie doch das zuwege gebracht, daß weite Schichten des deutschen Volkes den Glauben an den Ernst und die Echtheit des Kampfes allgemach verlieren. Das aber ist bei der tief einschneidenden Bedeutung dieser Frage für unser noch unfertiges völkisches Leben denn doch zu schwerwiegend, als daß man leicht lächelnd darüber hinweggleiten

könnte, und es ist für die Sache wenig von Belang, daß auch diejenigen, die in ihren Gegnern nichts als Geschäftspatrioten und „Schmalzgesellen“ erkennen wollen, wie Dr. Wilhelm Stapel sich so geschmacklos im zweiten Novemberheft des Kunstwarts ausdrückt, damit das Recht verwirkten, in einer so wichtigen Frage noch weiter ernst genommen zu werden. Mag Herr Avenarius diese unerfreuliche Kampfesweise fortsetzen, so lange es ihm beliebt; in völkischen Kreisen kennt man Kotzde's Arbeit und Person und wird sich durch eine solche „Ausdruckskultur“ auch nicht beirren lassen. Man weiß ja, daß auch andere, die aus ihrer deutschen Gesinnung kein Hehl machten, ihr Teil bekommen haben (es sei nur an Fritz Lienhard, Henry Thode, Friedrich Seeßelberg, Willy Pastor, Franz Stassen erinnert), sodaß man schier meinen möchte, die Welt sei böse, wo der Ring der Getreuen um Avenarius aufhört. Aber ich frage mit Gotthard Erich: Was nützen uns alle theoretischen Belehrungen des Kunstwarts über Lebensästhetik und -ethik für unser Volksleben, wenn sie von ihm in vorkommenden Fällen selbst nicht verwirklicht werden?

Es gibt kein Buch, das wie das Erich'sche auf die brennendsten Fragen der Jugendschriftenbewegung so klare, verläßliche Antwort gibt, und darum wird es seinen Weg zu den Herzen unserer deutschen Väter und Mütter und Erzieher finden. Aber auch wer den Kampf um die Jugendschrift bislang nur von ungefähr verfolgt hat, sollte aus Gründen der Gewissenhaftigkeit nun auch noch dieses Büchlein lesen; er wird es nicht bedauern.

Gerhard Krügel.

*

Volksblätter und Volkserziehung

Von Hauptmann a. D. Eduard Preuß, Ohlau

Theaterdirektoren und Zeitungsredakteure sind bedrängte, geplagte Leute. Auch wenn ihnen hohe Ziele vorschweben, müssen sie Konzessionen an die rauhe Wirklichkeit machen; sie sitzen zwischen Tür und Angel. In wundervoll treffender Weise hat Goethe diese Zwangslage im Vorspiel zum „Faust“ gekennzeichnet. Dem Dichter, der Ideales verlangt, ruft der Direktor verzweifelt entgegen:

„Was träumet ihr auf eurer Dichter Höhe?
Was macht ein volles Haus euch froh?
Beseht die Gönner in der Nähe!
Halb sind sie kalt, halb sind sie roh . . . . . .
Ich sag euch, gebt nur mehr und immer,
immer mehr,
So könnt ihr euch vom Ziele nie verirren,
Sucht nur die Menschen zu verwirren,
Sie zu befriedigen ist schwer . . . . . .
Die Masse könnt ihr nur durch Masse zwingen,
Ein jeder sucht sich endlich selbst was aus.
Wer vieles bringt, wird manchem etwas bringen;
Und jeder geht zufrieden aus dem Haus.
Gebt ihr ein Stück, so gebt es gleich in Stücken!
Solch ein Ragout, es muß euch glücken.“

Dieses Rezept haben Direktoren und Zeitungsredakteure weidlich studiert. Und praktisch ist es, das muß man sagen. Wer mit dem Strom schwimmen will, muß es so machen.

Eine andere Frage aber ist es, ob Volksblätter die erzieherisch wirken sollen, es ebenso machen dürfen. Der Leiter eines Volksblattes soll Hammer, nicht Amboß sein; er soll schieben und nicht geschoben werden.

Aber gleich kommt das Schreckgespenst: die Angst vor der Masse, die bleiche Angst vor Kälte, Roheit, Unlust und Zerstreuungswut. So viele Volksblätter man auch durchsieht, sie spiegeln fast alle mit einigen rühmlichen Ausnahmen diese Angst wieder. Es ist, als ob ein Alp auf ihnen läge.

Zwingt uns die Masse denn wirklich auch hier in ihren Bann? Gibt es kein Mittel, es anders zu machen, ohne zu langweilen und ohne die Leser zu verlieren?

Man lese nur die 8 oder 16 Seiten einer Volksblattnummer hinter einander durch, ohne abzusetzen, und dann frage man sich: „Was hast du gelesen? Welcher Eindruck ist in der Seele haften geblieben?“ Ich habe dieses Experiment schon hundertmal gemacht, und jedesmal hatte ich das Gefühl:

„Mir ward von alle dem so dumm,
Als ging mir ein Mühlrad im Kopf herum.“

Vielleicht wird man entgegnen, daß man eine Volksblattnummer beileibe nicht auf einmal durchlesen dürfe, und daß selbst in den gediegensten Zeitschriften Aufsätze des verschiedensten Inhalts auch unter einen Hut gebracht wären. Das letztere ist richtig, aber der gewaltige Unterschied ist, daß man an dem erschöpfenden Aufsatz einer gediegenen großen Zeitschrift eine Stunde liest, dadurch einen vollen tiefgeprägten Eindruck erhält und infolgedessen gar nicht in den Zwang oder die Versuchung kommt, sofort ein neues Thema aufzusuchen. In der Volksblattnummer ist man dagegen mit einem Artikel in 5 Minuten fertig und muß nolens volens zum nächsten übergehen.

Wer 30 Minuten lesen will, ist gezwungen, sich zwischen Erde, Sonne, Mond und Sternen kopfüber, kopfunter hin und her werfen zu lassen. Die Folge ist völlige Verwirrung; es bleibt nicht der geringste Eindruck haften.

Können wir uns da wundern, daß trotz der vielen Volksblätter, trotz der Leselust keine Resultate herauskommen? Es verfliegt ja alles wie Spreu im Winde; es muß verfliegen, weil keine Sammlung möglich ist. Es fehlt jeder Mittelpunkt, um den sich die Gedanken gruppieren könnten; es fehlt jede innere Einheit.

Das entgegengesetzte Extrem wäre es, nur ein einziges Thema zu behandeln. Diesem Extrem will ich keineswegs das Wort reden; die ganze Nummer braucht nicht von einem einzigen Artikel beherrscht zu werden. Aber eines ist notwendig: die 2 oder 3 Aufsätze müssen inneren Zusammenhang besitzen; der folgende Artikel muß den im vorhergehenden angeschlagenen Ton weiterführen; er darf den angeregten Gedanken nicht jählings unterbrechen, sondern muß ihn anders und neu beleuchten, muß Ideenverknüpfungen und Gedankenzusammenhänge hervorbringen; mit einem Wort: er muß die Wirkung steigern, statt sie zu vernichten!

Dann kommt ein durch künstlerisch redaktionelle Gestaltung erzielter Gesamteindruck heraus; dann ist die Nummer kein Chaos, sondern ein Organismus.

Ein Beispiel!

Ich nehme an, daß der 1. Aufsatz von unseren überseeischen Kolonien handelt. In diesem Falle entstehen Ideenverknüpfungen und einheitliche Gedankenzusammenhänge, wenn der 2. Aufsatz von der Ernährungsfrage und von den Mitteln zur Hebung unserer Landwirtschaft handelt. Der Leser wird dann nicht willkürlich hin und her geworfen, sondern steht fest im Mittelpunkt eines Komplexes von Fragen, die sich sämtlich um diesen Mittelpunkt gruppieren, auf ihn hinweisen und innig mit ihm verbunden sind. Die Folge ist ein nachhaltiger Eindruck, eine tiefgehende Geistes- und Seelenformung, kurzweg: ein erzieherischer Erfolg.

Um einen organisch-redaktionellen Zusammenhang herzustellen, ist es allerdings notwendig, daß der Schriftleiter über Mitarbeiter verfügt, die sich nicht bloß eine halbe Stunde hinsetzen, um mit leichter Feder ein x-beliebiges Kunterbunt zu erzählen.

Und damit komme ich auf den zweiten Punkt.

Wer für Volksblätter tiefgehende Arbeiten schreibt, dem geht schließlich der Atem aus: einfach deshalb, weil eine Arbeit, deren Honorar in gar keinem Verhältnis zu der aufgewendeten Leistung, Geisteskraft und Zeit steht, auf die Dauer nicht durchzusetzen ist. Da Volksblätter aber niemals in der Lage sein werden, größeres Honorar zu zahlen, so ist der einzige Ausweg der, daß man sich nicht scheut, gute Artikel nicht nur im Original sondern auch als Abdruck zu übernehmen. Dann kommen sowohl das Blatt wie der Autor auf ihre Rechnung: der letztere arbeitet mit Lust, Kraft und Erfolg, die Volksblätter haben tiefgehende Arbeiten, und der Schriftleiter ist in der Lage, diese Arbeiten organisch zu gliedern.

Der dritte Punkt betrifft den Inhalt selbst, d. h. die leitenden Tendenzen, die zum Ausdruck gebracht werden sollen. An diese Frage tritt man in der Regel vom Standpunkt allgemeiner Gesichtspunkte heran. Hiergegen ist gewiß nichts einzuwenden, aber man sollte die so gewonnenen Richtlinien ergänzen durch solche, die der Besonderheit unserer kulturellen Verhältnisse gerecht werden, sowie die Besonderheit unserer inneren und der weltpolitischen Lage ins Auge fassen.

Was die kulturelle Situation anbelangt, so unterliegt es keinem Zweifel, daß die Naturwissenschaften eine Diktatur einseitigster Art an sich gerissen haben, und daß die Pflege des Geistes- und Seelenlebens in einer Weise daniederliegt, wie es noch nie in Deutschland der Fall gewesen ist. „Ausgezeichnete Arbeiter, aber kleine, ja leere Menschen, das steht am Ende dieses Weges." So bezeichnet Rudolf Eucken, der bedeutendste unsrer heutigen Denker, das Resultat der Entwicklung. Nicht auf noch stärkere Betonung der naturwissenschaftlichen Interessen kommt es also an, nicht auf noch ausgiebigere Verbreitung technischer Kenntnisse ist der Hauptwert zu legen, sondern in erster Linie und vor allen Dingen auf die Pflege der Geisteswelt und der seelischen Werte. Hier muß ein Ruck sich deutlich erkennbar machen, ein scharfer Ruck nach der andern Seite: was bis jetzt unten gelegen hat und Nebensache war, das muß nach oben kommen und Hauptsache werden.

In seinen „Grundlagen" sagt Chamberlain sehr wahr, daß die Religion unsere Achillesferse ist; wer den Germanen dort trifft, wird ihn fällen. Was uns bitter nottut, das ist Ver-

tiefung der religiösen Anschauungen. Nach einem lebendigen religiösen Inhalt sehnt sich niemand mehr als das Volk, und zwar deshalb, weil ihm die Religion die Grundlage aller Ethik, das Fundament aller höheren Lebensgesittung und aller Kultur überhaupt ist. Der Gebildete ohne Religion ist gewiß nicht beneidenswert, aber wissenschaftliche Weltanschauung gibt ihm wenigstens, wenn auch längst keinen vollen, so doch einen gewissen Ersatz. Dem Volke fehlt dieses Surrogat: ohne religiöse Weltanschauung hat es gar keine. Dieses Manko wird von dem heutigen Volksbewußtsein tief empfunden; qualvolle Geständnisse über die entsetzliche Haltlosigkeit und Gemütsleere ringen sich aus den Bekenntnissen aller Arbeiterschriftsteller heraus.

Findet man nun, daß die Volksblätter hier ein Panier aufpflanzen und in die Bresche treten? Findet man, daß sie den Bedürftigen etwas Wirkliches geben? Oder sollte das zu schwierig sein, etwa der verschiedenen Konfessionen wegen? Darauf ist zu antworten, daß es sich hier nicht um Kirche, sondern um Religion handelt, und daß vertiefte religiöse Werte alle konfessionellen Unterschiede unberührt lassen.

Ein Volk, das an der Religion irre wird, verliert denjenigen Idealismus, der einzig und allein imstande ist, nach unglücklichen Schlachten die unversiegliche Quelle innerer Größe und Standhaftigkeit zu sein. Wer dem Volke die Religion wieder lebendig macht, der erwirbt sich unsterbliche Verdienste um den Schutz und die Erhaltung des Deutschen Reiches.

Das zweite Moment, was auf kulturellem Gebiet unser Volk täglich drückt, lähmt und zu sozialistischen Extremen treibt, ist die sinnlose Tyrannei der Maschine. Ihr gegenüber hat sich unter der Führung von Muthesius, Fischer, Kerschensteiner und anderen Vertretern des Qualitätsgedankens der gewerblichen Produktion eine starke Kulturbewegung Bahn gebrochen, die der Hand und dem Geiste des Arbeiters wieder zu ihrem Rechte verhelfen will. Während es jahrzehntelang für einen Triumph ingenieuser Erfindung galt, wenn es gelang, die menschliche Einwirkung auf die Maschine zum Teil und schließlich ganz auszuschalten, gilt heute das entgegengesetzte Prinzip: die Maschine soll wieder unter die Herrschaft des Geistes und der führenden Hand gezwungen werden; der Arbeiter soll wieder mitschaffen und seine Arbeit miterleben; er soll wieder Schönheitswerte, d. h. Kulturinhalt hineingestalten; er soll Qualitätsware hervorbringen, nicht fabrikmäßiges Einerlei in gestaltloser Massenproduktion. Professor Fischer sagt: „Das Maschinenwesen gleicht einem starken Pferde, das mit dem Reiter, dem Produzenten, durchgegangen ist. Es gilt, wenn's nicht mit einem Sturze in den Graben der Unkultur endigen soll, die Herrschaft über das Tier wieder zu gewinnen".

Eine Kultur- und Volksfrage von weittragender Bedeutung ist damit aufgerollt!

Finden wir nun aber, daß die Volksblätter in diese fundamentale Volkssache tätig und wirksam eingreifen, indem sie Verständnis, Aufklärung und Anregung verbreiten? Die Lösung der großen Frage ist nicht nur abhängig von der Initiative der Unternehmer, nicht nur von dem zu bildenden Geschmack des Publikums, sondern ganz wesentlich auch von dem Geist und dem Verständnis der Arbeiter. Hier liegt wiederum ein gewaltiges Feld brach; ein Feld, dessen Kultivierung uns nicht nur große wirtschaftliche Erfolge verspricht, sondern vor allem auch hochbedeutende soziale Erfolge. Mit der Veredelung der Arbeit geht Hand in Hand eine Veredelung der Seele und der sozialen Instinkte. Hier heißt es: alle Mann an Deck! Die Segel hissen, damit die vielen Hindernisse überwunden werden können! Dem „Deutschen Werkbund", der die Bewegung trägt, gilt es, alle erdenkliche Förderung zuteil werden zu lassen*).

Auf politischem Gebiete gibt es meines Erachtens nichts Wichtigeres, als daß wir dem Volke die Notwendigkeit klar machen, mit welcher der Zukunftskrieg an Deutschland herantreten wird. Wir haben 1813 um unsere Freiheit und 1870 um unsere Einheit gekämpft. Daß wir noch einmal kämpfen müssen, daß die Existenz des

*) Ich verweise hier:

1) auf die im Verlag von Voigtländer (Leipzig) erschienene Schrift „Verhandlung des deutschen Werkbundes über die Veredelung der gewerblichen Arbeit im Zusammenwirken von Kunst, Industrie und Handwerk" (1 M. 20 Pf.),

2) auf das Jahrbuch 1912 des Deutschen Werkbundes: „Die Durchgeistigung der deutschen Arbeit." Verlag von Diederichs, Jena. (1 M.).

Zwei hochinteressante und billige Schriften!

Deutschen Reiches auf dem Spiele steht, so lange wir nicht mit dem Schwerte Weltstellung und Weltgeltung erobert haben, das ist dem Volk vollkommen unklar, vollständig unverständlich; ein neuer Krieg erscheint dem Volke nicht als Notwendigkeit, sondern als elende Ausgeburt kapitalistischer Ausbeutung. Ein ungeheurer Irrtum! Eine Verblendung, der mit allen Mitteln entgegengearbeitet werden muß! Eine politische Unreife, die den Ruin zur Folge haben wird, wenn hier nicht systematische Aufklärung einsetzt!

Ebenso groß ist die Unreife in volkswirtschaftlicher Beziehung, und ebenso groß ist die Gefahr, die hier droht. Wenn die Polonisierung unserer landwirtschaftlichen Betriebe so fortschreitet, wie in den letzten 20 Jahren, wenn die Lebensmittelteuerung so fortschreitet, wie in den letzten 10 Jahren, dann stehen wir vor einer Hungerkrisis und vor einer sozialen Gefahr, die erschütternd wirken wird auf die Grundfesten der staatlichen Ordnung und des Deutschen Reiches.

Hier hilft nichts als Aufklärung in einheitlich systematischer Form und mit unausgesetzter Arbeit aller in Frage kommenden Volksschriften.

*

Schützt das deutsche Landschaftsbild!

Auf Bergen die Burgen,
Im Tale die Saale,
Noch alles wie einst — —

So klang es aus Studentenkehlen seit vielen Jahrzehnten, und mancher Alte sang es nach, indes ihm eine Träne ins Auge trat. Das schöne seelenvolle Lied! Wie lange wird es noch seine Wahrheit behalten?

Nicht bloß die Menschen der alten Zeit gehen dahin, auch das Bild der deutschen Landschaft beginnt sich zu ändern. Die Kultur greift unerbittlich zu und zerstört alles, auch das Heiligste und Verehrungswürdigste scheut sie nicht mehr.

Einige Beispiele für viele. Hoch droben über der munteren Saale ragen auf scharfem Grat die Türme der alten, sagenumwobenen Rudelsburg, nicht weit davon die beiden alten Türme der Saaleck, um die wie Geister der Vergangenheit Schwärme von Raben kreisen: ein romantisches, stimmungsvolles Bild deutscher Landschaft, ein erinnerungsreicher Tummelplatz deutscher akademischer Jugend.

Aber leider ist der Frieden dieser Landschaft bereits zerstört und die Stimmung dahin, denn gegenüber erheben sich /hochragende Schornsteine einer Zementfabrik, die das Landschaftsbild verunzieren und die Luft verpesten. Warum mußte gerade hier die Landschaft zerstört werden?

Thüringen, dieses schöne, gottbegnadete Land, scheint sich die Industrie mit Vorliebe als Opfer ausersehen zu haben. Saaleaufwärts liegen die drei Schlösser Dornburgs, jedem Beschauer ehrwürdig als Residenzen deutscher Kaiser und deutscher Reichstage, geweiht von Goethes Muse, der hier am Abend seines Lebens in der herrlichen Natur schwelgte. Auch hier qualmen die Schlote einer Zementfabrik und stören das anmutige Bild.

Die sagenreiche Umgebung Eisenachs ist vielfach verunstaltet worden, hier hat sich die Gastwirtsindustrie aufgetan. Ragt doch auf dem jähen kahlen Bergrücken des Hörselbergs, in dem einst Ritter Tannhäuser bei Frau Venus weilte, heute ein Bierhaus. Das ganze sieht scheußlich nüchtern aus. Und Eisenach selber, die alte Lutherstadt, die Geburtsstätte Bachs, wie ist es durch die Masse neuer Fabriken verhunzt worden!

Und wie hat die Fremdenindustrie erst das liebliche Heidelberg zugerichtet. Das ehrwürdige Schloß war vor ihr nicht sicher, schon erhob sich über ihm der Riesenbau eines Hotels, und immer dichter rückten die Villen der Engländer an den alten Prachtbau heran. Da, in letzter Stunde, besann sich die Obrigkeit und rettete das Schloß vor gänzlicher Verunstaltung.

Ähnliche Bilder bietet Deutschland in Fülle: wen schmerzt es nicht, die Zerstörung der sächsischen Schweiz durch Steinbrüche zu beobachten? Schon sind unsere Wasserläufe und Seen von der elektrischen Industrie bedroht, die schönsten Berggipfel müssen geschmacklosen Aussichtstürmen Platz machen, und der Wald, dieser Freund des Menschen, muß schnöder Verwüstung weichen. Die Zellulosefabrikation vernichtet im Handumdrehen die stattlichsten Wälder. Wenn das so fortgeht, wird Deutschland bald ein anderes Aussehen gewinnen, und wo dann die Liebe zur Heimat bleiben soll, das ist schwer abzusehen. In der Liebe zur Heimat aber wurzelt die Vaterlandsliebe.

Dr. Otto Böckel.

Bücherschau

Gustaf Kossinna, Der germanische Goldreichtum in der Bronzezeit I. Der Goldfund von Messingwerk bei Eberswalde und die goldenen Kultgefäße der Germanen. (Mannus-Bibliothek Nr. 12.) Würzburg 1913. Preis Mk. 5.—.

Der im Mai vorigen Jahres in der Nähe von Eberswalde gehobene Goldschatz erfährt in diesem Buche von berufenster Seite eingehende Würdigung. Er ist der Ausgangspunkt einer umfassenden Bearbeitung aller bronzezeitlichen Goldfunde aus germanischem Kulturgebiet. In diesem ersten Teil des Werkes geht Kossinna nach einer übersichtlichen Darstellung des neuen Fundes auf die goldenen Gefäße ein. Zahlreiche Abbildungen, zum Teil in der Farbe der Stücke gehalten, geben gute Anschauung.

Neben vielen Schmuckstücken und Rohmetall enthielt der im ganzen über 5 Pfund schwere Goldfund von Messingwerk als wertvollsten Bestandteil 8 kleine Gefäße, welche aus dünnem Goldblech getrieben sind. Sie haben alle keine Standflächen, keine Henkel, und einen scharfen Rand; es ist also falsch, wollte man sie als Trinkgeräte einer Fürstentafel ansehen. Gefäße ganz desselben Stiles sind nach der von Kossinna gegebenen Zusammenstellung schon in größerer Zahl (50) aus Mittel- und Nordeuropa bekannt. Am häufigsten kommen sie auf den dänischen Inseln vor, aber auch das südliche Schweden, Schleswig-Holstein, Vorpommern, Hannover und die Mark haben solche Stücke geliefert; das südlichste dieser geschlossenen Gruppe ist in der Provinz Sachsen an der Bode gefunden. Außerhalb dieses Verbreitungsgebietes sind nur zwei derartige Gefäße in Süddeutschland und ein drittes in der Schweiz beobachtet. Alle diese Stücke stammen aus einem mittleren Abschnitt der Bronzezeit, etwa der Zeit von 1400—900 v. Chr. In den Verzierungen weisen sie nur unbedeutende Unterschiede auf; gemeinsam ist allen die vollständige Bedeckung der Wandung mit verschiedenen Mustern. Punktbuckel und größere Buckel, sowie Kreise sind häufig; daneben kommen auch Mondbilder und Tiere ornamental verwertet vor (Vogel, Pferd, Hirsch). Eine Reihe von Gefäßen weist auf der halbkugeligen Unterseite einen vier- oder mehrstrahligen Stern auf. Dieser ist ebenso wie Buckel und Kreise als Sinnbild der Sonne anzusehen, und das Auftreten der genannten Tiere (Sonnenhirsch, heiliger Schwan usw.) bestärkt im Verein mit dem hohen materiellen Wert der Stücke die Vermutung, daß es sich um heilige Gefäße handelt. Diese Annahme findet ihre Bestätigung in der Tatsache, daß nach Ausweis der Darlegungen Kossinnas alle diese Stücke aus Opferfunden stammen, welche an geweihten Orten niedergelegt sind.

Wer hat diese Gefäße gefertigt? Sind sie Einfuhrware aus dem Süden, der nach der landesüblichen Meinung den Norden mit all dem versehen hat, was dort an Schönem und technisch Hochstehendem vorhanden war? Schon die Verteilung der Gefäße weist auf eine nicht südeuropäische Heimat, denn wenn sie aus Italien stammten, müßten sie doch dort in erster Linie zu finden sein. Aber aus dem ganzen übrigen Europa (ausgenommen den südöstlichen Teil, der kulturell damals seine eigenen Wege ging, sind nur acht Goldgefäße bekannt, welche stilistisch mit jener skandinavisch-norddeutschen Gruppe nichts gemeinsam haben. In allen Einzelheiten der Verzierung weist diese letztere sich aus als erwachsen in jenem Kulturgebiet, welches um die Länder der westlichen Ostsee herum lag und diese Ornamente damals und schon Jahrhunderte früher als beliebten Schmuck auf Waffen, Werkzeugen und Kultgeräten anbrachte. Das damals in diesen Ländern wohnende Volk hat somit die Goldgefäße hergestellt, und dies will um so mehr sagen, als es seinen ganzen Bedarf an Edelmetall durch Einfuhr aus dem Süden decken mußte.

Wer waren nun aber diese Leute? Seit jenen Tagen, aus welchen die Goldgefäße stammen, ja seit noch viel früherer Zeit, ist in der sich langsam wandelnden Kultur der in Betracht kommenden Landstriche keine unvermittelte Wandlung, kein plötzliches mächtiges Eindringen fremder Elemente zu beobachten, und zwar bis in die frühgeschichtliche Zeit hinein. In der letzteren haben nun Germanen diese Gebiete bewohnt, und so müssen auch Germanen es gewesen sein, welche schon vor Jahrtausenden dort hausten. Unsere Vorfahren also haben jene prächtigen Goldgefäße gefertigt, und wenn einige derartige Stücke außerhalb des von Kossinna genau umschriebenen damaligen germanischen Siedelungsgebietes gefunden sind, so besagt diese Tatsache, daß die Gefäße ebenso wie viele andere Erzeugnisse germanischer Metalltechnik als Handelsgut in die Fremde gelangt sind.

Dies ist in großen Zügen der Inhalt des Buches. Oft sind die Arbeiten Kossinnas nicht leicht verständlich. Die vorliegende Schrift dagegen wird sich auch in den Kreisen der Laien viele Freunde er-

werden, da sie trotz aller wissenschaftlichen Strenge und Kürze sehr klar geschrieben ist. Sodann geht ein warmer Zug durch das ganze Buch. Es ist verfaßt nicht von dem nüchternen Gelehrten, sondern von einem Manne, welcher ein warmes Herz hat für die heimischen Denkmäler der Vorzeit, welcher auf wissenschaftlicher Grundlage eintritt für eine hohe Wertschätzung der vorgeschichtlichen Germanen. Jeder Laie, der das Buch gelesen, frage sich ehrlich, ob er seinen Vorfahren eine derartige, diejenige der Nachbarn weit überragende Kultur zugetraut hat, ob er mit dem Begriff der „alten Germanen" bisher nicht ganz andere Vorstellungen verband. Er wird sich gestehen müssen, daß eine neue Welt ihm geöffnet worden ist.

Man hat den bronzezeitlichen Goldreichtum der Germanen als eine Folge des Bernsteinhandels bezeichnet, welcher von der jütischen Westküste aus betrieben wurde. Allein, eine primitive Kultur wird niemals derartige, hohes technisches Können und ausgebildeten Geschmack verratende Goldarbeiten hervorbringen, wie wir sie dort finden. Und in der Tat sprechen auch die anderen dortigen Funde für einen damaligen Hochstand materieller und geistiger Kultur. So muß man denn Kossinna beistimmen, wenn er sagt, der bronzezeitliche germanische Goldreichtum könne nur dann verstanden werden, wenn man ihn als eine Äußerung jener uralten germanischen Kulturhöhe ansieht.

Möge das neue Buch dazu beitragen, die Kenntnis der vorzeitlichen Germanen in weite Schichten unseres Volkes zu tragen, die Verehrung der Vorfahren zu wecken und zu vertiefen, und die Liebe zur alten Stammesheimat zu fördern.

Dr. Ernst Wahle.

Prof. Dr. Freiherr von Lichtenberg: Die Anfänge der arischen Kultur und ihre Einflüsse nach Völkern anderer Rasse. Berlin 1913. Verlag des Vaterländischen Schriftenverbandes. 50 Pf.

Die Erforschung der arischen Vorzeit hat so unerwartete und überraschende Fortschritte gemacht, daß bedeutsame Schlaglichter auf die Entwicklung menschlicher Kultur fielen und uns ungeahnte, dabei für unsere Rasse und unser Volkstum höchst erfreuliche Erkenntnisse wurden. Wir leben in einer Zeit der Umwandlung und Vertiefung aller Anschauungen wie vielleicht in der Zeit vor hundert Jahren. Es müssen sich daraus wichtige Folgen für unser öffentliches Leben, besonders aber für das gesamte Erziehungswesen ergeben. Angesichts dieser Tatsachen fragt mancher: Wo hole ich mir die Kenntnis arischer Vorzeit, von der ihr sprecht? Wir empfehlen zur ersten Einführung die oben genannte Schrift des bekannten Erforschers der ägäischen Kultur. Sie gehört zum Wertvollsten, das der Vaterländische Schriftenverband (Berlin, Bernburger Str. 15/16) uns bisher bescherte. Man lasse sich das Verzeichnis seiner Flugschriften kommen.

Kunst und Leben 1914. Berlin-Zehlendorf, Fritz Heyder. Preis 3 Mk.

Das ist der künstlerisch wertvollste Abreißkalender unserer Zeit. Es ist erfreulich, daß ein solches Unternehmen ohne Zugeständnisse an kunstfremde Forderungen sich nun schon im 6. Jahre halten kann. Das Schmuckblatt bringt einen schönen Kopf von Hans Thoma. Jeden Sonntag sieht man die Zeichnung, oft Holzschnitte erster Hand, eines tüchtigen Künstlers. Es ist vieles von dauerndem Wert darunter. Wir freuen uns, Heinrich Reifferscheid auch in diesem Jahre wiederzutreffen; er ist ein Radierer von deutscher Kraft und Innigkeit, der oft an Rembrandt gemahnt, dessen Kunst aber doch aus der innerdeutschen Landschaft geboren ist. Wir erwähnen weiter das Vorfrühlingsblatt von Georg Broel, Friedrich Kallmorgens Erinnerung an ein fränkisches Städtchen, die jungen Kentauren von Franz Müller-Münster, erfreulich weich und warm gezeichnet, endlich das Thoma-Bildnis von Karl Bauer. Meister Hans Thoma, den wir zum Schutzpatron deutscher Kunst erwählen möchten, wird kommenden Herbst ja 75! Auch Hubert Wilm begegnen wir hier wieder, jetzt frei von der Diezmanier und erfreulich gereift. Je näher er den festen Formen der Natur kommt, desto reifer wird er werden. Man kann nur dann frei schalten mit den Formen der Natur, wenn man sie aufs gründlichste beherrscht. Das sollte unser künstlerischer Nachwuchs von den Alten lernen. Man ist nichts, wenn man ein Diez oder Stuck in dritter Auflage ist. In dieser Hinsicht wird auf den Akademien viel verdorben. In dem Bestreben, alle Richtungen gelten zu lassen, ist Heyder einige Male über die Grenze geraten, die „Brücke" von Martha Schrag ist ein Beispiel dafür. Auf der anderen Seite fehlen zwei der begabtesten unter den jüngeren deutschen Zeichnern: Emil Heinsdorff-München und Rudolf Sievers-Braunschweig. Auch der sonst sehr gut vertretene Franz Stassen fehlt diesmal. Uns sagte der Schriftleiter einer sehr angesehenen Kunstzeitschrift einmal, Stassen sei doch gar kein

Künstler, er sei zu teutonisch. Stassen schafft allerdings aus der Tiefe germanischen Volkstums heraus und lehnt fremde Beeinflussung ab. Was rein germanisches Kunstschaffen, fern von fremden Einflüssen vermag, dafür haben wir jetzt zum Glück die vielfältigsten und herrlichsten Zeugnisse. Stassens großes Nibelungenwerk, das vor der Vollendung steht und in einzelnen Blättern auch öffentlich gezeigt wurde [man muß es aber, um es voll werten zu können, ganz kennen], ist ein erneutes Zeugnis. Wenn man künftig von Hauptwerken deutscher graphischer Kunst sprechen wird, dann wird man neben Dürers Marienleben, Holbeins und Rethels Totentänzen, Boehles Steindrucken u. a. auch Stassens Nibelungenblätter nennen. — Daß einzelne Künstler fehlen, nimmt dem Kalender, der sich ja beschränken muß, nichts von seinem Wert. Unsere Bedenken liegen in einer anderen Richtung. Heyder bietet auch Gedichte und Leitsprüche, und da ist er bedenklich einseitig. Der Weltfriedensschwärmer Fried ist vertreten, ein törichtes Wort von Breysig ist angeführt; völkische Töne fehlen dagegen. Wir möchten Herrn Breysig fragen, wo es denn so schlimm mit den Leuten von solcher Suada ist, deren drittes Wort national ist und die im Grunde ebenso arm an Kraft wie an Gedanken sind. Unserer Zeit scheint vielmehr der Mut zu fehlen, sich [zu dem rassisch bedingten Deutschtum zu bekennen. Wir möchten gerade zu diesem Kalender sagen, daß wir gern die Kunst pflegen wollen, die gesund aus deutschem Boden gewachsen ist. Das scheint uns eine der ernstesten Angelegenheiten unseres Volkes zu sein, auf daß die ihm verliehenen tiefen Gemütswerte nicht verkümmern; aber nur die aus volksdeutschem Boden gewachsene Kunst kann diese hohe Sendung erfüllen. Mit solchen grundsätzlichen Ausführungen wollen wir nicht abraten, diesen Kalender zu kaufen; es ist hier zu viel ernste, ehrliche Arbeit geleistet.

Der deutsche Gedanke in der Welt.

Anschließend an Rohrbachs bekanntes Buch hielt D. Karl Meinhof, Professor der afrikanischen Sprachen am Hamburgischen Kolonialinstitut, einen Vortrag in Sangerhausen, der nun gedruckt vorliegt. Die Mission, für die Meinhof warm eintritt, ist unter unseren Afrikanern umstritten; gerade darum möchten wir raten, diesen Vortrag zu lesen, weil er zur weiteren Erörterung anregt. Er wird vom Verfasser zu beziehen sein. Ein gutes Wort von Meinhof wollen wir anführen: „Wir Deutschen sind immer in Gefahr gewesen, im Laufe unserer Geschichte uns zu entzweien und unter einander zu erzürnen, wenn nicht vor uns eine Aufgabe hingestellt wird, so groß, so unerreichbar, daß es ganz unmöglich scheint, sie auszurichten. Unsere Jugend hungert förmlich nach solchen Aufgaben." Wilhelm Kotzde.

Krieg und Frieden. Betrachtungen in Gesprächen. Von Ludwig Reuner (Thüringische Verlagsanstalt Hildburghausen). Preis 80 Pfg.

Das ist nicht bloß ein gutes, sondern ein sehr gutes Buch. Keine Friedenshymne, sondern ein mit Gedankenreichtum, politischer Blickweite und interessanter Statistik geführter Beweis, daß der Krieg „eine unvermeidliche natürliche Triebfeder der Entwicklung ist". Dieses geistvolle und billige Buch sollten recht viele Lehrer, recht viele Offiziere lesen und es nutzbringend im Unterricht anwenden. Ich habe noch nirgends die Frage des Krieges in so erschöpfender und überzeugender Weise dargestellt gefunden. Die gewählte Form der Gespräche, bei der die Friedensschwärmer mit ihren Einwendungen zu Worte kommen — gerade diese Form gibt dem Buche die überzeugende objektive Kraft, weil auf diese Weise jede Einseitigkeit vermieden und auch der andere Teil gehört wird. Hauptmann a. D. Eduard Preuß.

Anmerkung

Wegen Raummangels folgt der Schluß des Aufsatzes: Staatsbürgerliche oder volksbürgerliche Erziehung? von Prof. Dr. Heinrich Wolf erst in der nächsten Nummer.

Die Schriftleitung.

Für die Schriftleitung verantwortlich: Gerhard Krügel, Berlin SW. 61, Schleiermacherstr. 12. — Verlag: Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung Theodor Weicher in Leipzig. — Druck von Oscar Brandstetter, Leipzig.

Deutscher Volkswart

1. Jahrgang | Heft 5 | Februar 1914

Die deutsch-englischen Beziehungen

Von Universitätsprof. Dr. Eduard Eckhardt, Freiburg i. Br.

Am schärfsten hatte sich das Verhältnis zwischen Deutschland und dem britischen Reiche vor etwa vier Jahren zugespitzt. Seither hat die Spannung zwischen beiden Ländern, wenn auch nur sehr allmählich, nachgelassen.

Die Ursachen dieser Spannung sind von mannigfacher Art: nationale Vorurteile, politische und wirtschaftliche Verhältnisse haben den Wärmegrad der gegenseitigen Beziehungen von Deutschland und England herabgedrückt.

Noch aus der Zeit, wo fast ausschließlich der Liberalismus die politischen Ideale unseres Volks bestimmte, sind wir gewohnt, England als das Mutterland einer freiheitlichen Staatsverfassung zu bewundern. In seltsamem Widerspruch zu einer solchen Bewunderung steht freilich die mehr oder weniger lebhaft gefühlte Abneigung des Durchschnittsdeutschen gegen die Engländer. Diese weitverbreitete Abneigung erklärt sich zum Teil daraus, daß, wenigstens in früheren Jahren, als das Leben in Deutschland noch billig war, viel billiger als in England, viele englische Reisende in Deutschland nicht gerade den besten Kreisen des englischen Volkes angehörten. Während die vornehmen und gebildeten Engländer Frankreich oder Italien als Reiseziel bevorzugten, lockte die größere Billigkeit Deutschlands Scharen von ungebildeten aber wohlhabenden Engländern an. In England tritt der nationale Dünkel, ein Nationalfehler, zu dem die Inselage Großbritanniens sehr viel beigetragen hat, gerade in den unteren Schichten der Bevölkerung am ärgsten hervor. So pflegten auch die in Deutschland umherreisenden Engländer, je ungebildeter sie waren, um so eher auf unser Volk herabzusehen; sie benahmen sich in Deutschland oft so ungebührlich, wie sie es in England selbst kaum zu tun gewagt hätten, weil es ihnen dort schlecht bekommen wäre. Der biedere deutsche Michel ließ sich aber in unangebrachter Gutmütigkeit die englischen Übergriffe meist ohne Widerrede gefallen. In falscher Verallgemeinerung hielt man nun in Deutschland solche englischen Flegel für typische Vertreter ihres Volkes, und es bildete sich bei uns ein ungünstiges Vorurteil gegen die Engländer überhaupt heraus, die man für unhöflich und unliebenswürdig, oder im besten Falle für steifleinene Gesellen zu halten geneigt war. Diese noch

jetzt in Deutschland vorherrschende Ansicht ist aber grundverkehrt; wer öfters Gelegenheit hatte, die Engländer in England selbst zu beobachten, wird das gewiß bestätigen. Zwar gleicht der Engländer darin dem Norddeutschen, daß er Fremden gegenüber zunächst eine gewisse Zurückhaltung zeigt und erst nach längerer Bekanntschaft wirklich vertraulicher wird. Wir erkennen aber bei einem Besuch in England bald, daß die Engländer, entgegen dem in Deutschland verbreiteten Vorurteil, ein sehr höfliches Volk und im persönlichen Verkehr nichts weniger als steif, sogar ungezwungener sind als wir Deutschen; denn in England gilt es nicht wie bei uns als notwendige Voraussetzung alles Umgangs der Menschen untereinander, daß man einander vorgestellt sei. Die großen Vorzüge des Nationalcharakters der Engländer offenbaren sich uns überhaupt am ehesten in ihrem eigenen Lande, ein Lob, das man nicht allen Nationen zuerteilen kann, namentlich nicht den Franzosen. Vielen Engländern ist eine natürliche aus dem Herzen kommende Liebenswürdigkeit und Gutmütigkeit eigen, die sie von der zu Unrecht so vielgerühmten französischen Höflichkeit vorteilhaft unterscheidet, da diese meist eine leere Form ist.

Wie tief die Abneigung gegen England im deutschen Volk wurzelt, hat sich besonders während des Burenkrieges gezeigt. Zwar ist es an sich durchaus natürlich, daß ein kleines Volk, das gegen einen übermächtigen Feind um seine Freiheit kämpft, die allgemeinen Sympathien auf sich leakt; jedem andern Volk in gleicher Lage wären also diese Sympathien ebenso zuteil geworden wie den Buren. Gerade diese standen uns vor dem Burenkrieg doch recht fern; wir wußten bis dahin herzlich wenig von ihnen und hatten auch gar kein besonderes Interesse für sie. Daß wir während des Burenkrieges in geradezu leidenschaftlicher Weise für die Buren Partei genommen haben, beruht daher im letzten Grunde nicht auf Sympathie für diese, sondern auf feindseliger Gesinnung gegen ihre Gegner, die Engländer. Erst nach dem Burenkriege brach allmählich auch in Deutschland die Erkenntnis durch, daß man die Buren bedeutend überschätzt hatte, und daß sie keineswegs die Idealmenschen waren, die man in ihnen während ihres Freiheitskampfes erblickt hatte. Im englischen Volk aber hat diese während des Burenkrieges hervortretende deutsche Feindschaft noch bis heute einen Stachel zurückgelassen. Man wende dagegen nicht ein, daß auch die Franzosen, Russen und überhaupt alle übrigen Nationen während des Burenkrieges den Engländern ebenso unfreundlich gesinnt waren wie wir. Von jenen hatte das britische Volk auch nichts anderes erwartet; die Feindseligkeit des deutschen Vetters wirkte dagegen wie eine sehr unliebsame Überraschung.[1]

Andererseits hat auch Deutschland schon seit Jahrzehnten einen sehr triftigen Grund zur Mißstimmung gegen die Engländer. Es ist dies die schon so viel erörterte englische Politik. Zwar ist es abgeschmackt, dieser Politik, wie es oft in Deutschland geschieht, Selbstsucht vorzuwerfen; denn jede vernünftige Politik ist selbstsüchtig. Uneigennützigkeit ziert wohl den einzelnen Menschen als Privatmann, wäre aber eine unangebrachte Donquichoterie in der Politik eines ganzen Landes. Die gesunde Selbstsucht der englischen Politik könnten sich gerade unsere oft so wenig zielbewußten deutschen Staatsmänner zum Muster nehmen. Aber auch die Politik hat ihre Ethik, und der an sich berechtigte politische Egoismus seine Grenzen. Leider pflegt die englische Politik diese Grenzen oft zu überschreiten; sie ist namentlich in ihren Mitteln so wenig wählerisch, daß das Schlagwort vom „perfiden Albion“ nicht ganz unzutreffend erscheint. — England hat bisher alle auch noch so bescheidenen deutschen

Bemühungen, sich auszubreiten und in andern Weltteilen festen Fuß zu fassen, zu vereiteln versucht, oder, wo dies nicht möglich war, wenigstens mit unverhohlenem Überwollen aufgenommen. Dabei brauchen gerade wir eher als alle andern Großmächte Kolonien, in die wir den Überschuß unserer Bevölkerung abwälzen können; im Streben, solche Kolonien zu erwerben, fühlen wir uns aber durch Englands Mißgunst auf Schritt und Tritt gehemmt. Hierfür dürfen wir in der Tat schwere Anklagen gegen England erheben. Die Unfreundlichkeit dieser schon unter der Königin Viktoria geübten Politik steigerte sich noch unter Eduard VII., der aus irgendwelchen persönlichen Gründen ein Deutschenfeind war. Erst als dieser König, gegen Ende seiner Regierung, einsehen mußte, daß das Hauptziel seiner Politik, die völlige Einkreisung Deutschlands, doch nicht zu erreichen war, fing die englische Politik an, in ihrer deutschfeindlichen Schroffheit etwas nachzulassen. Der jetzige König von England ist wenigstens kein ausgesprochener Feind Deutschlands; aber auch seine Regierung zeigte in der deutsch-französischen Marokkokrise das alte sehr unfreundliche Gesicht. Ganz neuerdings erst werden endlich auch in England, wenn auch nur vereinzelt, Stimmen laut, die mit Recht betonen, daß diese althergebrachte englische Politik einem so mächtig aufstrebenden Staate wie Deutschland gegenüber, für das die Möglichkeit der Ausbreitung eine Lebensfrage ist, doch auf die Dauer ein sehr gefährliches Spiel sei.

Unser Kaiser und seine Staatsmänner haben auf diese fortgesetzten englischen Unfreundlichkeiten die einzig richtige Antwort erteilt, indem sie eine deutsche Flotte schufen und die neugeschaffene immer mehr ausbauten und verstärkten. Wir haben auch die gegen die deutschen Flottenrüstungen gerichteten englischen Einschüchterungsversuche kaltblütig hingenommen und uns dadurch in unserer weiteren planmäßigen Flottenvermehrung nicht im geringsten stören lassen. Dafür verdient die sonst oft so mangelhafte deutsche Staatskunst alles Lob; dies Verfahren wird uns nicht nur dereinst bei künftigen Weltverteilungen einen gebührenden Anteil sichern, sondern ist auch das einzige, das den Engländern im Grunde Achtung einflößt, trotz allen Geschreis der Jingopresse.

Wir haben bisher die deutsch-englischen Beziehungen vom deutschen Standpunkt aus betrachtet; um die Engländer richtig zu verstehen, müssen wir auch versuchen, uns in den englischen Standpunkt Deutschland gegenüber hineinzudenken.

Es war schon vorhin einmal vom nationalen Hochmut der Engländer die Rede als einem ihrer Hauptfehler. Stolz auf ihre ältere Kultur und ihre früher erlangte politische Macht, sahen sie die neue Großmacht des Deutschen Reiches als einen lästigen Emporkömmling an. Die Geringschätzung, mit der viele Engländer auf die Deutschen herabblickten, wurde und wird noch immer verstärkt durch die unter unsern Landsleuten leider noch sehr verbreitete nationale Würdelosigkeit, durch die deutsche Untugend, alles Ausländische übermäßig zu bewundern und das eigene Volkstum, wo es sich mit fremdem berührt, nur zu leicht aufzugeben. Auch sind manche der in England lebenden Deutschen wirklich wenig geeignet, den Engländern Achtung vor der deutschen Kultur einzuflößen.

Dazu kam noch der Ärger der hochbezahlten englischen Arbeiter über ihre nach England eingewanderten deutschen Kollegen, weil diese sich mit geringeren Arbeitslöhnen begnügten. Die deutschen Arbeiter hatten also in England eine ähnliche Stellung wie etwa die italienischen in Deutschland.

Noch andere Umstände kamen hinzu, die in England eine üble Stimmung gegen Deutsch-

land hervorriefen. England, das Ursprungsland der modernen Großindustrie, hatte auf industriellem Gebiet noch weit über die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts hinaus überhaupt keine ernstlichen Nebenbuhler in Europa. Als Deutschland anfing, den wirtschaftlichen Wettkampf mit England aufzunehmen, geschah es zunächst durch billige aber schlechte Waren, die unmöglich den guten, aber teuren englischen Industrieerzeugnissen den Rang ablaufen konnten. In den letzten 30 Jahren hat aber die deutsche Industrie ganz gewaltige Fortschritte gemacht und jetzt schon auf nicht wenigen Gebieten die englische überflügelt, weil diese, einem Hauptcharakterzug der Engländer entsprechend, gar zu konservativ, schwerfälliger in der Einführung von Neuerungen und weniger geneigt ist, sich den verschiedenen Bedürfnissen der Käufer anzupassen als die deutsche. Die Engländer fühlen sich also auf einem Gebiet geschlagen oder wenigstens bedroht, auf dem sie früher fast die Alleinherrschaft gehabt hatten, und noch dazu von einer früher so unbedeutenden Industrie, die sich gleichsam aus dem Nichts zu einer so gefährlichen Nebenbuhlerschaft für den Weltmarkt emporgearbeitet hat. Ein Ausfluß dieser Stimmung war das vielbesprochene englische Gesetz, das für nach England eingeführte Waren deutschen Ursprungs den Vermerk „made in Germany" vorschrieb; aber auch dies Gesetz war ein Schlag ins Wasser, da es bekanntlich nicht die von den englischen Fabrikanten ersehnte abschreckende Wirkung hatte, sondern im Gegenteil den deutschen Waren nur als unfreiwillige Reklame diente. Daß daher eine Feindschaft gegen Deutschland am ehesten in den Kreisen der englischen Großindustrie zu finden ist, braucht uns nicht zu wundern. Die deutschfeindlichen englischen Zeitungen und Zeitschriften, „Times", „Daily Mail", „Saturday Review", „Spectator" u. a., sind das Sprachrohr dieser Kreise; die sich darin offenbarende Gesinnung ist aber durchaus nicht die des ganzen englischen Volkes.

Auch noch weitere Gründe machen es begreiflich, daß die Engländer in letzter Zeit anfangen, immer nervöser zu werden. Seit dem Beginn der Neuzeit gehört es zum politischen Dogma jedes englischen Patrioten, daß Großbritanniens Insellage das beste Bollwerk zur Verteidigung des Landes sei. Schon Shakespeare hat in „König Richard II." diesen Gedanken in herrlichen Versen ausgedrückt, indem er England bezeichnet als

„Dies Kleinod, in die Silbersee gefaßt,
Die ihm den Dienst von einer Mauer leistet."

Durch die erstaunlichen Fortschritte der Luftschiffahrt, namentlich in Deutschland und Frankreich, büßt aber Großbritannien die Vorteile dieser Insellage immer mehr ein. Natürlich macht auch das bedeutende Anwachsen der deutschen Flotte den Engländern große Sorgen. Daß eine so ansehnliche Flottenmacht nur zur Verteidigung der eigenen Heimat, nicht zum Angriff gegen England verwendet werden solle, erscheint ihnen als eine so unnatürliche Bravheit, daß sie, trotz aller beruhigenden Versicherungen von deutscher Seite, doch nicht recht daran glauben wollen. Erfreulicherweise hat sich aber in den letzten Jahren die englische Aufregung wegen der deutschen Flotte sichtlich vermindert.

Das gegenwärtige Verhältnis zwischen den beiden großen germanischen Ländern ist also, wenn auch nicht gerade freundschaftlich, doch wenigstens erträglich. Wenn, wie anzunehmen ist, die Entspannung zwischen ihnen noch weitere Fortschritte macht, kann die Zukunft ihrer gegenseitigen Beziehungen sich noch durchaus freundlich gestalten. Jedenfalls ist es verkehrt, einen deutsch-englischen Krieg als etwas ganz Unvermeidliches hinzustellen. Noch niemals im ganzen Verlauf der Geschichte haben die beiden Länder Krieg miteinander

geführt; die gegenwärtige Trübung ihres Verhältniſſes zueinander kann daher nur, wenn man die Geſchichte gleichſam von der Vogelperſpektive aus betrachtet, als vorübergehend erſcheinen. England den Erbfeind Deutſchlands zu nennen, wie das manchmal bei uns geſchieht, iſt alſo geſchichtlich völlig unberechtigt; auch ſtehen ſich die beiden ſtammverwandten Völker ihrem ganzen Weſen nach innerlich viel zu nahe, um dauernde Feindſchaft gegeneinander zu hegen.

Eben weil ein Krieg zwiſchen Deutſchland und England ſehr wohl vermieden werden kann, iſt es auch eine große Torheit deutſcherſeits, zum ſofortigen Losſchlagen gegen England zu drängen, wie dies in einer kürzlich erſchienenen Broſchüre geſchehen iſt. Es wäre dies ſelbſt im Falle der Unvermeidlichkeit des Krieges eine Torheit; denn noch iſt das Übergewicht der engliſchen Flotte über die unſrige ſehr erheblich. Der gegenwärtige Zeitpunkt wäre alſo zu einem Seekrieg für England vorteilhafter als für uns. Zum Glück ſind aber die Briten vernünftig genug, nicht loszuſchlagen, trotz aller Hetze ihrer deutſchfeindlichen Preſſe; ſie wiſſen wohl, was auch für ſie ſelbſt, ſogar in einem für ſie glücklichen Kriege, auf dem Spiele ſteht.

Der zukünftige Erbfeind Deutſchlands iſt alſo ſicher nicht das tüchtige und gediegene, ſo viele hervorragende Eigenſchaften beſitzende Germanenvolk der Engländer, auch wohl kaum Frankreich, das offenſichtlich in unaufhaltſamem Niedergang begriffen iſt und uns allein ſchon jetzt nicht mehr ernſtlich bedrohen kann, ſondern das emporſteigende, im Deutſchenhaß einige Slaventum.

Da ſo bald nach Faſchoda eine „entente cordiale“ möglich war, iſt trotz des gegenwärtig immer noch unfreundlichen Verhältniſſes zwiſchen Deutſchland und England ein Freundſchaftsbund zwiſchen beiden Ländern ſelbſt in naher Zukunft nicht ganz ausgeſchloſſen. Auch in England ſind ſchon jetzt vereinzelte Stimmen zu vernehmen, die ein ſolches Bündnis empfehlen. So erhielt die angeſehene Zeitſchrift „Academy“ zu Anfang dieſes Jahres eine Zuſchrift aus ihrem Leſerkreiſe, worin hervorgehoben wurde, daß Deutſchland doch nirgends die engliſche Weltmachtſtellung bedrohe, wohl aber die Vereinigten Staaten, die eine allmähliche Auffaugung Kanadas ſchon lange vorbereiteten. Vernünftiger als das gegenwärtige feindliche Verhältnis zwiſchen Deutſchland und England ſei daher ein Bündnis zwiſchen beiden Ländern. Großbritannien als die größte Seemacht und das Deutſche Reich als der ſtärkſte Militärſtaat könnten vereint der ganzen Welt ihren Willen aufzwingen. Natürlich müſſe England dann aufhören, den deutſchen kolonialen Beſtrebungen hemmend in den Weg zu treten, und Deutſchland müſſe den britiſchen Kolonialbeſitz unangetaſtet laſſen.

Hoffen wir, daß die Zukunft uns ein ſolches Bündnis bringen möge. Die großen in der engliſchen Kultur enthaltenen Werte würden dann in ganz anderem Maße als bisher auch unſere eigene Kultur befruchten.

Der Panslawismus

Von Hofrat Dr. C. Spielmann, Wiesbaden

Man spricht in unseren Tagen viel von einer panslawischen und von einer panmongolischen Gefahr für uns. Bestehen beide — und welches ist dann die größere?

Die Slawen sind ein Glied der indogermanischen Völkerfamilie, die ihren Urſitz, wie neuerdings auch C. Heyck wieder betont hat, in Nordwesteuropa hatte, das damals noch andere Gestalt als heute besaß. Sie sind das Bindeglied zwischen Keltogermanen auf der einen, Thrako-Gräko-Italern auf der andern und Iranoindern auf der dritten Seite. Die Letten oder alten Ästuer stehen zwischen ihnen und den Germanen, die Sauromaten oder alten Skythen zwischen ihnen und den Iraniern. Ostwärts gedrängt, abgesondert, entwickeln sie sich in den Gegenden um die Waldaihöhe in ihrer Eigenart. Als Weneder werden sie zuerst durch P. C. Tacitus und Cl. Ptolemäus bekannt; sie kämpfen gegen die Sauromaten und breiten sich aus. Aber erst die massenhafte Vernichtung dieser durch Germanen (Goten) und Hunnen hat die Slawen zu Herren der weiten Flächen im Osten unseres Erdteils gemacht. Geschehen um 400 nach Christo, wie nunmehr allgemein angenommen wird.

Nicht lange darauf taten die Germanen den großen Ruck nach Westen und Süden; die Gebiete jenseits der Unterelbe, der Saale, des Böhmerwaldes und der pannonischen Donau wurden leer. Ein Menschenalter später und die Hunnenmacht zerfiel. Außer den Gebieten an der Theiß, wo die Gepiden ihr Reich aufrichteten, war alles Ostland herrenlos. Die Slawenstämme schoben sich unaufhaltsam weiter, immer mehr westwärts und in Kolonien sogar den Main hinab ins Thüringerland und in die Ebene der Sachsen hinein. Seitwärts an die Ostsee gedrängt wurden die Letten, nicht ohne daß es harte Kämpfe absetzte. Schon damals kannte man, also um 500 etwa, den Unterschied zwischen den unruhigen Westslawen und den mehr ruhig bleibenden Ostslawen. Unter jenen unterschied man etwa sechs größere Kollektivstämme; am weitesten vorgeschoben im Gebiete der Mark und Mecklenburgs die Wenden; in der Lausitz die Sorben (Serben), in dem böhmischen Kessel die Chrobaten (Kroaten), im Karpathenlande die Slowaken, dahinter im Weichselgebiete die Tschechen mit den Morawen (Mährern) und die Polen mit den Pomorzen (Pommern). Die beiden erstgenannten Stämme hatten sich um 500 häuslich eingerichtet; aber schon um 600 drückten die stark angewachsenen Tschechen und Polen nach und zwangen Serben und Kroaten zur Wanderung gen Süden, wobei auch ein Teil der Slowaken mitgerissen wurde. Ein Rest der Serben schloß sich den Wenden an; Reste der Slowaken und Kroaten zogen sich in die Karpathen zurück. Den böhmischen Kessel nahmen Tschechen und Morawen ein; die Polen schoben sich bis zur Oder, die Pommern bis zum Meere vor. Damit hatten, um 650 die Bewegungen hier ihr Ende erreicht.

Die Serben und Kroaten müssen in starker Kopfzahl ausgewandert sein, diese westlich, jene östlich; unaufhaltsam ergossen sich ihre Scharen zu beiden Seiten der Donau hinab nach Illyrien hinein. Die Kroaten gelangten am ehesten zur Seßhaftigkeit in dem Gebiete, das sie heute noch bewohnen und einem Teile von Bosnien; die Slowaken schoben sich in die Alpentäler gen Westen; sie wurden auch Slowenen, Winden,

Karantanen (Kärntner) genannt. Die Serben füllten das Gebiet zu beiden Seiten der unteren Drau und Sau, den größeren (östlichen) Teil Bosniens, Serbien, Montenegro und verbreiteten sich über Albanien, Epirus und bis nach Hellas hinunter. Ein großer Teil der albanischen Stämme und der griechischen Bevölkerung wurde slawisiert.

Aber noch mehr erreichten die Serben. Das germanische Gepidenreich war dem Ansturme der mongolischen Awaren erlegen. Diese machten um 800 den stammesverwandten Bulgaren Platz, deren Herrschaft eine Zeitlang von den Karpathen bis zum Balkan reichte. Um 900 aber mußte der Nordteil des Gebietes, das Land jenseits der Donau den Madscharen (Ungarn) überlassen werden. Südlich der Donau aber wurde der Rest der Bulgaren schon im 9. Jahrhundert derart mit slawischem (serbischem) Einschlag durchsetzt, daß schließlich das ganze Bulgarenvolk seine mongolische Eigenart verlor und völlig slawisiert und zugleich mit den Serben christianisiert wurde. Seit 900 begann dann die endgültige Trennung der Westslawen und ihre gesonderte Entwicklung: der Wenden, Polen und Tschechen einerseits und der Kroaten, Serben und Bulgaren anderseits. Die Scheidung war durch den Einschub der Madscharen veranlaßt worden.

Selbstverständlich wurden die slawischen Eindringlinge von den Eigentümern der Gegenden, die sie sich aneigneten, auf Leben und Tod bekämpft. Der rhomäische Autokrator zu Byzanz rief die ganze Reichsmacht gegen die kroatisch-serbisch-bulgarische Bedrängnis auf. Aber 120 Jahre hindurch (893—1014) nahm das Großbulgarenreich der Simeon und Samuel den größten Teil der Balkanhalbinsel ein, bis Basilius der Bulgarenschlächter (Bulgaroktonos) es endgültig vernichtete. Um 1100 unterwarf sich der Madscharenkönig die kroatischen Gebiete, Bosnien und Dalmatien eingeschlossen. Aber um 1170, als Byzanz und Ungarn, die alten Verbündeten, miteinander in Fehde lagen, benutzten das die Serben, um sich selbständig zu machen. Das Serbenreich wurde immer größer, und um 1350 reichte es unter Stephan Duschan über den ganzen Westteil der Balkanhalbinsel bis an die Grenze von Hellas, während die Bulgaren das Land zwischen Donau und Balkan als selbständiges Reich (seit etwa 1200) innehatten. Der Vernichtungsschlag aber gegen die Übermacht geschah nicht durch die absterbenden Byzantiner, sondern durch die eingedrungenen osmanischen Türken. Das Serbenreich wurde 1389, das Bulgarenreich 1393 vernichtet; die sehr verkleinerten Tributstaaten Serbien und Bosnien wurden 1458—1463 eingezogen, nur die Czrnagora blieb mehr oder minder selbständig. Erst mit dem 19. Jahrhundert begann die slawische Reaktion gegen die Türkenherrschaft: 1817 wurde Serbien tributäres Fürstentum, 1878 frei, ebenso Bulgarien; 1912/13 haben beide wie Montenegro zu Königreichen emporgestiegenen Staaten gemeinsam mit Griechenland der Türkenherrschaft in Europa ein Ende bereitet.

Anders gestalteten sich die Schicksale der Nordgruppe der Westslawen. Unablässig waren Wenden, Tschechen und Mährer die Bedränger des germanischen Frankenreiches, so daß schon die Merowingerkönige Markgrafen mit weitreichenden Befugnissen an die Grenze setzen mußten. Der große Karl, dessen Name (Kral = König) bei den Slawen die Bedeutung bekam wie einst der Cäsars bei den Germanen, hielt die Feinde in Zucht und Schrecken; andererseits räumte er ihnen sogar das von den Sachsen leer gemachte Nordelbien ein. Aber unter seinen schwachen Nachfolgern drängte der Slawensturm

wieder ungestüm über die Grenzen. Das Großmährerreich des christlichen Swjantopluk am Ende des 9. Jahrhunderts konnte nur mit Hilfe der Madscharen zertrümmert werden, die dafür ein halbes Jahrhundert hindurch der Schrecken des ostfränkischen (deutschen) Reiches wurden. Allein trotzdem übernahmen nun die deutschen Könige und Kaiser den Reaktionskampf wider die Slawen; Heinrich I. und Otto I. ketteten das Tschechenreich (seit 930) an Deutschland und unterwarfen nach blutigem Ringen die Wendenstämme bis zur Oder, zugleich das Kreuz in die ostelbische Wildnis tragend. Seitdem blieb das tschechische Gebiet beim Reiche und erhielt nach dem Aussterben der einheimischen deutsche Herrscher (1306—1457 und seit 1526 dauernd). Schrecklich waren die Heerzüge der Deutschen; zu Tausenden wurden die gefangenen Slawen in die Knechtschaft verkauft, bis nach Afrika hinein. Der Name Slawe (Sklave, Slave, Esclave, Esclavo, Eschiavo, Sclabene) wurde in allen Sprachen mit der Bezeichnung Knecht gleichbedeutend. Immer und immer wieder empörten sich die Unterworfenen, bis es ums Jahr 1150 den beiden gewaltigen Slawenbändigern Albrecht dem Bären und Heinrich dem Löwen gelang, die deutsche Herrschaft dauernd zu festigen. Wie dann eine gewaltige Volksabwanderung von Westdeutschen begann („Naar Oostland wollen wy reiden!"), und wie Ostelbien so deutsch wurde, daß heute nur noch ein Rest der Wenden im Spreewalde fortvegetiert, ist bekannt. Aber die deutsche Reaktion machte in den Grenzen von Polen halt. Zwar unterwarfen und kolonisierten deutsche Ordensritter die lettisch-baltischen Länder, zwar drang deutsche Bevölkerung mit Sitte, Sprache, Rechtsprechung bis in die polnischen Städte hinein, Schlesien ganz gewinnend; aber in Polen fand schon um 1350 das Deutschtum seine Grenze. Das Polenreich, bis um 1320 noch mehr oder minder politisch vom Deutschen Reiche abhängig, einte sich dann innerlich und gewann durch seine Vereinigung mit Litauen 1386 eine Machtfülle, die nach der Niederwerfung des Deutschen Ritterordens, 1466, von der Ostsee bis zum Schwarzen Meere reichte. Wir wissen, daß das Polenreich nun mehr als zweihundert Jahre hindurch eine achtunggebietende Macht bedeutete, die sich dem Deutschen Reiche direkt nicht feindlich erwies; daß dann aber diese Macht infolge der inneren Uneinigkeit und der schrankenlosen Adelswillkür zerfiel und daß schließlich das weite Reich 1772 bis 1795 eine Beute der drei großen Nachbarstaaten wurde.

Sehr verschieden von der Entwicklung der Westslawen vollzog sich jene der Ostslawen, die wir heute mit dem Kollektivnamen der Russen bezeichnen. Denn wir dürfen nicht etwa annehmen, das weite Reich, das wir Rußland nennen, besitze eine durchgängig einheitliche Bevölkerung. Abgesehen von den finnischen Stämmen im Norden und den türkischen im Süden teilte sich die altslawisch-russische Bevölkerung vor tausend Jahren in eine ganze Reihe untereinander verwandter, aber doch auch wieder verschiedener Stämme: Meren, Kriwitschen, Slowenen, Poljänen, Wjätitschen, Dregowitschen, Radimitschen, Drewljänen, Sewerier, Tiwertschen, Dulsleben, Kaziren u. a. Die normannischen Warjäger, also Ausländer, brachten Einheit in das Chaos; sie gaben dem Volke, das sie beherrschten, auch den einheitlichen Namen: Russen, während sie selbst um 1100 völlig slawisiert waren. Mit der Zeit näherten sich die vielen russischen Kleinstämme derart aneinander an und verschmolzen so miteinander, daß man heutzutage nur drei große Volksgruppen im Zarenreiche unterscheidet: Großrussen, Kleinrussen, Weiß-

russen und Rotrussen. Am reinsten altslawisch-russisch sind die Kleinrussen geblieben; die Rotrussen haben einen stärkeren westslawischen Einschlag; den Weißrussen haben sich viele Litauer assimiliert und die Großrussen sind mit mongolisch-türkisch-finnischen Elementen gemischt. Denn wir müssen bedenken, daß seit der Hunnenherrschaft bis ums Jahr 1240, also fast 900 Jahre, im Osten und Süden ein mongolisches (die Bezeichnung im allgemeinen Sinne gebraucht) Reich das andere ablöste: Hunnen, Bulgaren, Awaren, Chasaren, Petschenegen und Polowzen. Von 1240 aber bis 1480, also dritthalbhundert Jahre, stand ganz Rußland unter der Herrschaft der Mongolenkhane von Sarai, und bis 1554 bestanden noch die Khanate Kasan und Astrachan, bis 1783 das der Krim weiter. Geradeso wie einerseits die Hunderttausende fortgeschleppter Russensklavinnen die Mongolenrasse allmählich veredelten und der slawischen teilweise annäherten, so haben anderseits die herrschenden Mongolen ihre Spuren im Großrussentum, wie schon gesagt, hinterlassen, doch so, daß jene Spuren nur inferiore geblieben sind.

Das warjägische russische Reich umfaßte bereits den größten Teil des heutigen europäischen Rußland. Seine Teilung in ein nord-, süd- und westrussisches Großfürstentum (Susdal, Kijeff, Halitsch) seit etwa 1140 schwächte bei gleichzeitiger Unbotmäßigkeit der Lehnsteilfürstentümer die Kraft des russischen Volkes derart, daß das Ganze 1240 den Mongolen anheimfiel. An Stelle der alten Teilfürsten aber hob sich schon seit etwa 1300 ein anderer Staat, Moskau, empor. Der Welikij Knjäs (Großfürst) von Moskau nahm durch Bücklinge vom Khan, was er mit Schwertgewalt nicht erlangen konnte: die Oberherrschaft über seine Volksgenossen (vgl. Karamsin), und als er sich stark genug fühlte, warf er 1480 die mongolische Herrschaft ab, vernichtete die Khanate Kasan und Astrachan und unterwarf und verfolgte die mongolischen Dränger nach den weiten, unermeßlichen Ebenen des Ostens hinein, die er bis zum Ochotzkischen Meere, d. h. bis dahin, wo das Land überhaupt aufhörte, in Besitz nahm, ja bis Alaska, darüber hinaus. Wie dann der Russenzare Ausdehnungsdrang gen Westen, zur Ostsee und zum Schwarzen Meere ging, wie sie 1721 die baltischen Gebiete und 1809 Finnland den Schweden, 1772—1795 und 1815 den Löwenanteil von Polen, 1774—1783 die Pontusländer den Türken nahmen, ist ebenso bekannt wie ihre vergeblichen Versuche von 1828—1829, 1853—1856 und 1877—1878, die Balkanvölker zu befreien und ihrem Einflusse zu unterwerfen. Desto mächtiger hat ihr Ausdehnungsbestreben in Asien weitergegriffen, und der Verhinderungsversuch der Japaner dagegen 1904—1905 ist nicht von Dauer gewesen, wie das eben wieder die Autonomisierung der Äußeren Mongolei unter russischem Einflusse beweist.

So sehen wir die Slawen, den am spätesten in der Geschichte aufgetretenen Zweig der indogermanischen Rasse, in steter Ausdehnung begriffen. Mit einem gewissen Stolz nennen sie sich nach den beiden Worten ihrer Sprache: Slowo und Slawa. Slowenen (Slowo = Wort), wie der ältere Ausdruck lautet, heißt die Redenden, d. h. alle, die ihre Sprache, natürlich in ihren Augen die Weltsprache, sprechen. Alle anderen sind Njemitzen, d. h. Stumme, die nicht begnadet sind, jene Sprache zu verstehen. Noch besonders wird mit Njemitzen der Brudervolkszweig der Germanen und ganz speziell werden damit die Deutschen benannt. Slawen kommt als Benennung auch schon früher vor, entweder als Kürzung von Slowenen (Sklabenen) oder von, s. o., Slawa = Ruhm, hätte also die Ruhmvollen

zu bedeuten. Das Wort kehrt in zahlreichen Eigennamen wieder: Bogislaw, Prschibislaw, Wratislaw, Wladislaw, Brschetislaw, Mieczyslaw, Boleslaw, Prschemyslaw, Wjatscheslaw, Sobieslaw, Wenzeslaw, Jaroslaw usw. Der Ruhm geht den Slawen über alles.

Der Grund der Erfolge des Slawen liegt hauptsächlich in seiner Zähigkeit und Beharrlichkeit. Schon seine körperliche Konstitution drückt das aus. Bei den Slawen finden wir die meisten Überhundertjährigen. Der Zar Nikolaus empfing 1912 eine Reihe Uralter, die ihm vom Einzug Napoleons in Moskau, das sie noch miterlebt hatten, erzählten. Im Balkankriege gab es Serben, die den Karageorg, der 1817 ermordet worden war, noch gekannt hatten. Welche Kraft gehört dazu, trotz der zerrüttenden Wirkungen des Alkohols in Schliwowitz, Wodka usw. gesundheitlich stark und geschlechtlich potent zu bleiben! Auch die jahrhundertelange Knechtung durch rohe Gewalt, die doch Geist und Körper unterjochte, vermochte die Volkskraft nicht zu vernichten. Man denke daran, wie erst die mongolische, dann die zarische Knute das Moskowitervolk, wie die polnische Schlachta ihre Leibeigenen, wie die osmanische Paschatyrannei die serbische und bulgarische Radscha (Herde) geradezu viehisch behandelte, und wie trotzdem das Volk anwuchs und wie die Hebräer unter der Geißel der Pharaonen sich mehrte. Was die Slawen dazu befähigte, all diese fürchterlichen Drangsale auszuhalten, tausend und mehr Jahre hindurch, das war und ist also ein Fonds, der nicht zu verachten ist. Dieselbe Zähigkeit, den passiven Widerstand, wie man auch sagen könnte und gesagt hat, bewiesen die Slawen auch im Kampfe mit anderen Völkern. So wie die ausdauernde Reit- und Eroberungslust der kleinrussischen Kosaken sie nicht ruhen und rasten ließ, bis ihre Rosse am Stillen Ozean angelangt waren, so verfolgte die russische Staatsregierung mit einer Zähigkeit sondergleichen das Prinzip Wladimirs, Peters und Katharinas am Baltenmeere, am Pontos, am Kaspisee, am Pamir, am Altai und Khinggan zugleich, unermüdlich. Und selbst geschlagen gab sich die Slawenmacht nie ganz. Die Wenden konnten von den Deutschen nur durch Ausrottung bezwungen werden. Die Osmanen mußten bei Kossowopolje die Serben und bei Trnowo die Bulgaren förmlich austilgen. Bei Narwa, bei Zorndorf, bei Borodino, bei Mukden wurden die Russen zwar besiegt, aber nicht niedergeworfen. Karl, Friedrich, Napoleon, Ojama standen starr vor diesem passiven Widerstande.

Und noch ein ganz anderes ist's, was wir am Slawen bewundern. Er hat Gemüt. Man hat namentlich die Russen oft große Kinder genannt. Als 1813 die Kosaken bei uns erschienen, da waren sie gewiß ungebetene Gäste; sie nahmen, was ihnen gefiel, aber nicht gleich den Franzosen räuberisch, gewaltsam, sondern sie machten es wie die Kinder: Das gefällt mir, schenk mir's! Und schon hatten sie's in der Tasche. Kam dann der Offizier zufällig hinzu und schalt sie aus, dann legten sie alles stillschweigend hin und schlichen beschämt davon. Bekannt ist auch die Liebe zu Dichtung und Sang, die der Slawe hegt. Unzählig sind die Volkslieder, meist elegisch-lyrischer Art, die von sanften, zu Herzen gehenden Melodien begleitet sind.

Man könnte nun allerdings einen Gegensatz herauskonstruieren und sagen, wenn die Slawen solche Gefühlsmenschen seien, warum sie dann anderseits den Ruhm so verherrlichen und begehren. Aber das erklärt sich doch ziemlich leicht. Die Slawen sind

vorzeiten ruhmbedeckt gewesen; sie haben eine großartige Vergangenheit gehabt: die Russen, die Polen, die Bulgaren, die Serben; sie sind nur durch andere Völker niedergedrückt und jahrhundertelang geknechtet worden. Aber ihrer Kraft sich bewußt, haben sie sich aufgeschwungen und die Zügel der Herrschaft, im eigenen Lande zunächst, wieder ergriffen und dann diese Herrschaft auch weiter ausgedehnt. Kein Wunder, wenn da der Gedanke Platz griff, alle slawische Macht zusammenzufassen von der Weichsel bis zum Stillen Ozean, vom Eismeer bis zum Hellespont in einer Hand und unter einem Willen, natürlich unter dem mächtigsten Vertreter des Slawentums, dem Leiter des unermeßlichen Reiches, gegen dessen Umfang die anderen Slawenstaaten nur winzige Gebilde sind. Die Idee des Panslawismus ging aus von Rußland, das es als seine Aufgabe betrachtete, auch die Westslawen unter den Fittichen des von den Byzantinern überkommenen schwarzen Doppelaars zu versammeln, die Brüder, die unter deutscher, österreichisch-madscharischer und türkischer Herrschaft standen, unter der seinen zu vereinigen. Aber sofort müssen wir eine Einschränkung vornehmen: nicht das russische Volk, nicht Rußland im ganzen will oder erstrebt das, sondern nur eine Partei unter den Herrschenden, bald kleiner, bald größer, immer aber einflußreich und mächtig, immer bisher am Steuerruder der zarischen Politik, unverrückt das Ziel im Auge trotz der Mißerfolge von 1829, 1856 und 1878 auf der Balkanhalbinsel, trotz der vergeblichen Versuche, die deutsche und österreichisch-ungarische Einheit zu untergraben und zu sprengen. Von Peter dem Großen bis auf Nikolaus II. waren alle Zaren willige oder gezwungene Werkzeuge der Panslawenpartei, die in der Konsequenz der Ideendurchführung zarischer als der Zar war.

Aber ist die Liebe, die der große Bruder den kleinen Brüdern entgegenbringt, derart, um die Gegenliebe dieser zu wecken? Nicht lehrt das die Erfahrung, die vielmehr das Gegenteil bekundet. Der russische Staat hat mit brüderlicher Liebe die Polen umfangen, als sie sich aber der etwas stark drückenden Umarmung entziehen wollten, da hat er sie, 1831 und 1864, fast zutode gedrückt. Der Pole wird an dem Herzen des Moskowiters nie erwarmen. Ferner: Mit tatsächlich unermüdlichem Eifer hat der russische Panslawismus die Zaren in die Türkenkriege gehetzt und es endlich erreicht, daß Bulgaren, Serben und Montenegriner ihre Freiheit und Unabhängigkeit erlangten, 1878. Daß aber diese Freiheit und Unabhängigkeit nur unter Rußlands Schutze verstanden war, d. h., daß die Balkanslawen gehorsame Diener des Weißen Zaren sein sollten, das bewies die Behandlung Bulgariens, die Alexander III. lebenslang betätigte. Die Bulgaren wollten sich aber das Beispiel Polens als Lehre dienen und sich weder brutalisieren noch bloß bevormunden lassen. Deshalb sagten sie sich von den Befreierbrüdern los, und als Fürst Ferdinand sich von der allzu schroffen Politik Stamboloffs abwandte, geschah es nur, weil er zu seinen künftigen Plänen den großen Alliierten noch nötig hatte. Auch die Serben schwammen nur aus Mißtrauen gegen die Nachbarn links und rechts und weil sie zu selbständigem politischen Handeln noch zu schwach waren, im russischen Fahrwasser, und nur so lange, bis sie sich auf eigenen Füßen halten können, werden sie nach der Newa schauen und sich den von dort kommenden Orders fügen. Der neueste Balkankrieg hat gezeigt, daß die Südslawen ihre Rechnung mit dem Türken allein auszugleichen gewillt waren und das auch fertiggebracht haben.

Unklugerweise sind sie bei der Beuteteilung einander in die Haare geraten; wieder ein Beweis, wie schwer die slawischen Brüder sich untereinander vertragen. Aber wir sind überzeugt, daß der Streit nur vorübergehend ist und der Balkanbund wieder hergestellt wird, und dann dürfte es mit der russischen Vormundschaft ganz vorbei sein.

Aber die Tschechen und Ruthenen, die Kroaten und Serben der Donaumonarchie, die sich von den Deutschen und Madscharen beinträchtigt wähnen, diese sind doch den panslawischen Gedanken ergeben und gravitieren nach Rußland hin? Allerdings; aber man soll ja nicht glauben, daß diese Liebe zu den moskowitischen Brüdern mehr als platonisch ist. Dafür kennt man doch auch die Russen zu gut, als daß man ihnen die politische Oberherrschaft einräumen möchte. Als Popanz zur Erzwingung der Erfüllung übertriebener Forderungen des österreichisch-ungarischen Slawismus gebraucht man die Russenfreundschaft sehr gern und liebäugelt mit den Petersburger Panslawen verschämt und unverschämt; das ist aber auch alles. Der Beherrscher der Donaumonarchie braucht sich dadurch nicht schrecken zu lassen und sollte vor allem dem tschechischen und kroatischen Übermute kräftiger entgegentreten. Nach außen hin aber wäre es tunlicher gewesen, die Serben nicht so zu majorisieren. Die österreichisch-ungarische Politik hätte viel besser getan, sich nicht so heftig für das ephemere Albanien einzusetzen, sondern vielmehr Serbien durch größeres Entgegenkommen an sich zu ketten. Hoffentlich geschieht dies auf der gegenwärtigen Basis künftig, damit der russische Einfluß wie in Sofia auch in Belgrad gemindert werde, was auch bei den Slawen Österreichs sicher nicht ohne Eindruck bleiben wird.

Somit blieben nur unsere preußischen Slawen, die Polen im Großherzogtume Posen und in den Provinzen Westpreußen und Schlesien. Allein so ungestüm sie sich auch als Slawen, besser gesagt als Polen gebärden, so scheuen sie doch eine Vereinigung mit ihren Landsleuten unter russischem Zepter; ja sie hassen den russischen Bruder noch mehr als die Deutschen. Der russisch-panslawische Gedanke wird also bei den Polen nie Wurzel schlagen. Dazu trägt auch der konfessionelle Unterschied bei.

Übrigens hat die neuere Geschichte Rußlands gelehrt, daß im Zarenreiche selbst, wie wir schon betont haben, durchaus nicht alles jenem Gedanken huldigt. Die Vorgänge in der Reichsduma beweisen immer und immer wieder das gerade Gegenteil: daß starke Unterströmungen zur Dezentralisation vorhanden sind. Es wird fast zur Gewißheit, daß, wenn der Zarismus aufhören, der Reichsgedanke zwar fortleben, aber einen Föderativstaat zutage fördern würde, womit alle panslawischen Gedanken begraben wären. Es ist dabei eine eigentümliche Erscheinung, daß in der letzten Balkankrisis die Regierung der panslawischen Bewegung, die in eine wilde Hetzerei ausgeartet war, zum erstenmal in energischer Weise entgegengetreten ist. Das war vorher nie dagewesen.

Man sieht in den leitenden Kreisen zu Petersburg doch weiter. Man wird auch bald noch mehr einsehen lernen, daß der panslawische Gedanke sich in Europa nicht durchführen läßt. Eine mächtige Gefahr droht von Osten: die mongolische. Gegen sie muß das Zarenreich alle Kraft sammeln, um nicht von ihr, wie schon einmal, überwältigt zu werden. Sich in Europa Schwierigkeiten zu bereiten, wäre mehr als unklug: es wäre verderblich. Die Zeit wird kommen, in der Rußland mit allen Mitteln Rückendeckung suchen wird an seinen westlichen Nachbarn. Dann aber sollen wir seine Hände

fest umfassen zum gemeinsamen Bunde gegen den gelben Feind, der allen Indogermanen den Untergang bringen wird, wenn sie sich nicht wider ihn einen.

Der Aufsatz war gerade niedergeschrieben, als die Mission Kokoffzoffs nach Berlin erfolgte. Also sind meine Ausführungen voll bestätigt worden. Die Russen suchen Rückendeckung, und man hat sie ihnen nicht verweigert. Die Politik Bethmanns lenkt in die Bahnen Bismarcks zurück, die nie hätten verlassen werden sollen. Bismarck war derjenige, der sich von den Russen, d. h. von den panslawischen Wortführern und Hetzern nichts gefallen ließ; er war aber auch gleich dem klugen alten Kaiser dafür, es mit Rußland nicht unnötig zu verderben. Wir sollten uns über die Verständigung von Herzen freuen; sie räumt eine unangenehme Schranke hinweg und gestattet, mit dem stammesverwandten großen Nachbar in freundlichem Verhältnis, der asiatischen Gefahr ruhiger ins Auge zu schauen.

Die Karpathendeutschen und ihre völkische Stellung

Von Universitätsprofessor Dr. Raimund Friedrich Kaindl, Czernowitz

Etwa drei Millionen Deutsche wohnen in den Karpathenländern. Sie haben hier eine mehr als 700jährige, ruhmreiche Geschichte, indem sie für die Kultivierung dieser Länder überaus viel geleistet haben. Die große Mehrzahl dieser Deutschen hat aber auch ihre deutsche Sprache, ihr deutsches Volkstum, ihre deutsche Gesinnung treu bewahrt. Diese Ansiedler haben bewiesen, daß sie das Brot ihrer Adoptivheimat nicht umsonst gegessen haben. Sie haben auch gezeigt, daß sie sich ihrer Zugehörigkeit zum großen deutschen Volke bewußt sind: sie sind treue Vorposten des deutschen Volkes, die für dasselbe große Bedeutung haben.

Man hat bisher die Karpathendeutschen wenig berücksichtigt, weil man von ihnen wenig wußte, sie für unbedeutende Splitter des deutschen Volkes hielt.

Während man längst gewohnt ist, das Deutschtum in den Alpenländern und ebenso die Deutschen in den Sudetenländern als höhere völkische Einheiten zusammenzufassen, fiel es bis vor kurzem niemandem ein, auch die Deutschen in den Karpathenländern als ein Ganzes zu bezeichnen. Die Zugehörigkeit dieser Deutschen zu verschiedenen Staaten, die geringere Geschlossenheit ihres Gebietes, endlich die Unkenntnis der Geschichte und der Verhältnisse dieser deutschen Ansiedlungsgebiete hat unser klares Bewußtsein der völkischen Zusammengehörigkeit der Deutschen hier im Osten nicht aufkommen lassen. Wie sollte man von Deutschen in den Karpathenländern sprechen und sie zusammenfassen, da man doch bis vor kurzem eigentlich nur über die Deutschen in Ungarn etwas Näheres wußte; und auch da waren eigentlich nur die Sachsen Siebenbürgens genauer bekannt, während man über die mehr als zwei Millionen Deutschen (Schwaben) im anderen Ungarn fast nichts wußte. Weitaus weniger bekannt war es, daß in Galizien durchs ganze Land deutsche Ansiedlungen verbreitet sind, daß diese sich in die Bukowina fortsetzen und daß auch in Rumänien viele Deutsche wohnen. Noch dürftiger war man über die Geschichte dieser Ansiedlungen unterrichtet, über die gemeinsame Herkunft der Ansiedler, über ihre vielfachen Beziehungen zu-

einander. Kein Wunder, daß die Zusammenfassung der unter diesen Umständen lebenden Deutschen zu einer großen völkischen Einheit lange auf sich warten ließ.

Ich erinnere mich noch heute lebhaft, wie spärlich das ganze Wissen war, daß mir noch vor einem Vierteljahrhundert die zu jener Zeit vorhandene Literatur über das Deutschtum in den Karpathenländern vermittelte. Es schien unwahrscheinlich, daß eine große Anzahl von Städten in Galizien, darunter auch Krakau und Lemberg, einst vorwiegend deutsche Gemeinwesen waren, daß deutsches Recht in vielen hunderten Orten dort verbreitet war, daß dieses Recht bis in die Moldau und Walachei, ja bis nach Kiew in Rußland drang und seine letzten Spuren erst 1835 durch einen Ukas beseitigt wurden. Ebenso unglaublich erschienen die Nachrichten vom Deutschtum in den alten moldauischen und walachischen Städten, von den deutschen Bürgergemeinden, die es hier in den letzten Jahrhunderten des Mittelalters gab, die deutsche Amtssprache hatten und sich ganz nach deutscher Art verwalteten. Aber auch die Mitteilung von der großen Zahl der jetzt bestehenden deutschen Dorfansiedlungen in Galizien und der Bukowina rief Erstaunen hervor und noch weniger wußte man etwas von dem Zusammenhange dieser Ansiedlungen, von dem vielen Gemeinsamen, das sie verbindet und sie aufeinander weist. Ebenso spärlich und unklar waren die Kenntnisse über die schwäbischen Ansiedlungen in Ungarn, in Kroatien und Slawonien.

Der wichtigste und kostbarste Erfolg der eindringlichen Erforschung der Geschichte der Deutschen in allen Karpathenländern ist die Erkenntnis, daß die Entwicklung der deutschen Kolonisation in diesen Gebieten große Gleichmäßigkeit und merkwürdige Zusammenhänge aufweist.*)

Die Karpathendeutschen sind schon durch ihre gemeinsamen Schicksale als ein einheitliches Ganzes gekennzeichnet, und auch ihre Abstammung und ihre vielfachen völkischen Beziehungen rücken sie einander nahe. Die Wechselseitigkeit zwischen den Deutschen in allen Karpathenländern hat im Mittelalter selbstverständlich Handel und Wandel überaus gefördert. Die deutschen Kaufleute vermochten trotz aller Schwierigkeiten in den verschiedenen Karpathenländern und über diese hinaus schwunghaften Handel zu treiben, weil sie überall Volksgenossen fanden, die nach gleichen oder doch überaus verwandten Rechten lebten. Bei der großen Rechtsunsicherheit jener Zeiten war es für die Kaufleute von höchster Bedeutung, daß sie durch die deutsche Selbstverwaltung der Städte überall Förderung und Rechtsschutz fanden, ihre Forderungen auf dem Boden anderer Staaten einzutreiben vermochten. So konnte sich ein reger Handelsverkehr entwickeln, und ebenso fanden die Gewerbe ein weites Absatzgebiet. Für die gesamte Kulturentwicklung der Karpathenländer wurde die deutsche Ansiedlung grundlegend.

Von dem allen wußte man früher nichts. Selbst in den deutschen Kreisen Westösterreichs war man darüber nicht unterrichtet. Nur so ist es erklärlich, daß im Linzer Programm (1882) die Deutschen der Bukowina und Galiziens aufgegeben wurden; so konnte es geschehen, daß von deutscher Seite wiederholt Anträge auf die Ausscheidung dieser Länder aus dem engeren Gefüge Österreichs gestellt wurden, was einer Auslieferung des Deutschtums daselbst gleichkam. Gelegentlich einer Verhandlung darüber im Dezember 1905 leugneten die „Schönerianer" im Abgeordnetenhause geradezu den Bestand eines lebenskräftigen Deutsch-

*) Kaindl, Geschichte der Deutschen in den Karpathenländern, 3 Bde. (Gotha 1907—1911); Geschichte der Deutschen in Ungarn. Ein Volksbuch (Gotha 1912).

tums in der Bukowina und bezeichneten neun Zehntel der Bukowiner Deutschen als Juden. Dieser Unkenntnis der Verhältnisse entsprangen auch die Angriffe im Reichsrate auf die deutsche Universität Czernowitz von deutscher Seite. Die Bukowiner Deutschen mußten einen gewaltigen Kampf führen, bis sie diese irrigen Anschauungen aus der Welt schafften und sich Anerkennung erzwangen. Die galizischen Deutschen traten erst später hervor. Deshalb hielt man sie noch vor 10 Jahren für unhaltbar und wollte sie aus dem Lande ziehen und nach Posen verpflanzen. Sobald sie sich dann emporgerafft, wurde davon Abstand genommen, und heute gibt es wohl keinen beachtenswerten deutschen Politiker in Österreich, der die Deutschen der Bukowina und Galiziens aufgeben wollte. Sie haben sich von ihrer Lebenskräftigkeit und Bedeutung überzeugt. Ebenso ist man erst in den letzten Jahrzehnten auf die Schwaben in Ungarn aufmerksam geworden. Beigetragen hierzu hat der Umstand, daß sie sich zu organisieren begannen und Zeitungen gründeten. Dazu kamen die historische Forschung und die Romane Müller-Guttenbrunns.

Nach draußen dringt zumeist nur die Kunde von der völkischen Bedrückung der Karpathendeutschen. Das hat beim deutschen Volke den Glauben erweckt, daß die Karpathendeutschen ein armseliges Häuflein seien, das rettungslos verloren ist und um die man sich nicht zu kümmern brauche.

Gewiß, die Deutschen in den Karpathen kämpfen einen harten Kampf. Sie müssen vieles mühsam erringen, was ihren Brüdern im Mutterlande von selbst zufällt: die deutsche Schule, ja selbst die deutsche Predigt und das deutsche Kirchenlied. Aber verloren sind sie nicht, wenn ihnen billige und gerechte Hilfe zuteil werden würde.

Leider kann man dem großen deutschen Volke den Vorwurf nicht ersparen, daß es sich um seine Vorposten bisher nur wenig gekümmert hat.

Die Erklärung dieser Erscheinung ist unschwer. Nur die Siebenbürger Sachsen waren in reichlicherem Maße auch literarisch tätig. Schon im 18. Jahrhundert verstanden sie es, durch Schriften über ihre Verhältnisse die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Um 1700 lenkte Leibniz das Interesse der deutschen Wissenschaft auf die Sachsen, und am Ende des 18. Jahrhunderts brachte der bekannte Göttinger Gelehrte Schlözer dem Kampfe der Sachsen um ihr Recht viel Verständnis entgegen. Die Masse der andern Ansiedler, vor allem die erst seit dem 18. Jahrhundert angesiedelten Schwaben in Ungarn, Slawonien, Galizien und der Bukowina waren zumeist Bauern; sie mußten zunächst unter schwierigen Verhältnissen um ihre wirtschaftliche Erstarkung sorgen. Zwar fanden sich auch unter ihnen einzelne, deren Interesse über ihr Haus und ihre Wirtschaft hinausging; so der wackere Johann Eimann, der aus Duchroth in der Kurpfalz nach Südungarn (Neu-Siwacz) 1786 eingewandert war und später eine wertvolle Geschichte der deutschen Einwanderung unter Kaiser Josef II. geschrieben hat. Aber solche vereinzelten Versuche vermochten die Kunde von diesen Ansiedlungen nicht zu verbreiten. Dazu kam, daß das deutsche Volk im Westen an andere Dinge zu denken hatte als an diese Auswanderer. Erst nach 1866 änderten sich diese Verhältnisse.

Die Wirkung des Jahres 1866 ist ganz eigentümlich .... Darüber kann heute kein Zweifel obwalten, daß der Krieg von 1866 wohl zur glücklichen Errichtung und Befestigung des deutschen Reiches geführt hat, daß durch ihn aber auch die Deutschen Österreichs isoliert und einer überwiegenden Mehrzahl von nicht deutschen Völkern überliefert wurden. Da überdies Österreich infolge der Niederlage genötigt war, Ungarn den Madjaren und Galizien

den Polen zu überlassen, so begann mit diesem Zeitpunkt in diesen Ländern die systematische Bedrückung des Deutschtums. Dieser Druck führte aber einerseits die Belebung und Kräftigung des völkischen Lebens in den Karpathenländern herbei, andererseits erregte er das Mitgefühl und Interesse der erstarkten deutschen Volksgenossen im Westen. Jetzt stellten sich auch in die Dienste ihres Volkes und der Abwehrbewegung die geistigen Kräfte, die das Deutschtum in allen Karpathenländern inzwischen errungen hatte. Und so entstand eine verheißungsvolle Bewegung, die sich nicht mehr eindämmen läßt — zum Ruhm und Nutzen deutscher Macht und deutscher Ehre.

Noch vor kurzem hatten die deutschfeindlichen Kreise damit rechnen können, daß ebenso, wie verschiedene ältere Ansiedlungsschichten in den Karpathenländern, auch das gegenwärtige Deutschtum in seiner Absonderung und Zersplitterung erdrückt und entnationalisiert werden könnte. Man hoffte, die bestehenden deutschen Ansiedlungen allmählich ebenso vernichten zu können, wie es mit den im Mittelalter blühenden deutschen Niederlassungen in vielen Städten und Dörfern Polens, Ungarns und Rumäniens geschehen war. Wie damals, wollte man den Schatz der deutschen Kulturerrungenschaften an sich reißen, den deutschen Namen, die deutsche Sprache, die deutschen Träger dieser Kultur aber erdrücken. Eine madjarische Zeitung schrieb einmal: Gerade die Namen der Gelehrten und Künstler müssen wir madjarisieren, sonst bleibt der Ausländer bei dem Glauben, daß die madjarische Nation alles den unter ihr lebenden Fremden zu verdanken hat.

Aber glücklicherweise haben sich die Verhältnisse anders gestaltet. Nicht zersplittert und führerlos stehen die deutschen Ansiedlungsgebiete da, wie in früheren Jahrhunderten; die Beziehungen zur alten Heimat sind wieder belebt. Die Deutschen der Karpathenländer sind entschlossen, ihre Stellung und ihre Rechte zu verteidigen; sie wollen nicht wieder als bloßer Kulturdünger behandelt werden. Und andererseits muß sich beim großen deutschen Volke die Überzeugung durchringen, daß es seine Ehre und sein Vorteil fordert, diese vorgeschobenen, ihrem Deutschtum treugebliebenen Posten zu fördern und zu stützen. Nur solange dieses Glied der mächtigen Postenkette von der Ostsee bis zur Adria besteht und den Hauptteil der feindlichen Kräfte beschäftigt, kann im gesicherten Hinterland sich deutsches Leben ungestört entfalten. Bricht einmal dieser Damm zusammen, dann werden die begehrlichen Feinde Streifen für Streifen deutschen Besitzes zu verschlingen suchen; alle freigewordenen Kräfte und Mittel, die jetzt der Kampf an den Grenzen bindet, werden zu diesem Zwecke verwendet werden. Wie begehrlich treten die Tschechen schon heute im deutschen Wien auf; welche Erfolge würden sie hier erringen, wenn sie einmal das Deutschtum in den Sudeten niedergerungen hätten! Mit welchen Hilfsmitteln würden in einem ähnlichen Falle die Polen in Schlesien arbeiten! Schon heute heben die Polen in Westfalen und im Rheinland kühn ihr Haupt; sie bilden in einzelnen Gemeinden des Westens schon die Hälfte der Bevölkerung; die Geschäftswelt muß diesem Umstande schon Rechnung tragen. Wohin wird es kommen, wenn einst in dieses Gebiet noch mehr polnisches Geld als gegenwärtig geschickt wird und daher auch noch größere Scharen polnischer Arbeiter dahin ziehen werden. Wie gut die Polen sich auch in Westdeutschland organisieren, beweist der anfangs November 1913 abgehaltene Polentag in Wintersw̆yk.

Es war daher gewiß eine verfehlte Politik, aus den Karpathenländern Deutsche abzuziehen, die Stellung der Grenzhüter zu schwächen. Es würde unzweifelhaft vorteilhafter sein,

hierher überschüssige Kräfte aus dem Mutterlande zu lenken. Von diesen Auswanderern würde das deutsche Volk größeren Nutzen haben, als von den Tausenden, die übers Meer wegziehen. Noch ist der Ankauf von Grund und Boden hier im Osten leicht; er ist auch weit billiger als in der Heimat. Wie sich solche Neuansiedlungen entwickeln können, das zeigen die neuen Kolonien in Bosnien. Die Einwanderer, die hierher vor drei Jahrzehnten gekommen sind, erfreuen sich eines gewissen Wohlstandes. Deutsche Geldinstitute und deutsche Großgrundbesitzer könnten hier im Grenzland auf ihre Kosten kommen. Freilich müßten sie auch von völkischer Gesinnung sein. Kaum ist es nötig, zu betonen, daß gegenwärtig diese weit ausgedehnten Länder ein Absatzgebiet für die Erzeugnisse der materiellen und geistigen Kultur der Deutschen sind. Ihr Verlust würde auch in dieser Hinsicht bedauernswert sein. Schon die Auflassung der deutschen Universität Czernowitz wäre eine gewaltige Einbuße. Über die Karpathen geht ferner der Weg nach Konstantinopel und Bagdad, wohin mit Recht das deutsche Volk jetzt wieder gewiesen wird. Vor der Entdeckung der Neuen Welt hatten die Deutschen mit großem Erfolg schon einmal im Osten kolonisiert und ungeahnte Erfolge errungen. Diese Politik wieder aufzunehmen, ist dringend notwendig; dafür bilden die Karpathendeutschen einen wichtigen Posten. Auch zu den Deutschen in Südrußland sind sie die Brücke.

Aber auch von einem anderen, man möchte sagen idealeren Standpunkt muß dieses Deutschtum des Ostens erhalten werden. Soll all diese jahrhundertlange Kulturarbeit wieder einmal vernichtet und uns entfremdet werden? Kein Gebiet der Kultur gibt es, das nicht die Deutschen hier gefördert hätten. Sie haben die Wälder gerodet und die Landwirtschaft verbessert, sie haben die Städte gegründet und alle städtische Kultur geschaffen, sie haben hier die ersten Buchdruckereien gegründet und die Grundlagen der geistigen Kultur gelegt. Und nun sollen sie erdrückt und entdeutscht werden, damit nicht der Schein erweckt werde, daß diese Länder und Völker aus eigener Kraft den heutigen Kulturgrad erreicht hätten! Dies Beginnen rührt an des deutschen Volkes Ehre und muß zurückgewiesen werden.

Die Erkenntnis der Wahrheit und Bedeutung dieser Ausführungen bricht sich glücklicherweise immer mehr Bahn. Das Interesse der völkischen Kreise in Westösterreich und im Deutschen Reiche ist erweckt. Schon vor 30 Jahren hat der Allgemeine deutsche Schulverein (jetzt Verein zur Erhaltung des Deutschtums im Ausland) sofort nach seiner Gründung die Hilfeleistung für die Deutschen in Ungarn und Siebenbürgen als seine erste Aufgabe erklärt. Seit einigen Jahren haben die großen Wiener und Berliner Schutzvereine auch den anderen Karpathenländern größere Aufmerksamkeit geschenkt. Ihren Vertrauensmännern sind diese deutschen Ansiedlungsgebiete kein unbekanntes Land mehr. Sie haben sich überzeugt, daß die Deutschen daselbst ihre schwierige Stellung behaupten wollen, daß sie der Teilnahme ihrer Brüder würdig sind.

In einem folgenden Artikel soll die Lage und die Schutzarbeit der Karpathendeutschen geschildert werden.

Staatsbürgerliche oder volksbürgerliche Erziehung?

Von Prof. Dr. Heinrich Wolf, Düsseldorf

(Schluß)

III.

Hemmungen.

In der schon erwähnten Eröffnungssitzung der Schulkonferenz (Dezember 1890) sagte unser Kaiser Wilhelm II.: „Der letzte Moment, wo unsere Schule noch für unser ganzes vaterländisches Leben und für unsere Entwicklung maßgebend gewesen ist, ist in den Jahren 1864, 1866—1870 gewesen. Da waren die preußischen Schulen, die preußischen Lehrerkollegien Träger des Einheitsgedankens, der überall gepredigt wurde. Jeder Abiturient, der aus der Schule herauskam und als Einjähriger eintrat oder ins Leben hinausging, alles war einig in dem einen Punkt: das Deutsche Reich wird wieder aufgerichtet und Elsaß-Lothringen wiedergewonnen. Mit dem Jahre 1871 hat die Sache aufgehört."

Dieser Vorwurf wird auch heute noch oft wiederholt; aber ich glaube, er muß an eine andere Adresse gerichtet werden. Wir können die letzten 100 Jahre in drei Abschnitte einteilen:

1815—1859,
die Zeit Wilhelms I. und Bismarcks bis 1888/90;
seit 1888/90.

Wie ist es denn den „Trägern des Einheitsgedankens" nach den Freiheitskriegen, nach 1815, ergangen? Unter dem Druck des korsischen Despoten war die deutschnationale Bewegung mächtig erwacht und hatte unsere Krieger von Sieg zu Sieg geführt. Aber nach 1815 wurde das Nationalbewußtsein von den deutschen Regierungen aufs heftigste bekämpft. Heute blicken wir mit Abscheu auf die langen Jahrzehnte, wo ganz Deutschland sich von den Fürsten Metternich und Schwarzenberg knechten ließ; mit tiefem Schmerz sehen wir, ein wie klägliches Ende die nationale Begeisterung der Jahre 1848/49 nahm. Trotz aller Hemmungen wurde gerade auf den Schulen der Einheitsgedanke weiter gepflegt und gepredigt.

1866, 1870/71 gingen die Wogen der nationalen Begeisterung hoch, und solange Bismarck am Steuer stand, konnten alle nationalen Bestrebungen auf Förderung und Unterstützung rechnen. Aber schon bald nach 1870/71 erstarkten die internationalen Kräfte und drängten sich in den Vordergrund:

Sehr vielen Deutschen wurde abermals die trennende Konfession wichtiger als das gemeinsame Volkstum;
andere vergaßen ihr Deutschtum über dem Klasseninteresse des internationalen Proletariats;
andere vernachlässigten ihre nationalen Pflichten über der Jagd nach materiellen Gütern.

Wie wurde es nach der Entlassung Bismarcks, nach 1890? Gilt das Wort von den „beati possidentes", das der Kaiser Wilhelm II. von den Philologen gebrauchte, nicht viel mehr von den Regierenden? Haben sie sich nicht wesentlich auf die Erhaltung des Bestehenden, des „status quo" beschränkt? Hat man ihnen nicht immer wieder die

Erfüllung der notwendigsten nationalen Aufgaben abringen müssen? Während die Regierung der zersetzenden Arbeit der internationalen Mächte mit verschränkten Armen zusah, hat sie die Deutschesten der Deutschen, den Flotten-, Ostmarken-, Nordmark-, Wehrverein, den Alldeutschen Verband wiederholt schroff zurückgewiesen. Alles Große und Bedeutende, das in den letzten 25 Jahren geschehen ist, mußte den Regierenden von diesen nationalen Vereinen abgerungen werden:

die Fortsetzung der Bismarckschen Ostmarkenpolitik,
der Ausbau unserer Flotte,
die Vermehrung unseres Heeres,
das Gesetz über die Reichs- und Staatsangehörigkeit,
Schutz und Pflege der deutschen Sprache,
Vermehrung der deutschen Auslandsschulen,
Maßnahmen gegen das Anwachsen der ausländischen Studierenden auf unseren Hochschulen,
eine dem Volkswohl entsprechende Behandlung der Welfenfrage*).

Dabei haben Lehrer, Oberlehrer und Universitätslehrer immer in vorderster Reihe gestanden. Aber sie durften nicht auf Förderung und Unterstützung der Regierung rechnen, sondern auf Zurücksetzung und Hemmung. Wie wenig Verständnis ist in den regierenden Kreisen für die elementare Wahrheit vorhanden, daß Volkstum höher steht als Staat!

Wir Schulmänner wollen und müssen, um das Wort unseres Kaisers zu wiederholen, Träger des Einheitsgedankens sein. Und weil wir die geistige und nationale Einheit für die notwendige Grundlage und Voraussetzung der wirtschaftlichen und politischen Einheit halten, so bekämpfen wir alles, was unserem deutschen Volkstum gefährlich ist. Aber dabei handelt es sich nicht nur um die rote Internationale, die Sozialdemokratie, sondern ebensosehr um die schwarze und goldene Internationale. Der Ultramontanismus ist gefährlich, weil er

die Souveränität des weltlichen Staates,
die Bedeutung des Volkstums,
die Freiheit der Wissenschaft

nicht anerkennen will; die Jesuiten sind die entschiedensten Vertreter des Universalismus. Und die goldene Internationale denkt beim Haschen nach materiellem Gewinn gar nicht an die Interessen des deutschen Volkstums.

Ich betonte schon, eine wie große Einseitigkeit darin liege, daß die Regierungen von der Schule nur den Kampf gegen die Sozialdemokratie fordern. Diese Einseitigkeit, verbunden mit einer ängstlichen und liebevollen Rücksicht auf die Empfindlichkeit der Ultramontanen und der Linksliberalen, halte ich für das Haupthemmnis einer gesunden staats- und volksbürgerlichen Erziehung. Haben wir es nicht in den letzten Jahrzehnten häufig genug erlebt, daß die schwarz-rot-goldene Internationale geschlossen gegen uns steht, wenn wir das deutsche Volkstum schützen und fördern wollen? Und da sollen wir uns bei den Schlagworten beruhigen, daß das Zentrum und die Linksliberalen zu den „Ordnungsparteien", zu den „bürgerlichen Parteien" gehören?

*) Im September 1913 geschrieben, als ich hoffte, daß auch hier die nationalen Parteien siegen würden.

Über alles mögliche dürfen wir sprechen; aber wenn wir es wagen, über die Entwicklung des päpstlichen Absolutismus und politischen Katholizismus zu reden, über National-, Völker-, Universalstaat und die Fremdkörper im Deutschen Reich, über Rassen und Nationen, über die Grenzen der Freiheit und Gleichheit, über die Gefahren des gleichen Staatsbürgertums und des gleichen Wahlrechts bei ungleichem Volkstum, über Wanderpolitik und Schließung der Grenzen, über den Krieg als Kulturfaktor, über die Vergewaltigung der Deutschen in Österreich-Ungarn, über die Emanzipation der Juden und ihre Folgen, über die Macht des internationalen Kapitals, über Doppelnaturen und die Unvernunft einer internationalen Kultur: so tönt uns ein lautes und herausforderndes Noli me tangere („Hände weg"!) entgegen.

Auch folgendes muß ich feststellen: Wenn immer wieder, in Reden und Aufsätzen, in Entschließungen und in Büchern, mit Nachdruck betont wird, „Parteipolitik gehöre nicht in die Schule", der „Parteistandpunkt" solle nicht hervortreten, der Lehrer müsse die Geschichte „objektiv" behandeln, so sind es hauptsächlich jene drei internationalen Mächte, welche die Forderung stellen. Man will mit diesen Schlagworten alle volksbürgerliche Erziehung unmöglich machen. Es sollte doch auf den deutschen Schulen unseres deutschen Nationalstaates etwas Selbstverständliches sein, daß man alles vom Standpunkt der nationalen Interessen aus behandelt. Aber sobald wir von nationalen Aufgaben der Zukunft sprechen, von den Gefahren, die unser Volkstum bedrohen, dann heißt es: „Politik gehört nicht in die Schule"; dann werden wir verdächtigt als „Chauvinisten", „Hetzer", „Störer des konfessionellen Friedens", „Antisemiten" und als Leute, die „sich in die Angelegenheiten fremder Staaten einmischen".

Ja, man geht noch weiter! Diesen internationalen Mächten ist die Geschichte unbequem, und darum wollen sie uns zwingen, die Hauptsache, das Wichtigste und Lehrreichste aus dem Geschichtsunterricht zu streichen. Welchen Wert behält dann dieser Unterricht? was kann man aus solchem Zerrbild für die Gegenwart lernen? Die Geschichte zeigt uns mit Flammenschrift, daß alle Kultur nur auf nationaler Grundlage gedeihen kann, daß uns nichts gefährlicher ist, als der Universalismus und die internationale Zersetzung. Darum fühlen sich jene internationalen Mächte auf Schritt und Tritt „verfolgt", wenn man wahrheitsgemäß und furchtlos aus den Büchern der Geschichte die Folgerungen und Forderungen zieht. Die Geschichte der letzten 1500 Jahre besteht der Hauptsache nach in dem Ringen um unser Volkstum gegen den aus dem entarteten Altertum ererbten Universalismus; wenn wir aus dieser Geschichte Kirche, Papsttum, Renaissance, Reformation, Gegenreformation, Jesuitenorden, Aufklärung, Kulturkampf herausnehmen, so behalten wir eine Schale ohne Kern. — Eine wie weitgehende Rücksichtnahme jene internationalen Kräfte heute schon erreicht haben, möge folgendes zeigen: über das Judentum steht so gut wie nichts in unseren Geschichtsbüchern. In einer vielbenutzten Auswahl der Gedichte Walters von der Vogelweide ist alles ausgelassen, was „die Gefühle der katholischen Schüler verletzen" könnte; unsere Klassiker des 18. Jahrhunderts werden „gereinigt"; dasselbe ist jüngst für die Auswahl der englischen und französischen Lektüre verordnet. Eifrig sucht man einen „neutralen Boden" zu gewinnen, wo man weder vom Nationalismus noch vom Universalismus zu reden braucht. In einem Entwurf für den „Lehrplan des Geschichtsunterrichts nach staatsbürgerlichen Gesichtspunkten" (auf Volksschulen) wird die Zeit von 1024—1648, auch der

30jährige Krieg, in den Religionsunterricht, in die Kirchengeschichte verwiesen. Sogar der nationalgesinnte, tapfere Rektor Hauptmann schaltet das Ringen zwischen weltlicher und geistlicher Gewalt, zwischen Kaiser und Papst, vor allem die Reformation aus dem Geschichtsunterricht aus (in dem Buch „Wege zum Staatsgedanken").

IV.

Karl: „Jaxthausen ist ein Dorf und Schloß an der Jaxt, gehört seit 200 Jahren den Herren von Berlichingen erb- und eigentümlich an."

Götz: „Kennst du den Herrn von Berlichingen?"

Karl (sieht ihn starr an).

Götz (für sich): „Er kennt wohl vor lauter Gelehrsamkeit seinen eigenen Vater nicht ...."*)

So geht's uns auch; wir sind in Gefahr, vor lauter Gelehrsamkeit unsere eigenen Eltern nicht mehr zu kennen: unser Volkstum und unser Vaterland.

Die Begriffe „Staat" und „Volkstum" sind nicht zu trennen; es gibt keine echte staatsbürgerliche Erziehung ohne volksbürgerliche Erziehung, d. h. ohne Belehrung über Wesen und Bedeutung des Volkstums, über die Gefahren, welche unser Volkstum bedrohen, über unsere nationalen Aufgaben. Nur wenn wir die geistige und nationale Einheit pflegen und stärken, kann unser Deutsches Reich fortbestehen. Nicht nur die Gefahren, welche von der Sozialdemokratie, sondern auch welche vom Ultramontanismus und vom linksliberalen Kosmopolitismus drohen, müssen erkannt werden. Wir wollen die uns anvertraute Jugend zu deutschgesinnten Persönlichkeiten erziehen; dabei ist erste Voraussetzung, daß wir Lehrenden selbst freie Persönlichkeiten sein dürfen; alle sittliche Persönlichkeit wurzelt aber im Volkstum.

„Es ist der Geist, der sich den Körper baut": Der aus dem entarteten Altertum geborene Geist, der dem heiligen Augustin die Feder führte, als er sein „Buch über den Gottesstaat" schrieb, hat sich vom 5. Jahrhundert bis heute mächtig erwiesen. Er hat die Germanen erfüllt mit den universalen Ideen, das theokratische Weltreich Karls des Großen geschaffen, das römische Kaisertum mit dem deutschen Königtum verbunden, die päpstliche Weltherrschaft begründet; er hat die deutschen Kaiser-Könige frühzeitig den nationalen Aufgaben entfremdet und das deutsche Volk entnationalisiert. — Dagegen hat ein ganz anderer Geist das neue Deutsche Kaiserreich erbaut. Es ist der Geist der Reformation, der Geist der großen Denker und Dichter des 18. Jahrhunderts, vor allem der Geist, der 1807 die Wiedergeburt Preußens ermöglichte, der das nationale Gewissen weckte, der die Freiheitskriege führte, der die Pflichten gegen Volk und Staat höher stellte als die Rechte.

Wie oft hat man seit mehr als 2000 Jahren den Staat mit dem Einzelmenschen verglichen! Ich möchte sagen: Das Volkstum ist die Seele, der Staat der Körper; beides zusammen bildet erst einen lebendigen Organismus. Und an diesen Vergleich anknüpfend, rufe ich allen denen, die den größten Wert auf die wirtschaftlichen Fragen und auf die politischen Freiheiten legen, zu: „Was hülfe es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an seiner Seele?"

*) Goethes „Götz von Berlichingen", I. Akt.

Völkische Aufgaben der deutschen Jugend

Ein Nachwort zum freideutschen Jugendtag*)

Von Professor Ernst Keil, Wien

Der Kampf um die Jugend ist mit einer derartigen Heftigkeit entbrannt, daß die deutschbewußten Jugendführer gar nicht rasch und entschieden genug auf den Plan treten können. Mit dem bekannten Jugendpflegeerlaß des preußischen Unterrichtsministeriums vom 18. Januar 1911 hat auch der Staat in die Jugendbewegung eingegriffen, und in rascher Folge sind der Pfadfinder-, der Jung-Deutschland-Bund und die Wehrkraftvereine gegründet worden. Da setzte eine bewußte Gegenbewegung in den Kreisen jener Jugendvereinigungen ein, die vor allem auf eine freie Gestaltung des Jugendlebens ohne ängstliche Bevormundung durch Erwachsene hinarbeiten, und dem Streben, diese Jugend womöglich zu einem Zweckverbande zusammenzuschweißen, entsprang wohl auch der Plan zur Veranstaltung des ersten freideutschen Jugendtages auf dem Hohen Meißner im Oktober 1913. Welche Hoffnungen die Veranstalter an diesen Jugendtag knüpften, geht am deutlichsten aus der bei Eugen Diederichs in Jena erschienenen Festschrift hervor. Die erwartete Klärung unter den veranstaltenden Vereinigungen ist nicht eingetreten, dieser Jugendtag wirft vielmehr seither immer weitere Wellenkreise, die den Veranstaltern teilweise höchst unerwünscht sein mögen. Vor allem wurde auf der Tagung selbst mit Erfolg verhindert, daß die Erwartungen internationaler Schwarmgeister sich auch nur zum Teil verwirklichten. Im Gegenteil! Gerade dieser freideutsche Jugendtag hat in der weitaus größten Gruppe seiner Teilnehmer, im Wandervogel, eine prächtige Deutschbewegung ausgelöst.

Indem die freideutsche Jugend ein Jahrhundertfest auf ihre Art feiern wollte, lief sie nur allzu leicht Gefahr, in der Abkehr von einem inhaltslosen Phrasenpatriotismus und in der Ablehnung fanfarenschmetternder Jahrhundertfeiern in das andere Extrem zu verfallen. Tatsächlich konnte man manchmal auf diesem freideutschen Jugendtag vergessen, einem nationalen Erinnerungsfeste der deutschen Jugend beizuwohnen. Da las und dort hörte man immer wieder das Wort von der vollständigen Absichts- und Tendenzlosigkeit der freideutschen Jugendbewegung und die Warnung vor der Suggestion gewisser Schlagworte und der Mechanisierung der Begeisterung. Mit ängstlicher Scheu mieden manche Redner das Wörtchen deutsch, einer machte sogar aus seiner Geringschätzung deutschen Wesens gar keinen Hehl. „Was geht uns Deutschtum an, was kümmert uns Volkstum! — Wir wollen mehr von der Jugend hören!“ Um solche Worte auf einem Erinnerungsfest an 1813 anhören zu müssen, waren Auslandsdeutsche auf den Hanstein gekommen. Dieser Ausspruch des Wyneken-Apostels und Mitherausgebers der Jugendzeitschrift „Der Anfang“, des Herrn Siegfried Bernfeld aus Wien beleuchtet blitzartig die so oft erhobene Forderung nach der völligen Absichtslosigkeit einer echten Jugendbewegung. Gegen den Phrasenpatriotismus wurde

*) Vergl. hierzu unsere Ausführungen auf S. 36—37 im 1. Hefte dieser Zeitschrift. Übrigens soll, wie uns von Dr. Strecker-Bad Nauheim geschrieben wird, unsere dortige Bezugnahme auf den Bericht des Gaublattes für Hessen mehrfach so aufgefaßt worden sein, als hätten wir damit Herrn Dr. Strecker bezichtigen wollen, daß er sich für die sozialistische Jugendpflege empfehlend einsetze. Diese Auslegung ist, wie man leicht nachlesen kann, irrig. Die Schriftleitung.

mit Recht gewettert. Aber warum ist nur immer von der Parteisuppe die Rede, die auf dem Feuer der patriotischen Begeisterung gekocht wird, warum nie von den Absichten der anderen? Jede Absicht, jede Politik muß von der Jugendbewegung ferngehalten werden! — Jede? Wir sagen: die Erziehung zu völkischem, zu vaterländischem Fühlen und Denken muß die Grundlage jedes Jugendunterrichtes, jeder Jugenderziehung und jeder Jugendbewegung sein. Wenn die Forderung erhoben wird, daß das Ziel jeder deutschen Jugendbewegung in einer gesunden völkischen Erziehungsarbeit bestehen müsse, so ist damit nicht gesagt, daß diese Erziehung durch überwiegende Einflußnahme und unnötige Bevormundung der Jugend von Seite der Erwachsenen ausgeübt werden müsse. Die Selbst- und Gemeinschaftserziehung, die von manchen Wortführern der freideutschen Jugend als das vielen Gruppen Gemeinsame bezeichnet wurde, muß von diesem völkischen Geiste erfüllt sein. Wenn Dr. Wyneken sagte, daß sein Kulturwille nicht an bestimmten Grenzen der Staaten oder Rassen ende, dann sprach er eben die Gefahr aus, die dieses Jugenderziehertum für das deutsche Volk bedeuten kann. Gerade dem zum Weltbürgertum neigenden Deutschen muß immer wieder gepredigt werden: „Wir brauchen eine deutsche Kultur, nur eine deutsche!“ Nicht allen Veranstaltern des freideutschen Jugendtages kam aber eine derartige Betonung des Volksbewußtseins gelegen, das war ihnen nur „Chauvinismus“. Deshalb wird man sich in nationalen Kreisen fragen, warum zweifellos gut vaterländisch gesinnte Jugendvereinigungen Wert darauf legen, auch fernerhin der freideutschen Jugend anzugehören. Diese nationalen Gruppen, zu denen vor allem wohl der Großteil der Wandervogeljugend, die „Volkserzieher“ u. a. zählten, haben eben die Aufgabe, innerhalb des auf dem Meißner beschlossenen losen Verbandes mit allem Nachdruck für eine deutschvölkische Gesinnung der Jugend einzutreten. Die Erkenntnis hat wohl der Verlauf des letzten Jugendtages gezeitigt, daß der deutschgesinnten Jugend die zeitweilige Gemeinschaft mit Andersdenkenden nicht schaden kann; dazu ist sie im Kerne zu gesund, was sie besonders durch die Art bewies, mit der sie die undeutschen „Anfangleute“ abschüttelte. Den „Anfang“ aber deckt Dr. Gustav Wyneken mit seinem Namen. Es ist auch bezeichnend, daß als Folge dieses ersten freideutschen Jugendtages, der der Annäherung der einzelnen Jugendvereinigungen dienen sollte, zunächst eine heftige Fehde zwischen Wandervogel- und Anfangkreisen und zwischen dem „Vortrupp“ und Wyneken ausgebrochen ist. Die Kampfgemeinschaft, die auf dem Hohen Meißner beschlossen wurde, erwies sich bei der ersten Gelegenheit als papierner Beschluß. Von so wesensverschiedenen Elementen, die sich unter dem Begriff „freideutsche Jugend“ zusammengefunden haben, wird nur zu bald das Wort des einstigen österreichischen Ministers Berger gelten: „Sie können für einander nicht einstehen, weil sie sich nicht ausstehen können.“ Dieses Nebeneinanderarbeiten mit national ganz unzuverlässigen Gruppen dürfte also nicht von langer Dauer sein. Die Vertreter der Deutsch- und Rassenbewegung im Wandervogel müssen sich bereits von dem anderen Herausgeber des „Anfang“, von Herrn Georges Barbizon, in Nr. 52 der „Gegenwart“ ihre „dunklen, ungeklärten, reaktionären und kulturfeindlichen Instinkte“ vorwerfen lassen. (Wie reimt sich dazu Herrn Barbizons Bestreben, die Gründung einer deutscharischen Gruppe innerhalb der

fast ausschließlich semitischen Wiener Anfangkreise zu ermöglichen?) Man soll sich nur Barbizons Worte in Wandervogelkreisen merken, daß man jetzt im Wandervogel „mit den niedersten und nüchternsten Programmen hausieren gehe" wie: „Der Wandervogel fördert die körperliche Ertüchtigung der Jugend. Er erweckt die Liebe zu Land und Leuten. Er stärkt das Heimatsgefühl und das völkische Empfinden." Dieser Haß gegen jede Deutschregung wird hoffentlich recht bald zur Scheidung der Geister innerhalb der freideutschen Jugend führen. Um so deutlicher muß der deutschbewußten Jugend als unverrückbares Ziel die Erarbeitung eines verinnerlichten Gesinnungsdeutschtums vorschweben, ihr ganzes Gefühls- und Gedankenleben muß in einer deutschvölkischen Grundüberzeugung wurzeln. Dann wird alles, was diese Jugend tut und beginnt, im Dienste und zum Wohle des Volkes geschehen. Gerade die Wandervogelbewegung ist so recht dazu geschaffen, dem Begriff Vaterlandsliebe einen vollen Klang und rauschenden Inhalt zu geben. Diese Jugend erlebt die eigene Heimat, sie erwandert sich ihre Vaterlandsliebe, sie lernt im lebendigen Anschauungsunterrichte die deutschen Landschaften und Stämme, ihre Mundarten, Sitten und Eigenheiten kennen. Bei dem manchmal allzu rasch erfolgten Anwachsen der Wandervogelbewegung dürfte hie und da der Auslesegrundsatz außer Übung gekommen sein, der allein das Zustandekommen und die Erhaltung einer Wertorganisation verbürgt, wie sie der Wandervogel als Auslese der deutschen Jugend doch sein soll. Eine hellängige und scharfhörige, eine aufrechte und willensstarke, eine tatenfrohe und wehrhafte Jugend soll so heranwachsen, eine Jugend, die vor allem von dem unerschütterlichen Glauben an die Zukunft des Deutschtums erfüllt ist. Eine solche Jugend wird später auch imstande sein, starke Lebensleistungen zu vollbringen, sie wird wie ein frischer Wirbelwind in das öffentliche Leben hineinfauchen und aufrütteln und aufwühlen dort, wo sich satte Gleichgültigkeit im Volke breit macht.

Die Einordnung der freideutschen Jugend in die Gesamtjugendbewegung kann sich natürlich nicht ohne Reibung vollziehen. Immerhin sollten die Wortführer dieser neuen Bestrebungen, ob sie nun vorwiegend lebens- oder geistesreformerischen Zwecken dienen, die absprechende und verletzende Kritik der bisherigen Jugendvereinigungen möglichst vermeiden. Ohne Lärm, ohne Marktschrei soll das neue, nachahmenswerte Beispiel Werbedienste leisten; beweiskräftiger als alles andere ist die erlösende Tat. Die Kreise, die sich der deutschvölkischen Jugendpflege widmen, werden sich auch die Frage vorlegen müssen, was zu geschehen habe, um in der vielgestaltigen, buntfarbigen Jugendbewegung eine gewisse Einheitlichkeit der völkischen Erziehungsarbeit zu erzielen. Noch sind allzuviele wertvolle Kräfte zu sehr durch Organisations- und Werbearbeit gebunden. Eine größere Zahl von Jugendführern, die möglichst einheitlich im völkischen Sinne in den verschiedenen Jugendvereinigungen wirken könnten, müßte durch fallweise Veranstaltung von Führerkursen herangebildet werden, wie solche ja bereits da und dort mit gutem Erfolge abgehalten wurden. Noch ist nicht genügend Klarheit vorhanden über das wahre Wesen und den eigentlichen Inhalt der völkischen Jugendpflege. In derartigen Führerkursen wären zunächst die Grundlagen der völkischen Erziehung zu behandeln und Richtlinien zu geben über eine möglichst einheitliche Stellungnahme zu den Fragen der Rassen- oder Volkshygiene, der körperlichen und geistigen Ertüchtigung der

Jugend, der sozialen Probleme der erwerbenden Jugend und schließlich zu den noch ziemlich ungeklärten Aufgaben der weiblichen Jugendpflege.

Eine vom nationalen Geiste erfüllte Jugendpflege wird vor allem die Bluts- und Stammesgemeinschaft betonen müssen, die alle Deutschen in der Welt verbindet, und der argen Verständnislosigkeit der meisten Reichsdeutschen für das Auslanddeutschtum durch rastlose Aufklärungsarbeit entgegenarbeiten müssen. Das Deutschtum im Auslande ist nicht auf Rosen gebettet. Wir Deutschösterreicher vollends stehen in einem harten Abwehrkampfe, den jeder Deutschbewußte, auf welchem Posten er auch steht, mit dem vollen Einsatz seiner Persönlichkeit führen muß. Wir müssen aber auch fordern, daß man im deutschen Mutterlande uns besser einschätzen, unsere schwierige Lage verstehen lerne. Wir ertragen es nicht gleichgültig, daß wir manchmal wie der arme Vetter über die Achsel angesehen, daß unser Geistesleben, unsere Literatur, Musik, Trachten und Kunsterzeugnisse in den Werken reichsdeutscher Verfasser einfach ausgeschaltet werden, wie dies noch immer vielfach geschieht. Mit unserer Aufklärungsarbeit über die unendlich wichtige Rolle, die den Deutschösterreichern im Gesamtdeutschtum zufällt, kommen wir, offen gesagt, nur sehr selten an die Erwachsenen im deutschen Mutterlande heran. Aber die dort im völkischen Geiste heranblühende Jugend soll uns helfen, überall zu verkünden, daß vor den Toren des Deutschen Reiches ein Elfmillionenvolk, das durch Blut und Geschichte, durch Kultur und Gesinnung für alle Zeiten unlösbar mit dem Deutschvolk verbunden ist, sich abmüht, im heißen Völkerwettstreit im Habsburgerstaat zu bestehen und dabei deutsch zu bleiben. Meine in diesem Sinne gehaltenen Ausführungen auf dem Hohen Meißner, die in der Aufforderung gipfelten, die segensreiche Arbeit des „Deutschen Schulvereins" in Österreich nach Möglichkeit zu unterstützen und auf planmäßig organisierten Sprachgrenzenfahrten durch die bedrohten Gebiete Deutsch-Österreichs unsere Nöte an Ort und Stelle kennen zu lernen, veranlassen den bereits genannten Herrn Georges Barbizon zu der hämischen Bemerkung im „Berliner Tageblatt", ich hätte die freideutsche Jugend aufgefordert, den deutschen Schulverein finanziell zu unterstützen. Ihm und dem ganzen Wynekenkreis überhaupt war die Betonung des völkischen Standpunktes in der Seele zuwider, aber die Hauptwut dieser Leute gegen meine Rede, die auch durch Wynekens Schlußworte nur mühsam verhalten klang, war dadurch entfesselt worden, daß ich es gewagt hatte, bei einer Erinnerungsfeier an die Befreiungskriege die Worte „Krieg" und „Waffen" zu gebrauchen, daß ich den wehrhaften Geist, der auch dem Großteil der freideutschen Jugend vorläufig noch innewohnt, entschieden aufgerufen hatte zur bewußten Ablehnung und klaren Absage allen Friedensschwärmereien und allen Bestrebungen gegenüber, die Friedensbewegung geschickt in die Schule und in die verschiedenen Jugendvereinigungen einzuführen. Es war für mich als ehemaligen österreichischen Berufsoffizier nicht gerade angenehm, aber doch sehr lehrreich, die Erfahrung zu machen, daß die geistigen Leiter des freideutschen Jugendtages und die Wortführer auf demselben fast durchwegs Anhänger der Friedensbewegung waren. Im völkischen Interesse ist es aber gewiß nicht gelegen, wenn pazifistische Ideen, die nur allzuleicht in eine parteipolitisch gefärbte antimilitaristische Propaganda umschlagen können, in freideutschen Jugendkreisen widerspruchslos verbreitet werden können. Die Gefahr liegt

eben sehr nahe, daß die oft verschwommenen allvölkischen Kulturzielen zustrebende deutsche Jugend den Sinn für die Notwendigkeit einer entschiedenen Wehrmachtspolitik verliert. Wenn aber für irgendein Volk, so gilt für das deutsche: „Feinde ringsum!“ Der viel angefeindete Reichskanzler Bethmann Hollweg hat mit vollem Recht am 12. April 1913 im Reichstage erklärt: „Verweichlichung würde keinem Volke so sehr schaden wie den Deutschen. Wir müssen hart bleiben und uns wehren.“ Die wehrhafte Gesinnung der deutschen Jugend wird aber von gewissen Kreisen seit Jahren nicht erfolglos untergraben, und diesen Bestrebungen sich beizeiten mit aller Wucht entgegenzustemmen, ist eine der wichtigsten Aufgaben völkischer Jugendpflege. Die Friedensliebe um jeden Preis und die Verständnislosigkeit für Wehrmachtfragen beginnen im Deutschvolk bedenklich um sich zu greifen. Und doch entfesselt nur der Krieg die ganz großen Leidenschaften der Menschheit. „Heilig sei uns der Krieg, wie das läuternde Schicksal, denn er wird alles Große und Opferbereite, also Selbstlose wecken in unserem Volke und seine Seele reinigen von den Schlacken der selbstischen Kleinheit.“ Dieses schöne Bekenntnis zum Krieg in Daniel Frymanns prächtigem Buch „Wenn ich der Kaiser wär'“ muß zum Glaubenssatz jeder deutschvölkischen Überzeugung gehören.

Noch ist es nicht möglich, ein klares Bild über den Weg zu gewinnen, den die freideutsche Jugend in ihrer Mehrheit einschlagen wird. Aber bald wird der Zeitpunkt zur entschiedenen Stellungnahme da sein. Das Jahr 1815 ist das Gründungsjahr der deutschen Burschenschaft, das Geburtsjahr — Bismarcks gewesen. Schon im nächsten Jahre also wird wieder eine Jahrhundertfeier der deutschen Jugend nötig sein, das jubelnde Erinnerungsfest einer Jugend, die sich zu Bismarck bekennt. Und wenn die Zeichen nicht trügen, werden bei diesem Feste nicht alle anwesend sein, die auf dem Hohen Meißner waren. — Um so besser, dann wird es zur klaren Scheidung kommen, die im Interesse der deutschvölkischen Sache nur zu begrüßen ist.

Gerhart Hauptmann und das deutsche Gemüt

Von Thomas Westerich, Schönblick-Woltersdorf

Völker, wie einzelne, werden nie entehrt,
wenn sie sich selbst treu bleiben.
Henry Thomas Buckle.

Das Innenleben eines Volkes ist das Tonwerk, dem seine schaffenden Geister jene Offenbarungen entringen, die wir Kunstschöpfungen nennen. Doch nicht ein totes Gefüge ist es, sondern die lebendige Einheit aller Seelen, die in ihrer Gesamtheit das Volkstum ausmachen.

Manchmal, wenn die Hand eines Meisters dies Orgelwerk rührt, braust eine wunderbare Harmonie empor: dann ward die Zeit erfüllt; das Volksgemüt ward reif in sich und schafft eine neue Kunstoffenbarung.

Kommen andere, die des Volksgemütes nicht achthaben, dann schrillen fremde Töne hinein, die die Klangeinheit stören. Die alten Töne aber verklingen, wenn nicht

die Hand eines Gewaltigen, in dessen Seele die Entartung der Zeit keinen anderen Teil hatte, als daß er ihre Nöte in sich durchkämpfen mußte, wieder das Werk rührt, die Grundmotive von neuem aufnimmt und die Harmonie wieder herstellt.

Selten wohl ward dies wundersame Tonwerk, das Volksgemüt, so mißachtet wie in unsern Tagen, selten auch war das Erkenntnisvermögen des Volkstums in seiner Gesamtheit getrübter als heut. Denn die, die jetzt am Gefüge sitzen, bemühen sich nicht, jenen Einklang anzustreben, den der Schaffende erklingen läßt, wenn sein Denken und Fühlen mit dieser lebendigen Einheit verbunden ist. Mit der Verflachung des Volksgemüts sind sie daran, die alten Grundmotive auszulöschen: den deutschen Idealismus, die Volkssehnsucht nach sittlicher Einheit und innerer Vollendung, und den deutschen Individualismus, die Kampfeskraft im deutschen Gemüt, und ein neues Tonwerk zu erbauen, das nicht mehr das Volks-, sondern ein „Weltgemüt" versinnbildlichen soll.

Dies Streben fremder Kräfte hat unser Volkstum in wirre Kämpfe verstrickt. Wie aber soll es werden, wenn selbst berufene Meister, deren Seelenleben einklanggebietend mitzutönen vermag, sich jenen Kräften und ihrem weltbürgerlichen Streben zugesellen? Muß das nicht den Wirrwarr ins Unermeßliche steigern — oder sollte es am Ende einen Scheinwerferblitz ausstreuen über das deutsche Land?

Was hat doch die deutsche Kultur in diesen 40 Jahren durchgemacht im schmerzlichsten Sinne des Wortes! An den Eingangspforten die flammende Versinnbildlichung deutscher Gemütswerte durch Hebbel und Wagner; noch einmal Siegfried, die sonnenumstrahlte deutsche Baldergestalt — am Ausgange Hauptmann mit Reinhardt im Bunde. Am Eingang ein gewaltiger Aufschwung wahrhaft deutscher Kultur, am Ausgange Kunstziele, die die Auswaltung der voranschreitenden Weltbürgerei auf allen Gebieten des Kulturstrebens bedeuten, unter der Vormundschaft des Prinzips der Materialisierung.

In diesem Sinne betrachtet, ist das Jahrhundertfestspiel Gerhart Hauptmanns allerdings mehr als nur ein zeitlich wirksamer „Fall"; vielmehr haben wir in ihm bereits eine Auswirkung dieser dem Volksgemüte entfremdeten Kunstoffenbarung zu erkennen. Es will uns darum wichtig erscheinen, einmal den Wegen nachzugehen, denen dies Kunstschaffen das deutsche Volkstum zuzuführen vermag.

Wir wissen aus der Geschichte, daß das Geschick eines Volkes besiegelt ist, wenn das Volkstum aufhört, der Nährboden seiner Kulturauswaltungen zu sein, und das Volksgemüt zu entarten beginnt, genährt von dem Geiste der Zersetzung. Wohl hatte das Römerreich einen ungemessenen Reichtum an Kulturformen aus vielen gewesenen Völkerkulturen; aber es hatte keinen Nährboden mehr für eine einzige lebende Volkskultur. Was zuvor Offenbarungen blühender Volkstümer gewesen, im Weltreich Rom ward es zur inhaltleeren Formkultur.

Darum sagen wir, daß Formen keine Kultur ausmachen, wenn sie nicht aus dem lebendigen Volksgemüt von schöpferischer Einzelkraft herausgehoben werden. Nur was Seele hat, lebt; nur vom Volksgemüt geht lebendige Kunstschöpfung aus.

Aber dies Schaffen vom Volksgemüt aus, dem einzigen natürlichen Boden wahrhaft deutscher Kultur, auf dem allein die Blumen unserer Kunst erblühen können in

mannigfaltigen Formauswaltungen, wird heute als Rückständigkeit, ja als — Parteidienst gescholten. Nicht von der sittlichen Uridee völkischen Empfindens, nein, von der Form aus äußern wir uns über alle Dinge des Kulturgeschehens, und der vaterländische Gedanke selber muß es sich gefallen lassen, in eine Form gepreßt zu werden, die ihm die sittliche Idee natürlich nimmt. Denn nun wurden die Tendenzen geprägt. Man spaltete den Begriff „Vaterländisch" in Richtungen, „fand", daß Volksgemüt und vaterländisches Fühlen getrennte Begriffe seien. Und das völkische Bewußtsein der Masse lehnt sich dagegen nicht einmal auf. Wie kommt das?

Das hat der Formkulturbetrieb der letzten Jahrzehnte, die gute und die schlechte Formkultur, gleicherweise zuwege gebracht. Beide berühren sich nämlich in einer gemeinsamen Grundidee: der allgemeinen, freiheitlichen, freisinnigen Weltkultur. Denn nachdem der Begriff der Tendenzen eingeführt war, bildeten sich machtvolle Gruppen im Erziehungs-, im Kunstbelehrungs- und Kunstausübungswesen, die darauf aus sind, das deutsche Volk zum Weltkulturgenuß zu erziehen. Damit hatte sich das Streben des Weltfreisinns auch der deutschen Kunstoffenbarung bemächtigt und den Willen bewiesen, einerseits Förderung, andererseits Unterdrückung anzustreben.

Die „Tendenz der Tendenzlosigkeit" in der deutschen Kunst ward also Gesetz, der Ästhetizismus, die Formkunst, zum A und O alles Schaffens. Ja, eine Zeitlang waren auch wir geblendet genug, zu glauben, jetzt stünde die Deutschheit auf dem Gipfel, umstrahlt von der Glanzkrone der Weltvollkommenheit.

Aber die vermeinte Vollkommenheit war ein Trug. Der Ästhetizismus, dem deutschen Volkstum nur äußerlich aufgepropft, unterstützte nur das Streben jener Kräfte, die dem deutschen Volke seelisch nicht eingegliedert sind; er führte zur Unterschätzung dessen, was uns Hauptgehalt alter Kulturoffenbarung sein und werden muß: der sittlichen Grundwerte im deutschen Gemüt, und trägt so zu seinem Teile zu der fortschreitenden Verwirrung und Verflachung des Volksgemüts bei.

Damit haben wir indessen erst eine Seite dieser Weltkultur gekennzeichnet, und es muß hier zum mindesten darauf hingewiesen werden, welche anderen ungeheuren Machtmittel der Weltfreisinn überall im öffentlichen wie im Kunstauswaltungsleben unseres Volkes zur Verfügung hat.

Für das Streben dieser Weltkulturtaktiker ist kein Sinnbild bezeichnender als das geradezu beängstigende, „sensationelle" Überhandnehmen der Form im Theaterwesen. Fast möchte man meinen, das „Schaffen des Regisseurs" sei wichtiger als die „Schöpfung des Dichters", der — im Zwange der Zeit oder freiwillig — Arm in Arm mit jenem arbeitet. Die Form herrscht, der Gedanke muß sich bescheiden, sofern er sich nicht in die Form strecken lassen will.

Diese Ausdruckskultur muß zur Veräußerlichung, zur Entwertung der sittlichen Werte des Volksgemüts führen, da man nicht von ihm ausgeht, sondern äußerlich die Volksseele zu dieser „Höhen- und Weltkultur" hinaufziehen will. Was frommt es da, von „gut" und „böse" zu reden? Die bloße Ausdrucks-, die Formkultur richtet uns zugrunde!

Als einen Gipfelpunkt dieses „ästhetischen Höhenfluges" sehe ich das Festspiel zu Breslau an, als einen solchen Ausdruck auch Hauptmanns enge Gemeinschaft mit

dem Meister der Regie, der „Aufmachung", der Form: Reinhardt Goldmann. Hier hat ein Dichter sich aller ästhetischen Möglichkeiten bedient, die gesunden Urwerte des Volksgemüts dagegen völlig außer acht gelassen. Wollte Hauptmann, daß das deutsche Volk sein Stück genösse, wie es vielleicht olympische Majestäten genießen könnten, Götter, die von ästhetisch gerundeten Wolken hinablächeln? Oder — um es deutlicher zu sagen —: wie es Menschen genießen können, die den Boden des Volkstums unter den Füßen verloren haben; mögen sie nun dadurch zu Überirdischen werden oder . . . (das lese man in der Weltgeschichte nach).

Es war ein Versuch, aber er mißlang. Wenigstens diesmal noch.

Man wünschte ein Volksfestspiel, kein Weltspieltheater, eine Dichtung zur Ehrung des niedergetretenen und nun im gewaltigen Schwunge sich freiringenden Deutschtums — konnte es anders sein? — und lehnte in gesundem Zorn diese Kunstschöpfung als eine Offenbarung der Weltkultur ab. Ja, es schien, als sollten sich darob Erkenntnisse anbahnen, die geeignet waren, dem Weltfreisinn eine empfindliche Niederlage zu bereiten. Da aber setzte dieser mit einem ungleich einflußreicheren Machtmittel ein: mit dem Ring der Presse. Es ist bezeichnend, aber wir verstehen es jetzt vollkommen, daß die lebendigen Zeugnisse deutscher Volkskraft (es sei in diesem Zusammenhange auch an die Anwürfe gegen den Leipziger Turnertag erinnert) für den Weltfreisinn zu jenen Schöpfungen des deutschen Volksgemüts gehören, deren Stärke untergraben werden muß. Das gilt insbesondere für den deutschen Kriegerstand, der, wie bekannt, in diesem Vorstoß gegen das Volksgemüt zum Sammeln geblasen hat. Den Kraftstolz des deutschen Volkes als „Kraftmaiertum" verächtlich zu machen, die biedere Treue und Ergebenheit in „byzantinische Kriecherei" umzureden, das ist ja von jeher die Taktik des Weltfreisinns gewesen.

So sollten wir das wenig erhebende Schauspiel erleben, daß eine gesunde Volkserregung zum Anlaß genommen wurde, die politischen Leidenschaften zu entfesseln, indem man Machenschaften der Reaktion gegen den Fortschritt ausspielte. „Weil Gerhart Hauptmann der Dichter der Demokratie ist, hat man einen dunklen Kampf (!) gegen ihn ins Werk gesetzt", so lasen wir's im „Berliner Tageblatt", und es kann uns nicht wundernehmen, daß die für jeden Deutschen eigentlich selbstverständliche Kundgebung des Kronprinzen zur Verstärkung der aufgeregten „freiheitlichen" Gefühle trefflich ausgenützt wurde. An eine Würdigung der Gefühle jener Männer, denen um ihrer „byzantinischen Kriecherei" willen schon einmal die Kugeln um die Ohren pfiffen, wie jener, die in der gleichen Niedrigkeit der Gesinnung mit Dankbarkeit und bewußtem Stolz, mit dem einzig und allein aufbauenden Ja völkischer Gesinnung der Vaterlandsbefreier gedenken, zur Nachfolge bereit, sobald der Ruf an sie ergehen wird, ging man wohlweislich nicht heran. Nun, wir kennen ja die Ziele, denen der Weltfreisinn nachstrebt; aber nehmen wir dieses Rückzugsmanöver für den Weg, den er nach seiner Niederlage einschlagen — mußte.

Unterstützt wurde der Weltfreisinn dabei von einem gewissen Teile des Berliner Literatentums, was in der Verwirrung kaum richtig eingeschätzt worden, in der Beurteilung der Zusammenhänge aber von Wichtigkeit ist. Daß auch der „Schutzverband deutscher Schriftsteller" aus falscher Hagentreue das Spiel mitmachte, der „Goethe-

bund" sich dem Lärm anschloß, mochte die Fahrtrichtung wohl verschleiern; aber die Segel sind auch da gerichtet, und es kostet wenig Mühe, festzustellen, welche Kräfte das Steuer in Händen halten. In welchem Maße sich Gerhart Hauptmann diesen Bestrebungen einte, erweisen seine Drahtäußerungen.

Doch es wäre nutzlos, wollten wir die Beifallskundgebungen hier alle anführen; das aber mag zur Klärung beitragen, daß besonnene Stimmen im Freisinn und selbst Sozialdemokraten dieses Protestspiel nicht mitmachten. Auch muß es auffallen, daß bei all diesen überhasteten Angriffen die Kunstfrage auf einmal eine ganz nebensächliche Rolle spielt, das um so mehr, als lange bevor der Lärm anhub, weil man das Stück „absetzte", die Dichtung von der „Deutschen Tageszeitung" bis hinüber zum — „Vorwärts" als künstlerisch und historisch verfehlt abgetan worden war.

Indessen ist dieses Ablenkungsmanöver nur unvollkommen geglückt. Einen „Hohlspiegel" nennt Karl Strecker das Festspiel in der „Täglichen Rundschau", in dem ihm Hauptmanns Erscheinung in befremdender Entstellung erscheint, hinter der sich, wenn nicht erschreckend, so doch widerwärtig genug die Fratze unserer Zeit aufreckt.

Jawohl, die Fratze unserer Zeit! Man kann es nicht treffender sagen. Diese Dichtung über 1813 ist ein Spiegelbild des völkischen Tiefstandes von 1913. Wir sind auf dem besten Wege, nicht — wie Avenarius aus dem geteilten Verhalten zu dieser vaterländisch (!) gefühlten Verherrlichung (!) deutschen (!) Geistes (!) erkennen will — „Schematiker des Patriotismus" sondern „Schematiker des Ästhetizismus" zu werden.

Franzosen haben es uns herübergerufen, daß sie für diese Ausprägung deutscher Kunsthöhe als Deutsche kein Verständnis haben würden.

Fürwahr, man kann dem Hauptmannschen Scheinwerferblitz gar nicht dankbar genug sein, der uns im grellsten Lichte zeigte, wie wir so seelenvergnügt Abgründen zusegeln.

Darum sollen wir wohl auf dem Posten stehen. Wenn auch der völkische Geist im Kulturleben der Deutschen wieder mehr und mehr Macht gewinnt, so dürfen wir uns doch nicht vortäuschen, daß es bei diesem Versuche bleiben wird. Im Gegenteil! Es will uns bedünken, als bereite sich ein gewaltiger Kampf vor innerhalb des germanisch-deutschen Kulturlebens, wichtiger und folgenschwerer als alle Gegensätze politischer Zerrissenheit.

Jener Gewaltige aber, dessen wir sehnend warten, an dessen Seele die Entartung der Zeit keinen anderen Teil hat, als daß er ihre Leiden in sich durchkämpfen mußte, wird die erlösenden Grundmotive wieder aufnehmen: den deutschen Idealismus und Individualismus.

* * *

Anmerkung der Schriftleitung:

Gerhart Hauptmann ließ es mit seinem Festspiel nicht genug sein. Er „vermenschlichte" für Max Reinhardt auch den Tell, indem er strich, was ihm auf einen Überschwang der Gefühle zu deuten schien, der die Zartnervigen unserer Zeit unerträglich dünkt. Allerdings ist bei Schiller eine Spannkraft des Gefühls wie des sittlichen Gedankens, die unendlich jugendlich ist und auch uns noch an die Jugendfrische unseres

Volkstums glauben läßt. Hauptmann hat dagegen etwas Müdes, das sich zur Ruhe legen will. Darum konnte er Worte streichen wie:

O, eine edle Himmelsgabe ist
Das Licht des Auges. Alle Wesen leben
Vom Licht. Jedes glückliche Geschöpf,
Die Pflanze selbst, kehrt freudig sich zum Lichte.

Solche Worte stören den Müden — sie sind wie ein junger Sturm im Frühling. Vor dem von Hauptmann „vermenschlichten" Schiller hätte Leo Berg, der bei aller Schärfe des Geistes das Fühlen unseres Volkes nicht verstand, seine Worte wohl zurückgezogen, die auch so ein Scheinwerferblitz waren: „Schiller ist ein schlechter Lehrer der Jugend, eben weil er ihr Dichter ist, weil er selbst jugendlich ist, weil er die Fehler der Jugend teilt. Er lehrt sie nicht nur nicht, sich ihrer Fehler bewußt zu werden, er weist sie nicht nur nicht auf die reale Welt hin und zwingt sie zu sehen, was sie nicht leicht von selbst gesehen hätte, sondern er täuscht sie noch über ihre Fehler hinweg, er bestrickt sie noch, *nicht* zu sehen, was sie gerade sehen sollte, er macht sie zu unverbesserlichen Idealisten, zu unerträglichen Schwätzern." *Das* Wort griffen bezeichnenderweise sofort unsere Ästheten auf. Gott sei Dank, daß unsere Jugend heut wieder wandert, aus dem Dunstkreis der Großstädte hinaus, dorthin, wo noch ungebrochenes deutsches Volkstum zu finden ist! Gerhart Hauptmann aber hat ein Unrecht getan, als er den Tell verstümmelte, was einem Dichter nicht so bald verziehen sein kann. Es ist Hauptmann nicht gelungen, in seinen Werken eine Gestalt wie Wilhelm Tell, Arnold Melchthal, Max Piccolomini oder auch Karl Moor hinzustellen. Und doch sind es gerade *Gestalten*, die aus der Dichtung heraus unverlierbares Eigentum eines Volkes werden: ihr inneres Leben macht sie ihm vertraut oder fremd, je nachdem es sein eigenes Sehnen in ihnen findet. Dann aber will es an ihnen auch nicht modeln lassen — und von Hauptmann schon gar nicht.

Bedenke, daß du ein Deutscher bist!

Die Mehrzahl aller Deutschen ist im Deutschen Reiche zusammengeschlossen, mit ihm steht und fällt das gesamte Deutschtum auf der Erde. Unsere erste erhaltende Sorge muß daher der Sicherung des Deutschen Reiches gelten. Das aber sehen wir heute mehr denn je von zahlreichen äußeren Feinden umgeben, die jeden Fortschritt unsers Volkes mit offener Mißgunst, ja mit blindem Haß verfolgen. Wir werden der Zukunft nicht feige entgegensehen; doch das ist gewiß: um Sein oder Nichtsein wird es für uns gehen, wenn dermaleinst die große Zukunftsstunde schlägt, in einem Kampfe wider eine riesige Übermacht, in dem wir fast, wenn nicht ganz allein dastehen dürften. Angesichts dieser ernsten Lage ist es Pflicht des deutschen Volkes, nicht um kriegerischer Eroberungspläne, sondern um unserer Selbsterhaltung willen, daß es seine kriegerischen Rüstungen zu Lande und zu Wasser zur höchsten Vollendung bringe.

Das Deutsche Reich hat aber auch innere Feinde. Im Osten verstärken die Polen immer mehr ihre letzten Endes auf Losreißung der Ostprovinzen vom Reiche gerichteten Bestrebungen, im Norden verfolgen die Schleswiger Dänen nach wie vor ihre Träume auf Wiedervereinigung mit Dänemark, im Westen geben die Welschlinge ihrem Sehnen nach dem Rückfall Elsaß-Lothringens an Frankreich immer offener Ausdruck. Diesen Reichsfeinden gegenüber müssen starke und

stärkste Maßregeln ergriffen werden, damit ihre Anschläge auf den Bestand des Deutschen Reiches ein für alle Male zunichte gemacht werden, wobei wir als wichtigste Maßnahme die planmäßige Besiedelung der gefährdeten Landesteile mit Deutschen ansehen, bis wir in den Grenzmarken wieder ein unbedingtes Übergewicht in Stadt und Land erlangt haben. Ein Land ist erst dann deutsch, wenn in ihm überwiegend Leute deutschen Stammes wohnen, und erst ein solches Land ist vor Losreißungsversuchen wirklich gesichert.

Unsere Sorge um Erhaltung des deutschen Volkstums hat natürlich auch den Deutschen im Auslande zu gelten. Wir sehen, wie diese überall in ihrem Deutschtum gefährdet sind, aufs Erbittertste bekämpft, aufs härteste bedrängt werden. Namentlich in Österreich, dem wichtigsten deutschen Außenbollwerk, sehen wir Madjaren und Slawen die Deutschen, wo es ihnen nur immer möglich ist, Schritt um Schritt zurückdrängen, sehen an mancher wichtigen Stelle Schanze um Schanze fallen, weil es den Deutschen an ausreichenden Kampfmitteln fehlt. Dabei wächst das Vermögen der Reichsdeutschen Jahr für Jahr um mindestens 5 Milliarden; 4 Milliarden werden alljährlich für Alkohol und Tabak ausgegeben; aber für die Deutschen draußen haben sie jährlich höchstens einige armselige Hunderttausende übrig. Diesem unwürdigen Mißverhältnis zwischen unserer Leistungsfähigkeit und unseren Leistungen muß ein Ende gemacht werden, wir müssen uns aufraffen zu einer großzügigen Beschaffung und planvollen Verwendung der Mittel für die endgültige Sicherstellung des Deutschtums im Auslande an allen wichtigen Stellen.

Mit tiefer Besorgnis sehen wir ferner im deutschen Volke Krankheitserscheinungen auftreten, die es in seinem innersten Marke bedrohen. In unaufhaltsamem und noch immer wachsendem Strome ergießen sich die Massen vom Lande in die Städte und entarten dort zum großen Teile seelisch und leiblich in allerbedenklichster Weise. Zugleich kommen in immer breiterem Strome Fremdlinge ins deutsche Land, schleppen niedere Sitten und minderwertige Anschauungen in unser Volk hinein, mischen sich mit ihm und verschlechtern dadurch in wachsendem Maße das deutsche Blut. Wider diese großen, uns in unserm rassischen Bestande bedrohenden Gefahren müssen wir alles, was deutschen Geblütes ist, aufrufen, sich zur Förderung und Durchführung planmäßiger Abwehrmaßregeln zu einen, von denen wir als am wichtigsten erachten: Reinhaltung des deutschen Bodens von der Einwanderung Fremdstämmiger, Bewahrung des deutschen Blutes vor der Mischung mit Fremdblütigen, Erhaltung und Mehrung der Landbevölkerung durch verstärkte Bauernsiedlung und Schaffung eines Landarbeiterstandes, großzügige Jugendfürsorge in edelstem deutschem Sinne, planmäßige Erweckung kräftigen rassischen Bewußtseins in allen Schichten des deutschen Volkes.

Nicht zuletzt muß aber auch der Ausbreitung des deutschen Volkstums ernsthaft Rechnung getragen werden. Wir sehen das auf fast 70 Millionen angewachsene deutsche Volk noch heute nur über den nämlichen Siedlungsraum verfügen wie 1870, als es 40 Millionen Köpfe zählte (unsere Kolonien sind nur in ganz geringem Maße Siedlungsländer), während alle anderen großen Völker, selbst Frankreich, das gar nicht an Bevölkerungszahl wächst, ungeheuere Siedlungsgebiete erwarben. Als Folge dieser Enge sehen wir heute schon, daß ein gesundes Wachstum des deutschen Volkes, bei dem sich die verschiedenen Berufs- und Bildungsschichten im rechten Verhältnis zueinander vermehren, bereits aufgehört hat. Aus Mangel an Siedlungsland muß sich der gesamte Bevölkerungszuwachs der Industrie zuwenden, und wir stehen vor der Gefahr, daß wir in kurzer Zeit ein von Fremdvölkern abhängiges Fabrikarbeitervolk sein werden. Wir sehen aber auch schon die Gefahr des völligen Wachstumsstillstandes, dem die Bevölkerungsabnahme unausbleiblich zu folgen pflegt, ganz nahe gerückt; denn der Geburtenrückgang im deutschen Volke wächst so riesenschnell, daß wir bei gleicher Fortdauer in längstens 25 Jahren ganz ebenso kinderarm sein werden wie das von uns darob verspottete Frankreich. Wie viele andere, ihren tiefsten Ursachen nach oft völlig verkannte soziale Übel, so rühren auch die Geburtenrückgänge im letzten Grunde von der immer wachsenden Enge, in der wir zu leben gezwungen sind, her. Um das deutsche Volk aus dieser erstickenden Enge zu befreien und unseren Kindern wieder Luft und Boden für fernere, gesunde Ausbreitung zu schaffen, bedarf es der Erschließung neuen, ausreichenden Siedlungsraumes. Wir brauchen daher die stärkste Förderung der inneren Kolonisation und der Besiedelung unserer Kolonien. Allein der dadurch verfügbar werdende Raum (in Deutschland bei Urbarmachung allen Ödlandes und selbst bei Aufteilung des in Betracht kommenden Großgrundbesitzes höchstens 5 Millionen Hektar, in den Ko-

lonien Land für einige 100000 Köpfe) kann höchstens den Bevölkerungszuwachs von 10 Jahren aufnehmen, und darum müssen wir die Erlangung weiteren Siedlungslandes heischen. Nicht, daß dieses Land fremden Völkern im Kriege entrissen und dem Deutschen Reiche einverleibt werden soll; aber wir müssen Einflußgebiete gewinnen, um die immer mehr Verderben bringende Enge zu brechen, geeignet und groß genug, den deutschen Bevölkerungsüberschuß in sie dauernd abzuleiten, auf daß der deutsche Stamm, hier im entlasteten Mutterlande, dort auf Jungland, neue Sprossen treibe.

Das sind Ziele, so selbstverständlich, so notwendig, daß jeder, dem es um die Zukunft des deutschen Volkes ernst ist, sie sich zu eigen machen muß. In ihnen sind zugleich die Ziele und Forderungen des Alldeutschen Verbandes (Hauptgeschäftsstelle Mainz, Stadthausstr. 11) beschlossen. Da ist nichts — wie die Gegner dieses Verbandes so gern behaupten —, das „zu weit" ginge, das „chauvinistisch" oder „kriegshetzerisch" wäre; das ist lebendige, zielbewußte Arbeit zur Erhaltung, Pflege und Ausbreitung des deutschen Volkstums.

Das deutsche Volk steht vor so ernsten Zeiten wie seit hundert Jahren nicht mehr. Tausend Kräfte sind geschäftig am Werke, ihm das Grab zu graben. Da darf keiner müßig am Wege bleiben. Der Acker des Vaterlandes ist groß und gut, und jeder findet auf ihm die rechte Stelle für sein Können und seine Eigenart. Wer aber noch abseits steht, der säume nicht, sich mit dem Alldeutschen Verbande zu hingebender, treuer Arbeit zu vereinen.

*

Ludwig Reeg

Nietzsche war der große Werkmeister unseres Kulturlebens, der so viele Räderwerke menschlicher Organik in Bewegung setzte, die bis dahin stille standen, stockten und an ihrem toten Punkte krankten, über den sie von sich allein aus nicht hinauszukommen vermochten. Er trieb das gewaltige Schwungrad an, das einen starken frischen Zug in die individuellen Seelenwerke brachte und besonders in uns Deutschen aufarbeitendes, sich neu heraufarbeitendes Leben gezeitigt hat. Das erscheint als Nietzsches wahres bleibendes Verdienst, der große Antreiber für unsere kommende Generation gewesen zu sein, und man spürt seine Bewegung überall — nicht freilich unter den modernen Problem-Dichtern und Ästheten, die den Tag beherrschen, aber bei dem jungen heranwachsenden Geschlecht deutscher Dichterdenker, das sich in der Stille vorbereitet und die geistigen Führer der Zukunft stellen dürfte. Man spürt ihn an einem gewissen urständig germanischen Trotz des unverwüstlichen „Und doch!", das sich allen Leiden und Anfechtungen des äußeren Lebens in gesteigertem inneren Lebensgefühl entgegenstemmt, um letzten Grundes in ihnen nur Mittel zu erkennen, sich rastlos höher hinaufzugestalten. Darin unterscheidet sich dieses junge aufartende Geschlecht, von der abartenden Generation seiner Väter wie durch eine tiefe Kluft getrennt, von der ein neuer Pfad sich emporwindet, während diese herunterstiegen in einer selbstzersetzenden Schwarzseherei und Zweifelsucht. Eine frohe Bejahung des Lebens eröffnet sich mit dem Blick auf neue lichtvolle Höhen — freilich nicht Bejahung gewöhnlich-alltäglichen äußeren Lebensglückes in der Abfindung mit den Verhältnissen, sondern der tiefstinneren tragenden Kräfte der Seele, des wirkenden Lebens und Seins in einem Werdedrang und Antrieb, der hinaushebt über den persönlichen, individuellen, wie über den ewigen Welt- und Volksjammer unserer Umwelt. Es ist ein wiedererwachendes, wachsendes Vertrauen in die tiefe Lebensmacht, die uns einwohnt, und aus der sich alles herausgestalten muß, was wir echtes Leben, vom schlichtesten bis zum höchsten Ausdruck in Kunst und Wissen nennen, das unser junges Geschlecht der Dichterdenker auszeichnet in seinem großen Jasagen zum Leben unter allen Verhältnissen, und wozu ihm Nietzsche neuen Atem und Schwung der Seele eingehaucht.

Nach dieser Einführung können wir uns über den Dichter, den wir hier in das Licht rücken wollen, das ihm gebührt, kurz fassen, wie er es selbst in seiner aphoristischen Weise tut, die perlenklar und rein sein inneres, wie das äußere Leben in diesem spiegelt. Ludwig Reeg lebt und schafft unverkennbar im Geist und der Sprache Nietzsches, aber er hat sich diese organisch einverleibt, gewissermaßen „verdeutscht" und in eigener Art weitergebildet, so daß er sich als ein echter und berufener Jünger dieses Meisters zeigt, gegenüber den vielen unberufenen, die mit Wort- und Stilgefüge des Überphilosophen nur ihr ästhetisches Spiel zu treiben wissen. Reeg faßt in wenig Zeilen greifbar anschaulich im Bilde, wozu ein anderer Seiten breiter Rede brauchte, weil ihm die plastische Form-

kraft eignet, die sein Meister in ihm ausgelöst hat. So sind seine kleinen Prosadichtungen Edelsteine und funkelnde Diamanten, die jede ein Leben und Farbenspiel für sich haben, und wir möchten von den 70 Stücken des ersten im Jahre 1910 erschienenen Bändchens „Von der tiefen Wirklichkeit" die folgenden achtzehn hervorheben, durch welche das Vertrauen auf die Lebensmacht im Menschen und seine tragenden Kräfte zu steigendem und aufartendem Werdegang besonders hervorleuchten: „Der Starke", „Nicht genug", „Befreiung", „Dankbarkeit", „Unvollendet", „Einsamkeit", „Gebote der Liebe", „Unser Weg", „Was mich reut", „Stille Höhe", „Ein kleines Licht", „Die Ganzen", „Das Boot", „Gewitter", „Mein Glück", „Ein wenig Erde", „Sehnsucht", „Die Wertvollen". Der Dichter dürfte aus dieser Zusammenstellung, die eine neue Gruppierung innerhalb seines Werks bedeutet, zugleich ersehen, wie es den Verfasser angesprochen hat. Aus dem zweiten, im vorigen Jahre erschienenen Bändchen „Das verborgene Leben"*) mit 65 Prosadichtungen heben wir hervor „Die Stimme", „Die Anfänge", „Wellen am Strande", „Offenbarung", „Echt", „Sein Warten", „Anteil", „Hingabe". Von wunderbar feinem Naturgefühl erbebt und erschauert die Seele des Dichters unter den Eindrücken des Allebens, mit dem sie sich im tiefsten Grunde *eins* weiß, um sich dann wieder wechselnd mit den Naturgewalten kraftvoll zu erheben und titanisch aufzubäumen über das „Menschenklein", wie im „Gewitter", oder mit dem Meere zu wogen und zu branden und in seine Ruhe hinabzutauchen, wie in den „Wellen am Strande", wo es zum Schluß symbolisch lautet: „Irgendwo, meilenfern und abgrundtief, trägt die feste Erde weichen, schwankenden Meeres tiefsten, stillsten Grund." Auf den Dichter selbst aber möchten wir die Schlußworte der „Stimme" sinnbildlich anwenden, die seine deutsche Art zu denken und zu empfinden voll und rein ausklingen lassen: „der Mensch lebt nicht von dem, was er versteht, sondern von dem, was ihn trägt und was größer ist als er".

Eine Kritik im einzelnen an dem Schaffen eines Dichterdenkers wie Reeg zu üben, welcher dergestalt aus dem Vollen und Tiefen lebt, dürfen wir uns füglich versagen. Im ganzen der Entwicklungslinie gesehen, können wir Reeg aber doch vorerst nur für die zweite „Schaffensstufe" einschätzen, wenn wir so sagen dürfen. Wenn die erste Stufe in der pessimistisch-skeptischen Abwendung vom Alltagsglück und der Abfindung mit den Verhältnissen zu sehen ist, die zweite in dem „Und doch!" des stillen inneren Heldentums, das Reeg vertritt, so erwartet uns noch die *dritte* Schaffensstufe einer machtvollen Gestaltung von innen heraus, die die Verhältnisse zwingt, das Leben meistert und überwaltet, indem sie die Adelsnaturen des inneren Lebens zu einem Schaffensbunde zusammenführt. Wir wünschen Reeg den schöpferischen Antrieb zu einem dritten Dichtgang, in dem er uns auch diese Schaffensstufe noch in seiner großzügigen und feintönenden Weise künden möge. H. Driesmans.

*) Beide Bändchen sind bei C. H. Beck in München verlegt. Preis geb. je 2.— M.

*

Wandbilder

Wer entsänne sich nicht gern der Morgenstunde der Kunsterziehungsbewegung! Als vor unseren Augen ein Traumland auftauchte, reich und wunderbar! Als wir von dem Herrlichen sprachen, das wir in diesem Lande finden wollten. Es ist noch gar nicht lange her, so vielleicht 15 Jahre. Wilhelm Spohr hatte zu einer Versammlung nach dem Architektenhaus in Berlin geladen, wo wir über die Not der Zeit sprachen. Daß eine Not in künstlerischen Dingen vorhanden war, daß Volk und Kunst einander fremd geworden, das fühlten wir alle. Wir suchten nur die Ursache damals noch nicht tief genug. Wilhelm Spohr hielt den einleitenden Vortrag, dann kam eine lange Debatte, in der die Meinungen sehr auseinandergingen. Von Malern waren Walter Leistikow und Georg Barlösius da, ich glaube auch Max Liebermann, von der Presse Fritz Stahl und Max Osborn, von Schulmännern Dr. Eugen Pappenheim von den Fröbelschulen, Pretzel, Gramberg, Eduard Wolf-Harnier; es waren auch sonst noch viele da, ich entsinne mich aber nicht mehr aller. Es wurde viel vom Wandschmuck gesprochen, als Beispiele hingen an den Wänden Steindrucke des Engländers Walter Crane und des Franzosen Henri Rivière; ich glaube auch Kate Greenaway war vertreten. Von deutschen Bildern war die große „Wartburg" unseres guten deutschen Barlösius da, der hernach viel zu früh starb. Dieses Bild erschien im Verlag von Fischer und Franke, der mit seinen Lithographien, unter denen sehr schöne Sachen waren, in Deutschland bahn-

brechend wirkte. Sonst hatten wir gegen die Engländer, Amerikaner und Franzosen damals nicht viel aufzuweisen. Jos. Scholz in Mainz fing mit seinem „Deutschen Bilderbuch“ um eben diese Zeit an, doch von anderer Seite her, vor allem aus Karlsruhe, München und Wien, angeregt. Die Sache lag damals in der Luft — es kann keiner sagen, daß gerade er selbst vorangegangen und die Wege gewiesen. Wenn einer bei der Scholzschen Arbeit Pate gestanden hat, dann war es Hans Thoma. Dieser hatte eine ganze Anzahl von Lithographien und Algraphien geschaffen, die er sich als Wandschmuck für das einfache Haus dachte, lange vor den Kunsterziehungsbestrebungen von Hamburg, Dresden und Berlin aus. Er fand zu jener Zeit keinen Verleger, Scholz betätigte sich damals in dieser Richtung noch nicht; später erschienen Thomas Arbeiten in photographischem Umdruck in den „Zeitgenössischen Kunstblättern“ von Breitkopf und Härtel. Auf diese möchte ich die Aufmerksamkeit lenken. Hans Thoma ließ die Blätter damals in Vorzugsdrucken in der graphischen Anstalt von Jos. Scholz drucken. Er überwachte den Druck selbst und kam mit seiner Frau Cella, die auch Malerin war, oft in das Scholzsche Haus. Das gab den Scholzschen Söhnen viele Anregung, sie lebten sich in die Aufgabe ein, die von allen deutschen Malern wohl Hans Thoma zuerst sah. Und hier liegt auch die erste Anregung zu den Scholzschen Bilderbüchern. Später kamen dann die erwähnten Einflüsse von der Münchener und Wiener Kunst her hinzu. Lefler und Urban, Jul. Diez, Arpad Schmidhammer stellten ihre Kraft in den Dienst der Scholzschen Absichten. Das ging ganz unabhängig neben den Hamburger, Berliner und Dresdener Bestrebungen her, während der ungefähr gleichzeitig aufkommende Verlag Schaffstein in Köln sich an Spohr und die Hamburger anschloß. Fischer und Franke erwarben sich dann besondere Verdienste um die Schwarzweißkunst. Sie zogen Künstler wie Stassen, Barlösius, Stroedel, Müller-Münster, Ernst Liebermann u. a. heran. Die Versammlung im Architektenhaus hatte ein doppeltes Ergebnis. Es bildete sich die Vereinigung „Die Kunst im Leben des Kindes“, und es entstanden die Künstlersteinzeichnungen der Verlage Teubner und Voigtländer. Die erste Ausstellung 1901 im Hause der Berliner Sezession zeigte erst etwa 30 Entwürfe zu den Künstlersteinzeichnungen, besonders von Otto Fikentscher, Franz Hoch, Franz Hein, Friedrich Kallmorgen, Gustav Kampmann und Hans von Volkmann. Diese Blätter, denen sich solche von Hans Thoma, Wilhelm Steinhausen, Angelo Jank u. a. anschlossen, haben zweifellos viel Segen gestiftet. Es ist viel ernsthafte deutsche Kunst in das Haus gekommen, selbst in das Arbeiterhaus, der kitschige Öldruck ist an manchen Stellen zurückgedrängt worden. Im ganzen herrscht aber doch noch dieser Öldruck im Hause des einfachen Mannes. Das hat natürlich vielerlei Gründe. Einer scheint mir darin zu liegen, daß man in der Kunstpflege zu sehr vom Künstler, zu wenig vom Volke ausging. Die Künstler stehen dem Empfinden des einfachen Mannes heut vielfach fern, die Zeiten haben sich seit Dürer sehr geändert. In meinem Aufsatz „Volk und Dichtung“ (in dem Buche „Der Kampf um die Jugendschrift“, Jos. Scholz in Mainz) habe ich darüber Weiteres gesagt, hier will ich nicht näher darauf eingehen. Wenn man in der Kunstpflege weiteren Erfolg haben will, muß man vom Volke her kommen, seine Empfindungen, Neigungen und Stimmungen in sich erlebt haben und nun sehen, wie sich das in der Seele des Künstlers spiegelt. Der Verlag Rudolf Schick u. Co. in Leipzig scheint mir da einen richtigen Weg mit seinen Wandsprüchen zu gehen. Zu einem Spruch, wie er im Munde des Volkes lebt, ist immer ein Bild gezeichnet. Die künstlerische Arbeit geht von der Akademie für graphische Künste in Leipzig aus; jeder farbige Steindruck in der Größe von etwa 42×35 cm kostet 2 Mark, das ist ein billiger Preis. Ich hebe einige Bilder heraus.

Gott gebe unsrer Liebe Kleid
Den Sonnenglanz der Rosenzeit,
Und daß es leuchte lebenslang
So heilig wie zum Hochzeitsgang.

Zeichnung von M. Gebhardt. Ein Brautpaar, Engel und Rosen, eine schöne Zierleiste in Gold, Braun und Rot. Es ist wirklich etwas Hochzeitliches in diesem Bild.

Wo Friede, da Freude.

Zeichnung von Franz Hein. Ein lieblicher Frauenkopf, ganz wie Hein sie so köstlich zu geben weiß, blond, mit goldenem Reif, auf blauem Grunde.

Von uns die Arbeit,
Von Gott der Segen.

Zeichnung von J. Magerfleisch. Ein betender Mäher im wogenden Kornfeld, hinten das Kirchlein im Dorf.

Laß die Hände nicht im Schoße,
Wohl gibt Gott das Seine,

Aber soll dir blühn die Rose,
Tue auch das Deine.

Zeichnung von M. Mehlhorn. Ein Bild fürs Kinderzimmer. Knabe und Mädchen pflegen den Baum im Garten.

Christ kyrie,
Komm zu uns auf die See.

Zeichnung von Willy Menz. Dem Schiff auf sturmwogender See erscheint in Lichtfluten das Kreuz.

Sei getreu bis in den Tod,
So will ich dir die Krone des Lebens geben.

Zeichnung von Max Seliger. Am zerschossenen Rad zwei deutsche Soldaten, der eine im Sterben. Da erscheint im Hintergrunde, wunderbar mit der ganzen Zeichnung zusammengefügt, ein Engel mit der goldenen Krone. Dieses Bild gehört in die Kasernen.

Vater laß die Augen dein
Über meinem Bette sein!

Zeichnung ebenfalls von Max Seliger. Ein betendes Kind, darum viel Schmuck in Schwarz und Gold, der Nachthimmel mit Mond und Sternen. Wieder ein Bild fürs Kinderzimmer.

Nicht Kunst, noch Fleiß, noch Arbeit nützt,
Wenn Gott der Herr das Haus nicht schützt.

Zeichnung von Paul. Ein Gewitter zieht über den reifen Feldern auf. Vater, Mutter und Kind beten zu Gott dem Herrn.

Morgenstunde hat Gold im Munde.

Zeichnung von Hugo Steiner-Prag. Wie lieblich die Vögel dort zwitschern, derweil die Morgensonne auf Kirche und Dächer leuchtet! Vom Brunnen holen die Mägde das erste Wasser.

Es ist in unserm Volke noch viel frommer Sinn. Darum werden diese Bilder zu ihm sprechen. Germanische Kunst ist Ausdruck tiefsten Seelenlebens, man darf sie nicht zuerst von der Form her betrachten. Diese Blätter aber befriedigen neben allem andern künstlerische Ansprüche. Sie passen in jedes gute, deutsche Haus, sei es schlicht oder vornehm.

Ein herrliches Traumland, das wir von der Kunstpflege dereinst sahen! Wir schritten etwas stürmisch darauf zu und sahen doch die Wege kaum. Da geriet wohl mancher ins Dorngestrüpp, und andere kamen auf Irrwege. Mehr und mehr findet man sich jetzt aber zurecht — man sieht die Wege, die deutscher Volksboden trägt.

Wilhelm Kotzde.

*

Der Wanderschriftler

Bruno Tanzmann ist aus Bauernstamm und hat von der Scholle weg sich geistig heraufgearbeitet, abwegs von der Schule. Er sieht die geistige Not im Bauern und ländlichen Arbeiter und will ihnen helfen. Darum hat er mit Hilfe von Geistlichen, Schulmännern, Anwälten, Gemeindevorstehern u. a. in etwa 400 Orten, besonders Sachsens und Oldenburgs, Zirkel eingerichtet, in denen Wanderschriften rundum gehen. Man wundert sich, welch ernste Geistesnahrung den schlichten Landleuten geboten wird, oder man wundert sich auch nicht, wenn man aus eigenem Verkehr mit dem Landvolk weiß, welch tiefe Kräfte in ihm schlummern. Es scheint auch hier ein Weg zu ernster Bildungsarbeit zu sein. Wir begrüßen es, daß Tanzmann sich von völkischen Zielen leiten läßt. Er geht weiter und strebt, wie andere auch, die Gründung von Volkshochschulen an. Er verweist auf das Beispiel Grundtwigs in Dänemark, der aus völkischer Not heraus auf seine Gedanken kam. „Die dänische Volkshochschule gilt als offenes Kampfinstitut gegen den Humanismus, als der Anbruch einer nordisch-germanischen Renaissance, als die Wiedergeburt der nordisch-völkischen Kultur, der Geisteswelt der germanischen Rasse, und Askov, die Zentrale, heißt: Das Tor zum Norden!“ Mitunter wünschten wir Tanzmann, daß er die Strömungen im geistigen Leben noch klarer überschaue, aber die Ziele der Wanderschriftler sind erfreulich. Man lasse sich den Jahresbericht (Preis 75 Pf.) vom Wanderschriftler, Hellerau bei Dresden, kommen. Im nächsten Jahresberichte, von dem wir die Verzeichnung eines Aufschwungs erwarten, fänden wir gern weniger Fremdwörter, wie wir ihn auch lieber in dem deutschen Gewande der Bruchschrift sähen.

*

Bücherschau

Der Kampf um das Schicksal des Parsifal. (Mehr Schutz dem geistigen Eigentum.) Dargestellt von R. Freiherrn v. Lichtenberg und L. Müller v. Hausen. Verlag von Karl Curtius in Berlin. Preis 1 M., geb. 2 M.

Aus dem Bayreuther Weihefestspiel der Gralserlösung ist von den Schaubühnen in aller Welt ein Hauptschlager gemacht werden. Der Parsifal mußte auf Bayreuth gemäß dem Willen des

Meisters beschränkt bleiben, weil nur hier an geweihter Stätte die Zuschauerschar zugleich gläubige Gemeinde ist, in welcher allein Wagners Vermächtnis sich wahrhaft offenbart. Auch dem Unbemittelten, schlichten Manne aus dem Volke dies Mysterium zu öffnen, gab es nur eine Möglichkeit: den Stipendienfonds außerordentlich zu erhöhen.

Mit dem Augenblick der Freigabe des Parsifal, der in Bayreuth ebenso wie die anderen Schöpfungen Wagners niemals irgendeine Einnahmequelle für die Erben Wagners gebildet hat, war unmittelbar die Tempelentweihung gegeben, die jetzt nachträglich auch von der Presse offen oder zwischen den Zeilen zugestanden wird.

Diese Schmach wäre dem deutschdenkenden Volke erspart geblieben, wenn es rechtzeitig die Wahrheit hätte hören wollen, welche die Verfasser des „Kampfes um das Schicksal des Parsifal" ihnen darboten. Wie aber in den großen, das Schicksal unseres Volkstumes entscheidenden Kulturfragen nur wirkliche Einsicht helfen kann, so ist auch heute und scheinbar nachträglich die Kenntnis dieses Buches unbedingt erforderlich für alle, die an der Rettung unseres deutschen Volkstums mitarbeiten wollen.

Der außerordentlich geringe Preis, der kaum einen Bruchteil der Opfer selbstloser Männer deckt, macht es jedem möglich, in das Getriebe dessen, was wir öffentliche Meinung nennen und was heute noch die Geschicke des Landes entscheidend lenkt, einen tiefen Blick zu tun. Zugleich zeigt sich hier, wo die wahren Vorkämpfer deutscher Kultur zu finden sind.

Die Kämpfer für Deutschlands Zukunft können es sich heute nicht mehr leisten, unbekannt und ohne gemeinsamen Plan nebeneinander zu arbeiten. Der Kampf um „Parsifal" umschließt weit mehr, als die öffentlichen Stimmen irgend andeuten. Deshalb seien alle Freunde mit größter Entschiedenheit auf dieses Buch hingewiesen. Dr. M.

Ein deutsches Wehrbuch.

Es erscheint mir nützlich und nötig für die volksdeutsche Sache, dem trefflichen Unternehmen*) Philipp Stauffs einige Worte zum Geleit zu sagen. Zum Schutze unseres durch die neuere deutsche Entwicklung schwer bedrohten Volkstums haben so viele Bestrebungen in Vereinen und Bünden eingesetzt, daß es schwer ist, den nötigen Überblick zu erhalten. Hier bietet sich nun Stauffs Buch an, das wirklich ein notwendiges Handbuch für jeden ist, der sich um unser Volkstum müht. Dort, wo man das Buch in allgemeine Büchereien einstellt, wird es eine für den völkischen Gedanken werbende Kraft entfalten. Es wird bei näherem Zuschauen auch mancherlei Fragen aufkeimen lassen. Warum gibt es z. B. noch keine völkische Lehrerbewegung? Hat sich noch niemand gefunden, der sie erweckt? Schwaners Kreis, der z. T. ein weiterer, z. T. ein anderer ist, kann und will wohl auch nicht diese besondere Aufgabe lösen. Den Dürerbund wird Stauff nach den letzten Betätigungen seiner Leitung in der nächsten Auflage kaum wieder als nationalen Wehrverein aufführen. Bei aller Anerkennung der Leistungen des Herrn Avenarius auf dem Gebiete des Heimatschutzes und der Kunstpflege muß doch gesagt werden, daß keiner so viel zur Verwirrung des Begriffes „national" beigetragen hat wie er. Dagegen dürfte der Bund Heimatschutz nicht wieder vergessen werden. Wird der Kreis der Arbeit an unserm Volkstum so weit gezogen, so taucht auch die Frage der Behandlung kirchlicher Vereine auf. Man muß sich vor einer einseitigen Bewertung des Kirchentums hüten. Nach meinen Beobachtungen erwacht selbst in katholisch-kirchlichen Kreisen der völkische Wille — ihn heißt es meines Erachtens stärken. Zweifellos steht dem Christentum eine neue große Aufgabe bevor: die Auseinandersetzung mit dem deutschen Volksgedanken, die vom „Heliand" bis zu Luther schon vorbereitet wurde, jetzt aber in den Zustand bewußter Arbeit tritt. Das Christentum ringt gerade in den besten Vertretern nach immer tieferer Erfassung seines von uns unvollkommenen Menschen noch immer nicht in voller Reinheit gesehenen Wesens. Ich glaube, es wird auch diese Auseinandersetzung überstehen, wird daran erstarken und auf diesem Wege allein das Volk zurückgewinnen. Der Reinheit seines Wesens wird es dann näher sein, weil gerade im Deutschen die Anlagen zu tiefster Erfassung religiöser Fragen ruhen. Das sind einige Gedanken, die vor dem Stauffschen Wehrbuch auftauchen. Um es noch ausdrücklich zu sagen: Wer es liest, wird nicht nur Wissen über die völkische Bewegung finden, sondern auch vielfältigen inneren Gewinn haben.

Wilhelm Kotzde.

*) Philipp Stauff: Das deutsche Wehrbuch. Wittenberg (Bez. Halle), A. Ziemsen. Preis geb. 3 Mk. 60 Pfg.

Handbücher zur Volkskunde. Preis jedes Bandes 2 Mk.; geb. 2 Mk. 75 Pfg.

Im letzten Jahrzehnt ist die früher stark vernachlässigte deutsche Volkskunde gewaltig in Aufnahme gekommen. Kein Jahr vergeht ohne zahlreiche neue Veröffentlichungen aus dem reichen Gebiete der Volkskunde. Namentlich das deutsche Volkslied erfreut sich heute einer Teilnahme, die früher kein Forscher erwartet hätte. Das ist hocherfreulich und als Zeichen völkischen Aufschwungs mit Beifall zu begrüßen. Die Literatur der deutschen Volkskunde ist sehr umfangreich geworden, es erfordert schon anstrengendes, ernstes Studium, wenn man sich auch nur über einen einzelnen Teil der Volkskundeliteratur gründlich belehren will, zumal der Stoff sehr zerstreut ist. Unter solchen Umständen kommt ein Unternehmen zur rechten Zeit, das der Verlag von W. Heims in Leipzig (Talstr. 17) den Freunden der Volkskunde darbietet. „Handbücher zur Volkskunde" will er herausgeben, die in knapper Form eine Übersicht über die einzelnen Zweige der Volkskunde geben sollen. Zwei Bände dieser Handbücher liegen mir vor, der eine (Band 3), verfaßt von Otto Schell, behandelt das Volkslied. Ihm schließt sich Band 4, Kinderlied und Kinderspiel von Karl Wehrhan, unmittelbar an. Das Buch von Schell gibt einen übersichtlichen Literaturnachweis, der das Studium des Volksliedes wesentlich erleichtert: das Thema selbst behandelt Schell in 20 Kapiteln, die sich zum Teil an meine Ausführungen in meinem Buche „Psychologie der Volksdichtung" anschließen. Schell hat auch Volkslieder gesammelt, er gibt in seinem Buche einzelne Proben, die Wertvolles erwarten lassen. Es wäre sehr erwünscht, noch Näheres darüber zu hören. Wehrhans Buch über Kinderlied und Kinderspiel bietet überaus reiche Darstellungen mit eingefügten Texten und ist für jeden Lehrer lesenswert. Ein staunenswerter Reichtum von Literatur wird nachgewiesen und der Stoff allseitig und übersichtlich behandelt. Besonders lesenswerte Kapitel sind: das Kind im Verkehr mit der Natur, Kinderlust früherer Zeiten, die Bedeutung der Kinderlieder und Kinderspiele für die Erziehung usw. Aus beiden Veröffentlichungen erkennt man den unergründlichen Reichtum deutschen Volkslebens, beide sind empfehlenswerte Handweiser zur deutschen Volkskunde. Wer anregende und fördernde Bücher liebt, versäume nicht, mit diesen Handbüchern zur Volkskunde seine Bücherei zu vermehren. Dr. Otto Böckel.

Einführung in die Weltliteratur von Adolf Bartels. 3 Bände. Verlag Callwey, München.

Ich bin über die Vielseitigkeit von Bartels angenehm überrascht. Viele halten ihn für einen engen Schulmeister, der es für seine Hauptaufgabe erachtet, den einzelnen Dichtern gute oder schlechte Noten zu geben, für einen Übergermanen, der für andere Völker kein Herz hat. Nun zeigt sich, daß Bartels auch die Romanen mit sicherem Verständnis und großer Feinheit zu beurteilen weiß; nicht minder zeigt er sich als tiefschürfenden Kenner des keltischen Schrifttums. Er ist in diesem seinem letzten Werke sicherlich über sich selbst hinausgewachsen, gleichwie er in seinem vorletzten, in der Berliner Rede über den heutigen Zustand Deutschlands, sich plötzlich als Kulturpolitiker auftat. Ein besonders auffallendes Zeugnis für das Einfühlen in fremde Vorstellungswelten ist die Art, wie Bartels den im heutigen Deutschland beinahe verachteten Corneille anpackt. Er stellt ihn zwar nicht so hoch wie Nietzsche ihn stellte, aber er rühmt vorurteilslos die hohe Kunst des Franzosen, den die Jetzigen sonst manieriert, gänzlich veraltet und unerträglich finden. Neu ist mir die einleuchtende Gleichung, die der Verfasser der jüngsten Weltliteraturgeschichte mit den Hauptgestalten von Rabelais vornimmt; in ihnen seien die romanische, die keltische, die germanische Rasse vertreten. Mit Recht legt Bartels großen Wert auf Ossian, und was mit ihm zusammenhängt, überhaupt auf den keltischen Sagenkreis. Denn der Zauber dieser alten Sagen ist noch heute nicht verklungen, der verwitterte Stamm treibt noch immer frische Zweige und Blüten hervor, wie in Lienhards gewaltigem König Arthur, der graueste Dämmerung der Vergangenheit aufs glücklichste mit dem hellen Schimmer der Gegenwart verschmilzt, der gegen 1905 entstand, aber 1911, nach der Marokkoschande, gedichtet zu sein scheint. Auch rein als gelehrte Arbeit ist die Untersuchung über die Echtheit der ossianischen Gesänge von besonderem Reiz. Wenn Bartels meint, die Urschicht jener Gesänge sei „kaum indogermanischen Ursprungs", so stimme ich ihm vollkommen bei und möchte darin insofern noch weitergehen, als Cuchulin gespenstige Züge hat, die vielleicht ins Lappentum oder gar in das Zwergentum hinaufreichen. Der Wiener Pokorny hat darüber in den Denkschriften der Wiener Akademie der Wissenschaften Erstaunliches herausgebracht und hat zugleich auf die mutterrechtliche, mithin vollkommen anarische

Besonderheit der irischen Dichtung hingewiesen. Neuerdings findet man in dem Parcival vielfach persische Muster, namentlich in dem Mythus vom Gral selber, der der Sonnenscheibe des Dschemschid entspricht. Ich habe schon 1894 in meinen „Orientalischen Chroniken" die persische Sage herangezogen. Vielleicht geht die ganze Ritterdichtung der Minnesänger und Troubadoure über das arabische Spanien auf Iran zurück.

Bartels hat die ganze Weltliteratur auf Goethe eingestellt. Der Gedanke ist neu; aber in vielem ist Goethe doch nicht die Spitze, nicht der abschließende Höhepunkt einer Entwicklung. Er überfliegt weder Shakespeare, noch ragt er steiler als Äschylus und Sophokles. Er hat sicherlich Elemente aristophanischen Geistes, und wäre er länger und enger mit der Bohème vermupft gewesen und nicht Staatsminister geworden, so hätte er zweifellos die Ader souveränen Humors, die in Hanswurstis Hochzeit hervorleuchtet, viel voller fließen lassen. Aber er reicht doch nicht an Aristophanes; denn dieser, der so gut wie keine Vorgänger hatte, der schlechterdings alles seiner eigenen Erfindungskraft verdankte, ist doch eigentlich der genialste Dichter aller Zeiten. Man wird aber überhaupt einer erdumspannenden Entwicklung nicht gerecht, wenn man sie in den Fokus einer einzigen Persönlichkeit bannt. Nur das eine kann zugegeben werden, daß keine Persönlichkeit auf der ganzen Erde geeigneter war, gewissermaßen wie ein Meer alle Ströme aufzunehmen, als gerade Goethe, dem der Weltsinn der Franken eignete und der alle Höhen und Tiefen der Erfahrungen durchwandert und selbst den Äther überirdischer Intuition, der Mystik, durchflogen hat. In der Tat feiern beinahe sämtliche Gestalten der Weltliteratur in ihm wieder eine Auferstehung, und es mutet wie ein Wunder an, wie es ihm gelang, gerade hier, wo es so besonders schwer ist, Unbewußtes mit Bewußtsein zu durchdringen. Er gab sich von seinem Schaffen Rechenschaft, er verfolgte mit historischem Spürsinn alle Geschehnisse, er war in drei Jahrtausenden zu Hause, und dennoch entrann er der Gefahr des Jahrhunderts, dem Historismus. So taufrisch wie am Schöpfungsmorgen, so unbewußt wie der Gesang der Nachtigall, die keine Noten kennt, so erklingt bei dem alten wie dem jungen Goethe das Lied.

Mit bemerkenswertem Geschick verwebt Bartels mit den Wirkungen, die von Goethes Altersdichtungen ausgehen, einen Überblick der neueren europäischen Literatur, bei der begreiflicherweise unserer eigenen der Löwenanteil zufällt. Es folgt eine überaus anregende Untersuchung über die geschichtlichen Gesetze, die beim Werdegange allen Schrifttums maßgebend sind. Für nicht ausreichend muß jedoch gelten, was dort vom Epos gesagt wird. Auch Homer zeigt schon Einflüsse, die wir ruhig „literarisch" nennen dürfen. Der architektonische Aufbau der Ilias ist zwar im Entwurfe grandios, aber in der Ausführung sehr mangelhaft. Sodann müßte bei dem Epos, was freilich fast noch niemand getan hat, der fremde Stoff mehr hervorgehoben werden. Kein einziger Held Homers soll ja, laut Penka, einen echt griechischen Namen führen. Unsere Epen sprechen von Hunnen und von dem Basken Walther von Aquitanien; die vier Haimonskinder stellen einen Kampf zwischen Basken und Franken dar; das Mahab harata übernimmt lange Episoden aus der Dravida-Überlieferung. Dagegen ist von Bartels zu rühmen, daß er sogar die japanischen Tanka, und die chinesischen Volkslieder berücksichtigt. Daß — um auf das Drama überzugehen — bei den Indern griechische Einflüsse mitspielen, ist doch, entgegen der Meinung des Verfassers, einwandsfrei festgestellt; denn der Theatervorhang der Inder heißt ja Yavana, d. h. der Jonier, der Grieche..

Ein kritischer Seitenblick auf die anthropologische Literaturforschung beschließt das Werk.

Privatdozent Dr. Albrecht Wirth.

Schuldbuch von Karl Schönherr. Sechstes bis achtes Tausend. Leipzig, Verlag von L. Staackmann. 1914. Preis 3 Mk.

Daß die deutsch-österreichischen Stämme zu uns, dem Volk des neuen deutschen Reichs gehören, daß sie Fleisch von unserem Fleisch und Blut von unserem Blute sind, bringt uns nichts so lebhaft zum Bewußtsein als ihre Literatur. Von allen deutschen Schriftstellern Österreichs hat keiner in den letzten Jahren so erfolgreich und vom Glück getragen die Herzen des deutschen Volkes sich erobert, als der Dichter von Glaube und Heimat, der Tragödie eines Volkes. Schönherrs Begabung besteht darin, Menschen darzustellen, deren Dasein andauernd von einander widerstreitenden Erlebnissen und Empfindungen gestört und schließlich vernichtet wird. Deutsche Treue im Konflikt der Pflichten, hin und her geworfen zwischen äußeren und inneren Schicksalen, die das Leben zum Narrenspiel, zur Karikatur, aber auch zur Tragödie machen, das ist das Thema, das wie ein roter Faden durch alle die kleinen Erzählungen läuft, die wir hier in Schönherrs neuestem Erzeugnis,

dem Schuldbuch, wiederfinden. Den Schuldbeweis seiner Helden und Heldinnen führt Schönherr durch ihre Taten. Schmerzen und Leiden, die Gott schickt, demoralisieren nicht, Schmerzen und Leiden, die der Mensch sich selbst schafft, entehren und vernichten. Sie sind der finstere Geist, der über der Menschen Los lagert, Unheil brütet und sich nicht bannen läßt, mag die Gesinnung auch noch so ehrenvoll und gütig sein. „Jede Schuld rächt sich auf Erden", vernichtet frühere gute Eigenschaften, zerstört alle Illusionen einer besseren Zukunft. Das sind demütigende Empfindungen, die Schönherr weckt, aber sie sind mit einer solch grandiosen Kraft und Wucht vorgetragen, daß man Verhängnis und Schuld nicht als friedliche Auflösung widerstrebender Disharmonien erwartet, sondern sich demütig durch den Dichter von den Höhen des Lebens zur Selbstbescheidung führen läßt. Mit schwerem Herzen lesen sich so ernste Charakterbilder, sie erschüttern, prägen sich aber unvergeßlich dem Herzen ein.

Mein Weltleben. Neue Folge. Erinnerungen eines Siebzigjährigen von Peter Rosegger. Mit einem Bilde des Dichters. Leipzig, Verlag von L. Staackmann. 1914. Preis brosch. 4 Mk., geb. 5 Mk., in Halbfranzband 6 Mk.

Peter Rosegger ist einer der glücklichen Menschen, die nur sich zu zeigen brauchen, um sofort das Gefühl der Sympathie zu erwecken. Des Rätsels Lösung liegt in dem Adel seiner Seele, der es allen antut, daß sie ihn lieben und ehren müssen. In seinem neuesten Buche erzählt er, daß dieser adlige Geist das Erbteil eines schlichten, gottesfürchtigen Elternhauses, aber auch das Vermächtnis einer großen Zeit ist, die sein Denken und Empfinden auf eine Höhe erhob, von der ihn auch eine trübere Gegenwart nicht in den Staub herabzuziehen vermochte. Wenn Rosegger von seinem Mütterchen, seinem Vater, seinen Geschwistern erzählt, dann leuchtet der Zauber einer wahrhaft kindlichen Anhänglichkeit aus dem geistsprühenden Auge, aus dem geistvollen Antlitz, in dem jede Linie, jeder Zug das stolze Wort bestätigt, ein jeder Zoll ein ganzer Mann. Er hält sich nicht für zu hoch, um denen Freundschaft zu bewahren, die heute noch den Bauernkittel tragen, aber er kam sich auch nie zu gering vor, um als Gleicher um die Freundschaft der Höchsten und Besten zu werben. So erzählt uns denn der Dichter von seiner Jugendzeit, von seiner Handwerkerzeit, von Anastasius Grün, Anzengruber, Friedrich von Hausegger, Rudolf Baumbach, Adolf Pichler, Karl Wolf, Friedrich Spielhagen, von seiner Tätigkeit für die Heilandskirche in Mürzzuschlag und endlich von der großen deutschen Schutzstiftung, die seinen Namen trägt und hoffentlich in den österreichischen Landen ein neues Kapitel deutschen Geisteslebens einleitet, das dazu bestimmt ist, Millionen von Deutschen das geistige Heimatsgefühl deutscher Art und deutschen Wesens zu erhalten. Dabei ist Rosegger nie eine eigentlich politische Natur gewesen. In den nationalistischen und konfessionellen Wirren seiner Heimat hat man nie gehört, daß er da einmal in dem zermürbenden Tageskampf als verwundeter oder bloßgestellter Irrgänger irgendwo hängen geblieben ist. Trefflicher, wie er seine Art erkannt hat, fühlt er, daß politische Fragen in seinem Denken die Gestalt kulturgeschichtlichen Ringens und Wollens annehmen. Hierin aber bewährt er sich als einer der größten Kenner des Volkslebens, der immer auf der Seite der Guten, der Aufrechten steht. Mit launig zwinkernden Augen berichtet er von Mißverständnissen hoher und niederer Leute, von Freunden und Gegnern. In jedem Ton weiß er zu plaudern, begeistert, mit verhaltenem Ernst, humoristisch, ironisch, bei manchen Erinnerungen tief wehmütig. Aber doch ist sein Kopf zu hell, sein Sinn zu frisch, sein Mut zu stolz, um sich nicht jederzeit daran zu erinnern, daß er stets Lebensaufgaben gesucht und gefunden hat, die das Leben des Lebens wert gemacht haben. Heinrich Reuß.

*

Frauenfrage

28. Flugschrift des Vaterländischen Schriftenverbandes. Zwei kluge Frauen sprechen hier zur Frauenfrage, nicht von irgendwelchem einseitigen Standpunkt, sondern von der Volksgemeinschaft aus. Helene Dose spricht über die nationalen Aufgaben der Frau mit warmherzigen Worten, Anna Schellenberg untersucht die Ziele der Frauenbewegung unserer Tage auf ihre wahren Werte und deckt schonungslos Irrtümer und Fehlschlüsse auf. Die Flugschrift ist für 50 Pf. vom V. S. V. in Berlin zu beziehen. In diesen Heften wird viel volksdeutsche Kulturarbeit geleistet.

Für die Schriftleitung verantwortlich: Gerhard Krügel, Berlin SW. 61, Schleiermacherstr. 12. — Verlag: Literarisch-Artistische Verlagsbuchhandlung Theodor Weicher in Leipzig. — Druck von Oscar Brandstetter, Leipzig.

Deutscher Volkswart

1. Jahrgang | Heft 6 | März 1914

Das Problem der Volksvertretung

Von Julius Helmo, Charlottenburg

Es wird wohl kaum irgend ein geschulter Politiker behaupten wollen, daß der zurzeit in irgend einem Kulturstaate zu Recht bestehende Modus der Volksvertretung in seinen Ergebnissen vollauf befriedige, und somit einen dringlichen Wunsch nach seiner Verbesserung wenig berechtigt erscheinen lasse; vielmehr ist überall das Gegenteil der Fall. Und das hat seinen guten Grund in den naturgemäßen Entwickelungsnotwendigkeiten jedes Gemeinwesens: ein Zustand vollen Genügens mit dem Bestehenden ist ausgeschlossen, die fortschreitende Entwickelung zeugt immer neue Keime neuen Lebens in ihrem Schoße, das zu neuen Entwickelungsformen drängt und sich nicht ohne schwere Nachteile für das Gemeinwohl unterdrücken läßt. Aber nicht alles zum Leben Emporringende trägt eine kulturelle Berechtigung in sich, — nur zu Vieles ist als Unkrautsamen zu erachten, dessen Unterdrückung zugunsten der allein berechtigten Lebenskeime geboten ist. Die zutreffende Unterscheidung des Unkrauts vom Weizen ist nun leider keine so ganz einfache Sache, — Mißgriffe unterlaufen hierbei um so leichter, als es klar umgrenzte Merkmale hierfür gar nicht gibt, zumal hierbei alles dem rein persönlichen Dafürhalten unterliegt. So kann es z. B. nach den bisher gemachten Erfahrungen kaum einem Zweifel unterliegen, daß zu den folgenschwersten Mißgriffen und Irrungen der neuzeitlichen kulturpolitischen Entwickelung die Form zählt, in welcher die sogenannte Selbstregierung der Völker angebahnt worden ist. Mögen wir blicken wohin wir wollen, die bisherigen Erfolge der Anteilnahme des Volkes an Gesetzgebung und Verwaltung des Landes sind nicht danach angetan, uns mit sonderlicher Befriedigung zu erfüllen, wenn die Höherzüchtung der Menschheit als aller Politik und alles menschlichen Strebens letztes Ziel zu erachten ist, nicht aber nur eine reichlichere Auffüllung der Futterkrippe. Nur Kurzsichtigkeit, bzw. Urteilslosigkeit, kann verkennen, daß die bisher gewandelten Wege bei der Heranziehung des Volkes zur Selbstregierung zu einer Schädigung und Gefährdung der völkischen Moral, zu einer Verderbnis der Volksseele führen. Diese an unser Ohr dringende vox populi kann unmöglich als vox dei gelten: die Musik der Pultdeckel, durch die Luft sausende Tintenfässer, Stuhlbeine, Stöcke und Aktenfaszikel, das Säbelklirren der Polizisten,

die vom Größenwahn befallene Volkstribune aus den Sitzungssälen entfernen, das Knallen von Revolvern usw. bekunden wahrlich keinen göttlichen Ursprung, sondern einen tiefgründigen Prinzipsfehler in der Methode der Heranziehung der breiten Volksmassen zur Selbsterziehung und -regierung; es ist ganz ausgeschlossen, daß die wirkliche Geistes-korona, die Optimaten eines Volkes der Welt derartige Schauspiele sittlichen Tiefstandes bieten könnten, wie wir solche in immer mehr zunehmendem Maße sich in allen Parlamenten abspielen sehen.

Trotz all der wenig befriedigenden Ergebnisse der bisherigen Methode der Volksvertretung kann es in der Gegenwart selbstverständlich keinem Zweifel unterliegen, daß die Selbstregierung und Selbsterziehung der heutigen Kulturvölker im Prinzip als unantastbarer Grundsatz zu gelten hat. Ein Problem bleibt lediglich die Herauskristallisierung der hierfür wirklich geeigneten Volkselemente. Die bisherige Methode hat gründlich versagt, und es kann sich nicht mehr darum handeln, ob selbige aufzugeben ist, sondern lediglich darum, welche andere an ihre Stelle zu treten hat. Diese Frage erheischt die sorgfältigste Prüfung. Nachdem wir speziell in Preußen-Deutschland so ganz böse Erfahrungen mit zwei ganz verschiedenen Methoden gemacht haben, die sich beide als verfehlt im Prinzip erwiesen, müssen wir gründlich nach den Ursachen forschen, die die Volksvertretung statt zur Förderin der völkischen Interessen zu ihrer Behinderin werden ließen. Wenn die preußische Volksvertretung vor 50 Jahren zum gefährlichsten Hindernis für eine gesunde Wiedergeburt Preußen-Deutschlands werden konnte, und auch unbedingt geworden wäre, wenn sie nicht von dem Kraftgenie eines Bismarck in die Knie gezwungen worden wäre, — und wenn heute zur Unschädlichmachung wahnwitziger Dünkelhaftigkeiten der Volkstribunen die Anwendung der rohen Gewalt unerläßlich wird, dann ist damit der Beweis erbracht, daß diese Methode der Auslese nicht geeignet ist, die Besten und politisch Reifsten aus dem großen Volkskörper herauskristallisieren zu lassen zur Mitarbeit an seiner Regierung und Erziehung. Diese Methode ergibt eine Volksvertretung, die in allen wesentlichen Fragen vorzugsweise bremsend statt fördernd wirkt; ihre Hauptleistung besteht in gegenseitiger Verhetzung und Schürung eines künstlich erzeugten Hasses zwischen den einzelnen Volksschichten. Der Haß ist aber noch blinder als die Liebe und dient vorzugsweise dazu, die Kritiklosigkeit bis zum blinden Aberglauben zu steigern, gegen den dann keine Berufung an den gesunden Menschenverstand mehr verfängt.

Die deutsche Wahlrechtsmethode verdankt Deutschland seinem großen Sohne Bismarck, zählt aber nicht zu seinen Ruhmestaten; aber sie hatte eine triftige psychologische Begründung: sie entsprang seinem Hasse gegen jene Männer, die bei einem Haare sein Riesenwerk der Wiedergeburt Preußen-Deutschlands zum Scheitern gebracht hatten. Die Konfliktsperiode war das Ergebnis des „elendesten aller Wahlrechte", das Preußen unfehlbar in den Abgrund gestürzt hätte, wenn es nicht ein kühner Verfassungsbruch davor gerettet hätte. Bismarcks glühender Haß gegen jene staatsgefährlichen Männer ist ja psychologisch sehr begreiflich, — allein auch bei einem solchen Titanen wirkt der Haß geisttrübend: er ließ ihn zu dem bedenklichen Mittel greifen, den Teufel durch Beelzebub zu bannen. Gekräftigt durch seine großen Erfolge konnte Bismarck dem wiedergeborenen Deutschen Reiche jede ihm gefällige Auslesemethode als Morgengabe verleihen. Seine freie Wahl war leider eine höchstunglückliche; bei einem Manne von so hoher staatsmännischer Einsicht erscheint sie sehr befremd-

lich. Bismarck hat sich nie zu der Meinung bekannt, daß die politische Einsicht der großen Masse die höchste Instanz in Fragen der Leitung der Völkergeschicke zu sein habe, sondern stets zu der entgegengesetzten, daß die höchste Einsicht in diesen Dingen naturgemäß immer auf Seite einer sehr kleinen Minderheit zu finden sein könne. „Der Staat muß untergehen, wo Mehrheit siegt und Unverstand regieret" läßt Schiller im „Demetrius" den Fürsten Sapieha im polnischen Reichstage sprechen. Und so dachte auch Bismarck.

Worin lag nun die tiefere Erklärung für diesen Mißgriff Bismarcks? — Denn sein Haß gegen die Männer, die das preußische Dreiklassenwahlsystem in der Konfliktsperiode zu einer nationalen Gefahr hatten werden lassen, kann nicht als ein genügender Beweggrund für die Annahme eines Wahlsystems erachtet werden, das noch viel weniger als jenes seinen staatsmännischen Überzeugungen entsprechen konnte!

Das Suchen nach einer befriedigenden Antwort auf diese Frage führt zu der Erkenntnis, daß es in erster Linie der Mangel an Erfahrungen mit der allgemeinen, gleichen, direkten und geheimen Wahl war, der auch ein solch staatsmännisches Genie in der Voraussicht ihrer Wirkungen irregehen ließ. Bismarck hat ebensowenig wie andere vorausgesehen, wie gefährlich für jedes Staatswesen die „große Masse" werden kann, wenn sie in geschickter Weise von skrupellosen Elementen unter Hinweis auf irgendein verlockendes Ziel einheitlich zusammengefaßt und als blindgläubige Herde beherrscht wird. Er hat ebensowenig wie andere die Notwendigkeit erkannt, die große Masse des Volkes zur Mitwirkung an der Regierung und Erziehung in einer Form heranzuziehen, die sich ihren Fähigkeiten anpaßt; er war nur darauf bedacht, lediglich den Widerstand, den ihm die aus dem preußischen Wahlrecht erwachsene „politische Intelligenz" so viele Jahre lang geboten hatte, im neugeborenen Reiche nicht aufkommen zu lassen; seiner innersten Überzeugung nach war eine Volksvertretung lediglich ein durch die politische Entwickelung nun einmal gebotenes „unvermeidliches Übel". Und für diesen mehr abwehrenden Zweck erschien ihm das allgemeine, gleiche, direkte und geheime Wahlrecht durchaus geeignet: die großen Massen durften sich schwerlich bereit finden lassen, den Theorien der Männer aus den Konfliktsjahren willig Gefolgschaft zu leisten. Darin hat ihm ja die Entwickelung nun auch recht gegeben, — allein die neue Methode zeitigte ein größeres Übel, als das durch sie beseitigte es war: die Eroberung der großen Massen durch eine skrupellose Demagogie für die staatsgefährlichsten Zwecke.

Leider wird das Gefahrvolle dieser Wirkung des deutschen Wahlrechts im allgemeinen noch zu wenig erkannt; selbst Männer, denen man nicht die geringste Neigung zu destruktiven Tendenzen nachsagen kann, erachten es im großen ganzen für einwandfrei und dem wahren Staatswohl förderlich. Höchstens versteht man sich hier und da zu dem Zugeständnis einer mangelnden Reife des deutschen Volkes für dieses theoretisch vollkommenste aller Wahlsysteme. Aber nichts törichter als diese Auffassung: diese Methode ist theoretisch grundfalsch, — nach 1000 Jahren wird sie ebenso falsch sein wie heute. Mag unser Volk dann auch auf einer erheblich höheren Entwicklungsstufe stehen als heute, so wird auch dann genau wie heute ein ungeheurer Qualitätsunterschied der Menschen bestehen, und die höhere Einsicht wird dann genau wie heute auch nur auf seiten einer kleinen Minderheit zu finden sein, in deren Händen allein die Höherentwickelung der Menschheit gesichert ist. Wohlverstanden: nicht in der Heranziehung auch des niedrigst stehenden Volksgenossen zur Mitarbeit am Volkswohl liegt der Prinzipsfehler, sondern lediglich in der heutigen Methode, die die Aus-

leſe der wirklich beſtqualifizierten Volksgenoſſen ganz unmöglich macht und die große Volksmaſſe geradezu zu kritikloſem Stimmvieh erniedrigt, das ſich von einer winzig kleinen Zahl profeſſioneller Politiker für die bedenklichſten Sonderzwecke einfangen läßt.

Und worin liegt nun der Kern des Übels dieſer Methode? Antwort: ſie gibt uns ſtatt einer Volksvertretung eine Vertretung doktrinärer Parteien. Was iſt darunter zu verſtehen? Es iſt nicht ſo ganz leicht, hierin volle Klarheit zu ſchaffen, weil wir in Vorſtellungen aufgewachſen ſind, die das Unweſen der politiſchen Parteiungen allmählich als den berechtigten Kern jeder politiſchen Betätigung hat erſcheinen laſſen. Tatſächlich iſt ja auch eine fruchtbare Betätigung außerhalb einer Partei ziemlich ausgeſchloſſen. Die beſtehende Methode macht eben geſchloſſene Parteigruppierungen ganz notwendig. Wenn 10 Millionen Staatsbürger berufen werden, für die Mitarbeit an der Selbſterziehung 400 Männer aus ihrer Mitte zu erwählen, alſo immer rd. 25 000 je einen, ſo wirft ſich die Frage auf: nach welchen Merkmalen dieſe 25000 Bürger den einen als den beſtgeeigneten herausfinden ſollen? Wenn Vernunft nicht in Unſinn gewandelt werden ſoll, dann ſind bei ſolcher Wahl zwei Vorausſetzungen zu erfüllen: erſtens müſſen die 25 000 Bürger den zu wählenden Mitbürger kennen — wenn auch nicht gerade perſönlich, ſo doch ſeiner ganzen ſtaatsbürgerlichen Wirkſamkeit nach —; und zweitens müſſen ſie befähigt ſein, dieſe ſeine ſtaatsbürgerliche Wirkſamkeit, die allein ihnen einige Bürgſchaft für ſeine Eignung als Volksvertreter gewähren kann, einigermaßen richtig werten zu können. Offenbar iſt es nicht ganz leicht, dieſen zwei Vorbedingungen gerecht zu werden. Bei einem örtlich begrenzten Wahlkörper von 25 000 Bürgern, der ſich aus allen Geſellſchaftskreiſen zuſammenſetzt, iſt ihre Erfüllung ganz unmöglich, die Verſchiedenheit der Berufe ſchließt das von vornherein aus. Daraus ergab ſich dann die Notwendigkeit der Schaffung einer anderen Vorausſetzung, die dem ſo völlig ungleichartigen Wahlkörper für die Auswahl eines Abgeordneten als brauchbare Richtſchnur dienen konnte. Hierbei konnten nur ganz große, ſcharf gekennzeichnete Merkmale, die auch für den wenigſt intelligenten Wähler einen ihm faßbaren Sinn haben, in Frage kommen. Als ſolche Merkmale kommen in erſter Linie Volkstum und Religion in Betracht. Dieſe ſind zur Zeit ja auch in vielen Parlamenten die weſentlichſten Merkmale für eine Eignung als Abgeordneter: für den preußiſchen Staatsbürger polniſchen Volkstums kommen bei der Wahl eines Abgeordneten zum preußiſchen Landtag lediglich die Merkmale polniſches Volkstum und katholiſche Religion in Betracht; und ebenſo iſt für den deutſchen Staatsbürger katholiſcher Religion dieſe das ausſchlaggebende Merkmal für die Eignung zum Volksvertreter. Und das mit Recht: Volkstum und Religion ſind zwei Grundpfeiler des heutigen Völkerlebens, und das jeweilige Bekenntnis bezüglich ihrer iſt mit gutem Recht entſcheidend für die Wahl. Ein Deutſcher kann niemals ein guter Abgeordneter im Sinne eines Nationalpolen ſein; und ebenſowenig ein Jude ein ſolcher im Sinne eines Nationaldeutſchen.

Nun erſchöpfen ſich aber die Aufgaben eines Volksvertreters nicht in ſeiner Stellungnahme zu dieſen zwei großen Kulturfragen, in denen eine Entſcheidung für jeden Wähler durchaus innerhalb ſeines Erkenntnisvermögens liegt, ſondern es liegen einem Abgeordneten noch viele andere Aufgaben ob, denen gegenüber das Erkenntnisvermögen der übergroßen Maſſe der Wähler naturgemäß gänzlich unzulänglich iſt. Hier tritt nun das Moment des Vertrauens der Wähler zu der höheren Einſicht des Wahlkandidaten in Wirkſam-

keit. Ein solches Vertrauen kann sich vernünftigerweise nur auf die selbsteigene Überzeugung der Wähler stützen, daß der Kandidat durch sein ganzes staatsbürgerliches Leben ein solches Vertrauen auch wirklich verdient. Solche Vertrauensgewinnung ist nun aber für einen örtlich begrenzten, aus den verschiedenartigsten Berufsständen zusammengesetzten Wahlkörper einfach unmöglich. Um nun die hierin liegende Schwierigkeit wenigstens insoweit zu überwinden, daß das Wahlgeschäft nicht zu einer groben Farce wurde, war die Schaffung von Merkmalen nötig, die in ähnlicher Weise wie die Merkmale „Volkstum" und „Religion" als eine einigermaßen sinnenfällige Festlegung der Grundsätze auf jenen anderen Gebieten gelten konnten, und zu denen sich dann der Wahlkandidat einfach zu bekennen hatte. Hierbei handelt es sich nun vorzugsweise um drei große Interessenkomplexe: geistige, wirtschaftliche und verwaltungstechnische Interessen. Könnte man diese drei großen Komplexe ähnlich wie „Volkstum" und „Religion" in eine konkrete Gestalt pressen, in welcher sie dem Begriffsvermögen der großen Masse des Volkes in ähnlicher Weise nahegerückt werden konnten wie jene beiden, dann war es möglich, sie zum Erkennungszeichen für die Eignung eines Abgeordneten zu machen. Es ist offenbar nicht leicht, die Auffassungen von Millionen Menschen über das, was auf diesen so sehr umfangreichen Interessengebieten zum eigenen Vorteil und dem der Gesamtheit zu irgend einem Zeitpunkte dienen möge, in bestimmte Kategorien zu teilen und mit Benennungen zu bezeichnen, die für jeden einzelnen eine sinngemäß gleiche Bedeutung haben. Aber trotz aller Schwierigkeiten hat man eine solche Kategorisierung fertig gebracht, eben weil man sie unbedigt haben mußte, um für die Wahl von Volksvertretern durch örtlich begrenzte, alle Berufsstände umschließende Wahlkörper eine nicht allen Sinnes bare Unterlage zu schaffen. Man schuf den Begriff zweier sich gegenüberstehender Tendenzen, die bei der Behandlung jener Interessengebiete in Frage kommen: die Tendenz der Beharrung beim Bestehenden, und die jener feindlich gegenüberstehenden Tendenz der Abwendung vom Bestehenden und Zuwendung zu Neubildungen; jener legte man den Namen „Konservativismus" und dieser den Namen „Liberalismus" bei. Und nun konnte man die so schwierige Aufgabe, zu den zahlreichen und komplizierten Fragen jener Interessenkomplexe Stellung zu nehmen, so kinderleicht gestalten, daß selbst ein Analphabet sie spielend meistern konnte: man hatte nur nötig, sich entweder für die eine oder andere Tendenz zu bekennen! Auf diese Systeme hin konnte nun ein Wahlkörper von vielen tausenden der verschiedensten Elemente einen Abgeordneten erwählen, ohne von ihm je etwas gehört und gesehen zu haben: seine einzige unerläßliche Legitimation für seine Eignung war sein Parteibekenntnis „Hie Liberalismus — hie Konservativismus". Ja, man ging darüber noch hinaus und erklärte sogar die vorgenannten zwei Merkmale „Volkstum" und „Religion" für entbehrlich, ja für ein Zeichen politischer Rückständigkeit, und lediglich die Stellungnahme zu jenen drei großen Interessenkomplexen als das allein maßgebende Merkmal für die Abgeordnetenеignung; man faßte sie zusammen unter die Bezeichnung „Politik" und schloß „Volkstum" und „Religion" als nicht zu ihr gehörig aus.

Die Erfahrung hat nun gelehrt, daß die bisherige Wahlmethode zu Resultaten führt, die nicht einer kulturellen Höherentwickelung dienen, sondern diese geradezu gefährden. Wirklich befriedigt von diesen Resultaten sind nur jene Volkselemente, deren erklärtes Programm nicht die organische Entwickelung, sondern die fundamentale Zerstörung des Bestehenden mit darauffolgender Gesellschaftsneubildung ganz unbekannten Charakters ist.

Daß die Resultate der bisherigen Methode so sehr unbefriedigend sind, liegt nun aber gut begründet in ihrer Vernunftwidrigkeit. „Volkstum" und „Religion" sind klare Begriffe von einer gewissen Dauerhaftigkeit und Allgemeingültigkeit. Das Gleiche ist aber nicht der Fall bei den drei anderen großen Interessenkomplexen. Ihre Einzwängung in sogenannte Parteiprogramme widerspricht der Vernünftigkeit: wir haben es hier mit Aufgaben zu tun, die sich nicht nach aprioristisch formulierten Theorien meistern lassen, — für sie gibt es nur ein vernünftiges Programm: völlige Freiheit und Voraussetzungslosigkeit. Entziehen sich diese Aufgaben einer programmatischen Schablonierung und Bindung, dann fällt damit aber auch die Voraussetzung für die Angänglichkeit eines örtlich eng begrenzten Wahlkörpers; denn woraufhin sollen sich nun die vielen tausend Wähler ihr Urteil über die Eignung eines Mannes als Volksvertreter bilden?! Unter Bezeichnungen wie konservativ, liberal, radikal, demokratisch, republikanisch, monarchisch, antimonarchisch usw. als Merkmale der verschiedenen Programme können sich die vielen tausend Wähler doch irgend etwas vorstellen und hiernach ihre Stimmabgabe einrichten,—allein wenn wir an Stelle einer programmatischen Bindung für unsere Abgeordneten Freiheit und Voraussetzungslosigkeit gegenüber jeder an sie herantretenden gesetzgeberischen Aufgabe als einzig vernünftiges Programm aufstellen, dann mangelt einem solchen Wahlkörper jeder Anhalt für die Beurteilung der Eignung des Kandidaten, er wird einfach ganz unmöglich. Wenn wir „Freiheit" und „Voraussetzungslosigkeit" für unsere Abgeordneten fordern, dann hat das andererseits zur Voraussetzung unser Vertrauen zu ihrer Eignung als Volksvertreter. Dieses Vertrauen darf nun aber kein blindes, sondern nur ein vernünftig begründetes sein. Die Bildung eines solchen ist aber bei einem örtlich begrenzten, alle Berufsstände umfassenden Wahlkörper natürlich nicht möglich, und eben deshalb ist das heutige Wahlverfahren im Prinzip völlig verfehlt, und jeder Versuch, es auf diese oder jene Weise zu verbessern, ist ganz vergeblich; auf der Grundlage eines örtlich begrenzten, alle Berufsstände zusammenfassenden Wahlkörpers ist kein Wahlverfahren denkbar, bei dem sich die Stimmabgabe jedes einzelnen Wählers auf die Möglichkeit stützen soll, den Kandidaten nach seinem staatsbürgerlichen Wirken kennen zu lernen und daraus sich ein Urteil über seine Vertrauenswürdigkeit und Befähigung bilden zu können. Solche Möglichkeit liegt nur dann vor, wenn der einzelne Wähler einem seiner eigenen Berufsklasse angehörenden Kandidaten gegenüber steht. Trotzdem eine grundverkehrte Gesetzgebung das berufsgenossenschaftliche Organisationswesen gründlich zerstört und damit das berufliche Zusammengehörigkeitsgefühl arg beeinträchtigt hat, so ist dennoch die bürgerliche Berufstätigkeit das einzige Gebiet, auf dem der eine Bürger den anderen als Mensch und Volksgenossen näher kennen zu lernen Gelegenheit hat. Die berufsgenossenschaftliche Organisation ist deshalb die zweckmäßigste Grundlage für den Aufbau einer vernünftigen Wahlmethode. Auf ihr ist jedem Bürger die Möglichkeit gegeben, gemäß seinen Fähigkeiten einen sittlich berechtigten Einfluß auf die gesamte Staatsleitung auszuüben.

Eine Wahl auf der geschilderten Grundlage schließt natürlich die direkte Wahl eines Abgeordneten aus und macht die Teilung des Wahlaktes in engere und weitere Wahlkreise notwendig. Die große Masse der berufsgenossenschaftlich organisierten Wähler vereinigt sich nach örtlich begrenzten Bezirken zu engeren Wahlkreisen, die Vertrauensmänner aus ihrer Mitte zu wählen haben. Diese vereinigen sich alsdann zu weiteren,

gleichfalls örtlich begrenzten Wahlbezirken und wählen nun aus ihrer Mitte die Abgeordneten. In den engeren Wahlbezirken wird wohl ausnahmslos zwischen den Urwählern und den Vertrauensmännern eine ziemlich vertraute persönliche Bekanntschaft bestehen; aber auch in den weiteren Wahlbezirken werden die einzelnen Kandidaten den Vertrauensmännern soweit persönlich oder durch ihre berufliche Wirksamkeit bekannt sein, daß daraufhin jeder Vertrauensmann sein Urteil über die Eignung der einzelnen Kandidaten aufbauen kann.

Die Gliederung der Berufsstände muß selbstverständlich auf sogenannte Hauptkategorien beschränkt bleiben; es kann nicht für jede Berufsspezialität ein eigener Wahlkörper geschaffen werden. Andererseits muß hierbei aber doch so weit spezialisiert werden, daß sich eine wirkliche Menschenkenntnis auf Grund gleichartigen beruflichen Wirkens ermöglichen läßt. Die übliche Generaleinteilung der Berufe in Landwirtschaft, Industrie, Gewerbe, Handel und freie Berufe genügt nicht. Einmal sind die Interessen der einzelnen Zweige innerhalb dieser Berufsarten denn doch zu verschiedenartig, als daß sie sich zu einer einheitlichen Vertretung zusammenfassen ließen, und zweitens würde dann auch dem so nötigen Erfordernis einer möglichst innigen persönlichen Beziehung zwischen Wählern und Wahlkandidaten nicht Rechnung getragen werden können; also der Hauptfehler des direkten Wahlverfahrens, völliger Mangel jeder persönlichen Beziehung zwischen Wählern und Gewählten, könnte dann nicht gründlich beseitigt werden. Der Landwirtschaftsbetrieb müßte beispielsweise spezialisiert werden in Groß-, Mittel- und Kleinbetrieb, da die Interessen dieser drei Kategorien sich zu häufig widersprechen. Das gleiche ist der Fall bei allen anderen Berufen: die Interessen der Schwer- und Halbzeugindustrie sind bisweilen denen der Fertigfabrikindustrie ganz entgegengesetzt; Groß- und Kleinhandel stehen sich vielfach feindlich gegenüber; und in den Gewerben und freien Berufen ist das gleiche der Fall. Die Interessengemeinschaft zwischen Wählern und Gewählten ist die unerläßliche Grundlage für die Aufbauung eines wirklichen Vertrauensverhältnisses zwischen Wählern und Gewählten.

Es kann hier nicht die Aufgabe sein, in eine Erörterung darüber einzutreten, wie weit die Spezialisierung der einzelnen Berufe zu gehen hat, — das ist Detailarbeit; sie muß aber soweit gehen, daß die Voraussetzung für eine vernünftige Wahl, d. h. die Fähigkeit der Wählenden, ihre Vertrauensmänner nach deren staatsbürgerlichen Wirksamkeit kennen lernen zu können, gegeben ist.

Die Verteilung der Mandate auf die einzelnen Berufsstände erfolgt nach Maßgabe ihrer numerischen Gewichtigkeit laut Ergebnis der Volkszählung. Beträgt z. B. die landwirtschaftliche Bevölkerung 40 v. H. der Gesamtbevölkerung, so fallen ihr auch 40 v. H. der Mandate zu; bei etwa 400 Abgeordneten also 160. Diese 160 Mandate sind wieder unter die drei Kategorien Groß-, Mittel- und Kleinbetrieb zu verteilen. Und in ähnlicher Weise erfolgt die Mandatsverteilung bei allen anderen Berufskategorien.

Der organische Aufbau einer Volksgemeinschaft hat die Zusammenfassung der Staatsbürger in „Berufsgenossenschaften" zur Voraussetzung und kennt die heutige Trennung des Volkes in Kapitalisten und Nichtkapitalisten, Besitzende und Nichtbesitzende, Unternehmer und Arbeiter, Herren und Knechte, Gebildete und Ungebildete, Plutokratie und Proletariat usw. nicht. Eine für sich abgesonderte „Arbeiterklasse" oder „Unternehmerklasse" mit ihr spezifisch eigenen Interessen gibt es in einem organisch gegliederten Staatswesen nicht; dieses kennt nur eine Trennung in einzelne genossenschaftliche Berufsklassen, in denen der

große Grundbesitzer, der Großindustrielle, der Großkaufmann der Berufsgenosse der in seinem Betriebe arbeitenden Angestellten ist, — ein primus inter pares. Die heutige widernatürliche politische Parteischichtung des Volkes nach Maßgabe des Besitzes und der sozialen Stellung ist in einem organisch aufgebauten Staatswesen unmöglich.

Eine für das staatliche Gesamtwohl heilsame Mitwirkung des Volkes an Gesetzgebung und Verwaltung ist bedingt durch eine möglichst gründliche Sachkenntnis auf allen hierbei in Betracht kommenden Gebieten. Diesem Erfordernis vermag die heutige Methode nur in sehr ungenügendem Maße Rechnung zu tragen. Es ist unmöglich, daß ein Abgeordneter auf allen Gebieten die erforderliche Spezialsachkenntnis besitzt, um seine Funktionen als Gesetzgeber und Kontrolleur der Verwaltung wirklich segensreich ausüben zu können. Solche zulängliche Befähigung beschränkt sich gewöhnlich auf sehr wenige Gebiete. Die Folgen davon sind die bekannten zwei Übelstände: a) unzulängliche Bekanntschaft der überwiegend großen Masse der Abgeordneten mit den einzelnen Vorlagen, infolgedessen immer nur eine ganz geringe Anzahl Gutunterrichteter auf dem jeweiligen Gebiete das Schicksal einer Vorlage in ihren Händen hat; und b) der Mangel an sachlicher Beherrschung so vieler Gebiete seitens der großen Mehrzahl der Abgeordneten läßt den Segen einer Volksvertretung recht zweifelhaft erscheinen; wenn immer 95 v. H. der Abgeordneten in einer jeweiligen Frage unzulänglich unterrichtet sind, dann kann aus solcher Mitwirkung am Gesetzgebungswerke nicht viel Ersprießliches erwachsen; der Regierung gegenüber, die in jeder Frage durch die bestunterrichteten Spezialisten vertreten ist, spielt eine solch mangelhaft unterrichtete Volksvertretung keine sehr vorteilhafte Rolle. Um diesem Übelstande beim heutigen System einigermaßen zu begegnen, wurde die Herausbildung der sogenannten Berufsparlamentarier ganz notwendig. Diese sind in der Lage, sich auf einer größeren Anzahl von Gebieten eine erschöpfende Sachkenntnis anzueignen. Dieser Umstand verleiht ihnen naturgemäß ein großes Übergewicht über ihre Parteigenossen: sie werden zu Parteiführern, zu Parteipäpsten. Es hieße Marmor in die Berliner Siegesallee tragen, wenn wir uns über den Segen des Berufsparlamentarismus und des Parteiführertums näher auslassen wollten. Mit dem neuen System wird der Berufsparlamentarier radikal beseitigt, und seine gute Unterrichtung auf allen Gebieten wird durch folgende eigenartige Einrichtung des Volksvertretungssystems weit überholt. Das Gesamtgebiet von Gesetzgebung und Verwaltung wird in eine Anzahl von Kategorien geteilt, die sich ganz zweckmäßig an die heutige Einteilung der Aufgaben der Staatsregierung anlehnen könnten und sich mit der Arbeitsteilung unserer verschiedenen Ministerien decken würden. Jeder Wahlbezirk wählt nun für jede Kategorie 1 Abgeordneten; bei 8 Kategorien beispielsweise also 8 Abgeordnete, von denen jeder einzelne für sein Spezialgebiet eine möglichst gute Sachkenntnis besitzen muß. Es kann nicht schwer fallen, in jedem Wahlbezirke von ca. 25 000 Urwählern 8 Männer zu finden, die auf je einem der 8 Gebiete eine besonders gute Schulung besitzen. Diese 8 Abgeordneten versehen ihre Funktionen selbstverständlich nur auf jenen Gebieten, für die sie speziell gewählt sind; sie weilen deshalb nicht während der ganzen Sitzungsperiode in der Reichshauptstadt, sondern nur in der Zeit, in welcher die Aufgaben ihrer Kategorien zur Beratung anstehen.

Bei solchem Modus der Volksvertretung kommen folgende Schäden des heutigen Modus in Wegfall:

a) Eine Bildung von politischen Parteien im heutigen Sinne des Wortes ist ganz

ausgeschlossen, weil kein Abgeordneter auf irgendein Parteiprogramm hin gewählt wird. Es ist dies ein sehr großer Vorzug des neuen Systems. Das Unwesen der politischen Parteiungen wird immer mehr als ein Krebsschaden des öffentlichen Lebens erkannt; es ist aber durch das heutige System bedingt.

b) Die heutige, ganz ungenügende Sachkenntnis der Abgeordneten auf den meisten Gebieten, die die heutige Volksvertretung häufiger zum Hindernis als zur Förderung der Staatsgeschäfte werden läßt, wird durch eine sehr viel bessere ersetzt. Jeder Kandidat wird für seine spezielle Kategorie einen besonderen Befähigungsnachweis zu erbringen und für jede Session neu zu erproben haben.

c) Die heutigen unendlich langen Reden der Abgeordneten zum Fenster hinaus, lediglich auf ihre suggestive Wirkung auf die großen Wählermassen der Partei berechnet, ziehen die Verhandlungen ganz zwecklos in die Länge und diskreditieren den ganzen Parlamentarismus aufs schwerste in den Augen aller Verständigen. Das neue System macht diesem Unfug ein Ende und läßt an seine Stelle die rein sachliche Erörterung treten.

d) Verhandlungen vor halb oder ganz leerem Hause, die heute die Regel sind, sobald nicht irgendeine „interessante" Sache zur Verhandlung steht, sind beim neuen System nicht zu befürchten, weil der jeweilige Verhandlungsgegenstand stets von speziellem Interesse für die betreffenden Abgeordneten ist. Das „Schwänzen" der Sitzungen, das bei dem heutigen System nur zu menschlich ist, würde ein Ende nehmen. Die Abgeordneten würden nicht nur durch ihr eigenes Pflichtgefühl, sondern besonders auch durch die nun sehr erleichterte Kontrolle seitens ihrer Wähler gehalten sein, den relativ nur wenigen Sitzungen des Ressorts, für das sie speziell gewählt sind, ununterbrochen beizuwohnen. Das heutige System macht das Schwänzen zur Regel.

Das hier in großen Umrissen skizzierte Volksvertretungssystem bedeutet einen radikalen Bruch mit allen zur Zeit bestehenden Systemen. Dieser Radikalismus ist aus der Erkenntnis erwachsen, daß alle bestehenden Systeme auf unverbesserlich falscher Grundlage beruhen und deshalb Resultate zeitigen müssen, die lediglich zur Behinderung einer ruhigen organischen Weiterentwickelung und schließlich zu einem gewaltsamen Zusammenbruch des Bestehenden führen. Wenn sich als die ultima ratio des heutigen Systemes das ekelhafte Unwesen der Obstruktion, und bei deren Verhinderung durch einen energischen Präsidenten das einfache Niederknallen desselben auf seinem Präsidentenstuhle ergibt, dann ist damit der Nachweis seiner prinzipiellen Verkehrtheit zur Evidenz erbracht, und es kann sich nur noch um die Frage handeln, auf welchem Wege dieses prinzipiell falsche System zu beseitigen und durch ein ganz anders geartetes zu ersetzen ist.

Es ist hohe Zeit für das deutsche Volk, sich zu der Erkenntnis hindurchzuringen, daß das bestehende deutsche Wahlsystem — das preußische aber nicht minder — zufolge seiner Prinzipsfehler staatsrechtliche Gebilde sind, deren unbehinderte Weiterexistenz das Vaterland an einer gesunden organischen Höherentwickelung behindern und es schwer gefährden; und es muß dann weiter sich mit dem Gedanken vertraut machen, vor der Notwendgkeit eines prinzipiellen Systemwechsels nicht zurückschrecken zu dürfen.

Die nationale Arbeiterbewegung

Von Rittmeister a. D. Oskar Michel, Berlin

Im allgemeinen vernimmt man in der Öffentlichkeit nur selten etwas von der nationalen Arbeiterbewegung. So selten, daß gewiß noch manche Deutsche kaum das Wort richtig gewürdigt oder wohl gar gehört haben werden. Und dieser Mangel kann leider noch nicht einmal besonders befremden. Ist doch jene Bewegung in der Tat noch verhältnismäßig klein, auch nicht deutlich genug abgegrenzt und gekennzeichnet. So kommt es, daß sich in sie oft Kräfte und Elemente mischen, die vor dem streng nationalen Richterstuhle nicht als einwandfrei anerkannt werden können. Dieser Ausblick wirkt um so unerfreulicher, wenn man sich vergegenwärtigt, daß die große Masse der Arbeiter jeder nationalen Grundlage und Lebensart offen widerstrebt. Und doch müssen eigentlich in jedem gesunden Volksorganismus alle Lebensäußerungen national sein. Auch dann, wenn sie sich teilweise bekämpfen. So wurden beispielsweise im Mittelalter die erbitterten Fehden zwischen Handwerkern und Patriziern einerseits, zwischen der Gesellenherberge und der Zunft andererseits, sowie auch die Bauernaufstände, bei denen das religiöse Moment eine so große Rolle spielte, auf nationaler Grundlage ausgefochten.

In England, der Wiege der modernen, organisierten Arbeiterbewegung, war dies ebenfalls, und zwar bis in die jüngste Zeit hinein, der Fall. Dort setzte die Arbeiterbewegung in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts ein, als die Spinnereigroßbetriebe sich besonders rasch entwickelten. Damals führte der scharfe Gegensatz zwischen den Unternehmern, die größtenteils der englischen Baronie angehörten (Baumwoll-Lords), und ihren Arbeitern zu heftigen Lohnkämpfen, die eine Art Fortsetzung der Gesellenaufstände bildeten, von denen das europäische Festland während des ganzen 18. Jahrhunderts erfüllt war. Gegen Ende dieser Kämpfe machte sich Robert Owen an die praktische Lösung der Arbeiterfrage. Er nahm sich in seiner Spinnerei zu New Lanark in wohlwollender Weise seiner Arbeiter an, deren Lebenslage er durch neuartige Maßnahmen zu bessern suchte, wie durch Bau von Wohnungen, Beschaffung von Lebensmitteln zu billigen Preisen, durch Lohnerhöhung mit zinsbarer Anlegung des Mehrbetrages, Kürzung der Arbeitszeit, Nichtbeschäftigung von Kindern unter 10 Jahren, Errichtung einer Schule, einer Kleinkinderbewahranstalt usw. Alle diese Bemühungen erzielten guten Erfolg; nicht nur war in wenigen Jahren die Arbeiterbevölkerung wirtschaftlich und sittlich bedeutend gehoben, auch der Reinertrag der Fabrik war erheblich gestiegen. Trotzdem aber kam es zwischen Owen und seinen Teilhabern zu Streitigkeiten, die Owen veranlaßten, das Unternehmen in eine neue Kapitalgesellschaft umzuwandeln, deren Mitglieder sich mit einer Rente von 5 v. H. begnügten. Doch der erzielte Erfolg verleitete Owen zur Überschätzung seiner Kraft und zur Verkennung der realen Möglichkeiten. Infolgedessen ging er nach Einleitung einer Erziehungsreform zum völligen Kommunismus über und gründete Betriebe, deren Anlage und Produktionsmittel Gemeinbesitz waren und deren Arbeitsertrag geteilt wurde. Der Arbeitslohn bestand in Arbeitszertifikaten, Stundenzetteln, für die man in den Magazinen der kommunistischen Gemeinde Waren erhalten konnte. Also schon ein erlebter Zukunfts-

staat im Kleinen, der daher nicht erst ein halbes Jahrhundert später von anderen sozialistischen Schriftstellern und Agitatoren, wie Marx, Bebel, Bellamy, theoretisch konstruiert zu werden brauchte. Owen mußte noch den Mißerfolg seiner überspannten kommunistischen Bestrebungen erleben. Trotzdem verfochten seine Jünger die Theorien ihres Meisters noch eine Zeitlang mit zäher Hartnäckigkeit, vermochten aber natürlich den utopistischen Ideen kein wahres, dauerndes Leben einzuflößen.

So konnte es nicht ausbleiben, daß die „Owenisten" mehr und mehr vor dem mächtig anwachsenden Einfluß der politisch-revolutionären Richtung in der Arbeiterbewegung zurückweichen mußten, die zuerst in der „Londoner Arbeitergesellschaft" festen Fuß faßte und sich dann über das ganze Land ausbreitete. Als die englische Arbeiterschaft sich stark genug fühlte, machte sie mit der Chartistenbewegung die Probe darauf, ob in der Tat die politische Herrschaft das unentbehrliche, alleinige Mittel sei, vermöge dessen die lohnarbeitenden Bevölkerungsklassen ihre volkswirthschaftliche „Befreiung" durchführen könnten. Es kam zu Aufständen, Brandstiftungen und Blutvergießen. Tausende von Arbeitern verloren in diesen Kämpfen den letzten Rest ihrer Habe. Als endlich die revolutionäre Bewegung von der Regierung niedergeschlagen worden war, hatten die Arbeiter mit ihren großen Opfern nichts erreicht. Und da bewährte sich wieder der praktische politische Sinn der angelsächsischen Rasse. Die Arbeiterschaft zog aus den Mißerfolgen der beiden Extreme: des Owenschen Kommunismus und des revolutionären politischen Chartismus, die richtige Lehre und konzentrierte ihre Kräfte fortan ausschließlich auf eine den Wohlfahrtsaufgaben und der Verbesserung des Arbeitsvertrags zugewendete genossenschaftliche Tätigkeit. So entstanden die noch heute bestehenden und maßgebenden Gewerkschaften „Trade Unions", die zwar den Kampf als Mittel zur Erreichung günstigerer Arbeitsverhältnisse nicht von sich wiesen, ihn auch noch oft genug wenig zweckmäßig verwandten, die aber doch den einseitigen verhetzenden Klassengedanken wie den rein politischen Bestrebungen keinen Raum gewährten. Sie erblickten eben im Gegensatz zu der Arbeiterschaft der meisten übrigen Länder im Unternehmer nicht den Erzfeind, den man unter allen Umständen bekämpfen und vernichten müsse, um dessen Herrschaftsgebiet an sich zu reißen, sondern den gleichberechtigten Genossen im erwerbswirtschaftlichen Leben, von dessen Existenz das eigene Wohl abhängt und gegen den man nur in dem Falle kämpft, daß er wirklich berechtigten Wünschen die Erfüllung versagt. Demgemäß ist die Wirksamkeit der englischen „Trade Unions" evolutionistischer, nicht revolutionistischer Natur. Sie wollen nicht die vorhandene Staats- und Gesellschaftsordnung umstürzen, vielmehr auf der durch sie gegebenen nationalen Grundlage sich möglichst günstige Arbeitsbedingungen sichern. Da infolgedessen die Arbeiterschaft ihre Kraft nicht im rein politischen Kampf verzettelte, vermochte sie um so wirksamer ihr Genossenschaftswesen auszugestalten. So entstanden Konsum-, Magazin-, Kredit-, Spar-, Baugenossenschaften usw., die schon bald ihren wohltätigen Einfluß über das ganze Land hin erstreckten. Und wenn auch in letzter Zeit jenseits des Kanals sich syndikalistisch-sozialistische, also gewalttätig-revolutionäre Strömungen geltend gemacht haben, so vermochten sie doch die „Trade Unions" bisher weder in entscheidender Weise zu beeinflussen noch in ihrer Stellung als die repräsentative und maßgebende Organisation der Arbeiterschaft zu erschüttern.

Die deutsche Arbeiterschaft hat nun leider aus den Erfahrungen ihrer englischen Berufsgenossen nur sehr wenig gelernt, trotzdem ihre organisierte Bewegung erst mehrere Jahrzehnte später, nämlich in den dreißiger Jahren des vergangenen Jahrhunderts, ihren Anfang nahm. Von Anfang an wurde sie leider beherrscht durch stark radikale Ideen, die schon bald zu einer Kette von Verschwörungen und zur Geheimbündelei („Bund der Geächteten", „Bund der Gerechten") usw. führten. Auch die kommunistischen Ideen, deren Mißerfolg in England bereits Ende der zwanziger Jahre ganz klar offenbar geworden war, gewannen trotzdem in Deutschland zwei Jahrzehnte später großen Einfluß und im „Bund der Gerechten" sogar das Übergewicht, nachdem Marx und Engels im Jahre 1847 dem Bunde beigetreten waren. Er wurde zum „Bunde der Kommunisten" umgetauft und auf das kommunistische Manifest eingeschworen. Damit gelangten in der deutschen Arbeiterschaft alle jene internationalsantinationalen Ideen (z. B. „Proletarier aller Länder vereinigt euch gegen die bestehende Gesellschaftsordnung, gegen Besitz und Unternehmertum!") zur Herrschaft, die von der englischen Arbeiterschaft teils überhaupt nie vertreten, teils seit langem überwunden worden waren. Doch traten zunächst die Arbeiter noch nicht als besondere Klasse in den Vordergrund des politischen Lebens. Während der aufständigen Bewegung von 1848 bis 1849 hielt es der Kommunistenbund mit der demokratischen Linken.

Im Gegensatz zum internationalen revolutionären Kommunistenbund wurde nun damals von Stefan Born die erste Organisation ins Leben gerufen, die auf nationaler Grundlage blieb und unter Bejahung der überlieferten volkswirtschaftlichen Ordnung sich mit ihrer Tätigkeit auf die Förderung der Wohlfahrtsinteressen der eignen deutschen Arbeiterwelt beschränkte. Die Organisation nannte sich „Arbeiterverbrüderung" und war der erste Versuch, an Stelle der revolutionären Mittel evolutionäre und an Stelle des antinationalen Internationalismus den Nationalismus zu setzen. Leider aber vermochte sich diese kleine nationale Arbeiterbewegung nur kurze Zeit gegenüber den starken demokratischen Strömungen selbständig zu erhalten. Die siegreiche Reaktion vom Jahre 1849 unterband dann sämtliche sozialdemokratischen Strömungen, so daß während der fünfziger Jahre in der Öffentlichkeit kaum noch Spuren von kommunistisch-internationalen Arbeiterorganisationen zu finden waren.

In jener Zeit begann Hermann Schulze aus Delitzsch sein verdienstvolles, grundlegendes Werk, indem er allmählich ein großes Netz von Kreditkassen für Gewerbetreibende und Arbeiter über ganz Deutschland spannte. Auch veranstaltete er Arbeiter- und Handwerkerkongresse, um die verschiedenen Erwerbsstände zu belehren, wie sie für ihre Zwecke die Idee der genossenschaftlichen Selbsthilfe ausnutzen sollten. Doch gelang es Schulze nicht, hierfür die Arbeiterschaft in dem gewünschten Maße tätig zu interessieren; vor allem wohl deshalb nicht, weil er den Kreis ökonomischer Interessen zu weit gezogen hatte und infolgedessen nicht imstande war, alle Energiequellen der deutschen Arbeiterschaft auf das erstrebte Ziel einheitlich zu lenken. Zwar versuchte er späterhin, ein einigendes Band um die Arbeiterschaft zu schlingen, der er sein „Kapitel zu einem Deutschen Arbeiter-Katechismus" übergab. Inzwischen aber hatte Lassalle im „Allgemeinen Deutschen Arbeiterverein" (Leipzig 1863) den Mittelpunkt für eine Arbeiterbewegung größten Stiles geschaffen, die die Bestrebung Schulze-Delitzschs mehr und mehr zurück-

drängte. Lassalle stellte als Hauptlosung das allgemeine Wahlrecht und die Idee von staatlich unterstützten Produktivgenossenschaften auf. Letztere konnte nicht verwirklicht werden, trotzdem Lassalle das Glück hatte, von dem damaligen preußischen Ministerpräsidenten, Herrn von Bismarck, während einiger Zeit des persönlichen Verkehrs gewürdigt zu werden. Nach dem Tode Lassalles kam die von ihm herbeigeführte Bewegung unter unfähigen Führern ins Stocken. Dann aber ließ sich ein Frankfurter Patrizier, J. B. v. Schweitzer, zum Präsidenten des Allgemeinen Deutschen Arbeitervereins wählen und erfüllte ihn mit neuem Leben. Bald konnte er auch die 1867 erfolgende Einführung des allgemeinen Wahlrechts als einen Erfolg buchen, wennschon seine Tätigkeit für dessen Erringung keineswegs entscheidend gewesen war. Doch minderte das nicht die große Bedeutung des allgemeinen Wahlrechts für die Arbeiter, die nunmehr Sitz und Stimme im neuen Reichsparlament zu gewinnen vermochten. Natürlich wurde Schweitzer von seinen Anhängern gleich in den ersten „Norddeutschen Reichstag" gewählt.

Bis zu diesem Zeitpunkte hatte die deutsche Arbeiterbewegung trotz mannigfacher Irrtümer und Unzulänglichkeiten einen vorwiegend nationalen und monarchischen Charakter gewahrt. Allerdings nur im großen und ganzen. Denn schon im Jahre 1864 hatte Marx eine internationale Arbeiterverbindung begründet, der sich Liebknecht und Bebel anschlossen. Dieser Vereinigung lag wiederum das Kommunistische Manifest vom Jahre 1847 zugrunde, das einer Verständigung mit diesem Staate durch Schaffung und Förderung von Produktivgenossenschaften und sonstigen evolutionären Mitteln schroff widerstrebte. Dabei verkörperten insbesondere Liebknecht und Bebel, die beide ebenfalls in den ersten Reichstag gewählt wurden, die Unterströmung internationalen, sozialrevolutionären Charakters im Arbeiterverein.

Im Jahre 1868 begann Schweitzer den Zusammenschluß der Arbeiter in Gewerkschaften. Zu derselben Zeit unternahm Max Hirsch mit Unterstützung des Freisinns die Gewerkvereinsgründung in dem löblichen Bestreben, dem Vorbilde der „Trade Union" möglichst nahezukommen, also die Organisationen auf nationaler Grundlage aufzubauen. Da die Führer der internationalen, evolutionären Richtung die Konkurrenz, die aus dieser nationalen Arbeiterbewegung für sie erstanden war, möglichst bald und gründlich schädigen wollten, veranstalteten sie zunächst einen Arbeiterkongreß in Nürnberg, mit dem sie einen großen Teil der Arbeiter zu sich herüberzogen. Und dann wurde im August 1869 zu Eisenach von allen Anhängern der internationalen, republikanischen und sozialrevolutionären Richtung die eigentliche sozialdemokratische Arbeiterpartei gegründet, die sofort in den „Internationalen Gewerksgenossenschaften" eine Sonderkonkurrenz für die Schweitzerschen und Hirsch-Dunckerschen Gewerkschaften schuf. Der grundsätzliche Unterschied, der zwischen den beiden Hauptrichtungen bestand, offenbarte sich besonders deutlich im Juli 1870, als im Reichstag Schweitzer *für* eine Kriegsanleihe, Liebknecht und Bebel aber *gegen* sie stimmten.

Im Jahre 1871 trat Schweitzer von der Leitung des Allgemeinen Deutschen Arbeitervereins wie überhaupt vom politischen Leben zurück, was einen entscheidenden Verlust der im Arbeitervereine vertretenen Richtung der „Lassalleaner" bedeutete. Diese mußten fortan immer mehr vor dem Einflusse der radikal-revolutionären „Eisenacher" zurückweichen. Und schon 1875 reichten die Lassalleaner den Eisenachern in Gotha auf der

Grundlage des „Vereinigungsprogramms“ die Hände und traten mit ihnen zur „Sozialistischen Arbeiterpartei“ zusammen. Damit war das Schicksal der auf vorwiegend nationaler Grundlage stehenden Lassalleaner zugunsten der internationalen, revolutionären Richtung entschieden. Schon kurze Zeit darauf konnte das Kommunistische Manifest in neuen Auflagen hergestellt und als Parteievangelium vertrieben werden, als ob nie ein Lassalle oder Schweitzer gewirkt hätte. Mit der Gothaer Einigung floß die Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung in der Hauptsache über in die Geschichte der Sozialdemokratie.

Die nationalere Richtung der Arbeiterbewegung findet sich von da ab nur in einzelnen Gewerkschaften. Leider bemächtigte sich der deutschen Gewerkschaftsbewegung im Gegensatz zur englischen gleich in ihrer Geburtsstunde die politische Arbeiterbewegung, und zwar waren es die Sozialdemokratie und die Fortschrittspartei, welche von vornherein die sozialistischen Gewerkschaften von den Hirsch-Dunckerschen Gewerkvereinen schieden. Letztere legten das Hauptgewicht auf das Unterstützungs- und Genossenschaftswesen, sowie auf ein friedliches Verhältnis zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer, die sozialistischen Gewerkschaften hingegen kehren bis heute vor allem den Gegensatz zwischen Kapital und Arbeit hervor, geben dem Streben nach besseren Lohnbedingungen den Charakter des Klassenkampfes und erblicken demgemäß im rücksichtslosen Streikwesen den Kern aller gewerkschaftlichen Bewegung. Die Hirsch-Dunckerschen Gewerkschaften trugen anfangs, entgegen den sozialistischen Gewerkschaften, ohne Zweifel ein erhebliches nationales Moment in sich. Ob und wieweit man sie aber zur wirklich nationalen Arbeiterbewegung rechnen kann, hängt vor allem von der Stellung ab, die man dem Linksliberalismus gegenüber einnimmt. Rechnet man diesen noch zu den nationalen Parteien, so muß man dementsprechend auch mit den Hirsch-Dunckerschen Gewerkvereinen verfahren; im anderen Falle wird man sie nicht der nationalen Arbeiterbewegung zuzählen können.

Ähnlich verhält es sich mit den vorwiegend im Zeichen des Zentrums befindlichen „christlichen Gewerkschaften“, die ihre Entstehung anfangs der neunziger Jahre vorwiegend religiösen und wirtschaftlich-politischen Gründen verdanken. Zwar wollen sie grundsätzlich auf dem Boden der gegenwärtigen Ordnung der Dinge stehen und an ihren Grundsätzen religiöser und nationaler Art festhalten, diese Grundsätze hinderten sie aber nicht, in immer radikalerer Weise ihre wirtschaftlichen Interessen zu verfechten und sich so bedenklich rasch der sozialdemokratischen Richtung zu nähern, der sie letzthin sogar ein freundschaftliches Zusammengehen angeboten haben; natürlich nur „beruflich“, nicht „politisch“, wie sie — allerdings im Widerspruch mit den realen Verhältnissen — behaupten. Denn darüber kann kein Zweifel obwalten, daß bei einem Bunde zwischen den christlichen und „freien“, sozialdemokratischen Gewerkschaften die ersteren in jeder Beziehung den kürzeren ziehen und unter das sozialdemokratische Joch gespannt werden würden. Die christlichen Gewerkschaften würden also durch den Handel nichts gewinnen; dies um so sicherer, als bei der Arbeiterschaft, wie die letzte Streikstatistik dartut, immer stärker die Neigung sich geltend macht, Lohnfragen durch Vereinbarung zwischen der Betriebsleitung und der Betriebsarbeiterschaft ohne Hinzuziehung der streiklustigen Verbände friedlich zu erledigen.

Dies führt uns zu den „evangelischen Arbeitervereinen", die schon vor den christlichen Gewerkschaften entstanden sind, als erste vom nationalen Standpunkte aus Front gegen die Sozialdemokratie gemacht haben und von vornherein bestrebt waren, soweit wie nur irgend möglich ein friedliches Einvernehmen zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern durchzuführen. Leider brachte die Parteipolitik in ihre Reihen schon bald die erste Zersplitterung. Als sich nämlich die christlich-soziale Bewegung Stöckers in ihnen geltend machte, traten im Westen des Reiches mehrere Vereine aus dem Gesamtverbande aus und gründeten den „Evangelischen Arbeiterbund", dessen Sitz in Bochum ist, während die evangelischen Arbeitervereine im Westen, die bei dem Gesamtverein blieben, heute den „Rheinisch-Westfälischen Verband" bilden. Um das Jahr 1909 wurde ein weiterer Gegensatz geschaffen. Zu jener Zeit entstanden die nationalen und wirtschaftlichen „Werkvereine", auch „gelbe" Gewerkschaften, im Gegensatz zu den „roten", genannt. In ihnen erblickten die christlichen Gewerkschaften nicht mit Unrecht eine gefährliche Wettbewerberin. Daher eröffneten sie gegen die Gelben sofort einen heftigen Agitationskampf, in den sie auch die evangelischen Arbeitervereine als Kampfgenossen hineinzogen. Beide Gegner der Gelben riefen nun sogenannte „Westdeutsche Konferenzen evangelischer christlicher nationaler Arbeiter" ins Leben, deren erste im Juli 1913 in Essen tagte. Aber bereits anfangs Mai nahm in Dortmund der Ausschuß des Verbandes Rheinisch-Westfälischer Arbeitervereine eine Entschließung an, derzufolge diejenigen Mitglieder evangelischer Arbeitervereine, die zugleich Mitglieder der gelben Werkvereine und für letztere tätig sind, auszuschließen seien. Dieser Beschluß fand nun keine allgemeine Billigung. So forderte vor allem der Essener Kreisverband evangelischer Arbeitervereine für sämtliche Mitglieder des Gesamtverbandes die Freiheit der Wahl, sich den christlichen Gewerkschaften, den Hirsch-Dunckerschen oder der wirtschaftsfriedlichen Arbeiterbewegung anzuschließen. Infolgedessen wurde auf dem Vertretertag des Verbandes Rheinisch-Westfälischer Arbeitervereine anfangs August in Mülheim a. d. Ruhr der Dortmunder Beschluß durch eine allgemeine Fassung gemildert, derzufolge nur die Mitglieder ausgeschlossen werden sollen, die gegen die Grundsätze des Verbandes agitieren. Trotz dieser Milderung hat sich aber die Hauptspannung zwischen den gelben und den übrigen Gewerkschaften erhalten.

Vor dem streng nationalen Urteil dürfte nur die rein nationale Arbeiterbewegung bestehen, die sich aus dem wirtschaftsfriedlichen „Bund deutscher Werkvereine", der die Gelben zusammenfaßt und etwa 100000 Mitglieder enthält, und den „Vaterländischen Arbeitervereinen" in ungefährer Stärke von 40000 Mitgliedern zusammensetzt. Der Bund deutscher Werkvereine steht gemäß den von ihm in Düsseldorf aufgestellten Richtlinien auf dem Boden der heutigen Staats- und Wirtschaftsordnung, die in jahrhundertelanger Entwicklung organisch gewachsen ist und seiner Ansicht nach allen Bevölkerungskreisen die Existenzmöglichkeit bietet. Die Entwicklung, namentlich in den letzten Jahrzehnten, hat insbesondere auch bewiesen, daß die heutige Staats- und Wirtschaftsordnung eine gesunde Hebung des Arbeiterstandes gewährleistet. Die dem Bund deutscher Werkvereine angeschlossenen Vereine haben den Zweck, ihre Mitgliedschaft wirtschaftlich, geistig und gesellschaftlich zu heben. Sie gehen bei ihrer Organisation und bei ihrer Arbeit von der Tatsache aus, daß die Interessen der Unternehmer und der

Arbeiter überwiegend gleichlaufend sind. Als Organisationsform scheint den Bundesvereinen deshalb die Betriebsorganisation als die gegebene und zweckmäßigste und als Arbeitsmethode das friedliche Zusammenwirken mit dem Unternehmer. Die Werkvereine beruhen auf der durch den § 152 gewährleisteten Koalitionsfreiheit der Arbeiter, da sie Vereinigungen sind „zum Behufe der Erlangung günstiger Lohn- und Arbeitsbedingungen". Der ebenfalls durch den § 152 erlaubte Streik ist ihnen lediglich eines der Mittel zur praktischen Betätigung der Koalitionsfreiheit, das natürlich auch den Werkvereinen zu Gebote steht und auf das sie auch nicht grundsätzlich verzichten. Das Mittel des Streiks ist indes für die Werkvereine nur von untergeordnetem Werte, weil es überall da nicht gebraucht wird, wo ein Unternehmer und eine Arbeiterschaft zusammenwirken, welche die Bedeutung der volkswirtschaftlich feststehenden Tatsache der überwiegenden Interessengemeinschaft richtig erkannt haben und nach dieser Erkenntnis verfahren. Der Streik erschüttert die Grundlagen der Erwerbsquelle sowie die bestehende Arbeits- und Interessengemeinschaft und schädigt alle Beteiligten. In der Erkenntnis dieser Umstände verzichten die Bundesvereine auch auf die Anlegung von Streikkassen. Die Schaffung solcher Kassen würde eine Widersinnigkeit gegen die Interessengemeinschaft bedeuten, ein unbegründetes grundsätzliches Mißtrauen des Vereins gegen den Unternehmer zum Ausdruck bringen und die friedliche Verständigung innerhalb der Arbeitergemeinschaft von vornherein stören. Die Bundesvereine sind konfessionell neutral. Sie stehen gemäß ihrem grundsätzlichen Festhalten an der heutigen Staats- und Wirtschaftsordnung unbedingt auf nationalem Boden. Im übrigen sind sie auch parteipolitisch neutral. Bei allen Wahlen treten die Vereine in erster Linie für solche Kandidaten ein, welche der wirtschaftsfriedlichen nationalen Arbeiterbewegung freundlich gegenüberstehen. Ein Eintreten der Bundesvereine zugunsten der Sozialdemokratie ist ausgeschlossen.

In diesem „Bund deutscher Werkvereine", der nicht eine einseitige Berufsorganisation ist, sondern alle Arbeiter ohne Ansehung der Berufe umfaßt und daher eine „Betriebsorganisation" darstellt, besitzen wir also die modernste, reifste und segensreichste Organisation Deutschlands. Daher verdient gerade sie, wie natürlich auch die ihr ganz nahestehenden vaterländischen Arbeitervereine, die hauptsächlichste Sympathie und Unterstützung seitens aller nationalen Kreise. Nicht tragen sie, wie ihre Gegner fälschlicherweise behaupten, Zersplitterung in die bestehende Gewerkschaftsbewegung; auch irren sie nicht mit ihrer Ablehnung des unbedingten Kampfes zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer, als des gegebenen natürlichen Zustandes, noch machen sie die Arbeiter zu willenlosen Werkzeugen des „Scharfmachertums". Vielmehr bilden sie wertvolle nationale und sittliche Kraftzentren, die für die gesamte deutsche Arbeiterbewegung von Entscheidung sein können und hoffentlich auch werden.

Deutsche Erziehung im Elternhause

Von Kathinka von Rosen-Fabricius, Gmunden

Unser Jahrhundert wurde dem Kinde gewidmet. Es lag etwas Großes in dieser Widmung, — etwas, das unsere Herzen freudig bewegte. Die Zukunft unseres Volkes, unserer Rasse liegt in den Kindern! Aber was ist aus dem Kinde des Jahrhunderts geworden? Würden wir auf dem eingeschlagenen Wege weiterschreiten, der Untergang unseres Volkes wäre besiegelt. Aber Gott sei gedankt, es scheint Licht werden zu wollen! Die zahlreichen Schülerselbstmorde, die sexuellen Exzesse, die überhandnehmenden Verbrechen Jugendlicher und der Schüler mit dem Revolver haben uns die Augen geöffnet und uns gezeigt, wohin die moderne Erziehung führt. Stimmen erheben sich, die zur Umkehr mahnen. Der Aufsatz in den Zeitfragen Nummer 4 „Zurück zur Zucht" ist ein Kampfesruf, der uns mit frischem Mut und freudiger Hoffnung erfüllt. „Zurück zur Zucht" müßte als Flugblatt von Haus zu Haus wandern, auf daß die Eltern erwachen und ihre Schuld erkennen. Internationale Feinde haben sie eingeschläfert, ihnen ihre Kinder entrissen, um sie zu gott- und vaterlandslosen Feiglingen zu erziehen. „Zurück zur Zucht" — ist was uns not tut — fort mit dem Kinde des Jahrhunderts — dieser elenden Mißgeburt. Wir brauchen eine gesunde widerstandsfähige Jugend, eine Jugend, wie wir sie in der so viel geschmähten alten Zeit hatten.

Ich bin eine alte Frau, meine Erinnerungen liegen weit zurück, ich darf Vergleiche anstellen — sie fallen immer zu ungunsten des modernen Kindes aus. Ich bin in ungebundener Freiheit aufgewachsen. Ich hatte, trotzdem schwere Sorgen auf meinen Eltern lasteten, eine fröhliche und glückliche Kindheit und Jugend, fromme Eltern hüteten mich. Schelte und Ermahnungen gab es nicht, mein Vater war kein Freund von langen nutzlosen Reden, er hatte aber zwei Erziehungs-Gesetze, nach denen ich erzogen wurde. Das erste Gesetz lautete Gehorsam, und da mein Mütterchen mir mit gutem Beispiel voranging — Frauen der alten Zeit hielten es nicht unter ihrer Würde, ihren Männern zu gehorchen, so wurden die wenigen Ge- und Verbote schweigend von mir befolgt, ohne eine gekränkte Miene aufzusetzen. Das zweite Gebot lautete — nicht klagen und weinen, wenn mir etwas nicht behagte. Bei Unglücksfällen, wie sie lebhaften und wilden Kindern zustoßen, sagte mein Vater, wenn mich anwesende Freunde trösten und bemitleiden wollten: Meine Tochter weint nicht! Es lag väterlicher Stolz in den Worten, der mich auch beim heftigsten Schmerz die Tränen unterdrücken ließ. Das Leben hat mich tüchtig durchbeutelt, kein Schmerz, keine Sorgen sind mir erspart geblieben — auch jetzt noch als alte Frau habe ich Stunden, in denen Sorgen schwer auf mir lasten. Ich höre dann immer die Worte meines Vaters in meinem Herzen erklingen: Meine Tochter weint nicht! Hätte ich nicht im Elternhause gehorchen gelernt, hätten meine Eltern mich nicht gelehrt, kleine und große Leiden mutig zu ertragen, das Leben hätte mich längst zermürbt. —

Vor einiger Zeit verkündete die Presse die frohe Botschaft, die Lehrerschaft und, wenn ich mich recht erinnere auch der Staat, hätten die Notwendigkeit erkannt, einen völkischen Unterricht in den Schulen einzuführen. Auch diese Nachricht war ein Beweis, daß man Umkehr halten wollte. Ein völkischer Unterricht wird wohl so viel heißen, daß man unsere Kinder zuerst mit der Geschichte, der Entwicklung ihres eigenen Volkes vertraut machen will, bevor

man sie in das klassische Altertum führt. Über Schulreformen kann ich nicht urteilen, sie zum Wohle unserer Kinder zu lösen, ist ausschließlich Männersache. Nur so viel möchte ich sagen, daß man der Schule nicht zu viel aufbürden darf. Ihre Aufgabe ist es, den Geist des Kindes zu bilden und ihm einen Schatz von nützlichen Kenntnissen mit auf den Weg zu geben, die es als Erwachsener, nicht nur zum eigenen Vorteil, sondern hauptsächlich zum Besten seines Vaterlandes — für Kaiser und Reich zu verwerten hat. Die Charakterbildung, oder um mich modern auszudrücken, die „individuelle "Erziehung, ist in erster Linie Sache der Eltern, ebenso liegt es ihnen ob, Herz und Gemüt ihrer Sprößlinge zu pflegen.*) Unerhört ist es, Schülerselbstmorde, der Schule und den Lehrern zur Last zu legen. Die Schuldigen sind die Eltern, oder höflich ausgedrückt, ihre moderne Erziehung. Die Schule kann noch so vorzüglich sein, die Lehrer noch so gewissenhaft ihren Pflichten nachkommen, es werden doch viele Kinder unserm Volke verloren gehen, wenn das schützende Dach des Elternhauses sie nicht beschützt.

Was verstehe ich aber unter einer deutschen Erziehung im Elternhause? Ich verstehe darunter, die großen herrlichen Eigenschaften der germanischen Rasse zu fördern, sie wieder zur Blüte zu bringen und die Fehler und Schwächen unseres Volkes schon in den Kindern zu erkennen und sie auszurotten, damit sie nicht dem Unkraut gleich, den guten Samen überwuchern.

Eltern sollten, dem Naturgesetz gemäß, die besten Erzieher ihrer Kinder sein, da nur sie ihr eigenes Fleisch und Blut kennen können. Sollten Vater und Mutter kluge und vernünftige Menschen sein, so werden sie frühzeitig ihre und ihrer Vorfahren gute und schlechte Eigenschaften in ihren Sprößlingen sich entwickeln sehen. Die ererbten Anlagen verlangen eine „individuelle" Erziehung. Krankheiten, äußere Merkmale, Talente, Tugenden und Laster erben sich fort und fort. Es kann vorkommen, daß eine Generation — sagen wir von einer tückischen Krankheit verschont bleibt, in der nächsten wird sie um so heftiger auftreten. Und weil sich alles forterbt, ist es unsere Pflicht, jede Rassenmischung wie und wo wir können zu bekämpfen. Die Arier waren zu allen Zeiten das Herrenvolk und wir, ihre Nachkommen, wollen es auch bis in alle Ewigkeit bleiben. Steht dieser Wille bei uns fest, so müssen wir uns vor Rassenschändung hüten. Wie es kommt, daß bei jeder Rassenmischung die germanische der minderwertigen unterliegt, ist noch ein ungelöstes Rätsel. Weil dem so ist, müssen deutsche Eltern das Rassenbewußtsein in ihren Häusern pflegen. Wir brauchen andere Rassen, mit denen uns das Leben zusammenführt, nicht gering zu achten — aber wir haben sie zu allen Zeiten als Fremde zu betrachten — häufig sogar als unsere Feinde. Also Rassenzucht darf bei der häuslichen Erziehung niemals fehlen. — Nun zu den Tugenden unserer Rasse, die zu neuem Leben erweckt werden müssen. Der Germane ist seiner Natur nach religiös veranlagt, — die Furcht, das Christentum ginge uns verloren, teile ich nicht. In jedem Kinde ist Gott vorhanden. Es kommt nur auf die Mutter an, ob sie es versteht, das Gottesbewußtsein in ihrem Kinde zu wecken. Lehren und frommer Worte bedarf es nicht — das Beispiel der Eltern genügt. Weihnachten schrieb mir eine glückliche Frau und Mutter: Ich

*) Dennoch wäre es ein Unrecht, an den Kindern wie am Volkstum, wollte man der Schule wegen ihrer vorwiegend lehrhaften Aufgabe die erzieherische Bedeutung absprechen. Auch für den Lehrer ist die Charakterbildung das ernste Ziel; es zu erreichen, darf kein Mittel und keine Zeit ungenutzt bleiben. Wir brauchen nicht noch klügere, wohl aber bessere Menschen. Die Schriftleitung.

muß dir noch von Hildegard (ein dreijähriges Mädel) berichten, sie bringt jeden Abend ihre Puppe zu Bett, kniet dann neben dem Bettchen nieder und betet, dann küßt sie die Puppe und geht still fort. Die Eltern sind keine Frömmler, auch keine Positiven — sie sind gläubige Christen — weiter nichts. — Ich bin nicht dafür, Kindern frühzeitig biblische Geschichten zu erzählen, sie erzeugen eine Art religiöser Schwärmerei, Kinder neigen sehr dazu. Religiöse Schwärmerei ist aber nicht Religion. Schwache Naturen werden im späteren Leben Heuchler, Pietisten — zuweilen auch Spiritisten und Gesundbeter, kräftige haben schwere Kämpfe durchzumachen. Der Kampf gegen Kindererinnerungen, in deren Mitte die Mutter stand, schlägt Wunden, die niemals heilen. Man führe Kinder hinaus in Wald und Flur, man lasse sie mit der Tierwelt Freundschaft schließen, auf jeden Baum, auf jede Blume lenke man ihre Aufmerksamkeit. Das deutsche Kind liebt die Natur, und immer wird es fragen: Wer hat das gemacht? — Die Antwort, die das Kindergemüt befriedigt, ist: Das hat der liebe Gott gemacht! — Das Kind stellt keine weiteren Fragen, es weiß nicht, wer Gott ist, und wir wissen nicht, was in der kleinen Kinderseele vorgeht — und weil wir die Kinderseele so wenig kennen, muß uns das Schweigen auf die Worte: „Das hat Gott gemacht" heilig sein.

Schwieriger gestaltet sich die religiöse Frage, wenn die Kinder heranwachsen. Sie hören und lesen so manches über den Monismus, über Freidenker, über den Austritt aus der Kirche — man kann und soll auch nicht der Jugend die Kämpfe der Jetztzeit verbergen; denn ihr gehört die Gegenwart, und sie wird im späteren Leben in den Kampf hineingezogen und muß Stellung zu allen Tagesfragen nehmen. Es ist Pflicht der Eltern, religiöse Fragen, die so hitzige Kämpfe veranlassen, mit ihren Kindern zu besprechen, sobald sie merken, daß sie von irgendeiner Seite beeinflußt werden. Bei Erörterung dieser Fragen kommt für die Eltern die „berühmte" Persönlichkeit in Betracht. Die eine wird vielleicht zum Monismus neigen, die andere vielleicht zum Austritt aus der Kirche, diesen verschiedenen Richtungen muß Rechnung getragen werden. Der beste Berater wird immer der Vater sein. Männer reden weniger als Frauen, sie hören auch ruhiger die etwas unklaren Ansichten des Sohnes an, sie werden auch in der Regel so vernünftig sein, den unreifen Jungen nicht durch zu energischen Widerspruch zu reizen. Die Hauptaufgabe des Vaters muß es sein, sich durch freundliches Eingehen das Vertrauen des Kindes zu erhalten; bleibt ihm das, so schadet es nicht, wenn der Junge sich auch für einige Zeit als Monist oder Freidenker fühlt. Solche Phasen macht jeder durch, man darf ihnen nur keine große Wichtigkeit beilegen. Das deutsche Volk, das Herrenvolk, war nicht nur gottesfürchtiger, gläubiger als andere Völker, es war auch sittenreiner als die minderwertigen Rassen. Ich weiß sehr wohl, daß zu allen Zeiten Exzesse in vino et venere vorkamen. Die Ausschreitungen gehörten jedoch zu den Ausnahmen, jetzt sind sie die Regel, und wenn wir nicht bei der Erziehung der Jugend dem Rufe „Zurück zur Zucht" Folge leisten, so gehen wir dem Untergange entgegen. Wir sind kein Herrenvolk mehr, wir sind in den letzten 40 Jahren zum verlotterten Gesindel herabgesunken. — Wir waten in Schmutz, und unsere moderne Zivilisation steht im Zeichen sexueller Lüste und Triebe. Wollen wir zur Sittenreinheit, zur Tugend des reinrassigen Deutschen zurückkehren, so können wir dieses Ziel nur erreichen, wenn das Familienleben wieder fest auf christlicher Grundlage verankert wird, und wenn die Jugend an Gehorsam und Zucht frühzeitig gewöhnt wurde. — Christentum, Zucht und Gehorsam — diese Dreieinigkeit kann und wird uns retten.

Da wir aber immer mit der Gegenwart rechnen müssen, so dürfen Eltern niemals ver-

gessen, daß die heranwachsende Jugend den Versuchungen, die besonders in der Großstadt auf sie einströmen, ausgesetzt ist. Dazu kommt, daß man seit Jahren einen gefährlichen Erziehungsfehler beging, indem man schon frühzeitig die Jugend mit „Aufklärung" überschüttete — man wollte sie retten und lockte sie ins Verderben. Mein ärgster Feind würde mir den Vorwurf der „Prüderie" nicht machen, aber die moderne Aufklärung halte ich für eine der Hauptursachen für die Verbrechen Jugendlicher. Die Entwicklungsjahre sind auch für den gesunden, an Zucht und Gehorsam gewöhnten Jüngling nicht ohne Gefahr. Der Vater muß ihm helfen, ihm Führer sein. Herrschen Offenheit und Vertrauen zwischen Vater und Sohn, so werden die physischen und seelischen Kämpfe schnell überwunden. Die Mutter sei lieb und gut mit dem Jungen, rühre aber nicht an sein „Geheimnis" — denn als solches empfindet er seine Entwicklung zur Männlichkeit.

Der Sohn, der seine Mutter achtet und liebt, wird es immer vermeiden, mit ihr über Aufklärung zu sprechen. Das natürliche Schamgefühl des heranwachsenden Mannes muß den Müttern heilig sein. — Echte Schamhaftigkeit finden wir nur bei den reinrassigen Nachkommen der Arier. — Und nun einige Worte über „Aufklärung" unserer weiblichen Jugend. Meine zahlreichen Gegner werden mich sehr altmodisch, sehr rückständig finden. Ich muß dieses harte Urteil über mich ergehen lassen — vielleicht werden sie milder gestimmt, wenn ich ihnen anvertraue, daß ich eine Gegnerin aller jener Bestrebungen bin, die „Rückkehr zur Natur", Rückkehr zum Leben unserer Vorfahren verfolgen. Wir sollen nicht zurück, wir sollen vorwärts streben. Unser Kampf kann nur den Auswüchsen der modernen, antideutschen Erziehung gelten. Ich bin nicht gegen Aufklärung, sondern nur gegen die Art und Weise, wie sie schon den Kindern zuteil wird.

Zahlreiche Anhänger und noch zahlreichere Anhängerinnen der modernen Richtung, verlangen Aufklärung der weiblichen Jugend zum Schutz gegen männliche Angriffe. Ich teile diese Ansicht nicht. Schutz gewährt dem Mädchen nur seine Reinheit und Jungfräulichkeit. Selbst der Wüstling schlägt die Augen beschämt nieder, wenn ihm ein keusches Mädchen — keusch auch in Gedanken — entgegentritt. Die zunehmende Unsittlichkeit unserer weiblichen Jugend beweist mir, daß meine rückständigen Ansichten richtig sind. Die Keuschheit, einst der Stolz unserer deutschen Mädchen und Frauen, ist uns verloren gegangen, teils durch Rassenmischung, hauptsächlich jedoch durch die brutale Schamlosigkeit, mit der alle geschlechtlichen Verirrungen, Sünden, Triebe besprochen werden. Es fällt jetzt kein Mädchen unaufgeklärt, auch nicht aus Liebe oder unfreiwillig. Es fällt, weil seine geschlechtlichen Triebe frühzeitig geweckt und in falsche Bahnen geleitet wurden — das Mädchen will seine Neugierde befriedigen — sich ausleben. An Ent- und Verführungsgeschichten glaube ich nicht, auch die verführten Schulmädchen halte ich nicht für unschuldig. Es hat zu allen Zeiten Schurken gegeben, die anständige Mädchen und Frauen vergewaltigten — und es wird sie immer geben, doch das sind Ausnahmen, und Ausnahmen gebühren Prügel oder der Galgen. Aber Vorgänge, wie wir sie in Berlin und Hamburg erlebt haben — die Sittlichkeitsverbrechen, die uns täglich die Presse berichtet, sind Folgen der modernen Aufklärung, und die müssen gleich den unanständigen Tänzen aus der Welt geschafft werden.

Schule und Presse müssen den Kampf aufnehmen, die Hauptarbeit jedoch fällt dem deutschen Elternhause zu. Wie sich Mütter ihren aufgeklärten Töchtern gegenüber zu verhalten haben, kann nur von Fall zu Fall entschieden werden. Im deutschen Hause, in dem Gott,

Gehorsam und Zucht herrschen, die Frau ihren Pflichten als Gattin und Mutter nachkommt, wird der Schmutz von der Gasse keinen Einlaß finden, zweideutige Gespräche werden nicht geführt, schlechte Bücher liegen nicht herum, und in der Wahl der Freundinnen wird die Mutter vorsichtig sein. Großes Gewicht lege ich auf Anstand und hübsche Formen. Gestattet man den Kindern, sich im täglichen Leben gehen zu lassen — man nennt es Gemütlichkeit —, so geht häufig die Schamhaftigkeit, die Zierde des deutschen Mädchens, verloren. Die moderne Erziehung verlangt Abhärtung und Sport. Abhärtung zur Kräftigung der Gesundheit, Sport als Schutzmittel gegen sittliche Verirrungen. Beide verfehlen ihren Zweck. Abhärtung ist Modesache, das eine Jahr verlangt sie so eine Art Nacktkultur, das nächste warme Umhüllung, nach Vorschrift eines Pariser Schneiders. Der Erfolg sind schwächliche, widerstandslose Kinder. Moderne Frauen sind der Meinung, daß wir Alten in unserer Jugend immer hinterm Ofen hockten; wir waren immer draußen, Sommer und Winter, auf der Schulbank saßen wir wenig; schön geputzt wurden wir freilich nicht, von englischen Nurses oder französischen Bonnen spazieren geführt. Den Sport betrachtet man als Fortschritt — als etwas Neues. Unsere Turner waren immer da, und wir kletterten in die höchsten Bäume, Kirschenbäume waren besonders beliebt. Wir kamen mit zerrissenen Kleidern heim und wurden vom Gärtner mit Scheltworten überschüttet, Jungen erhielten Prügel. „Man immer feste druf" — hieß es. Sportkleider, Ehrenpreise, Meisterschaft waren uns unbekannt, auch das Flirten beim Sport war uns fremd. Ich liebe nur den Ruder- und Segelsport und den Fliegersport, weil sie deutsch sind. Weshalb sind sie deutsch? Weil sie immer mit Gefahr verbunden sind. Die deutsche Jugend kennt keine Furcht, sie hat Mut und liebt die Gefahr. Heißt es doch in dem schönen Studentenlied:

„Die alten Deutschen waren
Stets tapfer in Gefahren
Und lustig beim Pokal."

Antialkoholiker können ja den Schluß streichen.

Kinder sind, da sie keine Gefahren kennen, furchtlos. Moderne Erziehung macht sie zu Feiglingen. Gehe ich mit meinen Hunden spazieren, so suchen 8jährige Jungen hinter der Mutter Schutz oder ergreifen mit den Worten „er beißt" die Flucht. Es sind deutsche Kinder, die sich fürchten.

Ich kann nicht alle Tugenden der arischen Rasse aufzählen, edle Eigenschaften eines Herrenvolkes, von denen uns viele verloren gingen. Keime sind jedoch noch in unseren Kindern vorhanden, zu ihrer Entwicklung bedürfen sie der fürsorglichen Hand der Eltern. Das deutsche Gemüt gehört zu den vielgepriesenen Tugenden unseres Volkes. Ich weiß nicht recht, was man darunter versteht. Mir scheint das sprichwörtliche Gemüt der Deutschen häufig in Schwäche auszuarten. Moderne Nächstenliebe, die selten frei von Gefühlsduselei ist, die Sehnsucht, sich mit allen Völkern zu verbrüdern. Die Friedensbestrebungen und der leidenschaftliche Wunsch, sich mit äußeren und inneren Feinden zu versöhnen, werden wohl Ausstrahlungen des deutschen Gemütes sein. Ich halte seine Pflege im Elternhause nicht für notwendig. Möglich, daß ich die Sache nicht recht verstehe und daß ich mein deutsches Gemüt noch nicht entdeckt habe. Vielleicht hängt mit dem deutschen Gemüt auch die Neigung zusammen, alles Fremde schön zu finden und in sich aufzunehmen — Spötter nennen diesen Hang „Nachäfferei" — das ist ein böser Fehler, der uns die Verachtung unserer sehr zahlreichen

Gegner und Neider zuzieht. Nachäfferei wird im deutschen Elternhause nicht genügend bekämpft, ihr wird sogar Vorschub geleistet. Man plappert im deutschen Familienhause englisch oder französisch, man findet Pariser Moden hübscher, eleganter, englische Stoffe haltbarer, man macht seine Einkäufe in Warenhäusern und verachtet den bescheidenen Handwerker, man hat einen Salon für fremde, aber keine Wohnstube für seine Kinder — und was dergleichen antideutschen Albernheiten mehr sind. Und dann klagen wir, daß unserm Volke der Nationalstolz, das völkische Bewußtsein verloren ging! Das muß anders werden, alles Fremde haben Eltern aus ihrem Hause zu entfernen. Die Nachäfferei führt mich mitten in die Politik hinein, natürlich nur insofern, als ich sie für ein vorzügliches Hilfsmittel betrachte, um die heranwachsende Jugend zu deutschen Männern und Frauen zu erziehen.

Es gibt deutsche Frauen, deren Teilnahme an der Politik gering ist, (Stimmrechtsweiber nehme ich natürlich aus) denen die Zeit fehlt, Zeitungen zu lesen, und nehmen sie eine zur Hand, so vertiefen sie sich in die Anzeigen. Diese Frauen halten es für nachteilig, eigentlich für unpassend, mit ihren Kindern politische Gespräche zu führen. Nun ist aber Politik Geschichte der Gegenwart; ich begreife daher nicht, weshalb man sie der Jugend vorenthalten sollte, da man sie doch hinreichend mit der alten Geschichte aller Völker peinigt. Im deutschen Familienhause darf die Geschichte unserer Jetztzeit nicht fehlen, sie gehört zur völkischen Erziehung. Vaterlandsliebe, Rassenstolz muß durch Gespräche, vaterländische Geschichte, Zeitungen und Zeitschriften geweckt und befestigt werden. Alle großen Gedenktage unserer jüngsten Vergangenheit müssen im Elternhause würdig gefeiert werden. Zu den großen Gedenktagen rechne ich unseres alten vielgeliebten Kaisers und Bismarcks Geburtstage, Sedan, die Kaiserkrönung und so manche andere. Durch würdige Feier solcher Gedenktage erzieht man Kinder zu Männern und Frauen, die ihr Vaterland über alles lieben, unsere Jungen zu Helden, die allzeit bereit sind, zu Land, zu Wasser und in der Luft, ihr Leben für Kaiser und Reich einzusetzen, sobald dem Vaterlande Gefahr droht, und Mädchen zu Frauen, die nicht weinen und klagen, wenn ihre Männer und Söhne für Deutschlands Ehre und Ruhm den Heldentod fanden. — So verstehe ich die deutsche Erziehung. — Soeben lese ich in der deutschen Tageszeitung, daß dem Obersten v. Reuter 15 000 Sympathiekundgebungen zugingen. Gott sei Dank — der alte Soldatengeist lebt doch noch in unserm Volke! Lieb Vaterland kannst „ruhig sein".

Die Not der Unehelichen

Von Oberbürgermeister Konrad Maß, Görlitz

Der Aufsatz „Die Zukunft der Familie" im 3. Hefte dieser Zeitschrift stellt mit erfreulicher Kraft die Forderung, die deutsche Familie wieder in ihre alten Rechte einzusetzen, mindestens aber die weitere Entwickelung der Verhältnisse zu unterbinden, die der Familie schädlich sein können. Ich glaube, daß keiner, der die wirtschaftliche Entwicklung der letzten Jahrzehnte verfolgt hat, im Zweifel sein kann, daß diese Forderung begründet ist. Mit vollem Recht wird aber auch betont, daß die überall getroffenen Maßnahmen zum Ausgleich der sozialen Gegensätze, die soziale Hilfstätigkeit in den verschiedensten Formen nicht außer acht gelassen werden

dürfen. Und nun ist in demselben Hefte unter der Überschrift „Auffüllung der Schatzkammern deutschen Volkstums" ein Vorschlag gemacht, der jenem ersten Aufsatz zu widersprechen scheint; er fordert nämlich die Stellung aller unehelichen Kinder unter die Erziehung des Staates, obwohl damit doch die Familienerziehung völlig ausgeschaltet werden würde. Wenn ich aus vollem Herzen und aus langjähriger praktischer Erfahrung heraus beiden Vorschlägen zustimme, so liegt darin doch nur scheinbar ein Widerspruch. Darüber sind wohl alle einig, daß die beste, ja die einzige wirklich gute Erziehung nur von einem Elternhause ausgehen kann, in dem die Kräfte der Liebe und des gegenseitigen Vertrauens wirken. Gott sei Dank: es gibt noch solche Ehen. Aber wie sich in höheren und mittleren Kreisen die Sucht nach Vergnügungen und Zerstreuungen aller Art breit gemacht hat, wie immer mehr der Besuch von zweifelhaften Theatern, Bällen, Gesellschaften um sich greift, wie infolge des wachsenden Wohlstandes auch die Vergnügungssucht der minderbemittelten Bevölkerung ins Uferlose zu wachsen scheint, so ist die Familie und damit der Besitz der idealen Güter gefährdet, die allein ein Volk halten und heben können und die auch uns Deutsche groß gemacht haben. Schon sind Staat, Gemeinden und Gesellschaft, seit dem Ministerialerlaß vom 18. Januar 1911 in verstärktem Maße, am Werke, die schulentlassene Jugend, über deren Unbotmäßigkeit und Straffälligkeit so bitter geklagt wird, zu sammeln und erzieherisch zu beeinflussen. Aber ist das, — so müssen wir mit bangem Zweifel fragen, — nicht bei den meisten zu spät? Wenn die Jugend die Schule verläßt, hat sie oft schon den Keim des Verderbens in sich aufgenommen, denn in unendlich vielen Fällen hat sie keine Erziehung im Elternhause genossen. Entweder waren die Eltern nicht dazu imstande, oder die harte Not des Lebens zwang auch die Mutter, außerhalb des Hauses den kümmerlichen Lebensunterhalt zu suchen, so daß die Kinder schon frühzeitig sich selbst überlassen waren. Kein Wunder, daß sie alsdann der Putzsucht, Unordnung und Leichtfertigkeit verfällt und früh den Weg beschreitet, der sie in die Höhlen des Lasters, in Schnapskneipen, auf Tanzböden und damit in die Irrenhäuser und Gefängnisse führt. Wer möchte die Kinder deshalb schelten? Im Keller oder dunklen Bodengelaß geboren, durch Schlafburschen und -mädchen sittlich verdorben, wachsen sie auf in licht- und luftarmen Räumen, durch Lehre und Beispiel der Eltern oft genug zum Haß gegen Thron und Altar, gegen Eigentum, Ordnung und Obrigkeit erfüllt. Ekelhafte Bilder von Schmutz und Verkommenheit entrollen sich da vor unsern Augen. Vor allem aber gilt dies von einer Klasse von Kindern, auf die alles dies in verstärktem Maße zutrifft: der großen Schaar der Unehelichen, deren Geburt die Mutter meist voll Gram und Sorge, oft in seelischer Zerrüttung entgegensieht, und deren Dasein so selten von den Strahlen der Eltern- und Nächstenliebe erhellt und erwärmt wird.

Mit vollem Rechte ist in dem zweiten der genannten Aufsätze darauf hingewiesen, daß es sich hier meist nicht um minderwertiges, sondern um rassisch und gesundheitlich hochstehendes Menschentum handelt; und doch weisen Säuglingssterblichkeit, Totgeburten, Straffälligkeit bei ihnen etwa doppelt so hohe Ziffern auf, weil bei ihnen die auf Erhaltung des Lebens und der Gesundheit gerichteten Kräfte geringer sind als bei den ehelichen Kindern und zum Teil ganz fehlen. Nur ein leichtfertiger Optimist kann bestreiten, daß hier eine Not vorliegt, die geradezu nach Abhilfe schreit. Mag die kleine Stadt oder das platte Land im allgemeinen günstiger dastehen, so sind auch sie — eine Folge des Wohnungselends — schon von der Seuche ergriffen; über der großen Stadt aber lagert ein Dunstkreis, den kein reini-

gender Lufthauch je durchdringt. Was nützen da die Ermahnungen der Geistlichen und Lehrer, was nützen die vielen Millionen, die Staat und Gemeinde für die Erziehung in der Schule ausgeben! Der Staat aber hat nicht bloß das Recht, sondern zweifellos die Pflicht, die vom Verderben umlauerte Jugend zu retten, nicht nur um ihrer selbst, sondern um seines eigenen Fortbestandes willen. Wohl bietet das Gesetz Abhilfe in den Bestimmungen über das Vormundschaftswesen und die Fürsorgeerziehung, — aber was bedeutet das gegen eine Not, die sich nach Meinung aller Sachverständigen zu einer Massennot ausgewachsen hat? Daher sind andere, schärfere Maßnahmen nötig, die den Gefährdeten aufgezwungen werden, und da sehe auch ich als wirksamstes Mittel, wie ich schon in meiner Schrift „Neue Ziele, neue Wege" (Carl Heymanns Verlag, Berlin) nachgewiesen und ausführlich begründet habe, die Unterstellung der unehelichen Kinder unter die Erziehungsgewalt des Staates.

Ist der Einwand berechtigt, das sei eine ruchlose Härte gegen die Eltern? Er kann es sein, und darum ist es geboten, Ausnahmen zuzulassen, falls die Mutter die volle Gewähr für eine einwandfreie Erziehung bietet, wie man es in ländlichen Verhältnissen wohl noch findet. Für die Kinder aber ist es eine Wohltat und für den Staat eine Notwendigkeit, wobei allerdings Voraussetzung ist, daß die Anstalten familienartig geführt werden und eine ausreichende Zahl tüchtiger Erzieher und Erzieherinnen angestellt wird. Freilich wäre eine ungeheure Zahl von Anstalten erforderlich; werden doch — diese Zahl steht statistisch fest — jährlich im Deutschen Reiche etwa 180 000 uneheliche Kinder geboren. Aber die Erfahrungen, die man in Rettungs-, Erziehungs- und Waisenhäusern trotz mancher Mißgriffe im einzelnen gemacht hat, ermutigen durchaus zum weiteren Fortschreiten auf dieser Bahn. Nur bringe man diese Anstalten nicht in die großen Städte, sondern aufs Land und in kleine Städte, allenfalls in Mittelstädte mit gesunder Umgebung, damit die Kinder fortgesetzt in enger Verbindung mit der Allmutter Natur stehen können; die Entfremdung der Menschen von der Natur hat in der Hauptsache all das Leid verschuldet, das auf unserer Zeit lastet. Eine gute Nebenwirkung wäre es, daß dadurch infolge verminderter Nachfrage auch die Wohnungsverhältnisse in unsern Riesenstädten günstig beeinflußt werden würden.

Drei Arten von Anstalten wären nötig, die der Staat in ausreichender Menge bauen und unterhalten müßte. Zunächst für die ganz Kleinen *Säuglingsheime*, mit Entbindungsstellen verbunden, in denen Mutter und Kind Aufnahme fänden, da das Selbststillen der Kinder durch ihre Mutter selbstverständliche Pflicht sein muß. Der Staat dürfte es in seinen Anstalten nicht dulden, daß auch nur einem Kinde der Quell der natürlichen Nahrung verschlossen wird, aus dem ihm allein das Heil erblühen kann. Die Mutter hätte sonst im Hause zu helfen und könnte sich sogar zum Berufe einer Kinderpflegerin ausbilden; denn es ist klar, daß diese Stellen immer mehr gefordert werden, je mehr der Bau solcher Heime fortschreitet.

An diese Säuglingsheime würden sich *Spielschulen* anschließen für Kinder von einem bis zu sechs Jahren, in denen schon auf die Phantasie und den Willen der Kinder einzuwirken ist. Gemeinsame Spiele und Reigentänze, Erzählungen und Märchen, Singen und Bilderbeschauen würde die Tätigkeit ausmachen. Die Kenntnis unserer besten Volks- und Wanderwie unserer religiösen Kernlieder, der wichtigsten Tiere, Pflanzen und Steine würde den größeren Kindern auf Wanderungen spielend vermittelt und so eine treffliche Vorbereitung auf die Schule gegeben. Denn auf das Spielalter folgt das *Schulalter*, das die schul-

pflichtige Jugend in besonderen Heimen zusammenfaßt, — die Knaben bis zum vollendeten 14., die Mädchen bis zum vollendeten 15. Lebensjahre, weil die Mädchen nach der Schulentlassung zweckmäßigerweise noch ein Jahr lang mit praktischen Arbeiten im Hause beschäftigt werden. Ein solches Heim muß, so gut es möglich ist, die Familie ersetzen; die Kinder werden in der Schule des Ortes unterrichtet, deren Vorstand sich nicht weigern wird, die nötigen Räumlichkeiten und Lehrkräfte zu beschaffen, da er von einer solchen Anstalt naturgemäß große Vorteile hat. Der Vormittag wäre mit dem Unterricht ausgefüllt; der Nachmittag würde, sobald die Schularbeiten fertig sind, Gelegenheit zum Turnen, Spielen und Wandern, zu Arbeiten in Wald und Feld, zum Handfertigkeitsunterricht und zur gründlichen Unterweisung in allen weiblichen, namentlich hauswirtschaftlichen Arbeiten geben. Ein Teil der Sonn- und Festtage wäre auf weitere Wanderfahrten zu verwenden, auf denen namentlich die Knaben überall hin zu führen sind, wo sie einen Einblick in die Arbeit unseres Volkes erlangen können, wo in fleißigem Schaffen deutsche Hände sich regen. Nach der Entlassung würden die Knaben einem Handwerk oder etwa dem landwirtschaftlichen Berufe zugeführt werden. So würde das Heer der ungelernten Arbeiter zusammenschrumpfen und dem sinkenden Handwerk eine neue Kraftquelle erschlossen werden; wenn man dann den Fabrik- und Landarbeitern Gelegenheit gäbe, sich ein kleines Eigen zu erwerben, so wäre damit zugleich eine Förderung der inneren Kolonisation verbunden. Wie wichtig wäre dies auch für den Staat, namentlich in gemischtsprachigen Gegenden, in der von fremdem Volkstum bedrohten Ost-, West- und Nordmark! Auch würde sich empfehlen, einen Teil solcher Anstalten in Gegenden zu legen, die einer dauernden Bearbeitung bedürfen, wo Heide, Brüche, Wälder und Moore zu erschließen sind. Das Land ist da und harrt der Arbeit, die Arbeitskräfte wachsen heran, oft ungenutzt, und harren der Ausnutzung; man führe Land und Leute zusammen! Das wäre ein Kulturprogramm, das vielfachen Segen bringen könnte! Allerdings bedarf es zur Durchführung sehr erheblicher Mittel. Bei gutem Willen sind sie zu schaffen. Man bedenke, daß dieselben Kinder, soweit sie nicht frühzeitig zugrunde gehen, doch auch jetzt großgezogen werden müssen, und daß die ganze Einrichtung nicht auf einmal ins Leben gerufen zu werden braucht. Wenn etwa das Reich oder der Staat für jedes Kind einen festen Zuschuß gäbe und im übrigen die Armenverbände zur Tragung der Kosten verpflichtet würden, mit dem Rechte, sich mit aller Strenge an den Erzeuger des Kindes zu halten, dann wären die Kosten nicht so erheblich, daß sie die zu erwartenden Vorteile nicht aufwögen. Der Staat würde sich von vielen seinen Bestand gefährdenden Elementen befreien, sich eine seelisch und körperlich gut vorgebildete Jugend heranziehen, die Besiedelung öder, die Eindeutschung fremdsprachiger Gebietsteile betreiben und damit einen großen Teil des jetzt brachliegenden Nationalvermögens retten.

Auch ich stehe auf dem Standpunkte, daß Familienerziehung weit besser ist als Anstaltserziehung, — vorausgesetzt, daß sie gut ist. Wer aber diese Verhältnisse aus der Praxis kennt, der weiß, daß man sie nicht allzu rosig beurteilen und nicht allzu hoffnungsfroh in die Zukunft schauen darf, wenn nicht großzügige Maßnahmen erfolgen. Jedenfalls wird jeder eine gute Anstalts- einer schlechten Familienerziehung vorziehen. Große Werte stehen auf dem Spiel; möchten die berufenen Vertreter in Reich und Staat sie erkennen und sich ihrer mit dem Ernste und dem Nachdruck annehmen, den eine so bedeutsame Sache erfordert.

* * *

Von der Stelle, die uns die Anregung zu dem Aufsatz „Auffüllung der Schatzkammern deutschen Volkstums“ gab, wird uns dazu geschrieben: Daß ein so erfahrener und angesehener Mann wie Oberbürgermeister Maß meinen Vorschlägen zustimmt, ja, ohne daß ich es gewußt hätte, schon die gleichen Anregungen gab, ist mir eine wertvolle Bestätigung, daß meine Gedanken richtig sind. Inzwischen ist die russische Drohung gekommen, den slawischen Wanderarbeitern die Grenze zu sperren. Ob diese Drohung wahrgemacht wird oder nicht, im Falle eines Krieges träte die Grenzsperrung von selbst ein — wir könnten unsere Felder nicht mehr abernten. Da sehen wir schon, wie abhängig wir von einem fremden Staat und Volkstum geworden sind; wir wandeln am Abgrund und wissen es nicht! Es handelt sich nicht nur darum, daß die Landwirtschaft deutsche Arbeitskräfte bekommt; es handelt sich um die Sicherung der Volksernährung und der Kraftquellen unseres Volkstums, die auf dem Lande liegen. Die gesunden Blutströme, die von dorther unser Volk durchströmen, dürfen nicht versiegen. Ein gesunder Volkskörper will auch wachsen, — wir müssen unsere Siedelung ausdehnen in fremdes Volkstum hinein. In den Weslslawen steckt soviel von unserm Blut, das einst entdeutscht wurde, das muß wieder eingedeutscht werden. Aber das kann nur geschehen, wenn wir deutsche Siedler in jene Landstriche setzen. Sonst werden wir in der Mitte Europas zuletzt eingeschnürt, bis uns der Atem vergeht. Schon ist das Slawentum in stillen Wanderungen über die Oder vorgedrungen und strebt der Elbe zu — man sehe nur in unsere Dörfer hinein! In Westfalen haben wir eine polnische Insel. Rüsten wir uns zum Gegenstoß. In einem Punkte allerdings habe ich gegen die Vorschläge des Herrn Oberbürgermeisters Maß Bedenken: in Hinsicht auf die Urbarmachung von Mooren und Ödländereien. Wenn wir Neuland brauchen, sollen wir es an den Grenzen unseres Volkstums suchen. Wir brauchen dringend ein großes Stück ungebrochener Natur in unserm Vaterlande und dürfen in der Urbarmachung kaum noch weiter gehen. Unsere Wälder werden immer mehr zu großen Baumschulen, unsere einst so schönen Flußläufe macht man zu Kanälen; Tier- und Pflanzenwelt werden in der Folge immer ärmer — es schwindet die Schönheit aus der Welt. Wer erlebt denn noch die Schauer der Einsamkeit? Ein paar Naturschutzparke können uns keinen genügenden Ersatz geben, so lobenswert der Gedanke ist. *Mit der Erstarrung der Natur muß auch die deutsche Seele erstarren.* Aus der Natur quellen die Kräfte unserer Seele. Darum soll man uns die Stätten der Einsamkeit lassen. Man muß auch Gedanken furchtlos ins Auge schauen. Gewöhnen wir uns an den Gedanken, daß wir die Grenzen unseres Volkstums erweitern müssen! Das deutsche Volk soll Hammer, nicht Amboß sein!

Aus der Ostmark

Von Professor Fritz Braun, Graudenz

Meine Schülerzeit verlebte ich in den achtziger Jahren des letzten Jahrhunderts in der guten, alten, deutschen Hansastadt Danzig. Da bekam der Knabe von den Polen und der Polenfrage nicht allzuviel zu hören. Aber dennoch konnte es ihm nicht völlig entgehen, daß zwei Nationen auf die Ostmark Anspruch machen. Der eine Zweig unserer Sippe ist katholisch. Die Familien, die zu ihm gehören, hatten bis zur Mitte des Jahrhunderts in Schwetz gewohnt. Von dort waren dann die einen nach Danzig, die anderen nach Posen gezogen. Während sie sich in der Warthestadt nach wie vor zu den Polen hielten, verloren sie in dem reindeutschen Danzig schnell die polnische Sprache und das polnische Volksbewußtsein. Ein Vetter, der katholische Theologie studierte, schwärmte wohl noch mitunter von dem „edlen Volke" der Polen und seinen großen Dichtern. Damit wollte sich aber wenig reimen, daß er von Hause aus kein Wort polnisch verstand und von den gerühmten Dichtern wenig mehr als den Namen kannte. Die paar Hundert Polen, die es damals in Danzig gab, gehörten, von den Korrespondenten der großen Getreidehandlungen abgesehen, fast ausschließlich den ärmeren Schichten der Bevölkerung an und hielten schon aus wirtschaftlichen Gründen mit dem Bekenntnis ihres Volkstums vorsichtig zurück. Jahr und Tag setzte ich einen alten, jovialen Haarkünstler in Nahrung, ohne zu wissen, daß er durch und durch Pole war. Nicht allzuselten kamen auch Ehen zwischen protestantischen Arbeitern und katholischen Polinnen zustande. In den Fällen, die mir gewärtig sind, hielten sich deren Kinder trotz ihres katholischen Bekenntnisses von den Landsleuten ihrer Mutter fern. Viel mehr bekamen wir auf den Wochenmärkten von den Kassuben zu sehen und zu hören, die ihre ländlichen Erzeugnisse in Danzig zu Markte brachten. Diese Naturkinder betrachteten aber die deutschen Städter mit ähnlichen Gefühlen wie der weiße Australier die Wilden im Busch. Würde man damals, wie das neulich allen Ernstes geschehen ist, Danzig als die Hauptstadt der Kassuben bezeichnet haben, so hätte man den Witz für viel zu schlecht gehalten, um darüber zu lachen.

Wenn ich mich damals in Büchern über die völkischen Zustände meiner weiteren ostmärkischen Heimat aufzuklären suchte, so traf ich immer wieder auf Darstellungen, die in jener Zeit schon längst nicht mehr stimmten. Man stellte mit Befriedigung fest, daß die Aufstände der Polen gegen die preußische Regierung erfolglos geblieben waren und pries wohl gar die Tapferkeit, die der polnische Soldat in Frankreich gezeigt hatte. Im übrigen hob man hervor, daß der Deutsche von diesem Volke wenig zu befürchten habe, da ihm ein bürgerlicher Mittelstand fehle und der Bauer, voll freundlicher Gesinnung gegen den Staat, der ihn von der Knute des Magnaten erlöst habe, sich von allen politischen Umtrieben fernhalte. Auf diesen Ton waren die meisten Schriften gestimmt, die in den siebziger Jahren herauskamen. Aber schon damals hatte das alles höchstens für eine Zeit Geltung, die schon ein Menschenalter zurücklag, für jene Tage, da noch der Adel, geleitet und begeistert von dem polnischen Zentralkomitee in Paris, die Leitung der nationalen Bewegung allein in der Hand hatte. Inzwischen war man aber schon längst zu der Überzeugung gekommen, daß die Sensenmänner keine Aussicht hätten, der preußischen Regimenter Herr zu werden. Die Losung lautete daher nicht mehr „Kampf", sondern wirtschaftliche Arbeit. Enrichissez vous predigte man den Bürgern und Bauern. Man brachte sie zu der Erkenntnis, daß jener Boden, den die Polen als

ihr Vaterland beanspruchten, ganz von selber polnisches Land werden müsse, wenn sie ihn im wirtschaftlichen Kampfe eroberten und den Deutschen mehr und mehr aus jenen Gebieten verdrängten, in die er einst von polnischen Königen und Großen um seiner wirtschaftlichen und kulturellen Überlegenheit willen hineingerufen worden war. Schon längst waren die polnischen Bauern und Kleinbürger nicht mehr mit ihren Vätern zu vergleichen, die sich willenlos darein ergeben hatten, ihr Leben der Frohnarbeit für habsüchtige und eigenwillige Magnaten zu widmen, und sie verdankten die Erweiterung ihres Gesichtskreises nicht zum mindesten dem Umstande, daß man ihnen schier mit Gewalt die Segnungen einer besseren Volksschulbildung verschafft hatte. Während vordem die Leitung der nationalen Angelegenheiten in den Händen des Adels gelegen hatte, bildete sich nun mehr und mehr eine starke polnische Demokratie heraus. Sie bestand aus fleißigen Bauern und regsamen Kleinbürgern und erhielt in Kleinbürger- und Bauernkindern, denen durch nationale Stipendienkassen, vor allem durch die Zuwendungen des 1840 gegründeten Marcinkowski-Vereins der Weg zur Advokatur und ärztlichen Praxis gebahnt worden war, geschickte und begeisterte Führer. Daneben stellte auch der Klerus manchen Rufer im Streit, doch erweckt es nicht selten den Anschein, als ob die Geistlichen die demokratische Bewegung nur deshalb gefördert hätten, um nicht allen Einfluß auf das Volk einzubüßen. Recht oft kamen grade für die Geistlichen praktische Gesichtspunkte in Frage, die von ihnen möglichst große Zurückhaltung forderten, wie z. B. der Umstand, daß eine ansehnliche Zahl der besten Pfarrstellen von der Regierung vergeben wird. So hörte ich noch in allerjüngster Zeit, daß ein neu gegründeter katholisch-polnischer Arbeiterverein den Dekan vergeblich ersucht hatte, ihm einen Kaplan zum Vorsitzenden zu verschaffen. Keiner der jungen Geistlichen wollte vor die Bresche treten, und schließlich mußte man sich wohl oder übel mit einem Rechtsanwalt als Vereinsleiter zufrieden geben.

Die nationale Begeisterung erwies sich auf der polnischen Seite als ein starker Antrieb, die Hände im wirtschaftlichen Kampfe zu rühren. Der Begriff „polnische Wirtschaft" hatte für den Bauernstand bald nur noch historische Bedeutung, und da die meisten Sachsengänger und ein großer Teil der aus Westdeutschland zurückkehrenden Fabrikarbeiter ihre Ersparnisse in Grund und Boden anlegten, zeigte sich bald zum Schrecken der Regierung, daß die Vermehrung der Polen die der Deutschen überflügelte.

Es fragte sich nun, wie man der Gefahr, daß die Polen tatsächlich mitten im Frieden den größten Teil Posens und Westpreußens in polnisches Land verwandelten, wirksam zu begegnen vermöchte. Da man die polnischen Einwohner nicht aus dem Lande vertreiben konnte, mußte man sich damit begnügen, auf alle Weise für die Vermehrung und wirtschaftliche Stärkung der ostmärkischen Deutschen zu sorgen. Schon 1848 hatten die deutschen Einwohner der Provinz Posen sich tatkräftig und erfolgreich gegen die verblendete Absicht gewehrt, ein Gebiet, in dem beinahe ebensoviel Deutsche wie Polen wohnen, mit polnischer Selbstverwaltung zu beglücken. Solange in der Ostmark etwa die Hälfte der Bewohner aus selbstbewußten und wirtschaftlich tüchtigen Deutschen besteht, können auch die Polen nicht daran denken, diese Landesteile aus dem preußischen Staatsverbande loszulösen.

Um dieses Ziel zu erreichen, begann im Jahre 1886 die Ansiedlungskommission ihre Tätigkeit, durch die allmählich rund 500 000 Hektar, d. h. etwa der zehnte Teil der beiden Provinzen, mit deutschen Bauern und Landarbeitern besetzt worden sind. Man machte es sich von vornherein zur Aufgabe, etwa 40 000 Bauernfamilien im Lande anzusetzen, eine Zahl,

die groß genug ist, um ein erdrückendes Übergewicht der Polen zu verhindern. Wenn die Ansiedlungskommission ihre Tätigkeit noch etwa zwei Jahrzehnte in alter Weise fortsetzt, könnte der Plan auch in vollem Umfange verwirklicht werden.

Von dem Begriff des Nationalitätenkampfes in der Ostmark bildet sich der „Deutsche im Reich" vielfach ganz falsche Vorstellungen, handelt es sich doch in der Ostmark weniger um das erbitterte Ringen zweier Volkshaufen als vielmehr um die wetteifernden Bemühungen der beiden dort eingesessenen Völker, das wirtschaftliche Übergewicht in dem Lande zu gewinnen. „Werden wir besser, gebildeter und wohlhabender als die Deutschen sein, so werden wir Herren in Posen" hatte dereinst Graf Raczynski seinen Landsleuten zugerufen; eine ähnliche Aufforderung wird auch immerdar die Losung der Deutschen bleiben müssen. Mit Recht hob auf der letzten Vertreterversammlung des Ostmarkenvereins in Danzig der Professor Hofmann hervor, es sei das Verhängnis der Deutschen im Lande, daß sie sich nicht bedroht fühlen, weil sie auf die Hilfe der Regierung vertrauen.

Preußische Staatsbürger polnischer Abstammung ihrem Volkstum und ihren politischen Hoffnungen abtrünnig zu machen, wird immer nur in einzelnen, ziemlich belanglosen Fällen gelingen, und mit maßlosem Schimpfen auf die Gegner, deren Gedanken und Hoffnungen dem Deutschen, welcher sich seiner völkischen Pflichten bewußt ist, zum mindesten verständlich sein müssen, legen wir keine große Ehre ein. Auch die Bemühungen, die Polen durch Befehdung im wirtschaftlichen Leben zu schädigen, versprechen nur wenig Erfolg; oft veranlaßt schnöde Selbstsucht die Wettbewerber dazu, sich gegenseitig nationalpolnische Gesinnung vorzuwerfen. So wurde noch kürzlich hier in Graudenz ein Gewerbetreibender als Pole verschwärzt, dessen Sohn die Farben der deutschen Burschenschaft trägt. Er hatte aber das Unglück, Polakowski zu heißen; jener polnische Friseur in Danzig, von dem ich eingangs sprach, hieß Kreutz; zwei Zeichen, wie wenig hier im Grenzgebiet von den Namen der Leute auf ihre nationale Haltung geschlossen werden darf.

Anstatt zu solchen Mitteln unsere Zuflucht zu nehmen, wollen wir uns lieber bemühen, schon der deutschen Jugend in der Ostmark ein Verständnis dafür beizubringen, daß sie im Feldlager geboren ist und die sittliche Pflicht hat, Körper und Geist für den Kampf um die Heimatserde zu stählen, in dem schlichte, tüchtige Arbeit die wichtigste Waffe ist. Nicht ohne Neid macht der Lehrer bei uns recht häufig die Bemerkung, daß die polnischen Gymnasiasten mit Bewußtsein alle Kräfte zusammennehmen, um ihr Ziel zu erreichen. Sie fühlen sich sozusagen als Beauftragte ihres Volkes, während die deutschen Mitschüler nur selten eine rechte Vorstellung davon haben, daß wir Ostmärker in einem ganz besonderen Sinne zum Kämpfer geboren sind. Diese Gleichgültigkeit erklärt sich nicht zum wenigsten daraus, daß die sozial höher stehende Schicht der größeren Städte in Westpreußen durchgängig, in Posen zum guten Teil Deutsch geblieben ist. Was weiß der Danziger Gymnasiast davon, daß der Boden, auf dem er lebt, in völkischer Hinsicht gefährdet ist? Selbst in Graudenz und Thorn kommt ihm das gar nicht so recht zum Bewußtsein, obgleich dort die Zahl der Polen erschreckend rasch zunimmt. Da sie noch überwiegend zur Arbeiterbevölkerung gehören, blickt man auf sie herab wie auf eine tiefer stehende Rasse, die für alle Zeit zu körperlicher Arbeit verurteilt ist, ohne zu bedenken, daß infolge der modernen Bildungsanstalten der Sohn des Erdarbeiters nur allzuleicht zum kleinen Handwerker, der Sohn des Kleinbürgers zum Kaufmann, Arzt oder Advokaten wird.

Immerhin ist es tröstlich zu wissen, daß die Entwickelung des polnischen Bürgerstandes mit der der Bauern nicht gleichen Schritt gehalten hat, und daß die größeren Städte auch heute noch Mittelpunkte deutscher Bildung bedeuten. Um diesen Zustand zu erhalten, müssen wir schon bei der Jugend der Heimatsflucht der Ostmärker entgegenarbeiten und in ihr ein Gefühl für die Verpflichtung erwecken, auf dem gefährdeten Boden, wo sie das Licht der Welt erblickten, auch auszuharren. Daß jemand in die Fremde zieht, um einen weiteren oder höheren Wirkungskreis zu gewinnen, ist verständlich und verdient unter Umständen sogar Lob; wer aber um äußerer Annehmlichkeiten willen, nur wegen des modernen Landes, den der Oberflächliche für Kultur hält, der gefährdeten Heimat den Rücken kehrt, verdient, als ihr Verräter gebrandmarkt zu werden. Das Verhältnis des Menschen zum Boden ist in den letzten Menschenaltern ein anderes geworden; leichter als vordem löst er sich von der Scholle los und strebt über weite Erdstrecken hinweg zu den Stätten, wo er sich höheren Lohn verspricht. Man kläre sich nur einmal darüber auf, einen wie kleinen Bruchteil der Bevölkerung in den westdeutschen Industriegebieten und in Groß-Berlin die dort gebürtigen Menschen bilden. Allerdings verkündet eine billige Weisheit, der Zusammenhang mit dem Boden habe heute nicht mehr dieselbe Bedeutung wie in vergangenen Jahrhunderten. Demnach bedeuten für unser Volk die Millionen, die sich in Westdeutschland auf wenige Quadratkilometer zusammendrängen, viel mehr als die Hunderttausende, die sich im Osten über weite Erdräume verteilen. Wir vermögen diesen Schlüssen nicht beizupflichten. Der Kampf der Völker ist in erster Linie ein Kampf um Raum, und jedes qkm, das das Deutschtum in dem alten Kolonialande des Ostens aufgibt, bedeutet für uns eine wesentliche Machteinbuße, mögen sich die Arbeiterheere des Westens auch noch so rasch vermehren.

Der Ostmärker hat sich daran gewöhnt, daß alle paar Jahre irgend eine Broschüre unter Titeln wie „Die polnische Frage gelöst“ erscheint und neue Maßregeln zur Germanisierung des Ostens anpreist. Doch dieses Völkerringen ist keine kurze rauschende Ballade, sondern ein unendlich langes, schlichtes Epos, zu dem der Pflug, der knirschend den Feldstein streift, und die Säge, die sich stöhnend durch den Kiefernstamm zwängt, die Musik machen. Leider müssen wir nach wie vor damit rechnen, daß wir bei der Arbeit auf wenige, langsam wirkende Mittel angewiesen sind. Mit einem starken Zustrom deutscher Arbeiter nach der Ostmark könnten wir nur dann rechnen, wenn ihnen dort günstigere Erwerbsmöglichkeiten geboten würden als in der westlichen Hälfte des Staates. Das erscheint aber zur Zeit als völlig ausgeschlossen. Selbst wenn der Staat selber den größten Teil seiner Betriebe in die Ostmark verlegen wollte und die beste Absicht hätte, nur deutsche Arbeiter in ihnen zu beschäftigen, würde das Ergebnis den Erwartungen wohl nicht entsprechen. Jene Bodenständigkeit, die man dem deutschen Volke grade in der Ostmark wünschen muß, zeigt heutzutage nur noch eine mit der Scholle fast unlösbar verknüpfte Bauernschaft. Deshalb ist der Staat mit seiner Ansiedlungstätigkeit auch sicherlich auf dem rechten Wege, und wenn Gott unsere Ostmarkenpolitik in den nächsten Jahrzehnten vor gefährlichen Schwankungen bewahrt, wird das Deutschtum auf dem flachen Lande seine augenblickliche Stellung zum mindesten verteidigen können. Und auch in den Städten brauchten wir den polnischen Wettbewerb nicht zu fürchten, wenn es uns glückte, der heranwachsenden deutschen Jugend jenes völkische Pflichtbewußtsein beizubringen, dessen sich die polnischen Jünglinge schon längst rühmen dürfen. Auf dieses Ziel hinzustreben sind vor allem die deutschen Lehrer der Ostmark berufen, und sie könnten es

erreichen, ohne die Schulzimmer mit widerwärtigem Keifen zu erfüllen. Von dem öden Schelten und gehässigen Herabsetzen des Gegners, das in Gebieten völkischen Kampfes nur allzuleicht Platz greift, halte ich nicht viel, empfand es ein ritterlicher Mann doch immer als Vorzug, wenn er den Feind, den niederzuringen ihm Wunsch und Pflicht war, trotzdem noch achten durfte. Ob wir aber das eben angedeutete Ziel planvoll verfolgen werden? Leider Gottes liegt es nur allzutief in der Art des Deutschen begründet, daß er jedes Hervorkehren und Betonen seiner nationalen Eigenart und seiner völkischen Pflichten schon als Vergewaltigung des Nachbarn auffaßt. Das sind aber Anschauungen, die auf gefährdetem Kolonialboden nachdrücklich bekämpft werden müssen. Außerdem hätten wir von den Polen schon längst lernen sollen, daß es in der vielumstrittenen Grenzmark eine Ehrenpflicht der geistig und sozial Höchstgestellten ist, die Führung der Volksgenossen zu übernehmen und in ihnen das Bewußtsein ihrer völkischen Aufgaben zu erwecken und zu stärken. Nur dann vermögen die Deutschen der Ostmark der slavischen Flut erfolgreich zu widerstehen, wenn die verschiedenen Stände der Volksgenossen nicht gleichgültig oder gar mißgünstig nebeneinander stehen, sondern selbst der Geringste einsieht, daß sich die Besten als seine Landsleute und Volksgenossen fühlen. „Stark sein" sollte hier „Führer sein, Helfer sein" heißen. Noblesse oblige ist ein welsches Wort, aber dennoch hat es schon dem Leben manches trefflichen Deutschen den Weg gewiesen und das Ziel gezeigt.

Die Erziehungsfrage in Elsaß-Lothringen

Von Rektor E. Hauptmann, Straßburg i. Els.

Altdeutschland sieht heute Elsaß-Lothringen nur noch unter dem Gesichtswinkel von „Zabern". Überfälle auf deutsche Soldaten und Unteroffiziere, unflätige Verhöhnungen und Beschimpfungen des militärischen Ehrenkleides, Straßenaufläufe, gröblichste Verletzung der soldatischen Gehorsamspflichten durch die Elsässer, so und vielleicht noch schlimmer heißen die Schlagworte, mit deren Hilfe sich der Fernerstehende ein Bild der Zustände im Reichslande zusammensetzt. Hier ist nicht der Ort, Ereignisse zu erörtern, die hochpolitische Bedeutung haben, und denen nur durch politische Maßnahmen beizukommen ist. Aber auf einen besonderen Ton aus dem bunten Stimmengewirr derer, die über Recht oder Unrecht von Militär und Bürgerschaft stritten, ist hinzuweisen, auf einen Ton, der entweder ganz überhört oder falsch gedeutet wurde. Dieser Ton kam aus der Seele eines Stammes, der nach der hellen Erkenntnis seiner Eigenart mit gebundenen Sinnen ringt, der sich und seine Wesensart mißversteht und daher in den Ausdrucksmitteln sich vergreift, wenn er seine Eigenart darstellen will.

Weil die Erkenntnis dieser Sachlage die Voraussetzung für jede Arbeit im Dienste des deutschen Gedankens auf dem vielumkämpften elsässischen Boden bildet, muß genauer darauf eingegangen werden. Die Elsaß-Lothringer haben mit außerordentlicher Empfindlichkeit geantwortet auf Beleidigungen, die einzelnen elsaß-lothringischen Soldaten im Dienste widerfahren sind. Man hat diese Empfindlichkeit übertrieben, krankhaft genannt. Allein man bleibt an der Oberfläche haften, wenn damit die Sache abgetan sein soll.

Wer vorurteilslos prüft und seinen eigenen Parteistandpunkt für einen Augenblick verlassen kann, wird erkennen: Es kam in aller lauten und oft maßlos übertriebenen Entrüstung ein geheimes Sehnen, eine innere Unsicherheit, eine uneingestandene Furcht zum Vorschein. Das geheime Sehnen sprach daraus, die Empfindung einer elsaß-lothringischen seelischen Besonderheit, des Andersseins als die übrigen in möglichster Stärke zu erleben; die Unsicherheit und die Furcht sprechen mit, die andern könnten vom Vorhandensein dieser Besonderheit nicht stark genug überzeugt sein. Es

sprach daraus die ganze Unklarheit eines Stammes, dessen Selbstbewußtsein geweckt ist, vielleicht auch gewaltsam wach gepeitscht wurde, der aber noch nicht weiß, worauf er dieses Selbstbewußtsein sicher gründen und ruhen lassen soll. Der Elsässer glich da dem jungen Menschen, dem ein großes Kraftgefühl die Seele schwellt, dem Gebärden und Worte daher breit und wuchtig werden, der aber die Größe und die Grenzen seiner dunkel gefühlten Kraft noch nicht in eigenen Taten anschauend erlebt hat.

Dieses Kraftgefühl ist an sich eine erfreuliche Erscheinung. Nur geht es nicht an, es als Beweis für die deutsche Eigenart des Elsässers auszugeben, wie man wohl versucht hat. Auf den Inhalt, auf die Vorstellungen und Empfindungen, die sich infolge äußerer Einwirkungen und daraus hervorgehender innerer Erlebnisse damit verknüpfen, kommt es allein an. Von diesem Punkte aus gewinnt die Erziehungsfrage in Elsaß-Lothringen eine nicht hoch genug zu wertende Bedeutung.

Lange vor „Zabern" haben unsere Französischgesinnten mit scharfen Augen die entscheidende Wendung in der Entwickelung des elsaß-lothringischen Volkes erkannt. Sie haben eingesehen: Die Zeit des dumpfen, stumpfen, teilnahmslosen Dahinlebens ist für den Elsaß-Lothringer vorbei. Er ist wach geworden. Er fängt an, sich als Eigener zu empfinden und zu erkennen. Nur darüber ist er noch im unklaren, worin denn eigentlich seine besondere Wesensart zu suchen sei. Mit der Behendigkeit und Zielsicherheit, die einen Vorzug des französischen Wesens bildet, haben die Franzosenfreunde allerlei geheime Kanäle geöffnet, durch die der Geist sickert, den man jenseits des Rheins und der Vogesen so oft fälschlicherweise im Volke schon voll entwickelt wähnt, der Geist der Liebe zu Frankreich, der Geist der Anbetung französischer Kultur, französischer Größe. Solche Kanäle sind die zahlreichen, ganz und gar unpolitischen Vereine, die cercles, die associations, clubs und ligues. In den Frauen haben diese Vereine ihre besten Stützen, ihre mächtigsten Förderinnen. Kein Preßgesetz und kein Vereinsgesetz, kein Ausnahmegesetz kann vorläufig diese geschickt und vorsichtig angelegten Unternehmungen fassen.

So sucht man dem elsässischen Kraftgefühle einen fremden, dem elsässischen Wesen durchaus fremden Inhalt zu geben. Ob diese Versuche Erfolg haben oder nicht, hängt ganz von der deutschen Gegenwirkung ab.

Die hat nun mit der Einverleibung Elsaß-Lothringens in den deutschen Staatenverband sicherlich begonnen. Die Entwickelung unseres Stammes zum Selbstbewußtsein ist die Folge der Zugehörigkeit zu dem bundesstaatlich eingerichteten Deutschen Reiche. Aber nur den Anstoß konnte das Reich geben, den Inhalt muß Elsaß-Lothringen selber finden, und diesen Inhalt kann nur die Geschichte liefern, muß die Geschichte liefern. Sonst sucht ihn die Menge in allerhand Äußerlichkeiten und Nichtigkeiten: Im heimischen Platt, das auch in bester Gesellschaft und bei voller Beherrschung des Hochdeutschen festgehalten wird, im Französischsprechen, in den clairons, Käppis und anderen Kindereien, und wenn's gar nicht weiter langen will, in Schimpfereien oder albernen Witzeleien über die „Schwowe". Es bezeichnet schon eine verhältnismäßig höhere Stufe, wenn jener Inhalt in der Verfolgung wirtschaftlicher Sonderinteressen gesucht werden kann, in der Verfolgung von Interessen, die den Gegensatz zu Preußen beispielsweise in sich tragen. Dieser Gegensatz wird oft auch von solchen begierig aufgegriffen, die sich sonst um allgemeine Angelegenheiten wenig graue Haare wachsen lassen; aber hier fühlen sie den Inhalt ihres Eigengefühls reicher werden, fühlen sie sich elsässischer, lothringischer.

Gewiß ist es schwer, im Bewußtsein des einfachen Mannes geschichtliche Erinnerungen einer ferneren Zeit so fest zu verankern, daß sie sein Wesen, seine Lebensäußerungen beeinflussen. Die Arbeit muß aber in Angriff genommen werden, muß um so entschiedener und schneller in Angriff genommen werden, als die Vertreter der französischen Idee mit wahrhaft heißem Bemühen die Geschichte, wie sie sie meinen, ins Volk hineinzutragen suchen. Hier arbeiten die literarischen Vereine still und unbemerkt aber mit höchstem Nachdruck.

Man kann nicht sagen, daß das Deutschtum im Lande sich seiner Aufgabe ebenso unzweifelhaft bewußt geworden wäre.

Man liebt es in nationalistischen oder besonders „unentwegt" erscheinen wollenden Kreisen, von der harten, rücksichtslosen deutschen Faust, von der Verständnislosigkeit des Deutschen für fremde Gemütsregungen zu fabeln. Wer vorurteilslos urteilt, wird im Gegenteil finden, daß das Deutschtum im Lande auch nicht entfernt jene Entschiedenheit und Planmäßigkeit in

der Verbreitung seiner Art, in der Vertretung seiner Gedanken bisher gezeigt hat, die auch der Gegner bei den Trägern des französischen Ideals feststellen muß. „Wir rechnen nicht nach Jahren, sondern nach Menschenaltern", so kann man von deutscher Seite zur Entschuldigung wohl sagen hören. Nur schade, daß jedes Alter nicht nur wertloser Übergang sein will, sondern sich seinen eigenen Lebensinhalt zu erringen sucht, und daß es, solange es sich noch nicht über sich selber klar geworden, diesen Inhalt da nimmt, wo er ihm am verlockendsten und köstlichsten erscheint. Verlockend bietet ihn aber nur der Vertreter der französischen Idee, während der Deutsche sich gern ruhig zur Seite stellt und meint, die Leute müßten ganz von selber zu ihm kommen.

Die deutsche Aufgabe im Elsaß ist aber vorwiegend und in allererster Linie eine Erziehungsaufgabe. Sie verträgt kein langes Warten und kein geruhiges Rechnen nach Menschenaltern. Sie kann nur gelöst werden, wenn man dem heranwachsenden Elsaß-Lothringer das lebendige Bewußtsein vermittelt, eine Vergangenheit zu haben, die ausschließlich sein eigen ist, die ihm und keinem anderen sonst gehört, die den Glauben an die guten Kräfte in ihm selber erhöht und steigert, die sein Selbstgefühl stärkt und doch nicht die Spur einer Empfindung des Gegensatzes zwischen sich und den Deutschen der anderen Bundesstaaten aufkommen läßt. Die Geschichte, die ein derartiges Selbstbewußtsein mit Inhalt füllen könnte, ist vorhanden. Es muß auch anerkannt werden, daß den Eingewanderten das Hauptverdienst an ihrer Erforschung und Darstellung zukommt. Aber es dürfte doch dieser Darstellung ein beinahe unfaßbares Etwas fehlen, was ihr erst die lebenschaffende Wirkung zu verleihen vermag: der starke Grundton elsässischen, lothringischen Stammesbewußtseins, die unmittelbare, angeborene Liebe zum Lande. Das kann kein Vorwurf sein. Niemand ist fähiger, sich in fremde Gedankenwelten einzuleben und hineinzudenken als der Deutsche, und gerade der gebildete Eingewanderte hat genug Beweise dieser Fähigkeit abgelegt. Aber beim geborenen Elsässer und Lothringer käme doch noch etwas hinzu an Gefühlswerten, die der Altdeutsche von Hause aus nicht haben kann.

Die Masse der elsaß-lothringischen Bevölkerung hätte wohl den Zusammenhang mit ihrer deutschen Vergangenheit leicht gefunden, wenn es ihr nicht an den einheimischen Führern gefehlt hätte. In unserm Volke haben die politischen Verhältnisse eine besonders tiefe Liebe und Anhänglichkeit für die heimische Scholle ausgeprägt. Je mehr ihm das große Vaterland innerlich fehlte, je mehr ihm ein eigentlich elsaß-lothringisches Heimatbewußtsein in seiner Franzosenzeit abging, desto tiefer wurzelte es sich ein im Heimatorte. Das führte zwar sehr oft zum engen Kirchturmshorizonte. Allein darin lagen doch alle Ansätze bereit für eine seelische Entwickelung, in deren Verlauf jeder die Verbindung zwischen seiner so ganz deutschen Art und jener deutschen Vergangenheit gefunden hätte, wenn nicht die zum Führen berufenen, die obersten Schichten des elsaß-lothringischen Volkes, ganz im französischen Kulturideale befangen gewesen wären und noch befangen wären.

In die Lücke hätte der Volkslehrer, der Volksschullehrer springen müssen. Er, der neun Zehnteln des Volkes die Grundlagen ihrer geistigen und seelischen Form zu geben hat, hätte die Rolle des Führers übernehmen müssen, zu der er schon durch seine stärkere seelische Verwandtschaft mit der Masse des Volkes berufen ist. Er hat sie bisher nicht in vollem Maße übernommen, nicht übernehmen können. Denn er selber war und ist in seiner deutschen Vergangenheit noch nicht genügend daheim. Woran die Schuld liegt? Von Schuld im eigentlichen Sinne kann da gar keine Rede sein. Sein Bildungsgang ist bisher nicht derart, daß er sich leicht geistig auf eigene Füße zu stellen vermöchte. Die ihn erzogen haben, waren, ganz naturgemäß, zunächst und ausschließlich von der nur zu billigenden Absicht geleitet, ihn in lebendigen Zusammenhang mit deutscher Kultur, mit der großen deutschen Vergangenheit zu bringen. Daß dabei die Besinnung auf die elsaß-lothringische Eigenart, auf die eigene, deutsche Vergangenheit zu kurz kam, wer will darüber schelten! Das lag in der Natur der Verhältnisse, konnte gar nicht anders sein. So wurde der elsaß-lothringische Volksschullehrer bestenfalls zuerst — Deutscher und nur Deutscher, so blieben ihm Heimatsinn und Vaterlandsliebe lange zu sehr getrennte Welten.

Aber Notwendigkeiten der Vergangenheit werden Fehler, wenn sie auch in Zukunft bestehen bleiben. Jede Regierung und jede Partei, der es um die Durchsetzung des deutschen Gedankens in Elsaß-Lothringen ernst ist, muß in der Hinwirkung auf eine Erziehung des Volks-

schullehrers, durch die er von der elsässischen und lothringischen Heimatliebe her den Weg zur Liebe zum deutschen Vaterlande findet, ihre oberste und erste Aufgabe sehen.

Er muß diesen Weg zuerst selber gefunden haben, ehe er andere ihn führen kann. Tausende, die sich nach der Erlösung aus dem Zwiespalte sehnen, werden aufatmen, wenn sie lebendig erkannt und erfahren haben, daß deutsch fühlen und elsaß-lothringisch fühlen nicht Gegensätze sind. Die Meinung, daß deutsch sein Abfall von Stammesart bedeute, hält weit mehr Leute vom „Marsche über den Rhein" zurück als französische Erinnerungen oder französische Elemente in der eigenen Kultur.

Wenn erst in jedem elsaß-lothringischen Dorfe ein Mann wirkt, der sich eine Erziehung unserer Jugend in diesem Sinne zur Lebensaufgabe gemacht hat, werden die bisher führenden Schichten ihrer Stellung im Herzen des einfachen Mannes bald entsetzt. Dann erst findet Elsaß-Lothringen von selber die Kraft, sich der nationalistischen Hetzer sowohl als auch jener vorsichtigen, klugen Vertreter der französischen Idee zu entledigen.

Der politische Kampf soll nicht gering geachtet werden; er hat sein Gutes und schafft kleine Besserungen der Lage. Die Zukunft des Deutschtums in Elsaß-Lothringen beruht aber doch wesentlich auf der Art der Erziehung, die den Volksbildnern gegeben wird.

*

Das Jugendgeleitbuch*)

Dieses Buch ist von einer tiefgehenden, ja geradezu grundlegenden Bedeutung für das werdende Geschlecht. Franz Stassens Titel zeigt uns Walhall, den Hochbau deutscher Gedanken. Das ist ein treffliches Sinnbild; denn ein Führer in diesen Hochbau will Westerichs Buch sein. Hier sind viele Räume, hoch und stolz, voll edeler Zier und stiller Heimlichkeit. Dort Führer und Wächter zu sein, ist wahrlich eine ehrenvolle Aufgabe. Und mich will dünken, das Buch erfüllt sie. Es hat sich die besten Helfer in deutschen Landen erwählt. Bartels, Brunner, Driesmans, Höffner, Klingemann, Kossinna, Kotzde, Kuhlenbeck, Litzmann, Preuß, Richter, Rolfs, Wolf, das sind Namen, zu denen die deutsche Jugend Vertrauen hat. Wir sehen die Jugend auf dem Wege, den Hochbau deutscher Gedanken, Walhall, zu suchen. Alles, was da wandert und voll neuen Lebens sich regt, froh bewußt der starken Zukunftskräfte, es sucht und sucht. Diese Jugend ahnt ja in dunklem Regen, daß die deutsche Zukunft sie rufen wird. Doch nur wenigen ist dieser Ruf bewußt. Hier freilich erklingt er laut und stark. Darum wird sich die Jugend von diesem Buche leiten lassen. Denn des sind wir gewiß, wer von unsern Jungen und Mädeln zwischen 14 und 20 dies Buch erst einmal in die Hand nahm, der kommt nicht wieder von ihm los. Der hängt an ihm mit ganzer Seele, auch über die zwanzig hinaus. Hier wird nicht bloß gesagt, so sollst du sein, dies sollst du tun und jenes lassen; hier wird gezeigt: Das ist deutsch und deines Volkes Art, in Sage und Geschichte, in Dichtung, Kunst und Musik. Dies aber sind die Laster deines Volkes, vor denen sollst du dich hüten. Denn du, deutsche Jugend, sollst Riesenaufgaben vollbringen; eine eherne Zukunft wartet deiner. Mit frohem Staunen wird die Jugend vor diesem Buche erkennen, wie reich und stark und tief deutsche Art ist. Es will sie stolz machen auf ihr eigen, jenen Stolzes voll, der dem Edlen ziemt.

Der Gedanke der volksdeutschen Erziehung pocht immer lauter an die Pforten der Schulen. Ein neues Volksgefühl ist im Werden und fordert gebieterisch eine neue Einstellung der Erziehungsziele. Zwar sind noch viele Fragen ungeklärt, und andere wurden kaum klar gestellt. Allein dieses Jugendgeleitbuch will auch den Erziehern ein Wegweiser werden; denn wer es aufmerksam liest, dem erschließen sich neue Erkenntnisse und doch auch wieder neue Fragen, die Antwort heischen. Es ist eben in jeder Hinsicht ein zukunftsstarkes Buch. Aber das tritt alles so klar heraus, so schlicht und notwendig, daß man erkennt, es gibt keinen anderen Weg als den hier gewiesenen. Hier begegnet sich alles, was deutsch fühlt, enseits von Partei und Bekenntnis.

In wundervoll knapper und eindringlicher Art gibt Heinrich Wolf einen Überblick über die deutsche Geschichte. Sein Leitgedanke ist die Erhaltung und Durchsetzung des deutschen Volkstums. So läßt er vor der Jugend den Sinn unserer Volksgeschichte aufleuchten. Im Ausblick spricht er herzhafte Worte über Wanderpolitik,

*) Herausgeber Thomas Westerich. Preis in Ganzleinen geb. 5 M. Dieterichsche Verlagsbuchhandlung, Theodor Weicher, Leipzig.

Familie, Schule, Landwirtschaft und Wehrkraft, und hochverdienstlich ist es, wie er dem Leser zeigt, daß Deutschland größer ist als das Deutsche Reich.

Die Verdienste Gustaf Kossinnas um die deutsche Vorgeschichte brauchen wir unseren Lesern nicht zu schildern — sie kennen sie. Daß er aber hier auch einmal zur Jugend spricht, scheint uns erfreulich.

In das Reich altgermanischen Glaubens und Lebens führt Theobald Bieder. Eine Wanderung durch deutsche Heimat unter dieser erfahrenen Leitung wird unsere Jugend sehend machen.

Generalleutnant Litzmann, der verdiente ehemalige Direktor der Kriegsakademie, spricht von der deutschen Wehrmacht und der Weltnotwendigkeit deutsch-germanischer Kulturerhaltung. Schon die Zusammenstellung im Titel bedeutet ein Programm, das ganz dem unseren entspricht. Wir danken es Litzmann, daß er ein Gedicht des Schweizers Heinrich Leuthold anführt, das dieser am Ende des deutsch-französischen Krieges schrieb. Wir wollen es auch hier wiedergeben:

Nicht des Geistes, sondern des Schwertes Schärfe
Gab Dir alles, wiedererstandenes Deutschland:
Ruhm und Einheit, äußere Macht und Wohlfahrt
Dankst Du dem Eisen!

Laß die Harfen tönen zu Siegesgesängen;
Aber halte mitten im Jubel Wache!
Unter Lorbeerzweigen und Myrthenreisern
Trage das Schlachtschwert!

Meine Mahnung wird erst der Enkel segnen,
Wenn er unverdrossen die Waffen wahrte,
Menschenalter hin, bis es ihm obliegt, im
Weltkrieg zu siegen.

Litzmann gibt ein Bild der deutschen Wehrmacht; aber mehr noch zeigt er den Geist, der sie beseelen muß, wenn sie im künftigen Weltkriege siegen will. „Wichtiger als die wissenschaftliche Bildung eines Volkes ist im militärischen Sinne der in ihm wohnende kriegerische Geist.“ Es ist gut, daß er der einseitigen Geltung des Wortes von dem preußischen Schulmeister, der Königgrätz gewonnen, ein Ende macht. Andererseits aber sei an das Wort des preußischen Edelmannes Eberhard von Rochow erinnert: „Wie, meine Herren, sollte mit diesen Leuten, sollte mit Soldaten, die auf diese Art klug wären, sich nicht gut marschieren und ein Feldzug tun lassen? Ich dächte es wohl.“ Eine gute Bildung in einem kriegerischen Volke sollte das Ziel der Erziehung sein, dann wird das deutsche Volk bestehen, darin glauben wir uns mit Generalleutnant Litzmann einig.

In Hauptmann Preuß ist eine außerordentliche Spannung des Gefühls, der den Jugendlichen wie überhaupt jeden warmherzigen Menschen unwiderstehlich mit sich reißt. Wie schildert er Bismarcks Erkenntnis seiner Zeit und ihrer Notwendigkeiten! Wie legt er klar, daß Bismarck 1866 das Werk Friedrichs des Großen vollendete, um nun sein deutsches Volk, dessen Träume er in kluger Erkenntnis des Notwendigen gedämpft hatte, neuen, großen Zielen zuzuführen. Wie trifft uns Treitschkes Wort, das Preuß anführt: „Kein Volk hat besseren Grund, das Andenken seiner hart kämpfenden Väter in Ehren zu halten, und kein Volk, leider, erinnert sich so selten, durch wieviel Blut und Tränen, durch wieviel Schweiß des Hirns und der Hände ihm der Segen seiner Einheit geschaffen wurde.“ Bismarcks, des Tatmenschen, Demut vor Gott gegenüber Napoleons, des Gewaltmenschen, Stellung außerhalb jeder sittlichen Ordnung, wie ist das herausgearbeitet! Und von Bismarck leitet er dann über zu den ehernen Zukunftszielen. Ostmark, Grenzwacht gegen die Slawenvölker, Innensiedlung, deutsche Weltmacht, das ist alles scharf umrissen. „Immer klarer wird es, daß es hohe Zeit ist, die Deutschen in Österreich gegen das slawische Vordringen zu unterstützen. Sie kämpfen einen schweren Kampf in Böhmen und Siebenbürgen; wenn sie unterliegen, fällt eine Schutzmauer.“ Deutsche Jugend, hier hörst du deine eherne Zukunft klingen!

Thomas Westerich spricht vom Wesen des Deutschtums und seiner Stämme; er zeichnet uns ein Bild vom Abstieg des Deutschtums in den letzten vierzig Jahren. „Der deutsche Verfall“, sagt Adolf Bartels. Ein Wort von Friedrich Hebbel wird angeführt, das allen Weltbürgern brennend vor die Augen geschrieben werden sollte: „Es ist möglich, daß der Deutsche noch einmal von der Weltbühne verschwindet, denn er hat alle Eigenschaften, sich den Himmel zu erwerben, aber keine einzige, sich auf der Erde zu behaupten, und alle Nationen hassen ihn, wie die Bösen den Guten. Wenn es ihnen aber wirklich gelingt, ihn zu verdrängen, wird ein Zustand entstehen, in dem sie ihn wieder mit Nägeln aus dem Grabe kratzen möchten.“ Wir wünschten, in einer zweiten Auflage ginge Westerich auch auf die Siedlungsgeschichte ein und belehrte uns über die Herkunft

und Entstehung der deutschen Stämme, wie er das schon bei dem Werden des Preußentums tut.

Der Anrede Luntowskis an die Jugend „Werdet Menschen!“ wünschten wir mehr Kürze, damit sie straffer würde. Er weiß der Jugend einen guten Führer: Friedrich den Großen, und da wird man sein Wort recht verstehen: „Wie kann einer unter euch sein, der nicht unablässig das Mahnen und Eifern zum Sieg in sich spürte; tief und unauslöschlich eingeprägt in seine Seele ist ja das Bewußtsein, daß er dem Volke angehört, auf das sichtbar in dieser Zeit der Finger Gottes weist, mit der Mahnung: bei dir soll sich jetzt das Geschick der Welt erfüllen, dein Volk steht jetzt in der vorderen Reihe; es soll die Entartung dieser greulichen Zeit als eine Heldenschar der ganzen Menschheit bezwingen, da heißt es für einen jeden von euch: „siegen oder sterben!“

Friedrich Wilhelm Fulda spricht über das Jugendwandern und seine Bedeutung für Heimat und Volkstum. Wie das Volkslied wieder aufgewacht ist, das ist ja eines der Wunder unserer Zeit, ein freudiges Wunder. „Kennen lernen muß sich dies Volk, sonst stirbt es sich ab“, sagt Jahn, und dieses Kennenlernen besorgt der Wandervogel. Ein Wort vom völkischen Wandern hörten wir gern in einer neuen Auflage, wie Professor Keil fordert, daß die Jugend in bedrohte Deutschgebiete wandern soll, um das Ringen ihres Volkes zu erleben.

Von deutscher Körperzucht spricht Wilhelm Rolfs. In erfreulicher Weise lehnt er den internationalen Sport ab. Deutsche Kampfspiele fordert er. Wir meinen, was Jahn geschaffen hat, das ist so deutsch, gründlich und vielseitig, daß es immer die Grundlage deutscher Körperzucht bleiben wird. Ihre dringende Notwendigkeit aber möchten wir betonen. Wenn die Zerrüttung der körperlichen Kräfte so fortschritte, würden wir bald gesünderen, wenn auch tiefer stehenden Rassen erliegen.

Kuhlenbeck weist in seinem Aufsatze „Vom deutschen Recht“ auf das schöne Wort des Tacitus hin: „Bei ihnen vermögen die Sitten mehr als anderswo geschriebene Gesetze“. Es ist nach Kuhlenbeck nicht ganz richtig, vom römischen Rechte zu sprechen. Die Römer hatten ein lebendiges Recht, solange es noch ein eigentliches Römervolk gab. Sie waren geniale Rechtsempfinder. Wir aber nahmen das Recht aus der Zeit der Erstarrung und haben nun ein totes Paragraphenrecht. Wie lebendig dagegen das deutsche Recht ist, das beweisen die deutschen Rechtssprichwörter, die Kuhlenbeck anführt.

Klingemann (Glaube, des deutschen Herzens Bedürfnis und Kraft) spricht von der Gottinnigkeit der Mystiker, von Luthers mannhaftem Glauben, der ihn zum Kinde mit Kindern machte. Auch Schillers Idealismus preist er als Glauben, und er redet von den großen Männern des Freiheitskampfes, von Schleiermacher, Arndt und den Feldherren all, die rechte deutsche Gotteskinder waren. Er hat auch den Mut, zu sagen, daß Goethes Zweifeln an seinem Volke gegenüber dem Korsen ein Mangel gewesen sei an deutschem Glauben. Wie machtvoll spricht dagegen des deutschen Herzens Bedürfnis und Kraft aus dem Werke unserer Künstler, eines Johann Sebastian Bach, eines Dürer und Grien, eines Altdorfer und Cranach! „Träger all des Guten sollen wir sein, das Gott unserem Volke anvertraut hat, ein heiliges Erbteil unverkürzt für kommende Zeiten und Geschlechter bewahren.“ Wir wissen der Jugend keinen besseren Führer zum deutschen Glauben als diesen deutschen Gottesmann, der so gar nicht eng, der aber voller Tiefe ist. Mit diesem Führer wird die Jugend gehen.

Adolf Bartels ist der berufene Führer durch das deutsche Schrifttum. Er hat es verstanden, einen knappen und doch ausreichenden Überblick über dies weite Gebiet zu geben. Sein bleibendes Verdienst aber ist, daß er das Schrifttum auf die in ihm wirksamen völkischen Kräfte nachprüfte, ohne je dabei kleinlich zu werden. Mögen seine Feinde ihn noch so laut als einen Schulmeister ausschreien — wir kennen jene Kreise und wissen auch, daß es ein oft versuchtes, doch darum nicht weniger häßliches Mittel ist, den Führern zum Deutschbewußtsein irgend einen Makel anzuhängen, um so ihr den Fremdrassigen unerwünschtes Wirken auf das völkische Bewußtsein zu unterbinden. Nein, gerade weil Bartels einer unserer Vielumstrittenen ist, darum ist er uns wert. Allerdings hat er etwas Knorriges an sich wie jede deutschgewachsene Eiche; aber man mühe sich doch einmal, seinen Urteilen nachzugehen. Sie werden leicht das Gegenteil von Enge beweisen. Doch was mir wichtiger erscheint: Bartels hat Gedanken! Ein so fleißiger und gründlicher Arbeiter er ist, er ist doch kein Kärrner, sondern ein Baumeister. Unbefangene deutsche Jugend folgt ihm gern.

Kotzdes Aufsatz „Von der Herrlichkeit deutscher Malerei“ ist der umfangreichste des Buches. Man

spricht Kotzde eine große Wärme des Empfindens zu; aus dieser Wärme ist alles geflossen, was er über die Malerei sagt. Mit feinem Ahnen hat er das Neue erkannt, das da im Wandern werden will, und zur deutschen Kunst in Beziehung gesetzt Ebenso lebhaft aber betont er das Starke des Bismarckdeutschen, der unser aller Ziel ist und auch das der Jugendbewegung sein muß. Klar begründet Kotzde, daß alle germanische Kunst aus dem Seelischen kommt und daß die beste deutsche Kunst heut im Schatten steht, weil die Kunstkritik unserer Zeit einseitig von der Form ausgeht und unsere Kunst nicht zu werten vermag. Kotzde geht starken Herzens seine eigenen Wege, fernab den heute betretenen Kunstpfaden: Von den Jüngeren stellt er Schäfer, Böhle, Steppes und Stassen heraus. Er zeigt, wie Böcklin und Thoma Erfüller jahrhundertelangen Sehnens wurden, wie erst am Ende einer 500jährigen Entwicklung die germanisch-deutsche Götterwelt von unseren Malern gestaltet wurde. Man lese, wie er über Richter, Schwind, Friedrich, Runge spricht — wie sollte deutsche Jugend nicht mit heller Begeisterung zu unseren deutschen Malern eilen! Seine Gegner wollen es nicht wahrhaben, aber er ist einer der Führer gegenwärtiger Kunstpflege. Wie er neben Dürer und den Eycks Hugo van der Goes und den gewaltigsten aller Meister Matthias Grünewald herausstellt, wie er in die Welt der ältesten Meister liebevoll einführt, das alles auf knappestem Raume, das muß man selber nachlesen.

Arno Rentsch führt in das Reich deutscher Tonkunst ein. Wir wissen heute, dank Männern wie Fleischer, Pastor u. a., daß die Musik von den Germanen geschaffen wurde, lange ehe die griechische Kultur dem dunklen Schoße der Zeit entstaucht. Die Mehrstimmigkeit und die Wurzeln unseres Harmoniesystems sind Eigentum der Germanen.

Baumeister Wilhelm Schupp spricht über Bauen und Bauten in Deutschland. Er öffnet die Augen für das, was deutsche Baumeister schufen und noch schaffen. Wir meinen ja, daß dies Jugendgeleitbuch gerade der wandernden Jugend unendlich viel Anregung geben wird. Der Aufsatz von Schupp tut das in besonderem Maße.

Einer der gehaltvollsten Aufsätze des Buches ist der von Driesmans: „Wesenswerte und Rechtsgefühle in der deutschen Sagenwelt und Frühgeschichte." Hier ist gründliche Arbeit mit weittragenden Gedanken verbunden. Driesmans ist es gegeben, Zusammenhänge zu sehen, Verborgenes aufleuchten zu lassen. Er betrachtet das Hildebrandslied, die Frithjofssage, die Gudrunsage, das Nibelungenlied. Unter seiner Führung wird der Jugend der eherne Klang aus den alten Heldenliedern auftönen; Eisen ins Blut! „Nur aus dem peinigenden Bewußtsein seiner ganzen Niedrigkeit, Ohnmacht und Unfähigkeit heraus ist das moderne Geschlecht lüstern danach, die Riesengestalten seiner Urahnen zu erleben, ohne doch ihren wahren Anblick ertragen zu können, wenn sie ihm mit dem ganzen Grauen der schroffen Wirklichkeit ihrer furchtbaren, abgründig ragenden Gipfel entgegentreten." Aus der deutschen Frühgeschichte zeigt er das Übergerechtigkeitsempfinden der Germanen. „Eine Rasse, die aus dem Geiste höherer Gerechtigkeit heraus das Mark der eigenen Lebenskraft anzutasten wagt, diese und nur diese Rasse ist die germanische." Theoderich schonte den elenden Rassenabhub des Italiens jener Zeit, und sein Volk ging am Schlangenbiß zugrunde. Die Goten, die Vertreter edlen Ostgermanentums, wurden zerrieben, und die rohen Franken, vielleicht sarmatischen Bluteinschlags, wurden die Führer der Germanen. Was Theoderich an fremdem Blute versäumte, das tat Karl an germanischem, an den Sachsen.

Wenn unsere Rasse das Herrenrecht in der Welt fordert, wissen wir uns doch frei von hochfahrender Gesinnung. Die Kulturgeschichte lehrt, daß die Nordlandsöhne Träger des Höchsten sind; darum sollen sie um der Entwicklung des Menschengeschlechts willen auch Herren sein allerorten. Höchstem Rechte steht höchste Pflicht gegenüber. Davon spricht Willy Schlüter. Wohl trägt auch unsere Rasse ihre Laster, aber die sollen wir bekämpfen. Unsere Hoffnung ist das Jungdeutschtum, das wie ein Frühlingssonnentag in die Welt hineinschreitet, das Trinkunsitten und andere Laster von sich abtut und wirklich ein neues Deutschtum bedeutet. Auch wir kämpfen um die Rassenhygiene. Wir gehen aber nicht mit jenen, die das Wort so laut in den Mund nehmen und gar nicht unserer Rasse sind, oder die doch ihre Kinder unserer Rasse entfremdeten, indem sie sich mit fremdem Blute verbanden. Sie nahmen eine Umdeutung des Wortes Rassenhygiene oder richtiger noch eine Entdeutung vor und trugen damit Verwirrung in die Reihen der deutschen Jugend.

Der Jude Disraeli sagt: „Rasse ist alles; es

gibt keine andere Wahrheit. Und jede Rasse muß zugrunde gehen, die ihr Blut sorglos für Mischungen hingibt."

Ein mahnendes Wort an die Mädchen richtet Dora Zippelius-Horn. Sie spricht von Wahlrecht und Beruf. Sie glaubt, daß für die Frauen das Wahlrecht kommen wird, wir glauben es nicht. Aber sie verweist die Mädchen vor allem auf Arbeit und Mütterlichkeit. Das Hohe und Herrliche des Mütterlichen stellt sie fein heraus.

Bei Professor Brunner (Von der Geistesnahrung niedriger Art) finden wir, was den anderen Bekämpfern des Schundes zumeist fehlt: Er betont die völkische Seite dieser Frage. Überdies hebt er mit Recht zuerst das Ethische hervor, danach das Ästhetische. Und das wollen wir hier einmal sagen: An ihm erlebten wir die Macht der Persönlichkeit. Wenn der Kampf gegen den Schund eine Volkssache wurde, dann ist es zuerst sein Verdienst. Unermüdlich zog er, ein Warner und Mahner seines Volkes, jahrelang von Stadt zu Stadt, hielt Vorträge, rief die Trägen und Gleichgültigen auf. Alle anderen haben in ihren engeren Kreisen gewirkt, er hat zuerst das ganze Volk geweckt. Diese Tat wird seinen Namen allezeit ehren.

Johannes Höffner arbeitet klar die Hauptgedanken jener Denker heraus, die heute einen bestimmenden Einfluß auf unser Geistesleben ausüben. „Der preußische Geist hat auf Deutschland wie ein Stahlbad gewirkt." Damit kommt er auf Kant und Friedrich den Großen. Weiter dann Schiller. Die Schwaben hatten einst ihren Sitz im westlichen Brandenburg; im Süden sind sie die reinsten Germanen geblieben, dort Hort der evangelischen Lehre Schiller und Friedrich von Zollern sind darum den Norddeutschen als reinen Germanen wahlverwandt. Wie zart zeigt Höffner den Irrtum Nietzsches. Damit wird die Jugend am besten vor Nietzsches Blendwerk bewahrt. Und endlich führt er feinsinnig zu Christus hin.

Professor Richter, dem man so übel mitgespielt hat, nur weil er die deutsche Jugend auf die Feinde hinwies, die vor den deutschen Toren lauern, gibt einen Überblick, wie die Deutschen zur See gefahren sind und ein Deutschland über See begründeten.

Doch genug der Einführung! In dem Gewirr unserer Zeit, in all ihrem Zagen und Schwanken, möchte uns wohl manchmal ein Fürchten ankommen. Nun, wenn der Jugend, die unsere Zukunft trägt, ein solcher Führer ersteht, dann brauchen wir nicht zu bangen. Hier wird, das wollen wir bekennen, beste Volkswartarbeit geleistet. Dies Jugendgeleitbuch sollte in Zehntausenden verbreitet werden. Jede Schule sollte es ihren Zöglingen in die Hand geben und deutschbewußte Eltern ihre Kinder damit beglücken. Wo das nicht ist, wird das Jungvolk selber nach dem Buche greifen, und vielen wird es eines der bestimmenden Erlebnisse werden.

Gerhard Krügel.

*

Deutschvölkische Dichtung

Deutsche Verse über deutsches Volkstum sind in unseren Tagen geradezu eine Seltenheit geworden, selbst das Jubeljahr der Befreiungskriege 1913 hat nicht vermocht, eine poetische Fülle von Vaterlandsgesängen auszulösen. Es fehlte bei all den Feiern und Festen die volkstümliche Triebkraft, ohne die rechtes Leben nicht geschaffen werden kann. Da ist es denn doppelt erfreulich, daß einer der schneidigsten Vorkämpfer des deutschvölkischen Gedankens Prof. Adolf Bartels, der Literaturhistoriker, uns soeben ein Buch betitelt: „Deutschvölkische Gedichte aus dem Jubeljahr der Befreiungskriege 1913" vorgelegt hat. (Leipzig 1914 Armanenverlag Robert Burger. Preis geb. 2 M.)

Der Inhalt dieses Buches zerfällt in zwei Gruppen; Lieder der Begeisterung (hohe Lieder) und Verse des Spottes, der Satire. Bartels hält es nicht für ausreichend, das Große und Ewige zu preisen, er greift zur Geißel des Spottes, wo er Schlechtes, Undeutsches findet. Der Abwehr alles deutschfeindlichen Wesens gelten vor allem seine „Neuen geharnischten Sonette". Bartels handhabt die schwierige Dichtform des Sonetts wie ein Meister. Obwohl er mit Friedrich Rückert, dem sprachschöpferischen und sprachgewandten Künstler in Wettbewerb tritt, bleibt er ihm ebenbürtig zu Seite, ja er übertrifft ihn noch an Vielseitigkeit. Bartels entwirft im Sonette Zeitbilder von packender Kraft, ätzenden Spott ergießt er über alles Faule und Morsche im deutschen Volksleben, scharf und schwungvoll meistert er die Sprache seiner Verse, wobei auch hier und da die göttliche Grobheit zu ihrem Rechte kommt. Bartels formt ganz eigenartige Sonette, wie sie unser deutsches Schriftum noch nicht kannte.

Bartels macht aus seinem Hasse keinen Hehl, die ganze sogenannte „Kultur", der „Großstadt-

geist", der blöde Mammonsdienst ist ihm gründlich zuwider.

Nichts haß' ich so wie diese finstern Schlote,
Die Qualm verbreitend auf zum Himmel ragen
Und Mitschuld an dem großen Elend tragen,
Daß unser Volk im Frondienst neu verrohte.

Theater, Schrifttum, Zeitungswesen, Musik, Politik und noch vieles andere, was brüchig und modrig ist, trifft sein Spott. Auch der neuzeitliche Parlamentarismus entgeht seinem Hohne nicht. Jeder Vers ist hier ein Hieb und zwar ein wohlverdienter. Es gibt kaum eine „moderne" Torheit, die Bartels nicht träfe und treffend kennzeichnete.

Neben dem beißenden Spotte kommt aber auch das deutsche Herz zur Geltung. Bartels dichtet:

Ein deutsches Herz ist niemals zu betrügen,
Die reine Wahrheit bleibt ihm Lebensbrot.

Zuletzt ringt durch all die Nebel des Tages sich das Licht der deutschen Sonne:

Es kommt der Tag, da steht der Eichenbaum
Des deutschen Volkes wieder stark und grün,
Dem Sturme aller Zeiten trotzt er kühn,
Und unsre Not ist ihm ein ferner Traum.

Dieser vaterländische Grundton geht auch durch die „hohen Lieder", in denen Bartels, wie vor ihm Martin Greif und Max Bewer sangen, das Germanentum, das deutsche Volkstum, die deutsche Heimat in schwungvollen Versen verherrlicht. Dem deutschen Gott gelten seine Verse, sie preisen vor allem das deutsche Schwert und den deutschen Pflug.

Krieger und Pflüger heißt das Ideal
Des deutschen Mannes wie zu aller Zeit.

In einem „Polenlied" feiert Bartels den deutschen Pflug und ruft:

Mit dem Pflug läßt sich bezwingen
Dauernd jedes fremde Land.

„Gebt Raum den Germanen!" heißt sein Losungswort. „Volkstum ist alles." Er wünscht:

Des Reiches Feinde allesamt
Gott möge sie verdammen!

und tröstet sich mit den Versen:

Doch starkes deutsches Wollen
Bezwang noch stets die Welt.

Die Hoffnung auf eine große Zukunft des deutschen Volkes belebt auch die Gedenkverse, welche Bartels unter der Überschrift „Männer und Tage" zusammengefaßt hat: Bismarck und Moltke, Friedrich Hebbel, Klaus Groth und Wilhelm Raabe bringt er seine Huldigungen in schwungvollen Dichtungen dar und schließt sein Buch mit einem packenden Gedicht auf die Völkerschlacht bei Leipzig, das in folgenden Versen ausklingt:

O Deutschtum, aus der Not geboren
Mit Feu'r und Blut im Schlachtengraus,
Verkennen können dich nur Toren,
Die nirgends auf der Welt zu Haus:
Du bist und bleibst, was du gewesen
Der ganzen Welt von Anbeginn:
Der hohe Geist, zur Zucht erlesen,
Der reine, schlichte, edle Sinn.
Was du der Menschheit je gegeben,
Das wächst auch fort in deutscher Brust,
Nur fühlt man's jetzt als deutsches Leben,
Es ward zu Stolz, es ward bewußt.

Gott blickte von den Sternen nieder
Und sprach: Mein Deutschland soll bestehn!
Nun muß bei uns durch Haupt und Glieder
Aufs neue stets ein Rütteln gehn,
Daß fern uns bleibt die alte Schande,
Daß neue Schmach uns niemals trifft,
Daß mächtig ist im deutschen Lande
Der deutsche Geist, nicht fremdes Gift,
Daß wir im Leben wie im Sterben,
Niemals beirrt von fremdem Spott,
Um reines, stolzes Deutschtum werben,
Zu Deutschlands Heil! — Das walte Gott!

Bei dem wahrhaft höllischen Hasse, mit dem gegenwärtig die herrschende internationale Clique jedes echt deutschvölkische Buch verfolgt und begeifert, ist es doppelt notwendig, ehrliche deutsche Vorkämpfer zu unterstützen: ich empfehle deshalb die deutschvölkischen Gedichte von Adolf Bartels allen Deutschgesinnten aufs wärmste. Möge dieses eindrucksvolle Buch in seinem schwarz-rot-goldenen Gewande überall da sich einbürgern, wo deutscher Geist noch eine Heimstätte findet „unter heimischen Sternen".

Dr. Otto Böckel.

*

Vom Wandern

Wenn der erste Frühlingshimmel blaut und die Erlenknospen schimmern, wenn Schlitten, Eisschuh und Schneeschuh auf den Boden wandern, dann lockt es uns wieder, die Welt zu durchmessen. Lautenklang und Jugendsang hallen dann wieder

durch die Fluren. Der Jugend und manch Altem mit ihr steht neu der Sinn zum Wandern. Wer schon griesgrämig an der Zukunft deutschen Volkstums verzagen wollte, dem müssen alle schweren Gedanken weichen, wenn er deutsche Jugend wandern sieht. Wer mit den Wandervögeln, den Wanderfalken und Wandermöwen, den Fahrenden Gesellen ziehen kann, wohl dem, er wird schon lernen, wie er wandern soll. Das Beispiel des Erfahrenen ist der beste Lehrmeister. Wer aber keinen Erfahrenen zur Seite hat, wer für sich zur eignen Freude wandern will, mit den eigenen Kindern oder mit Schülern, der wird sich gern nach einem Berater umsehen. Dem empfehlen wir „Des Fahrenden Gesellen Zunftbüchlein", für wenige Groschen vom Deutschnationalen Handlungsgehilfenverband in Hamburg, Holstenwall 4, zu beziehen. Da werden von Berufenen eingehende Ratschläge für das Wandern gegeben. Wilhelm Gießen spricht über die Atzung, Krauß über zweckmäßige Ausrüstung und die erste Hilfeleistung bei Unglücksfällen, Freiherr von Seckendorff über das Zurechtfinden im Gelände nach Sonne, Mond und Sternen, dann gibt es eine sehr eingehende, mit vielen Zeichnungen versehene Erklärung der Zeichen auf Generalstabskarten und Meßtischblättern, Rudolf Sube sagt Wertvolles über Wettergestaltung. Alles, was ein Wanderer braucht, findet er in dem Büchlein. Bei manchen, hoffentlich wenigen Wandervögeln gehört es zum guten Ton, über Pfadfinder, Wehrkraftjungen und Turner die Nase zu rümpfen. Das finden wir hier nicht, man soll ja auch den mehr militärisch Wandernden ihr Recht lassen. Aber in dem Zunftbüchlein gibt es noch viel mehr. Der Wanderer soll sich einordnen in sein Volkstum, es suchen und pflegen. Völkisches Wandern! Der Gedanke ist auch hier noch nicht ganz durchgeführt, es fehlt auch dazu noch viel Vorarbeit; aber der Aufsatz Breuers über „Wandervogel und Volkslied" ist schon erste Vorarbeit. Was Schwindrazheim über das Skizzieren beim Wandern, Hans Lissner über die Strahlenfalle, Emil Schneider über die Bücherei des Wanderers sagen, das hilft, das Wandern erst zum rechten Wandern zu machen. Schön ist es, daß gute Gedichte im Zunftbüchlein zu finden sind als Ausdruck von Stimmungen, wie sie Gottes Herrlichkeit in deutschen Landen uns bringt. Neben Volksliedern solche von Goethe, Eichendorff, Keller, Mörike, Scheffel, Schönaich-Carolath und Storm. Einen vermissen wir: Emanuel Geibel. Er ist von manchen in neuerer Zeit verketzert worden, ganz zu Unrecht. Wir setzen seine „Morgenwanderung" her:

Wer recht in Freuden wandern will,
Der geh' der Sonn' entgegen;
Da ist der Wald so kirchenstill,
Kein Lüftchen mag sich regen;
Noch sind nicht die Lerchen wach,
Nur im hohen Gras der Bach
Singt leise den Morgensegen.

Die ganze Welt ist wie ein Buch,
Darin uns aufgeschrieben
In bunten Zeilen manch ein Spruch,
Wie Gott uns treu geblieben;
Wald und Blumen nah und fern
Und der helle Morgenstern
Sind Zeugen von seinem Lieben.

Da zieht die Andacht wie ein Hauch
Durch alle Sinnen leise,
Da pocht ans Herz die Liebe auch
In ihrer stillen Weise,
Pocht und pocht, bis sich's erschließt
Und die Lippe überfließt
Von lautem, jubelndem Preise.

Und plötzlich läßt die Nachtigall
Im Busch ihr Lied erklingen,
In Berg und Tal erwacht der Schall
Und will sich aufwärts schwingen;
Und der Morgenröte Schein
Stimmt in lichter Glut mit ein:
Laßt uns dem Herrn lobsingen!

Und nunkfrisch auf zum deutschen Wandern! Erwandert euch Vaterland und Volkstum! Der Germane war immer ein Wanderer, doch hat er viel verwandert. Edles deutsches Blut, das im Wandern unterging, weil es zerfloß. Also sollt ihr nicht tun. Wer aber singen will, kaufe sich den „Zupfgeigenhansl" der Wandervögel (mit 261 Liedern) für 1,50 M. oder den noch wesentlich reicheren „Liederborn der Fahrenden Gesellen" (mit 548 Liedern) für 1,75 M. Wer von den Wandermöwen und Wanderfalken etwas erfahren will, der frage bei Wilhelm von Woedtke in Berlin-Lichterfelde, Manteuffelstr. 17, an.

Wilhelm Kotzde.

Für die Schriftleitung verantwortlich: Gerhard Krügel, Berlin SW. 61, Schleiermacherstr. 12. — Verlag: Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung Theodor Weicher in Leipzig. — Druck von Oscar Brandstetter, Leipzig.

Deutscher Volkswart

1. Jahrgang | Heft 7 | April 1914

Völkische Lebenskraft

Von Prof. Dr. H. G. Holle, Bremerhaven

Nachdem die Erforschung der unorganischen oder energetischen, das heißt Arbeit leistenden Naturkräfte im Laufe eines Jahrhunderts einen ungeheuren Aufschwung der Technik und damit eine völlige Umgestaltung und Neugestaltung unserer Umwelt hervorgebracht hat, sollte man denken, daß die Wissenschaft des Organischen, die während dieser Zeit den Weg von der „Naturbeschreibung" über die „Naturgeschichte", die Erforschung der Stammesentwicklung und Einzelentwicklung, zur „Biologie", der allgemeinen Lebenslehre, also der Wissenschaft von den leitenden und ordnenden Kräften gemacht hat, ebenso einen bestimmenden Einfluß auf die Ausgestaltung des Lebens selber gewonnen haben müßte. Ein solcher zeigt sich bis jetzt deutlich nur in der Philosophie, die damit wieder in der Wirklichkeit festen Fuß gefaßt hat; ein Einfluß auf das praktische Leben ist wohl in der Haltung und Zucht der Pflanzen und Tiere zur Geltung gekommen, beim Menschen aber in der Anwendung auf die Heilung und Verhütung von Krankheiten und auf eine richtigere Ernährung stecken geblieben, also in dem Gebiet der auf das Leben einwirkenden energetischen Kräfte. Das hängt offenbar zusammen mit der als Schattenseite des technischen Aufschwungs im Volke zur Herrschaft gekommenen materialistischen Lebensauffassung, die auch im Leben nur die Wirksamkeit dieser Kräfte sieht. Bei denen nun, die gewohnt sind, in ihren Gedanken vom geistigen Leben auszugehen, erzeugt die Meinung, daß jene Auffassung die auch in der Wissenschaft herrschende sei, einen natürlichen Widerwillen, den Menschen in die allgemeinen Gesetze des Lebens einzubeziehen. Aber die Macht der Tatsachen muß mit Sicherheit dazu führen, wie auch die philosophische Auffassung des Lebens ausfallen mag, daß die sicher erforschten Gesetze des Lebens auch auf den Menschen Anwendung finden, daß aus der Lebenskunde auch für das Volk eine Lebenskunst sich entwickelt, das heißt, die Politik auf biologische Grundlage gestellt wird. Vorläufig hat der Gedanke trotz der vorzüglichen Vertretung, die er in der Politisch-Anthropologischen Revue gefunden hat, besonders nachdem deren Leitung in die Hände von Dr. Schmidt-Gibichenfels übergegangen ist, noch schwer um Anerkennung zu ringen.

Die „vitalistische" Auffassung des Lebens sieht in der unbestreitbaren Zweckmäßigkeit in Bau und Lebensweise der Organismen das Walten einer zielstrebigen, also geistigen Kraft. Dieselbe, zunächst unbewußt wirkende Kraft ist nach dieser Anschauung auch die eigentliche Triebkraft des menschlichen Lebens, die durch das bei den höchsten Tieren und besonders beim Menschen zur Entwicklung gekommene Bewußtsein keineswegs in der Vollkommenheit der Leistung erhöht wird, sondern nur gegenüber dem mit außerordentlicher Langsamkeit in der Generationsfolge der Lebensentwicklung wirksamen unbewußten Gestaltungstrieb eine gewaltige Steigerung und Beschleunigung der individuellen Anpassung ermöglicht. Wenn nun diese Anschauung den Menschen auch nicht aus dem Zusammenhang des gesamten Lebens heraushebt, so gibt sie ihm doch eine Sonderstellung, in der infolge des gesteigerten Bewußtseins die Tradition neben der organischen Vererbung für das Leben eine unvergleichlich höhere Bedeutung gewinnt als selbst bei den höheren Tieren. Während bei der Mehrzahl der Säuger die Jungen gleich mit allen Lebensfähigkeiten geboren werden und nur deren besondere Anwendung unter den herrschenden Umständen den Eltern abzusehen oder durch die eigene Erfahrung zu lernen haben, muß der Mensch seine besonderen Fähigkeiten, von der Sprache angefangen, neu erwerben; nur die allgemeine Anlage dazu hat er ererbt.

Die Entwicklung der auf dem Geistesleben des Menschen beruhenden Kultur ist daher nicht etwa als Fortsetzung des organischen Naturlebens zu betrachten, sondern als eine Erscheinung am Leben aufzufassen, als ein Organ oder Mittel, um mit Flaskämper („Die Wissenschaft vom Leben") zu reden, das sich das Leben geschaffen hat, um sich selber zu erhalten und zu vertiefen. Und wie die körperlichen Organe in ihrer Zweckanpassung als unserer Geistesrichtung gleichartig und daher als schön empfunden werden, so erscheint auch die Kultur als die natürlich erwachsene Blüte gedeihenden Volkstums um so herrlicher, je unmittelbarer sie aus der besonderen Natur dieses Volkstums erwachsen, und je entschiedener sie auf die Selbstbehauptung dieses Volkstums gerichtet ist. Sie geht deshalb auch mit dem Volkstum, aus dem sie hervorgegangen ist, zugrunde und kann sich nicht unabhängig von dem sie tragenden Volkstum selbständig weiter entwickeln. (Vgl. auch den Aufsatz von H. Driesmans in Nr. 1 dieser Blätter.) Die Auffassung der Kultur als Ziel des Menschenlebens müßte uns dagegen bei der fortschreitenden Erkenntnis so vieler untergegangener Kulturen zur Verzweiflung am Leben führen. Da aber die Selbstbejahung der Grundzug alles Lebens ist, kann sie nicht zutreffend sein. Unter „Lebenskunst" verstehe ich also nicht eine auf die Verwirklichung irgendwelcher ästhetischer oder ethisch-religiöser Ideale gerichtete Bestrebung, auch nicht die Fähigkeit zu größter Steigerung des Lebensgenusses, sondern das auf Grund der Lebenskunde auf die Selbstbehauptung des artgemäßen Lebens gerichtete, bewußt geleitete Können. Denn ich halte dafür, daß, wenn die Lebenstätigkeit jeder Pflanzen- und Tierart auf die Erhaltung und Fortbildung ihrer besonderen Wesenheit gerichtet ist, der Mensch, bei dem die natürlichen Triebe durch das bewußte Seelenleben überstrahlt oder abgelenkt sind, nun um so mehr seine bewußten geistigen Fähigkeiten für diese Selbstbehauptung einzusetzen nicht bloß das Recht, sondern die natürliche Pflicht hat. Ich rede von der Selbstbehauptung in seiner Artung, denn für das gesamte Naturleben ist das Einzelwesen nicht Selbstzweck, sondern es hat nur Wert, soweit es für die Erhaltung der Gattung (das Wort im allgemeinen, nicht im Sinne naturgeschichtlicher Systematik genommen) von Nutzen ist.

Nun schafft die Lebenskraft bei allem Leben die Eigenschaften, die für die besonderen Lebensverhältnisse notwendig sind. Wie, kommt für die menschliche Politik nicht in Betracht, da sie mit geologischen Zeiträumen arbeitet, also vom Menschen nicht ausgenutzt oder nachgeahmt werden kann. Während beim Tier der individuelle Erhaltungs- und Fortpflanzungstrieb zur Erhaltung der Eigenart genügt, bedingt die Steigerung des bewußten Seelenlebens beim Menschen die Ausbildung eines auf die Gattung gerichteten Erhaltungs- und Förderungstriebes, der aber noch nicht die Festigkeit und zwingende Gewalt altererbter Urinstinkte gewonnen hat, sondern im allgemeinen nur als eine Vorliebe bezeichnet werden kann, die nur in besonderen Fällen sich bis zur Selbstaufopferung steigert. Dieser Trieb ist nicht dasselbe wie der Trieb zur gegenseitigen Hilfe, wie er insbesondere bei den geselligen lebenden Tieren ausgebildet ist und auch beim Menschen sich erhalten hat. Dieser Hilfstrieb bleibt wie die anderen Triebe individuell, indem er sich jeweils auf ein besonderes Wesen der gleichen Art erstreckt, aber nicht durch den Arts- oder, allgemein gesprochen, Gattungsbegriff geleitet wird, der sich mit dem des „Ideals" deckt. Mit dem bewußten Denken hat sich beim Menschen dieser Begriff allmählich herausgebildet, der seine „Triebkraft" behält, auch wenn einzelne zusammengehörige Individuen miteinander im Streit liegen. Der Gattungstrieb, wie ich ihn nennen will, wird verstärkt und ergänzt durch den schon bei den geselligen Tieren zu beobachtenden Nachahmungs- oder Folgetrieb, den wir beim Menschen auch „Autoritätsgefühl" nennen. Dieser ist aus dem tierischen Ursprung, wie wir aus seiner vortrefflichen Ausbildung bei den Affen schließen können, einfach übernommen, aber noch weiter verstärkt dadurch, daß mit der Steigerung des bewußten Seelenlebens die bei den höheren Tieren schon recht deutlichen individuellen Unterschiede der Begabung in ihrer Wirksamkeit viel höhere Bedeutung gewonnen haben. Bei den selbständig denkenden Individuen ist dann der Folgetrieb zum Führertrieb umgeschlagen. Sowohl der Folgetrieb wie der Gattungstrieb sind an sich unbestimmt gerichtet. Jener bekommt seinen Gegenstand durch die Suggestion, dieser durch die Tradition. Das weist auf den natürlichen Zweck dieser Triebe hin, denn die Überlieferung tritt schon bei den höheren Tieren als Ergänzung und teilweiser Ersatz der Vererbung ein. Nach den bedeutungsvollen Untersuchungen von Morgan („Instinkt und Gewohnheit") können dieselben Gewohnheiten, die bei einer Tierart ererbt werden, bei einer nahe verwandten in der ersten Lebenszeit durch Nachahmung der Eltern gewonnen werden. Für die individuelle Ausbildung des Menschen gewinnt aber bei der Übermacht seiner geistigen Tätigkeit die Überlieferung die Oberhand und bestimmt darin den Gegenstand des Gattungstriebes. Das zeigt sich in der Tatsache, daß von klein auf unter fremdem Volk aufgewachsene Kinder, wenn die ererbten Rassenanlagen nicht gar zu verschiedenartig sind, besonders durch die in der Sprache liegende zwingende Suggestionskraft im anderen Volkstum aufgehen, und andererseits rassenmäßig zusammengehörige Bevölkerungsgruppen nicht notwendig sich zu einheitlichem Volksleben zusammenschließen, sondern von dem geschichtlichen Lebensgang abhängig sind. Es ist deswegen eine völlige Verkennung der Bedeutung der Rasse, wenn den Rasse-Politikern entgegengehalten wird, daß rassenhaft zusammengehörige Völker im politischen Leben Gegner seien und rassisch verschiedenartige in einem Staatswesen vereinigt sein könnten. Denn ein solches ist vom biologischen Standpunkte als eine Mißbildung zu betrachten, und den bewußten oder unbewußten natürlichen Gegensinn der Rasse, der einer Vermengung oder gar Kreuzung ent-

THE UNIVERSITY OF MICHIGAN LIBRARIES

gegenwirkt, durch Predigen einer allgemeinen Menschenverbrüderung überwinden zu wollen, ist von diesem Standpunkt geradezu als ein Verbrechen zu bezeichnen. Der unbefangenen Betrachtung erscheinen die Unterschiede der Grundrassen des Menschen größer als die vieler allgemein als getrennte Arten aufgefaßter Tiergruppen, und ohne die Beeinträchtigung der natürlichen Instinkte durch die Fähigkeit des Menschen zu bewußtem Handeln würden sich die Urrassen wahrscheinlich auch rein erhalten haben. Daß die Natur der Rassenkreuzung widerstrebt, zeigt sich an der vorherrschenden Minderwertigkeit, namentlich unharmonischen Natur der Kreuzungsprodukte und ihrer mangelhaften Fähigkeit, sich für sich weiter fortzupflanzen, oder doch der dabei hervortretenden Neigung, sich zu entmischen. Selbst die im wesentlichen für sich weiter lebende sogenannte „Bastard-Nation" in Deutsch-Südwest-Afrika zeigt beständige Rückschläge zu den europäischen oder afrikanischen Stammanlagen. (Vgl. die verdienstvollen Untersuchungen über die „Rehobother Bastards" von Prof. Dr. Eugen Fischer, Jena 1913.) Es verbreitet sich sogar in der Wissenschaft die Ansicht, daß die verschiedenen Grundrassen des Menschen nicht von einer, sondern von mehreren Urformen abstammen, die mit Vorläufern unserer heutigen Großaffen näher zusammenhängen als untereinander. Diese Ansicht verdient um so mehr Beachtung, je mehr auch sonst der „polyphyletische" Ursprung natürlicher Verwandtschaftsgruppen wahrscheinlich wird, wie es z. B. bezüglich der Ursänger und im Pflanzenreich für die Blütenpflanzen der Fall ist. In den körperlichen und geistigen Merkmalen der Rassen haben wir diejenigen Eigenschaften zusammen, die beim Menschen durch Vererbung fortgepflanzt, nicht individuell überliefert werden. Auf die Rasse mußte sich also nach biologischer Folgerichtigkeit der „Gattungstrieb" richten. In der Tat hat sich der Gattungsbegriff im Laufe der vorgeschichtlichen und geschichtlichen Entwicklung der Menschheit allmählich erweitert, von der Familie auf die Horde oder den Stamm und umfaßt heute den Kreis des Volkes, während die engeren Kreise an Wirksamkeit eingebüßt, diese aber keineswegs verloren haben. Aber die heute so ungemein vertiefte biologische Erkenntnis ist im Begriff, die Überleitung auf die Rasse zu vermitteln. Einstweilen wirken die auf der ererbten Rasse beruhenden Antriebe in den engeren Kreisen bestimmend mit. Das gilt auch für den Folgetrieb. Dabei wirkt, wie schon le Bon in seiner „Psychologie der Massen" ausgeführt hat, die Suggestion am sichersten bei rassenhafter Zusammengehörigkeit sowohl der beeinflußten Individuen untereinander, wie auch mit dem Führer. In diesem Falle wirkt sie steigernd auf den Gattungstrieb, auf das Volksbewußtsein ein. Die rassisch bestimmten völkischen Eigenschaften sind höher ausgebildet und mit verstärktem Betätigungsdrang für die Volksidee gepaart in den Führernaturen, die bei der Steigerung ihrer Anlage zum Genie als die großen Männer die Geschichte ihres Volkes machen. Das können sie aber nur, wenn sie, wie Bismarck, die gleich gerichteten Anlagen in ihrem Volke vorfinden; denn der Geist kann keine neuen Keimanlagen zeitigen, wie eine unbiologische Richtung erwartet und verlangt; er kann nur erziehend wirken, das heißt, im Volke vorhandene Anlagen durch Übung zu stärkerer Entfaltung bringen. Ein törichtes Bemühen ist es aber, völkisches Empfinden denen anerziehen zu wollen, die nicht schon wenigstens die Hinneigung dazu mit der Muttermilch eingesogen haben.

Auch die körperlichen Fähigkeiten des Volkes, die physische Volkskraft, beruht in der Hauptsache auf der ererbten rassischen Anlage. Auch diese Kraft kann wie die geistige nur individuell durch Übung verstärkt werden, wodurch zugleich die für die Dauer des Volkes noch

wichtigere Zeugungskraft erhöht wird. Nicht durch die gute Ernährung, die ohne reichliche Arbeit sogar das Gegenteil bewirkt, wenn sie zur Übererernährung wird. Eine solche ist heute für einen großen Teil unseres Volkes bis in die niederen Schichten, namentlich in bezug auf Eiweißnahrung, vorhanden, was ich näher ausgeführt habe in Aufsätzen über Ernährung und Arbeit in der Politisch-Anthropologischen Revue des letzten Jahrgangs.

Erhaltung und Vermehrung der rassisch tüchtigen Keimanlagen, verbunden mit Ertüchtigung der geistigen und körperlichen Kräfte der ins Leben getretenen Individuen durch Übung und Gewöhnung, endlich die Ausgestaltung der Umwelt nach den Bedürfnissen der dem Volkstum zugrunde liegenden Rassenanlagen, das ist die positive Seite desjenigen Zweiges der völkischen Lebenskunst, den ich in den genannten Arbeiten als „eugenische Politik" bezeichnet habe, aber in den hier gegebenen Umrissen nicht ausführen kann. Die negative Seite, die in der Beseitigung und Fernhaltung der ungeeigneten Keimanlagen besteht, kann vielleicht noch wirksamer werden als die positive, denn bei dieser fällt aus, was wir in der Landwirtschaft bei Pflanzen und Tieren ausführen, die Hochzüchtung. Dadurch, daß die individuelle Anpassung des Menschen infolge seiner geistigen Ausbildung seit den ersten Anfängen der Kultur weniger durch die ererbten organischen Mittel des eigenen Körpers als durch Benutzung außerhalb des Körpers liegender Kräfte bewirkt wird, deren Benutzungsweise nur überliefert, nicht organisch vererbt werden kann, fehlt der Anlaß zur organischen vererbbaren Vervollkommnung. Selbst die noch denkbare Steigerung seiner geistigen Kraft unter Zunahme der Hirngröße, kann, wie die organische Vervollkommnung im Tierreiche, nur in geologischen, nicht in geschichtlichen Zeiträumen erfolgen. Nur die allgemeine Fähigkeit wird vererbt, das einzelne Können muß immer wieder durch Überlieferung erworben werden, wie wir an Menschenkindern sehen, die in der Wildnis aufgewachsen sind. Es hat also keinen Sinn, die wissenschaftlichen Theorien über die Möglichkeit der „Vererbung erworbener Eigenschaften", ob wir sie nun für zutreffend halten oder nicht, auf menschliche Politik anzuwenden und in dem „freien Spiel der Kräfte" vom „Kampf ums Dasein" eine Vervollkommnung des Menschen zu erwarten. Darauf zu warten, daß der Mensch, in eine neue Umgebung versetzt, sich dieser nicht nur individuell, sondern mit seinen Keimanlagen selbsttätig anpaßt. Das freie Spiel der Kräfte bedeutet eine Rückversetzung in den Urzustand, eine Preisgabe der durch eine Jahrtausende lange Kultur entstandenen Ordnungen. Seine Befürworter nennen das „Fortschritt". Der wahre Fortschritt im biologischen Sinn besteht in der Anpassung des Bestehenden an die geänderten Verhältnisse. An der Natur des Menschen ändert weder das eine etwas noch das andere. Mit Recht weist Albrecht Wirth in seinem Werke „Männer, Völker und Zeiten" auf die große Dauerhaftigkeit der Volkstypen hin, falls überhaupt Nachkommen vorhanden sind. Z. B. die Fellachen in Ägypten zeigen noch ganz das Ansehen und Behaben des Volkes der Pharaonenzeit. Aber die herrschende Oberschicht, die seine Geschichte machte, ist verschwunden: „Die fremden Eroberer kommen und gehen; wir gehorchen, aber wir bleiben stehen," sagt der Chor in Schillers Braut von Messina. Die Charakteränderung eines Volkes besteht in der geänderten rassischen Schichtung. Nicht durch die Lage und die Besonderheit des Landes sind die alten Griechen zu dem geworden, was sie waren, oder die heutigen Engländer, denn dann hätten die Ureinwohner noch mehr leisten müssen, sondern durch die Einwanderung rassetüchtiger Eroberervölker. Von dem heutigen deutschen Volk

THE UNIVERSITY OF MICHIGAN LIBRARIES

wird behauptet, daß es durch die Änderung der Verhältnisse, insbesondere durch den Aufschwung der Technik etwas ganz anderes geworden ist als das alte „Volk der Dichter und Denker", ein Volk von Tatmenschen. Wirklich? Und dabei diese schwachmütige oder romantische Politik nach außen, wenn wir nicht gerade einen Bismarck an der Spitze haben, diese schwächliche Nachgiebigkeit gegen Polen, Dänen, Französlinge, Juden und Judengenossen, gegen Sozialdemokratie, Frauenrechtlerei und Welfentum im Innern! Oder sind das etwa keine Deutschen, die diese Politik machen oder dazu mithelfen? Oder die Mehrzahl der Reichstagswähler und der von ihnen Erwählten, die solche Politik billigen oder womöglich noch verschlechtern? Wie völlig haltlos unser völkisches Empfinden noch ist, zeigt die Möglichkeit des Hauptmann-Rummels nach dem Hineinfall mit dem Jahrhundert-Festspiel und die Kopflosigkeit, mit der so viele völkisch gesinnte Reichstagsabgeordnete die von der Sozialdemokratie eingeleitete Hetze gegen unsere Wehrmacht aus Anlaß des Zaberner Falles mitmachten. Nicht die Eigenschaften des Volkes haben sich geändert; wohl mögen manche Träger in die heutige Zeit weniger passender Anlagen ausgestorben oder beiseite gedrängt, andere, die durch die Verhältnisse mehr Gelegenheit zur Betätigung fanden, sich vermehrt oder in den Vordergrund gedrängt haben; im ganzen sind wir noch dieselben Michel wie früher, das zeigt schon unsere unveränderte erbärmliche Vorliebe für fremde Ware, fremde Mode und fremde Worte. Eingetreten ist eine Verschiebung der Gruppierung: die selbständig denkenden Tatmenschen stecken heute mehr in der Technik, im „Unternehmertum". Für die Führung des Volkes bleiben die Unselbständigen, die ihre eigene Schwäche hinter dem „Prinzip" verstecken, das als allmächtiger Fetisch vergöttert wird. Diejenigen, deren Sinn am meisten *befangen* ist in solchen Wahnideen, nennen sich „*freisinnig*". Diese Prinzipe knüpfen sich noch an die französische Revolution, an die „Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit". Nur heißt die „Brüderlichkeit" heute „soziale Gesinnung" und wird nicht nur von Mitgliedern des vierten Standes nur auf diesen bezogen, sondern artet auch bei vielen aus anderen Ständen in die Verhätschelung dieses Standes aus. Die „Gleichheit", die der erhöhten Naturerkenntnis doch zu schreiend widerspricht, versteckt sich jetzt gern hinter der „Gerechtigkeit", einer Gerechtigkeit, die für jeden das *Gleiche* fordert, nicht für jeden das *Seine*. Das Wort „Freiheit" hat noch vollen oder erhöhten Kurswert, so daß, wenn die Bezeichnung eines anzupreisenden Begriffs mit diesem Worte zusammengesetzt ist (z. B. Koalitionsfreiheit!), die Freiheitsschwärmer blindlings zugreifen, und wenn es auch in der Sache auf eine Ausbeutungsfreiheit hinauskäme, von der sie selber betroffen werden. Allerdings ist es auch für sie eine „Freiheit", nämlich die Freiheit der Kälber, die sich selber den Metzger wählen dürfen. —

Aber die Erfolge der Pflanzen- und Tierzüchtung sind doch kein leerer Wahn! Warum überträgt man ihre Grundsätze nicht auf den Menschen? — Die Züchtung neuer Pflanzen- und Tierformen beruht im wesentlichen darauf, daß man zunächst den ruhigen Fluß der Vererbung durch Änderung der Lebensbedingungen und mannigfache Kreuzung in einen Wirbel versetzt, der sonst verborgen bleibende Anlagen gelegentlich hervortreibt. Sind diese nun dem Züchter erwünscht, so vermehrt er ihre Träger in Reinzucht weiter. Sie müssen dauernd von den anderen völlig gesondert gehalten werden, wenn nicht durch Vermischung Rückschläge eintreten sollen. Um die ungeheure Mehrzahl der anderen kümmert sich der Züchter nicht, sie werden beseitigt, verbraucht, oder gehen durch Vernachlässigung zugrunde. Und dieses Verfahren soll auf den Menschen angewandt werden! Ganz abgesehen davon, daß die

künstliche Züchtung nur auf einzelne Merkmale achtet, die Menschenzüchtung aber das ganze Wesen umfassen müßte. Welcher Art dieses ist, zeigt sich überdies erst auf der Höhe des Lebens, wenn es zur Zuchtwahl zu spät ist. Könnten wir aber wirklich züchten, so würden wir damit nichts Neues schaffen, sondern nur vorhandene gute Keimanlagen, die sonst latent geblieben wären und sich im Verborgenen vermehrt hätten, herausholen und mit ihren Trägern durch die Kultur verbrauchen und damit den Durchschnitt des Gesamtvolkes herunterdrücken. Die Kultur verbraucht so wie so schon viel zu viel unserer besten Keimanlagen, für die wir uns eine Reserve halten müssen in der Landwirtschaft und für die weibliche Linie eine besondere in der Hauswirtschaft.

Das ist überhaupt das Grunderfordernis biologisch gerichteter Politik, daß man sich gewöhnt, nicht mit Individuen, sondern mit Keimanlagen zu rechnen. Das heißt, wir haben, wie es dem Naturleben entspricht, das Einzelwesen nicht für sich, sondern als Träger und Nährboden der vorhandenen Keimanlagen zu werten. Unter diesen Keimanlagen kann der Kampf ums Dasein nicht eine positive Zuchtwahl bedingen, wie der Mensch sie ausübt, indem er nur die tauglichsten Einzelwesen zur Nachzucht auswählt; höchstens die geschlechtliche Zuchtwahl leistet etwas Derartiges und kann es auch beim Menschen. In der Natur geht die große Mehrzahl der Individuen durch zufällige Ungunst der Verhältnisse zugrunde; eine Auswahl entsteht dadurch insofern, als sich unter ihnen die schlechtest ausgerüsteten jedenfalls befinden und am ehesten hingerafft werden und am wenigsten leicht zur Fortpflanzung kommen. Dadurch hält der Kampf ums Dasein die Art auf der Höhe ihrer Eigenschaften. Durch die Kultur des Menschen aber ist diese negative Zuchtwahl im wesentlichen ausgeschaltet. Daher das augenscheinlich immer raschere Herunterkommen unserer körperlichen und geistigen Fähigkeiten, dem wir heute nicht nur tatenlos zuschauen, sondern das wir noch durch verkehrte Maßregeln fördern. Die Rechtspflege, die vom biologischen Standpunkte die Aufgabe haben müßte, für die durch die Ordnung der Kultur aufgehobene Wirksamkeit des Kampfes ums Dasein einen Ersatz zu schaffen, hat die gegenteilige Wirkung, indem sie den Maßstab der Behandlung vom Verbrecher nimmt statt von der Gesamtheit, wie es dem Naturleben entsprechen würde. In mangelnder Folgerichtigkeit entschuldigt sie den Verbrecher durch seine Anlagen, und trotzdem versucht sie ihn zu bessern und läßt ihn nach möglichst verkürzter Haft als vorgeblich gebessert oder geheilt auf die übrige Menschheit wieder los und, was noch schlimmer ist, verhindert nicht, daß er seine schlechten Anlagen fortpflanzt. Ebenso ist es der höchste Triumph der Hygiene, das Untaugliche am Leben zu halten und seine Vermehrung zu ermöglichen. Ich vermeide deshalb den irreführenden Ausdruck „Rassenhygiene" für das, was ich „engenische Politik" nenne. Wenn die akademische Freiheit, die heute noch einen guten Auslesefaktor darstellt, wie man bestrebt ist, aufgehoben wird, werden die Unfähigen und Charakterschwachen, die jetzt noch Schiffbruch leiden, zur Erlangung von Amt und Würden gegängelt werden. Und wenn wir auf dieser schiefen Ebene nicht bald halt machen, wird immer rascheres Hinabgleiten die Folge sein. Der Starken, Guten und Willigen werden bald nicht mehr genug da sein, um für die Schwachen, Schlechten und Faulen zu sorgen. Es wäre eine Schädigung des gesunden Volkstums, eine Arbeitslosen-Versicherung einzuführen, wo schon so viele fremde Arbeiter, für die Industrie jetzt schon mehr als für die Landwirtschaft, eingeführt werden, ohne daß der Bedarf an Arbeitskräften gedeckt wäre! Die

THE UNIVERSITY OF MICHIGAN LIBRARIES

notwendige Folge der Einführung einer Arbeitslosen-Versicherung für die Lohnarbeiter wäre ihre Ausdehnung auf die in der Regel unverschuldet leidenden Handwerker und Händler, deren Geschäft zurückgeht, und auf die studierten Leute, die keine Anstellung finden, deren Zahl sich nach der Zulassung der Frauen zum Studium bald ins Ungemessene vermehren wird. Bei der danach notwendig eintretenden Verschärfung der Prüfungen wird eine Versicherung gegen Durchfall beim Examen eine zwingende Forderung der „Gerechtigkeit" sein.

Diesem unerquicklichen Bilde gegenüber können uns die Vereinigten Staaten von Nordamerika, denen die Rassenfrage schon länger als uns auf die Nägel brennt, und deren Bevölkerung daher für praktische Nutzanwendung der Biologie Verständnis gewonnen hat, uns ein wertvolles Beispiel geben. Nicht nur bezüglich der Fernhaltung verbrecherisch oder krankhaft veranlagter oder minderwertiger oder fremdrassiger Zuwanderer, sondern auch bezüglich der Maßregeln zur Verhinderung der Fortpflanzung der Untauglichen. Über den Umfang und die Wirksamkeit der getroffenen Maßregeln sind neuerdings zuverlässige Mitteilungen gemacht von G. von Hoffmann in seinem Buche „Rassenhygiene in Amerika". Demgegenüber finden wir bei uns noch eine völlige Verständnislosigkeit für diese Forderungen biologischer Politik. In angesehenen Zeitungen verspotten ahnungslose Politiker die Angst vor der „gelben Gefahr", indem sie darauf hinweisen, daß „die Chinesen doch nicht nach Europa kommen würden, um uns zu überfallen, und wenn schon, uns doch nie im Kriege überwinden würden". Als wenn die Gelben so dumm wären, es heute schon oder überhaupt darauf ankommen zu lassen! Sie wissen, daß sie mit der „friedlichen Durchdringung", soll heißen „Verdrängung", die sie von den Weißen gelernt haben, viel leichter zum Ziel kommen, dem wir ja auch schon in unserm Vaterlande die Wege ebnen. Nicht der Krieg ist das Abbild des in der Natur wirksamen „Kampfes ums Dasein", des Wettbewerbs um Bestand und Vermehrung. Er ist vielmehr der immer wieder einmal notwendig werdende Rechnungsabschluß der Geschichte über die Berechtigung der erhobenen Lebensansprüche, also eine Klarstellung des schon vorhandenen Ergebnisses des Kampfes ums Dasein.

So hoch wir den Kampf ums Dasein als Vorbild für die „eugenische Politik" zur Verhinderung des Rückschritts einschätzen, können wir doch auf dies nur negative Prinzip nicht den Entwicklungs*fortschritt* des Lebens zurückführen. Erst recht nicht, wenn wir den Kampf ums Dasein rein hypothetisch — denn ein sachlicher Anlaß zu einer solchen Annahme liegt nicht vor — in die Lebenseinheiten, „Biophoren" und „Determinanten" des Keimplasmas zurückverlegen, da deren *Eignung für das Leben erst nach ihrer Verwirklichung* im individuellen Leben in der Beziehung zur Umwelt sich entscheidet. Der Fortschritt beruht vielmehr auf dem *gegenteiligen* Prinzip der *gegenseitigen Hilfe*, der Vergesellschaftung, das schon bei der Entstehung der mehrzelligen Pflanzen und Tiere aus den einzelligen Urwesen wirksam war und weiter bei der Vereinigung der mehrzelligen Individuen zu Wesenseinheiten höherer Ordnung in den Pflanzen- und Tierstöcken führte und das den Kampf ums Dasein gerade da ausschaltet, wo er sonst am heftigsten sein würde, unter den nächsten Verwandten nämlich. Bei Ameisen und anderen Kerfen finden wir solche Einheiten mit nur ideellem Zusammenhang, aber von nicht minderer Festigkeit in den sogenannten Tierstaaten. Die Festigkeit ihrer Organisation besteht in der strenge innegehaltenen genetischen Zusammengehörigkeit ihrer Glieder, die ein Abirren ihrer Instinkte von der Richtung auf das gemeinsame Ziel ausschließt. Bei den höheren Tieren ge-

stattet das erwachende Bewußtsein, das die Wirksamkeit der Instinkte einengt, eine solche mechanische Zwangsorganisation nicht. Erst recht nicht beim Menschen. Um so mehr hat bei ihm bewußte Tätigkeit auf Grund biologischer Erkenntnis für die Erhaltung des Volksstaates einzutreten. Das ist derjenige Zweig biologischer Politik, den ich als „organische Politik" bezeichnet habe, wie sie Schmidt-Gibichenfels in zahlreichen Aufsätzen der Politisch-Anthropologischen Revue und J. Unold in seinem Buche „Politik im Lichte der Entwicklungslehre" vertritt. Ihre nächste Aufgabe ist die Schaffung einer der natürlichen ständischen und beruflichen Gliederung entsprechenden Organisation des Staates. Organisation setzt Differenzierung voraus, also das Gegenteil von „Gleichheit". Das allgemeine gleiche Wahlrecht mit seiner Verkennung aller natürlich entstandenen Unterschiede ist geradezu ein Hohn auf die Biologie. Seine Unnatur konnte nur zur Herrschaft kommen durch eine die ganze Welt wie eine Epidemie überziehende Massen-Suggestion. Solche geistigen Epidemien haben, wie Albr. Wirth in seinem genannten Buche nachweist, schon in weit zurückliegenden Zeiten stattgefunden, wenn ihre Verbreitung auch natürlich etwas langsamer als heute von statten gegangen ist. Es gibt Rassen und Völker, die sich von solchen Epidemien weniger leicht anstecken lassen. Aufgabe biologischer Politik ist es, das Umsichgreifen einer solchen durch geeignete geistige „Hygiene" zu verhindern und womöglich die Krankheit zu heilen, wenn nicht anders durch einen operativen Eingriff, der die besonders angesteckten Zellgruppen in gesonderte Behandlung nimmt.

Der hier mit den genannten Männern befürworteten organischen Politik wird entgegengehalten (neuerdings durch Moritz Goldstein in einem Aufsatz „Politik der Rangordnung" in den Grenzboten Nr. 48), daß kein sicheres Maß zu finden wäre, den Wert der Individuen zu unterscheiden. Nicht einmal für die Bildung wäre das möglich. Das geben wir vollständig zu; auch würde der Versuch eine zu große Macht und Verantwortlichkeit auf den Schulmeister legen. Zudem sind andere geistige Eigenschaften vielleicht noch wichtiger als die Bildung. Ein törichtes, leider echt deutsches Wort sagt: „Wissen ist Macht". Nicht einmal „Können" ist Macht, sondern „Wollen"! Denn erst das Wollen holt aus den vorhandenen, ererbten Fähigkeiten das Wissen und das Können heraus, das dann allerdings beim Handeln die Unterlage des Wollens bilden muß. Nicht staatliche Prüfungen können die Männer ausfindig machen, die fähig sind zu regieren; das kann nur die Praxis des Lebens. Organisierte Stände und Berufe werden in eine Volksvertretung die Männer, die sich in diesen bewährt haben, nicht seichte Schwätzer hineinwählen. Wer ein tüchtiger Organisator ist, wird auch ein brauchbarer Gesetzgeber sein. Berufsvertretungen zeichnen sich vor unseren Parlamenten durch Sachlichkeit und Weisheit aus. Die Blüte der Städte im deutschen Mittelalter wie im Volkstum fällt trotz aller Mängel, die jeder menschlichen Einrichtung anhaften, in die Zeit, wo die Stände und Berufe am Stadtregiment den berechtigten Anteil hatten. Bei der Übertragung des Systems auf den Staat verliert sich auch mehr die immer drohende, im engeren Kreise besonders wirksame Gefahr des Mißbrauchs der Gewalt zu persönlichem Vorteil. Wenn die Stände und Berufe nach ihrer Bedeutung für das Staatsleben ihre Vertretung haben und dieser die Wahrnehmung ihrer berechtigten Belange gesetzlich zuerkannt ist, findet ein Ausgleich entgegengesetzter wirtschaftlicher Interessen, eine „Symbiose" zu um so stärkerer Gesamtwirkung in ehrlichem Widerstreit leichter statt, als wenn die Gegen-

sätze hinter idealen Phrasen des „Programms“ sogenannter politischer Parteien versteckt werden. Inbezug auf die Vertretung des Volkes steht die Reichsverfassung noch unter der mecklenburgischen. Denn diese gibt doch offen einem einzelnen Stande die vererbbare Vorherrschaft, während das Reichstagswahlrecht durch den Grundsatz der einfachen Mehrheit dem in der Mehrzahl vorhandenen Stande der Lohnarbeiter den entscheidenden Einfluß einräumt, der nur deshalb nicht voll zum Ausdruck gekommen ist, weil dessen Vertreter durch das törichte Verharren in der Verneinung des Gegenwartsstaates es versäumt haben, die Zerfahrenheit der übrigen Parteien sich zunutze zu machen.

Der erwähnte Gattungstrieb, der seinen Gegenstand erst durch Überlieferung erhält, ist ein schwacher Ersatz für die festen Instinkte der Insektenstaaten. Seine Wirksamkeit für das Volkstum wird vielfach dadurch vereitelt, daß er auf andere Sammeleinheiten abgelenkt wird, die an sich berechtigt oder zur inneren Organisation des Volkskörpers sogar notwendig sein können, die aber die Wirksamkeit des Gattungstriebes für das Volkstum abschwächen oder aufheben, wenn ihre Grenzen die des Volkstums durchkreuzen. Zu diesen Kreisen gehört neben dem für alle Völker wirksamen Kapitalismus für uns hauptsächlich die Sozialdemokratie und der Ultramontanismus. Die Gefahr dieser Richtungen liegt neben der außervölkischen Umgrenzung auch in der Schärfe der durch sie bedingten innervölkischen Absonderung. Insbesondere der Ultramontanismus sucht für die Glieder der katholischen Kirche diese Absonderung immer schärfer durchzuführen und auf nicht mit der Kirche zusammenhängende Gebiete auszudehnen. Die Sozialdemokratie betreibt dasselbe durch künstliche Züchtung des „proletarischen Klassenbewußtseins“, das sie als Kampfmittel und Triebkraft gegen die bestehende Staatsordnung benutzt. Gleichzeitig untergräbt sie das Autoritätsgefühl, auf dem diese fußt, das sie selber aber für ihre Leitung nicht entbehren kann. Damit schneidet sie sich selber die Möglichkeit einer Verwirklichung des Zukunftsstaates ab, denn ein bloß aus Proletariern bestehender Staat ist undenkbar. Die katholische Kirche dagegen pflegt das Autoritätsgefühl und erreicht durch die Absonderung der Priesterschaft durch das Zölibat ein noch festeres Gefüge, das ihre Glieder behindert, im Sinne des völkischen Grundstocks zu wirken. dem es immer schwerer wird, diesen inneren Reibungen zum Trotz sich durchzusetzen.

Der feste genetische Zusammenhang der erwähnten Tierstaaten wird uns ewig ein unerreichbares Ideal bleiben. Bei der geschichtlich nachweisbaren Gesetzmäßigkeit in der Umbildung der Staatsformen handelt es sich nicht um eine Fortsetzung der organischen Naturentwicklung, sondern nur um eine Analogie mit dem Naturleben, die unvollständig sein muß, weil im Gegensatz zum Naturleben die Einheit des Kulturlebens, das gleichbenannte Subjekt der Geschichte, sich fortgesetzt ändert, durch Aussterben oder Abwandern bestimmter Keimanlagen und Zuwandern anders gearteter. Man überträgt fälschlich die Individualität des Landes auf die des Volkes und verwechselt die ungeschriebene Geschichte des vererblichen Volkstums mit der Geschichte der Bevölkerung dieses Landes. Erst beim Menschen war überhaupt eine Vergesellschaftung ohne den genetischen Zusammenhang möglich, von der Seeräuber-Balk bis zum heutigen Trust. Ist nun das gemeinsame Interesse nicht in der Natur der Verbindung gegeben, sondern muß es erst durch Tradition gefestigt werden, so können nur vergängliche Gebilde entstehen. In dieser Lage befinden sich die national gemischten Staaten, die nur durch ihre Geschichte zusammenhängen. Nur die in dem Durcheinanderwohnen liegende biologische Schwierigkeit einheitlichen Handelns der zusammengehörigen Volksbestandteile

hat bis heute den unabweisbaren Zerfall der österreichisch-ungarischen Monarchie verzögert. Die Vereinigten Staaten von Nordamerika haben neben der geschichtlichen Überlieferung wenigstens noch die unbestrittene Vorherrschaft einer bestimmten Sprache, die auch eine engere gegenseitige Durchdringung der verschiedenen Volksbestandteile, außer den in ihrer Rasse zu weit abstehenden, bedingt. Dadurch konnte sich ein zu einheitlichem Auftreten unentbehrliches gemeinsames Volksbewußtsein entwickeln, von dem in Österreich keine Rede sein kann. Was nützt es uns, unsere Kräfte einzusetzen, um die Zerstörung dieses siechen Gebildes zu verhindern, von dem wir selber keine Hilfe zu erwarten haben, da seine verschiedenen Volkskräfte sich gegenseitig binden und aufheben! Ein Organismus erhält sich und gedeiht nur, wenn alle seine Kräfte auf dies gemeinsame Ziel gerichtet sind. Jeder Versuch, Machtpolitik zu treiben, muß fehlschlagen, wenn wir unsere eigenen inneren Gegensätze nicht überwinden können. Wohl haben wir vorläufig noch ein vorherrschendes deutsches Volkstum und rassetüchtige Volksbestandteile, wie sie in Frankreich durch eine falsche eugenische Politik aus dem Lande verdrängt wurden oder der Revolution zum Opfer fielen. Aber wenn in Frankreich auch die Rassenqualität vermindert ist, so ist das Volkstum doch durch jene Abstoßung wesentlich vereinheitlicht und hat dementsprechend an Kraft zum Handeln gewonnen. England hat ähnliche tüchtige Rassenbestandteile bei der Erwerbung und Ausbeutung der Kolonien und in der Industrie verbraucht und den ländlichen Nachschub durch Zerstörung der Landwirtschaft verringert. Aber auch hier hat die Einheitlichkeit des Volkstums dadurch gewonnen und die heute vielfach schon ausgestorbene rassische Oberschicht hat eine feste Tradition hinterlassen, die noch lange Zeit vorhalten kann. Das deutsche Reich dagegen gleicht einer Pflanze, deren Grundstock die besten Säfte für die mehrfach aufgepfropften fremdartigen Sprosse hergibt, die nicht einmal „Edelreiser" sind. Der Grundstock aber, das heißt der rassisch enger zusammengehörige Volksbestandteil, der vermöge seiner besonderen Anlage der Träger der gemeinsamen Sprache und Überlieferung, der Kultur und Geschichte ist, kann infolge der „Funktions-Störungen", besonders auch der zurückbleibenden Entwicklung der „vegetativen Organe", das heißt der die Ernährung des Volkes besorgenden landwirtschaftlichen Bevölkerung, durch die Pfropfreiser seine Kraft nicht entfalten, und das Reich wird zu einer Machtpolitik unfähig. Gewiß ist Machtpolitik notwendig, denn die Völker sind wie die Pflanzen ihrer Natur nach „Gewächse". Sie gedeihen nur, solange sie zunehmen und sich ausbreiten. Geschieht dies aber von einem erkrankten Grundstock aus, so können wohl die gebildeten „Ausläufer" zu gesunden Neubildungen erwachsen, aber sie erschöpfen um so sicherer den Grundstamm und verlieren mit dessen Absterben den Zusammenhang mit diesem und untereinander. Erst muß die innere Krankheit überwunden sein, ehe wir nach außen großzügig handelnd auftreten können. Aber auch so dürfen wir uns nicht auf die passive Abwehr beschränken, sondern müssen auch die erkrankten Organe in einer hinreichenden Übung erhalten, damit sie nicht überhaupt ihre Bewegungsfähigkeit verlieren, also „aktive Politik" treiben. Viel gewonnen wäre hierzu schon, wenn wir die volksfremden Bestandteile als solche behandelten, statt sie entgegen dem Beispiel der Pflanze in die Organisation des Grundstocks einzubeziehen. Sehr beachtenswert ist der Vorschlag von K. F. Wolff in den Alldeutschen Blättern 1913, Nr. 35, denjenigen, die sich selber als Nichtdeutsche bezeichnen, die politischen Rechte zu nehmen, sie aber folgerichtig auch vom Kriegsdienst zu befreien. Wenn ein deutsch redender Fremdbürtiger sich freiwillig dazu meldet, bekundet er, daß völkische Keim-

anlagen oder Überlieferungen in ihm wirksam sind; dann soll er zugelassen werden, mit zu raten und zu taten. Biologische Politik rechnet nicht mit Menschen als Bewohnern eines Landes, sondern mit Keimanlagen. Es entspricht auch uralt germanischer Anschauung, daß nicht das Land, sondern die Abstammung das Volkstum bestimmt. Diesen Grundsatz hat ja auch das neue Gesetz über die Staatsangehörigkeit festgehalten und versucht ihn trotz der in der allgemeinen Wehrpflicht liegenden Hindernisse auf die Ausgewanderten anzuwenden. Bedenklich bleibt nur die Möglichkeit der Einbürgerung fremdrassiger Bestandteile.

Gleichzeitig freilich mit dem Anstreben einer biologisch begründeten Organisation müssen wir die innere Erkrankung des Volkstums im Auge behalten. Sicheres Symptom der Krankheit ist das immer stärkere Sinken der Volksvermehrung, einerlei, ob es in körperlicher oder seelischer Entartung begründet ist und dementsprechend auf ungewollter oder gewollter Unfruchtbarkeit beruht. Es handelt sich hier um eine Krankheits-Erscheinung, die zugleich auf den Krankheits-Vorgang steigernd zurückwirkt, deren Abschwächung also eine Heilung begünstigt. Daß staatliche Maßnahmen hier etwas nützen können, beweisen die erfolgreichen Versuche am Ausgang des römischen Reiches, die nur deshalb keine dauernde Wirkung hatten, weil das Reich schon zu sehr zermürbt war, um der Stoßkraft jugendfrischer Völker standhalten zu können. Wir aber treiben nicht nur keine verständige Heiratspolitik, sondern geben dem Frauenrechtlertum, das unter den zersetzenden geistigen Strömungen besonders gefährlich ist, trotz der warnenden Zeichen, die uns die Entwicklung des Auslandes bietet, gedankenlos und schwachmütig nach und lassen die Bewegung um sich greifen, indem wir von Staats wegen wie in privaten Betrieben immer mehr nicht speziell den weiblichen Anlagen vorbehaltene Berufe den Frauen öffnen und damit ebensoviel Männern die Heiratsmöglichkeit nehmen. Oder wir steuern dem Ziele zu oder lassen uns vielmehr dahin treiben, daß Mann und Frau einen selbständigen Beruf haben. Dann denken sie nicht daran, Kinder zu zeugen, oder sie überlassen diese der Aufzucht durch staatliche Organe. Was mit der Kinderstube an Traditionswerten verloren gehen würde, ist gar nicht zu ermessen. Aber auch in eugenischer Beziehung würde dieser Zustand verderblich wirken, da nur die Stellung der Frau in der Hauswirtschaft ebenso wie die Beschäftigung mit der Landwirtschaft es ermöglicht, daß wenigstens in der weiblichen Linie die tüchtigen Keimanlagen latent bleiben, die vorläufig nur in der männlichen sich auswirken und dabei die Fortpflanzungsfähigkeit einbüßen.

In diesen Erörterungen kam es mir darauf an, zu zeigen, daß Geschichte und Politik biologische Erscheinungen sind und biologischen Gesetzen unterliegen. Wie im einzelnen für die heutige Politik die biologischen Faktoren wirken, sucht die erwähnte Politisch-Anthropologische Revue nach allen Richtungen hin abzuleiten. Biologisch gerichtete Politik kann aber erst zur Wirkung kommen, wenn das Verständnis für die allgemeinen biologischen Gesetze und Erscheinungen im Volke Verbreitung findet. Schon die Schule kann viel dafür tun; mindestens bei den reiferen Schülern in den oberen Klassen der höheren Lehranstalten. Aber wenn der biologische Unterricht auch schon vielfach auf diese ausgedehnt wird, so bleibt er doch in der an sich auch sehr nützlichen Verwendung der Biologie zur praktischen Übung von Auge und Hand und Einführung in die biologische Forschung stecken. Für mein wiederholtes Bemühen (Programmarbeit des Gymnasiums zu Bremerhaven 1909, Aufsatz in den Grenzboten 1910 und in der Pol.-Anthr. Revue 1912, Vortrag beim Kongreß für biologische Hygiene in Hamburg 1912, Herausgabe eines Leitfadens der allgemeinen

Biologie für den Unterricht in der Prima), die allgemeine Biologie als Grundlage selbständigen politischen Denkens wie einer selbstsicheren Weltanschauung wirksam werden zu lassen, habe ich bei den Fachgenossen kaum Verständnis gefunden, wohl aber in ausgedehntem Maße im Kreise von Ärzten, deren Beruf ja die Anwendung der Biologie auf den einzelnen Menschen mit sich bringt und die Anwendung auch auf den Gesellschaftskörper nahe legt. Erfreulicherweise auch bei Leitern und Lehrern gymnasialer Lehranstalten. Bei meinem eigenen Unterricht in der allgemeinen Biologie habe ich gefunden, daß die vorzüglichen Arbeiten Alb. Reibmayrs über die biologischen Grundlagen der alten Kulturen, an denen die einschlägigen Verhältnisse leichter zu übersehen sind als bei den neueren, die beste Gelegenheit gaben, an den Geschichts-Unterricht anzuknüpfen und den biologischen Unterricht so organischer in den Lehrplan einzufügen und für die trockene Bürgerkunde lebendigeren Anteil zu wecken. Aus den Untersuchungen Reibmayrs, die das Rassetum als den entscheidenden Faktor für die Geschichte der Völker nachweisen, geht hervor, daß der Gesetzgebung der alten Völker, wenn auch nicht wissenschaftlich erwiesen, aber doch intuitiv empfundene uralte biologische Einsicht zugrunde lag, und daß die Völker untergingen, wenn sie nicht mehr die Wege wandelten, die solche im engen Kreis der Eingeweihten überlieferte Einsicht ihnen wies. Die Natur beseitigt rücksichtslos alle unbewußten Lebensformen, die ihren Gesetzen nicht folgen; es wird das verdiente Geschick der Völker sein, die eine vertiefte Erkenntnis dieser Gesetze gewonnen haben und sie doch nicht befolgen, wenn sie unnachsichtig von der Tafel der Geschichte fortgewischt werden.

Die Bedeutung Preußens für das deutsche Volkstum

Von Freiherrn v. Bietinghoff-Scheel, Wiesbaden

Die Bedeutung eines Staates scheint mir — recht betrachtet — sich mit Umfang und Höhe seiner Aufgaben zu decken. Die Aufgaben dürfen aber nicht etwa, wie oft von oberflächlichen Leuten geschieht, aus der räumlichen Belegenheit des Landes, aus seinen wirtschaftlichen Bedürfnissen, auch nicht aus jeweiligen politischen Lagen hergeleitet werden, sondern sie müssen im letzten Grunde von den natürlichen Anlagen des betreffenden Volkes bestimmt sein. Wie kein noch so befähigter Mensch auf allen Gebieten gleich Hohes leisten kann, wohl aber auf einem oder einigen, für die er besonders begabt ist, so vermag auch kein Volk sich auf allen Lebensgebieten gleich erfolgreich zu betätigen. Aber fast jedes Volk kann in gewissen Richtungen hohe Leistungen zuwege bringen. In diesen, von seinen edelsten und stärksten Anlagen gewiesenen Richtungen liegen eines Volkes Aufgaben; ihm andere zumuten, wäre ein Unrecht. Diese aber muß es mit allen Kräften zu erfüllen trachten; denn in ihnen wurzelt letzten Endes sein wahrer Daseinszweck, ja seine Bedeutung und sein Wert für die Entwicklung der gesamten Menschheit sind hierin eingeschlossen.

Treten wir unter diesem höchsten Gesichtspunkte an die Frage der Bedeutung Preußens für das deutsche Volkstum heran, so wird uns sogleich klar, daß nicht etwa Preußens staatliche Einrichtungen, wirtschaftliche Besonderheiten, Machtmittel u. dgl. m.

zu betrachten, sondern vor allem die natürlichen Anlagen der Preußen, genauer ausgedrückt, der im preußischen Staate zusammengeschlossenen Deutschen festzustellen sind. Es sind aber die „natürlichen Anlagen" eines Volkes nichts anderes als sein „rassisches Wesen", mit dessen Betrachtung wäre also zu beginnen. Damit scheint freilich die Untersuchung auf einen äußerst langwierigen Weg verwiesen zu sein. Rassisches Wesen ist geworden und bedingt von rassischer Entwicklung, diese umfaßt Jahrtausende — darf versucht werden, sie im Rahmen eines kurzen Aufsatzes darzustellen? Nun, es darf unbesorgt gewagt werden. Wohl haben wir hinabzutauchen in fernste Vergangenheit und wieder zurückzukehren in unsere Tage, aber was wir vom langen Wege mitzubringen brauchen, läßt sich tatsächlich in wenigen Sätzen wiedergeben.

Als ein Volk mit einheitlichen, fest verwurzelten Haupteigenschaften von Körper, Geist und Seele erscheinen die Nordindogermanen, von Frankreich kommend, in Schleswig-Holstein und Dänemark und weiter in Skandinavien, wo sich die Spuren ihrer Entwicklung bis ins 8. Jahrtausend zurückverfolgen lassen*). Die rassischen Merkmale dieses Nordvolkes insgesamt aufzuzählen, ist überflüssig, nur die wichtigsten seien genannt: hervorragende Leibestüchtigkeit, todverachtende Tapferkeit, gewaltige Schaffenskraft und -lust, stärkstes Persönlichkeitsgefühl, hochentwickelter Rechtssinn. Eine Zergliederung dieser Merkmale erübrigt sich gleichfalls, wohl aber haben wir uns zu fragen, was sie in der Zusammenfassung ergeben. Und da kann die Antwort nicht zweifelhaft sein: ein Volk, das die genannten Merkmale als Haupteigenschaften aufweist, ist ein Herrenvolk allerersten Ranges. Und als Herrenrasse tritt denn auch die nordische Rasse in die Geschichte ein. Als ihr das Nordland zu eng wird, als sie, aus ihrer Abgeschlossenheit hervortretend, nach Süd, West und Ost zu drängen beginnt, da vermag ihr niemand zu widerstehen, unterliegen ihr alle, gewinnt sie die Herrschaft allüberall. Und ihre Herrschaft wird nicht zum Schrecken, nein zum Segen für die Unterworfenen. Nachdem die gewaltige rassische Tapferkeit den Sieg errungen, tritt sofort die hohe rassische Gestaltungs- und Schaffenskraft in Tätigkeit. Wo sie auch hinkam, die nordische Rasse, in allen Landen hat sie auf allen Gebieten alsbald frisches Leben aufsprießen lassen, hat sie den Besiegten — meist überhaupt zum ersten Male — die Dinge gebracht und gelehrt, die wir in den Begriff „Kultur" einzuschließen pflegen. Nirgends hat sie gleich Mongolenfürsten und Tartarenkhans ihre Herrscherrolle so aufgefaßt, daß sie nur zu nehmen, der Besiegte nur zu geben hätte; überall war sie, die Siegerrasse, im letzten Grunde die Geberin, überall hat sie gestaltet, geschafft, gebaut und hat hoch und fest gebaut. Und doch — wie vieles hat nicht Bestand gehabt, wie viele herrlich gefügte Reiche der Leute vom Nord sind zusammengebrochen! Drei Gründe — bald einzeln, bald im Verein — trugen die Schuld. Zunächst die oft allzu geringe Zahl der Eroberer. Wohl hat die nordische Urheimat so gewaltige Fruchtbarkeit bewährt, daß von ihr Jahrtausende hindurch schier ungezählte Scharen sich immer und immer wieder hinaus ergießen konnten, aber wie ein Wellenkreis mit wachsender Ausdehnung immer mehr verflacht, so vermochte die nordische Rasse am Rande des riesigen Kreises, den sie sich gewann, doch nur noch in einer Stärke aufzutreten, die wohl noch zur Eroberung

*) Vgl. hierzu die Ausführungen von Prof. Dr. Kossinna auf S. 267.

genügte, aber nicht mehr zu dauerndem Festhalten gegenüber den unaufhörlichen Kämpfen jener Zeiten. In ihnen mußte sich der nordische Herrscherstamm schließlich verbluten und hat sich vielfach verblutet. Dort aber, wo einmal bis zu einer Randstelle des Kreises doch eine so starke Schar vorgedrungen war, daß ihr allmähliches Verbluten in Schwertkämpfen nicht zu drohen schien, da unterlag sie einer anderen Gefahr. Der Kreisrand durchschnitt überall Gebiete, die weit milder und reicher waren als der rauhe, karge Norden und — das vertrug und verträgt das Geschlecht der Blondleute nie und nimmer; sie entarteten im sonnigen Süd und gingen unter. Diesen Entartungsvorgang recht zu erfassen und darzustellen ist sehr schwer, erübrigt sich hier aber auch; die Tatsache genügt, und die steht fast. — Mehr im Innern des Kreises endlich, wo kein allzu weichliches Klima Gefahren heraufbeschwor, und wo die Zahl der Eroberer groß genug war, um jeden Kampfverlust wettzumachen, da reichte sie doch noch oft genug nicht zur völligen Besiedlung des Landes aus, blieb sie gering im Vergleich zu den Unterworfenen, und dann kam es, wie es kommen mußte — hier schneller, dort langsamer wurden sie von den Besiegten aufgesogen, gingen sie in Vermischung mit ihnen rassisch unter. Und zum Schlusse — selbst in den inneren Teilen des von der nordischen Rasse eroberten Kreises trat solche Vermischung ein. Dicht jenseits der Grenzen ihrer Heimat trafen die Nordmänner meist schon fremdblütige Völker; wohl gerieten diese gegenüber den noch ungeschwächten, unzerstreuten Scharen der Eroberer, die zur völligen Besiedlung dieser Landstrecken voll ausreichten, in die Minderheit, konnten nicht auffangen, sondern wurden aufgesaugt, aber auch dieser Vorgang bedeutete Mischung; fremdes Blut trat in die Adern der Sieger, ihre Reinrassigkeit war dahin. Fast nur in der Urheimat selbst, auf engem, allzu engem Raum blieb das Nordvolk das, was es war: eine echte Rasse. Aber ein kleines Häuflein war's schließlich geworden, nicht mehr imstande, immer neue Scharen auszusenden, um dem verwässernden oder verdorrenden Blut der Vorangezogenen neuen, unverfälschten Lebenssaft zuzuführen. — Dies in kurzen Zügen die Blut- und damit Rassenschicksale des stolzen Geschlechts aus dem Mitternachtslande. Ein überschäumendes Hinausfluten in gewaltigen Wogen, deren Anprall nichts widerstand, die aber nicht zerstörten, sondern edelste Keime mit sich führten, geeignet, das ganze Erdenrund alsbald in reichste, dauernde Blüte zu setzen und dann doch — unter dem dreifachen Blutverlust auf dem Schlachtfelde, im Ehebett und durch allzusengende Sonne — ein Zurückebben, ein Rückwärtsfluten bis in unsere Tage hinein, bis zum heutigen, wahrlich nicht zum Heile der Menschheit schon bedenklich niedrig gesunkenen nordischen Blutsstand.

* * *

Dem nordischen Blute in seiner mannigfachen Verteilung, seiner nur allzu bunten Mischung, seinem hier offenkundigen Wirken, dort fast nur noch geheimen Walten nachzuspüren, bildet eine der wichtigsten und fesselndsten Aufgaben der Rassenforschung. Wir haben uns damit nur so weit zu befassen, als uns festzustellen obliegt, in welchem Maße nordisches Blut in den Adern der in Preußen wohnenden Deutschen rollt. Das bietet keine Schwierigkeiten dar, sofern man Vertiefung in Einzelheiten vermeidet und sich auf eine Umrißzeichnung beschränkt, das genügt aber auch.

Ungefähr den mittleren Teil Preußens nehmen die Niedersachsen ein; von der Nordsee hinab bis zu den thüringischen Staaten sitzt dieser Stamm. Er ist in hohem

Maße Träger des alten, nordischen Blutes. Im Westen begegnen wir einer Mischung niedersächsischen, fränkischen, hessischen Blutes, zu der noch ein keltischer Einschlag tritt. Das alles ist natürlich auch nordisches Blut, doch entgeht dem rassekundigen Auge nicht, daß dort noch anderes Blut einer fremden, nicht nordischen Rasse in recht viele Adern hineingelangt sein muß, und das ist um so deutlicher erkennbar, je mehr man im preußischen Westen nach Süden kommt. Im Osten stößt man in dessen südlichem Teile vornehmlich auf Thüringer (fälschlich oft Obersachsen genannt), die natürlich auch Abkömmlinge der Nordlandrasse sind und im mittleren und nördlichen Teile des preußischen Ostens (es ist diesem hier die ganze südliche Ostseeküste und auch Brandenburg zugerechnet) begegnen wir den Deutschen, die man heute gemeinhin „Preußen" zu nennen pflegt. Sie werden zumeist als eine niedersächsisch-slawische Mischung angesehen, aber ich glaube, es steckt in dieser Annahme viel Irrtum, der schon zu manchen Mißdeutungen Anlaß gab. Zunächst waren es zwar vorwiegend Niedersachsen, die einst den Osten besiedelten, aber neben ihnen sind auch Angehörige anderer deutscher Stämme, namentlich Franken, in wohl gar nicht so unbeträchtlicher Menge gen Osten gefahren. Was aber die Mischung mit Slawen anlangt, so ist sie m. E. längst nicht so ausgiebig gewesen, wie vielfach behauptet wird. Wer die Kolonisationsgeschichte von Deutschlands Osten kennt, weiß zunächst schon, daß die dortigen Slawenstämme, namentlich das Hauptvolk der alten Preußen in den blutigen Eroberungskriegen zum größten Teile ausgerottet wurden, ist aber auch damit vertraut, daß diese Slawen gar nicht ungemischt, sondern in vielleicht ziemlich bedeutendem Maße mit germanischem Blute durchsetzt waren, Blut, das von den nicht unerheblichen Resten der Goten, Vandalen, Burgunden herstammt, die bei Abwanderung der Hauptmasse dieser Völker in der Heimat zurückgeblieben waren. Damit soll natürlich Vorhandensein slawischen Bluteinschlages nicht bestritten werden, nur schätze ich diesen nicht sehr hoch, und vor allem glaube ich nicht, daß er den heutigen, deutschen „Preußen" die Merkmale geliefert hat, die ihn freilich von andern deutschen Stämmen in manchem ziemlich deutlich unterscheiden lassen. Diese Merkmale bestehen doch namentlich in gewissen Schroffheiten, Härten des Charakters — wie sollte derlei von den Slawen herkommen, denen doch gerade eine Art Schlaffheit der Seele, Weichheit, ja „Sentimentalität" des Charakters eigentümlich ist? Mich dünkt folgende Annahme naheliegender: was einst zur Besiedlung des Ostens aus Mittel- und Westdeutschland aufbrach, war naturgemäß eine Art Auslese härterer, rauherer, wagemutigerer Söhne verschiedenster deutscher Stämme. Diese sind dann in jahrhundertelangen Eroberungs- und Grenzkämpfen und in einem kargen, rauhen Lande zu einem Geschlecht geworden, bei dem alle die Herbheit der heutigen deutschen „Preußen" gar nicht wundernehmen kann. Auslese und Umwelt hätten also im wesentlichen (einen gewissen, slawischen Bluteinschlag immer zugegeben) diesen Stamm geformt, aber sein Blut wird nicht viel weniger „nordisch" sein als das der anderen in Preußen sitzenden deutschen Stämme.

Die Norddeutschen (so seien Preußens deutsche Bewohner hier einmal kurzweg genannt) dürfen demnach nicht mehr als reinen, nordischen Blutes bezeichnet werden, sie haben verschiedenartigen fremden Bluteinschlag erfahren (auch manchen, der hier nicht erwähnt werden konnte, wie die gar nicht zu unterschätzende Einschleppung fremden

Blutes im dreißigjährigen Kriege usw.); aber der Stand des nordischen Blutes in ihren Adern ist doch verhältnismäßig hoch, und von einer Mischung, die bei manchem anderen deutschen Stamme ziemlich deutlich spürbar ist, sind sie wohl gänzlich frei geblieben, von der mit der sogenannten alpinen Rasse.

* * *

Wir stellten eingangs fest: Die Bedeutung eines Stammes für sein Gesamtvolk ist gleichzusetzen der Art und Höhe seiner natürlichen Aufgaben dem Gesamtvolke gegenüber. Die Aufgaben sind bedingt von den natürlichen Anlagen. Diese aber sind nichts anderes als das Ergebnis der rassischen Blutbeschaffenheit. Die Rassenart der im preußischen Staate zusammengeschlossenen „Norddeutschen" habe ich in ihren Hauptzügen beschrieben; auf Grund dieser Feststellung ist es nunmehr leicht, die natürlichen Aufgaben zu erkennen. Sichere und fruchtbringende Schlüsse sind freilich dabei nur zu erwarten, wenn bei ihrer Ableitung eines gewahrt wird: der Blick fürs Große. Nicht von niedriger Warte, die nur Umschau über die Ereignisse und Erfordernisse des Tages gestattet, darf nach den Aufgaben, die Preußen für sein Volk zu lösen hat, ausgespäht werden, sondern von hohem Turme, der Ausblick auch in Zukunftsfernen gestattet.

Die Norddeutschen sind also in hohem Maße Träger des alten nordischen Blutes, vielleicht nach den Skandinaviern im verhältnismäßig höchsten Maße. Damit ist aber nicht gesagt, daß bei ihnen alle Rasseneigenschaften der alten Nordmannen gleichmäßig stark oder gar am stärksten hervortreten. Manch anderer deutsche Stamm zeigt manche nordische Blutseigentümlichkeit in höherem Grade; die hohe dichterische Begabung der Rasse des Mitternachtlandes scheint am stärksten von den Alemannen bewahrt worden zu sein, jenen berühmten nordischen Trotz, der wohl am besten zum Ausdruck kommt in dem Hagen-Willen: „zum Tode auszuharren beim Groll, beim Stolz, beim Schwert" glaube ich bei den Bajuvaren am deutlichsten hervortreten zu sehen usw. Aber was das niedersächsische Blut, das ja den Norddeutschen ihr Gepräge gibt, nicht nur am stärksten bewahrt sondern wohl auch noch weiter entwickelt hat, das sind jene Eigenschaften, die ich in ihrer Gesamtheit „heroische" nennen möchte. Im Zusammenfassen, wenn es sein muß, Zusammenzwingen und Zusammenhalten, kurz — in allem, was herrschen, führen, leiten heißt, da steht der Norddeutsche obenan! Das bedarf keiner umständlichen Beweise; wer den Norddeutschen kennt, der weiß es, und wer Deutschlands Geschichte kennt, weiß es nicht minder. Es ist kein Zufall, daß den Deutschen ihre nordischen Stämme die größten Staatsmänner, die meisten Feldherren, den straffsten Beamtenstand gaben und schließlich die Reichseinheit brachten; die überragende Führerveranlagung der norddeutschen Stämme trat in alledem in die Erscheinung.

Sind aber in den im preußischen Staate zusammengeschlossenen Stämmen die rassischen, d. h. natürlichen Anlagen besonders stark im Vermögen zu herrschen, zu führen entwickelt, so ist daraus ohne weiteres zu folgern, daß ihrem Staate Preußen gegenüber dem gesamten, deutschen Volkstume die Lösung aller der Aufgaben zufällt, die als Führeraufgaben im staatlichen Sinne zu bezeichnen sind. Das werden Preußens natürliche Aufgaben sein; sie dürfen ihm nicht entzogen werden; sie beharrlich und mit rechtem Geschick zu lösen, ist aber auch Preußens Pflicht.

Wer nun nach diesen Aufgaben mit dem vorhin geforderten rechten Blick und Sinn für das Große Ausschau hält, dem wird sich zwar zunächst vielleicht eine Fülle von Gesichten aufdrängen. Sichtet und siebt er jedoch recht, so wird er schließlich doch nur vier Aufgaben übrigbleiben sehen, diese aber in gewaltiger Größe.

Die erste Aufgabe sehe ich darin, *das heutige Deutsche Reich zusammenzuhalten*. Das Geschlecht derer, die noch das ungeeinte Deutschland sahen, beginnt dahinzugehen, wir sind versucht, das Reich als etwas Unverlierbares anzusehen. Aber ungefährdet ist nichts auf unserer Erde, und dem Reich drohen nicht nur äußere sondern auch innere Gefahren. Gerade im heutigen Geschlechte, das den Jammer der reichslosen Zeit nicht mehr erlebte, beginnt der uralte deutsche Geist des Partikularismus wieder umzugehen, der böse Hang zur Absonderung sich wieder bemerkbar zu machen. Da hat Preußen auf dem Posten zu sein! Es werfe sich jedem, auch dem zunächst unscheinbarsten Absonderungsgedanken entgegen, lasse jedermann wissen und — fühlen, daß Preußen gewillt ist, jedem solchen Gedanken den Tod zu bereiten, und sei es auch mit dem Schwert. Nicht minder trete aber Preußen dem gegenteiligen Gelüst auf Zerstörung der bundesstaatlichen Art des Reiches, auf politische Verschmelzung der Einzelstaaten mit aller Macht entgegen. Keine, sei es auch noch so geringe Schwächung der Rechte der Einzelstaaten darf Preußen zulassen; denn bei der Verschiedenartigkeit der deutschen Stämme kann ein dauerndes deutsches Reich vorerst nur bestehen und gedeihen in seiner heutigen, bundesstaatlichen Form. Feuer und Wasser — jedes birgt gewaltige Kräfte in sich, die nebeneinander Großes wirken; meng' sie zusammen, so werden sie Dampf, der zerstiebt!

Die zweite Aufgabe suche ich darin, *daß es Preußen obliegt, das Deutsche Reich in einen wirklichen Nationalstaat zu wandeln*.

Noch haben wir den gar nicht, noch sitzen gerade in Preußen Millionen Fremdstämmiger, die sich so stark ausbreiten, daß sich ein uralt-germanisches Gebiet wie Westfalen schier in ein polnisches Land zu verwandeln vermag. Da möge Preußen bedenken, daß es gerade als Deutschlands Vormacht dem deutschen Volke dafür *verantwortlich* ist, nicht stille zuzusehen, daß deutsches Land entdeutscht wird. Das ist kein Herrschen und Führen im Sinne der alten Nordlandrasse, daß man allen Fremden die Tore sperrangelweit offen hält, das kommt vielmehr von jenem traurigen Hange zur Übergerechtigkeit, der ja leider auch altes deutsches Erbe ist, und der den Deutschen so oft schon zu geradezu vernichtender Ungerechtigkeit gegen sich selbst trieb. Fort mit diesem Hange und um so mehr, als Preußens Aufgabe noch weit darüber hinausgeht, die Zunahme fremden Bluts in seinen Grenzen zu dämmen. Langsam ringt sich der Gedanke in die Höhe, daß ein Staat erst dann ein rechtes völkisches Gebilde, also kein künstliches Erzeugnis sei, wenn sein Staatsrecht auf dem einzig natürlichen Rechte, dem Blutsrechte aufgebaut ist. Diesen Gedanken einst in Deutschland in entsprechende Tat umzusetzen, wird nur eine sehr feste, harte Hand fähig sein. Preußen, rüste deine Hand dafür, du wirst dadurch ganz Deutschland von einem Abgrunde zurückreißen. Ist heute schon der Geist weiter Kreise ein fremder, undeutscher geworden, so bedarf es nur noch weniger Jahrzehnte ungehemmten Waltens, Wirkens und Mehrens der Fremdblütigen, so sind die germanischen Rassenwerte in uns unrettbar zerstört, und wir sind ein rasseloser Brei geworden.

Die dritte Aufgabe erkenne ich darin, daß es Preußen einst obliegen wird, das gesamte Germanentum Mitteleuropas zusammenzuschließen. Die Tat von 1870 war nicht die Vollendung, sondern der Beginn des großen germanischen Einigungswerkes; dies immer häufiger erklingende Wort kann nicht genugsam wiederholt werden. Es entspringt nicht, wie selbst deutsche Brüder draußen oft noch glauben, Eroberungsgier und Herrschsucht, sondern harter Notwendigkeit; kein Kundiger kann daran zweifeln, daß das Schicksal den Germanen nur zwischen zwei Möglichkeiten die Wahl lassen wird: Zusammenschluß zu einem unangreifbar mächtigen Reiche oder Untergang im Slawen- und Romanenansturm. Jeder Seemann weiß, daß ein Sturm im Mittelpunkte seines Gebietes durch die dort erzeugten Wirbel am gefährlichsten ist. Wir sitzen im Mittelpunkte des europäischen Sturmgebietes; Orkane, die das Deutsche Reich ergreifen, können Wirbel erzeugen, so wild, daß wir rettungslos in die Tiefe gerissen werden, ist nicht das Reichsschiff so groß und stark, daß es jedem Unwetter trotzen kann. Aber die Einigung mitteleuropäischen Germanentums ist freilich ein riesenschweres Werk. Es gilt ja nicht die Bruderstämme zu unterwerfen sondern anzugliedern, daher können vorschnelles Handeln, täppisches Tun das Werk mehr hindern als fördern. Ja, ich rechne das Werk zu denen von jener seltsamen Eigenart, die überhaupt nur gelingen, wenn der, der es vollbringen soll, an ihm vorerst jede unmittelbare Arbeit und sogar das Entwerfen fester Pläne unterläßt. In Stürmen wird sich ja einst die Einigung vollziehen, aber diese dürfen nicht vom berufenen Bildner des Werkes künstlich erzeugt werden; sich für die Stunde des Sturmes bereit halten, das ist alles, was zurzeit geschehen darf, und das tut Preußen, wenn es zwei Dinge nicht versäumt: sich stark zu halten und noch stärker zu machen, da nur ein ganz Starker in jenen Zukunftsstürmen das Steuer zum Einigungshafen wird herumreißen können und dem heutigen Reiche die bundesstaatliche Art unerschütterlich wahren; denn auch das künftige Reichshaus darf nicht einem einzigen, öden Riesensaale sondern nur einer Pfalz mit vielen Sondergemächern gleichen.

Die Stunde ist noch längst nicht da, wo die germanischen Stämme in voller Einheitlichkeit zusammengefaßt werden könnten, ja, noch ist die Sonderart jedes Stammes so, daß es gar nicht geschehen dürfte. Es liegen die besten, ja fast alle Zukunftskeime der einstigen, deutschen Rasse, zu der die deutschen Stämme die Vorstufen bilden, in den verschiedenen Staatseigentümlichkeiten eingebettet, und jeder dieser Keime braucht nun heute einmal noch zur rechten Entwicklung die Stille wie die Sonderluft eines eigenen Gemaches. Preußen, hüte das Reichshaus vor jedem Versuche, in ihm Zwischenwände einzureißen, hüte es davor um der Erhaltung des heutigen Reichs, um der Gewinnung eines künftigen größeren Reichs, um der einstigen, deutschen Rasse willen!

Und dieser zukünftigen, deutschen Rasse wird auch ein letztes Wort zu gelten haben, in dem die letzte Aufgabe Preußens dem Gesamtdeutschtum gegenüber eingeschlossen liegt. Eine buchstäblich letzte Aufgabe; denn ist sie erfüllt, so sind die Preußen nicht mehr. — Wenn einst sich die Hauptvorzüge jedes deutschen Stammes unter der Hut maßvollen Sonderlebens zu höchster Blüte und sicherer Beständigkeit entwickelt und sich zugleich die Hauptmängel jeder Stammesart in langem Gemeinschaftsleben unter einem Dach ab-

geschliffen haben werden, dann wird die große Stunde schlagen, wo die Stämme miteinander verschmelzen dürfen, ja sollen, um aus voller Blutseinheit heraus zum eigenen und der Welt Heil das zu gebären, was unser aller tiefstes Sehnen ist: die germanische Edelrasse. Hebt aber einst diese Stunde an, dann wird es Preußen obliegen, zunächst die bis dahin mit Recht von ihm selbst sorgsam gehüteten Schranken niederzulegen und dann — die Blutselbständigkeit opfernd — seiner Söhne und Töchter Blut reich in die Adern der anderen Stämme einströmen zu lassen, damit der neuen Edelrasse das Erbteil der alten Nordrasse zu eigen werde: der starke Herrschersinn, die hohe Führerfähigkeit. Diese Stunde, wo das zu geschehen hat, ist freilich sehr fern, aber ihrer gedenken soll Preußen doch heute schon. Gerade in Preußen, das der Fremdstämmigen besonders viele zählt, liegt die Gefahr des Eindringens fremden Blutes und damit der Vernichtung des nordischen Bluterbes sehr nahe. Nichts darf daher von Preußen ungeschehen bleiben, was zur Reinhaltung, ja vielfach schon zur Reinigung des Blutes seiner Kinder geschehen kann. Das ist Preußens Pflicht nicht nur sich selbst, nein, dem ganzen deutschen Volkstume gegenüber.

* * *

Nun noch ein Wort darüber, wie sich angesichts dieser gewaltigen Aufgaben Preußens die anderen deutschen Stämme zu Preußen, Preußen zu diesen verhalten sollten. Das Wort sei ganz kurz, aber sehr ernst.

Auch auf politischem Gebiete gibt es „Moden". Neuerdings gilt es als modern, gegen Preußen Sturm zu laufen, so zu tun, als gäbe es kein verdienstvolleres Werk, diesen „barbarischen" Staat zu vernichten. Laßt um des Heiles deutscher Zukunft willen dies gefährliche Spiel! Das Reich, das uns allen teuer ist, bedarf doch um des Zusammenhalts willen eines starken Preußens; stark kann es aber nur bleiben, wenn man ihm seine volle Eigenart läßt. Ja, laßt Preußen nur noch stärker werden! Für das künftige deutsche Reich ist Preußens Machtfülle noch zu gering; das Reich wird, soll es Bestand gewinnen, einer gewaltigen Vormacht bedürfen, der König von Preußen, der die vergrößerte deutsche Kaiserkrone trägt, wird sich auf eine starke Hausmacht stützen müssen. Ob zu geringer Hausmacht stürzten schon die Throne so manchen edelsten deutschen Fürstengeschlechts! Hütet daher nicht nur den Macht- und Landbestand Preußens, sondern laßt auch Neid und Eifersucht, wenn sich einmal zu einer Vergrößerung Preußens Gelegenheit bieten sollte. Fördert das sogar, es ist zum Heile aller Deutschen. — Schmält auch nicht so viel auf Preußen und die Preußen. Gewiß, sie sind schroff und eckig und haben vielfach nicht das, was man „ein gewinnendes Wesen" nennt, sind auch bisweilen sehr rauh, ja ein wenig gewalttätig. Aber bedenkt, daß dies alles im Grunde genommen doch nur Nebenerscheinungen ihrer „herrischen" Eigenschaften sind, und diese müssen doch, wie gezeigt, gerade um der Zukunft des deutschen Volkstums willen erhalten bleiben. Ertragt daher dieses rauhe Beiwerk, laßt euch nicht im Unmute darüber zu törichtem Sturmlaufen wider Preußen hinreißen, sondern steht zu ihm, neben ihm, denn ihm sind nun einmal vom Schicksal deutsche Aufgaben gestellt, die es nur bei voller Erhaltung seiner knorrigen Eigenart wird lösen können.

Ihr Preußen wiederum, gedenkt zu jeder Stunde eurer deutschen Aufgaben. Sie gebieten, daß gerade ihr euch fernhaltet von jedem Absonderungsgelüst; es gibt auch

einen preußischen „Partikularismus", er ist gerade neuerdings hier und da spürbar gewesen, er muß schwinden! In eines rechten, echten Führers Hirn — und ihr wollt doch des Reiches Führer sein — darf nie auch nur der leiseste Gedanke auftauchen, seine Straße könnte eine andere sein als die Straße derer, die er führt. Und dann noch eins: sucht diesen oder jenen allzuherben, herrischen Zug, den ihr in jahrhundertelangem rauhem Kampfe mit Fremdstämmigen naturgemäß gewannt, zu mildern. Bedenkt, daß ihr heute an der Spitze von Blutsgenossen, nicht Fremden steht, die euch zwar nicht gleichartig, aber gleichwertig sind, daß ihr also die Herrscherrolle mit der Führerrolle vertauschen müßt. Ich weiß, daß sich Preußen im Staatsleben des Reiches die neue Rolle gut angeeignet hat, nie Herrschsucht offenbart, ja manchmal sogar schon versäumte (in Elsaß-Lothringen!), die alte harte Herrscherhand zu zeigen. Aber im Gehaben des einzelnen Preußen tritt doch noch bisweilen eine Art herrischer Überhebung hervor, die sehr abstoßend wirken kann. Laßt das, es steht einem rechten Führer nicht an, hindert vielleicht mehr als ihr glaubt, den Boden der Stunde recht zu bereiten, in der das größere Reich erstehen soll. Bewahrt eure Eigenart, bleibt hart, ja werdet noch härter im Kern, aber sucht doch die äußeren Kanten und Ecken abzuschleifen. Gebt um des Heiles aller Deutschen willen nicht dem törichten Drängen auf „Modernisierung" eures Preußens nach, aber zieht euch auch nicht unter dem ungerechten Sturmlaufen wider euch in verbitterte, trotzige Verschlossenheit zurück, sondern tretet gerade mehr aus euch heraus und werbt bewußt um das, was euch neben der längst errungenen Achtung noch fehlt — die Liebe der Stämme, die ihr führen sollt. Das wird ein schwer Stück Arbeit sein; denn ein Heer falscher Vorurteile steht dem entgegen, aber schließlich wird es gelingen. Setzt nur kräftig und bewußt die altbewährte preußische Selbstzucht in Tätigkeit, sie wird euch auch diese Frucht zeitigen.

Habt ihr aber in zähem, bewußtem Werben, das freilich nichts gemein haben darf mit schwächlichem Versuchen, Liebe durch schädliche Geschenke zu erkaufen, einst diese Frucht gewonnen, dann wird es euch leichter fallen denn je, die Bedeutung für Deutschlands Volkstum, welche das Schicksal euch gab, zu erfüllen: dem deutschen Gesamtvolke als Führer den Weg zu bahnen zu den höchsten Zielen.

Die deutsch-schwedische Frage

Von H. Müller-Brandenburg, Berlin

In immer stärkerem Maße wird im Volke die Aufmerksamkeit auf zwei Länder gerichtet, die bisher mit einer gewissen Nebensächlichkeit behandelt worden sind: Rußland und Schweden. Mit ersterem wollen wir uns hier nicht beschäftigen, das sei späterer Zeit überlassen. Heute soll die schwedische Frage etwas näher betrachtet werden. Zunächst ein paar Streiflichter auf die Geschichte:

Die Schweden haben 800 nach Christi Geburt das Christentum bekommen, sind im 11. Jahrhundert selbständig gewesen, in fortwährendem Streit mit Dänen und

und Norwegern. Dann kam die kalmarische Union, die Schweden, Norwegen und Dänemark unter ein Zepter brachte. Die Schweden waren die ersten, die sich dieser Vorherrschaft der Dänen erledigten, um bald darauf eine sehr aktive Politik in die Wege zu leiten. Gustav Wasa errichtete das Königreich 1523. Bereits 40 Jahre später kam Estland an Schweden, und Gustaf Adolf vermehrte den baltischen Besitz um Kerelien und Ingermanland, das er den Russen nahm, Livland, das die Polen herausgeben mußten, und Vorpommern, das den Schweden durch den 30jährigen Krieg zur Beute wurde. Weiterem Vordringen in Deutschland machte der Große Kurfürst ein Ende, zu dessen Lebenszeit fast das ganze Ostseeküstengebiet schwedischer Macht untertan war. Es ist die Zeit höchster Kraftentfaltung und die Zeit größten politischen Wirkungsbereiches, die Schweden je gehabt hat.

Da trat Peter der Große auf den Plan und zwang Karl XII. nach langen auf- und abwogenden Kämpfen zur Herausgabe alles baltischen Landes bis auf Finnland, das noch in den Händen der Schweden blieb. Doch schon der Anfang des 19. Jahrhunderts brachte den Bewohnern des Ostens von Skandinavien den Verlust Finnlands und den des schwedischen Pommerns, einschließlich Rügen. Als Gewinn aus den Befreiungskriegen, die unter Bernadotte mitgemacht wurden, konnte man indessen das Königreich Norwegen, das bisher unter dänischer Herrschaft stand, einheimsen.

Der Anfang des 20. Jahrhunderts sieht Schweden allein, Norwegen hat sich selbständig gemacht!

Das ist in großen Zügen die Geschichte des Volkes Gustaf Adolfs. Man kann sie einteilen in eine Zeit aktiver Politik auf einem absteigenden Ast; sie gleitet hinunter bis zur kalmarischen Union, aus deren Tiefe Schweden rasch emporschnellt zu höchster Tätigkeit und Machtfülle über Gustaf Wasa und Gustaf Adolf. Unter Karl XII. beginnt erneut der Abstieg, der langsamer geht, aber wieder bis zur vollkommenen politischen Indifferenz führt (Loßreißung Norwegens von Schweden). Dieser Tiefstand hat aber wieder die Keime einer neueren besseren Zukunft zur Entfaltung gebracht, das ist für jeden offensichtlich, der mit einiger Aufmerksamkeit Schwedens Volk beobachtet, das seit der Trennung von Norwegen eine sehr viel tätigere Politik betreibt wie seit langem. Es ist, als ob sich hier wieder das offenbart, was Preußen an sich erlebte, was anscheinend innig verwoben ist mit germanischer Charakterveranlagung, in sich gewiß manch böse Seite bergend, aber doch dazu geeignet, die Unverwüstlichkeit echt germanischer Leistungsfähigkeit zu erweisen: die Tatsache, daß der denkbar größte Tiefstand im Leben der Nation nicht zur Vernichtung führt, sondern der Keim ist, aus dem heraus immer wieder neues Leben blüht, das dann mit ungeheurer Gewalt vorwärts treibt, eine Zeit höchster politischer und kultureller Blüte bringt, um dann allmählich wieder abzuflauen und herabzusinken auf eine große Tiefe, die trotzdem wieder nicht die Vernichtung bringt, sondern den Keim neuer großer Entwicklung in sich birgt! Wir haben 1806 den Tiefstand erreicht und sind in zwei Etappen über 1813 und 1870 emporgestiegen. Ob der Anstieg weiter fortschreitet? Wir wissen es nicht! Die völkische Zusammensetzung unseres Volkes hat das Zeug dazu wohl in sich, aber die Elemente, die zurzeit die Herrschaft haben, arbeiten an der Vernichtung. Schaffen wir sie beiseite, wird der Aufstieg weiter vor sich gehen, lassen wir sie gewähren, ist die Zeit des Abstieges

gekommen. (Vielleicht auch die des Unterganges, weil die rassenmäßige Zersetzung des Volkskörpers uns Kräfte nimmt, die 1813 noch unangefressen waren). In Schweden sehen wir den Tiefstand im Jahre 1905 und seitdem eine auffallende volkliche Entwicklung, die wahrscheinlich für die nächste Zukunft zu einer größeren Blüte führen wird, als sie seit langem dagewesen ist.

Das heutige Schweden zählt 5,5 Millionen Einwohner. Es ist in erster Linie ein Agrarstaat, aber, was nicht vergessen werden darf, mit aufsteigender industrieller Entwicklung. Die augenblickliche Zusammensetzung des Volkskörpers weist nach 54% in der Landwirtschaft Tätige, 29% in Industrie und 11% in Handel und Verkehr Erwerbsuchende. Das volksorganische Massiv der Schweden ist im Verhältnis zum unsrigen denkbar rassenrein, wie überhaupt die skandinavischen Völker diejenigen sind, die von allen germanischen Stämmen die größte Rassereinheit sich zu bewahren verstanden haben*). Im Jahre 1900 waren unter den 5 Millionen Schweden 50000 Nichtschweden vorhanden, darunter 4000 Juden. Man braucht nur das volksorganische Massiv unseres Volkes zu betrachten und man wird erkennen, wieviel ungünstiger wir dastehen, woraus für den Klarblickenden ohne weiteres ersichtlich ist, wodurch so manche Schäden der Gegenwart bei uns entstanden sind.

Man spricht jetzt viel von der auffallenden Erscheinung des Wiedererstarkens politischer Regsamkeit in Schweden. Wenn ein Volk in Zeitläuften politischen Niederganges sich plötzlich in ganz merkwürdiger Weise zusammenrafft, dann liegt das neben inneren Ursachen zunächst an einer plötzlich auftretenden äußeren Gefahr. So auch hier. Ich habe bereits mehrfach Gelegenheit gehabt, in der deutschen Presse, der „Post", „Täglichen Rundschau", im „Reichsboten", den „Alldeutschen Blättern", der „Pol.-Anthr. Revue", darauf hinzuweisen, daß der Rückschlag, den Rußland bei Mukden in seiner Ausdehnungspolitik erhielt, die Veranlassung war, die russische Expansionskraft in entgegengesetzter Richtung zu verstärkter Tätigkeit anzuspornen. (Inwiefern diese Dinge uns unmittelbar berühren, soll hier nicht untersucht werden, doch beachte man nach der Richtung hin die Aufklärungsarbeit des Wehrvereins.) Man hat von Petersburg aus in immer stärkerem Maße gegen Finnland gehetzt und hat sich die Grundgedanken der Kuropatkinschen geheimen Denkschrift an den Zaren vom Jahre 1900 zur Richtschnur gemacht. Die Selbständigkeit Finnlands wurde zertrümmert, das national-finnische Heer in ein russisches Armeekorps verwandelt. Das geschah, um den Pufferstaatcharakter, den Finnland bisher hatte, zu beseitigen, um auf diese Weise einmal die Ostküste des Bottnischen Meerbusens unter die bedingungslose Herrschaft Rußlands zu bringen, das andere Mal, um das Zarenreich unmittelbar an die Grenze der skandinavischen Länder heranzuschieben.

Die russische Politik hat von jeher nicht, wie sonst üblich, mit Handel und Flagge oder Flagge und Handel gearbeitet, sondern hat sich stets bei ihrem Vordringen anderer Mittel bedient. Die russisch-zarische Expansionspolitik arbeitet mit Schienenstrang und Bajonett oder mit Bajonett und Schienenstrang, wie es gerade die gegebenen Verhältnisse mit sich bringen. Wir können diese Expansionspolitik ebenso in

*) In den letzten Jahren sollen sich auch in Schweden Anzeichen bemerkbar gemacht haben, die auf eine Rassen-Zersetzungsgefahr hinweisen. Prof. Fahlbeck hat dies aber mir gegenüber erst vor kurzem lebhaft abgestritten.

Ostasien wie in Persien oder am Kaukasus beobachten. Wir sehen sie ja auch, in versteckter Weise, gegen uns*). Recht klar erkennen wir sie jetzt aber gegen Schweden. Zunächst wird Schienenstrang und Bajonett vorgeschoben und dann folgt der russische Handel hinterher, nicht wie wir mit der offenen Tür arbeitend. Stets unmittelbar, nachdem Bajonett und Schienenstrang das ihrige getan haben, sehen wir den russischen Handel sich des Landes bemächtigen, dann wird die offene Tür zugeschlagen, die Alleinherrschaft in politischer, kultureller und volkswirtschaftlicher Hinsicht wird angestrebt. Diese Art der Politik ist entgegengesetzt der in England, Deutschland, Amerika usw., sie hat nur eine Ähnlichkeit mit der französischen Politik, die auch überall möglichst „verschlossene Türen" zu erreichen sucht, dort, wo sie ihren Einfluß zur Vorherrschaft gebracht hat. Das ist für uns von sehr großer Wichtigkeit und muß im Auge behalten werden bei der Behandlung der schwedisch-russischen Frage vom deutschen Standpunkt aus.

Wenn wir uns dieses alles vergegenwärtigen, können wir begreifen, daß in Schweden breite Massen des Volkes heute festen Glauben hegen, daß Rußland die Selbständigkeit Schwedens und Norwegens in Zukunft anzutasten beabsichtigt. Dieser Glaube wird nicht nur dadurch, daß immer wieder die unangenehmsten Spionagefälle zur Kenntnis der breiteren Öffentlichkeit gelangen, verstärkt, sondern auch durch das Bewußtsein, daß Rußland sich des Wertes eines offenen Atlantik-Hafens durchaus bewußt ist (Narvik). Wir können auch darüber nicht im Zweifel sein, daß die reichen Erzfelder in Nordschweden für eine hungrige Macht wie den Zarenstaat ein gar zu stark wirkendes Anziehungsmittel bilden.

Dies macht es selbstverständlich, daß Schweden in den letzten Jahren für seine Landesverteidigung mehr getan hat als viele Jahrzehnte hindurch und nun noch großzügiger arbeiten will, wie es auch selbstverständlich erscheint, daß weitsichtige Politiker die Frage aufgeworfen haben, ob Schweden im Falle eines europäischen Krieges in der Lage sei, seine Neutralität zu wahren. Allerdings, das muß hervorgehoben werden, die liberale Regierung in Schweden (Staaf) stand auf dem Standpunkt, daß es möglich sei. Sie hat dies mehrfach zum Ausdruck gebracht. Der nun durch den prächtigen Bauernzug beseitigte Ministerpräsident Staaf hat im Dezember 1913 in Karlskrona eine große Rede gehalten, in der er sagte, daß im Falle eines europäischen Krieges Skandinavien bzw. Schweden sich mit Kräften verteidigen müsse, um die Neutralität gegen alle Versuche, sie zu verletzen, bewahren zu können. Jeder, der nicht blind ist gegen die Erfahrungen der Geschichte, und jeder, der sich nur ein wenig mit der Politik Rußlands beschäftigt hat, kommt aber zu der festen Überzeugung, daß ein europäischer Krieg von Rußland zweifellos dazu benützt werden würde, die Hand auf Skandinavien zu legen, ebenso wie Rußland im Anfang des vorigen Jahrhunderts die Gelegenheit benutzte, Finnland einzustecken. Der Wille, die Neutralität zu wahren, ist nicht imstande, Schweden vor der Gefahr der russischen Knute zu schützen; jeder, der etwas anderes glaubt, treibt damit Phantasiepolitik, nicht aber die Politik der Tatsachen und der harten Wirklichkeit. Staafs Politik war daher ebenso eigentümlich wie unbegreiflich.

*) Schrift 9 des Wehrvereins. Nachrichten Nr. 61 des Wehrvereins.

Es ist wahr, daß sich heute noch große Teile des schwedischen Volkes, trotz der Gefahr, in der sich ihr Land befindet, nicht zur vollen Erkenntnis der Dinge durchgerungen haben. Man weiß, was von Rußland her droht, trotzdem hatte man es aber, von Regierungsseiten wenigstens, abgelehnt, den Forderungen gewisser weitsichtiger Männer Schwedens, eine Annäherung an den Dreibund zu suchen, Folge zu leisten, weil man eben unklugerweise dem Wahne lebt, sich durch Neutralität der Gefahr entziehen zu können. Ja, man hofft, daß für den Fall, daß Rußland es wirklich wagen sollte, Schweden anzutasten, Deutschland einen solchen Versuch mit allen Mitteln zu verhindern bestrebt sein werde, eine Hoffnung, die unter den heutigen Umständen vielleicht doch etwas unvorsichtig ist. Denn wer die politische Haltung Deutschlands in den letzten Jahrzehnten objektiv verfolgte, der weiß, daß das Deutsche Reich für Schweden nicht so bald einspringen würde, *solange es nicht vertraglich gebunden ist* (Bündnisvertrag!). Marokko wie die Türkei müssen zur Vorsicht mahnen. Zweifellos ist der Untergang Schwedens als selbständiger Macht für Deutschland gefährlicher und einschneidender als der Untergang Marokkos und der Türkei. Um Deutschland als Schützer und Wahrer der schwedischen Interessen wirklich gewinnen zu können, ist die *Bundesgenossenschaft* zwischen den genannten beiden Staaten notwendig, und das ist es, was in Schweden von *Sven Hedin* und Universitätsprofessor *Pontus Fahlbeck* und anderen klugen Politikern erkannt und gefordert wird, und was nun endlich auch in Deutschland lebhaftere Unterstützung findet.

Ein schwedisch-deutsches Bündnis würde für Schweden die unbedingte Sicherung seiner eigenen Selbständigkeit herbeiführen. Hierbei sei noch gleich darauf aufmerksam gemacht, daß auch ohne Bündnis Schweden mit dem Schicksale Deutschlands stark verwoben ist insofern, daß eine Schwächung Deutschlands zweifellos unmittelbar darauf die bedingungslose Vernichtung Schwedens durch Rußland zur Folge haben würde. Daß Schweden (daß Skandinavien überhaupt) heute seine Selbständigkeit noch nicht eingebüßt hat, ist ausschließlich dem Vorhandensein des Deutschen Reiches zu verdanken. Das sollte man in Schweden nicht vergessen, und man sollte sich vor Augen halten, daß der Niedergang Deutschlands gleichbedeutend ist mit dem Untergange Schwedens, nicht aber umgekehrt ist mit dem Untergange Schwedens ein Niedergang des Deutschen Reiches unbedingt verbunden; wenn auch ohne weiteres zugegeben werden muß, daß mit dem Untergange Schwedens dem Deutschen Reiche ein *schwerzuverwindender politischer, wirtschaftlicher**) *und kultureller Schlag* versetzt würde. Es sind große volkswirtschaftliche, kulturelle, politische und militärische Interessen, die das deutsche und schwedische Volk miteinander verbinden. Möge das diesseits und jenseits der Ostsee *rechtzeitig* und *klar* erkannt werden. Die slavische Gefahr ist viel größer, als man im allgemeinen glaubt.

Als ich im Jahre 1912 über all diese Dinge einiges schrieb, gab's viel überlegenes

---

*) Die schwedischen Erzlager sind für unsere Industrie von *sehr* großer Bedeutung. Bereits heute geht über ein Drittel der schwedischen Erzausfuhr nach Deutschland. Diese Menge wird aber zweifellos noch wachsen. Nächst Spanien liefert uns Schweden das meiste Erz. 1912 betrug die Einfuhr 3875000 Tonnen im Werte von 72 Millionen Mark. Neben dem Erz spielt die Einfuhr schwedischer Nadelhölzer eine außerordentliche Rolle. 1912 betrug diese 550000 Tonnen.

Lächeln im Lande. „Kindereien", „Phantasien" usw. hieß es. Auch die Angst vor dem russischen Bären machte sich breit, zum Teil sogar recht deutlich; in dem man vor der Rache Rußlands warnte.

Doch bereits ein wenig später wurde die „Deutsch-schwedische Vereinigung", sowohl im schwedischen wie im deutschen Lande gegründet, und die Erkenntnis des Wertes deutsch-schwedischen Zusammenarbeitens in politischer, wirtschaftlicher und kultureller Beziehung gewinnt mehr und mehr an Boden. Wie sehr das der Fall ist, das zeigen die erfreulichen Ausführungen des „Militärwochenblattes", Nr. 2, 1914, wo es unter anderem heißt:

> „An die Seite Deutschlands weisen die Schweden nicht nur militärische Rücksichten, sondern auch die germanische Stammverwandtschaft und die immer enger sich gestaltenden wirtschaftlichen Beziehungen. Es kann und soll nicht geleugnet werden, daß bei einem deutsch-schwedischen Bunde nicht nur das mächtige Deutschland der gebende Teil ist, nein, ein Anschluß Schwedens an seinen deutschen Bruder würde für Deutschland äußerst wertvoll sein. Mögen die leitenden Männer Schwedens demnächst den richtigen Entschluß in den gegenwärtigen schwierigen Zeiten finden, mögen sie nicht die Lehren der Geschichte vergessen, daß bei großen Erschütterungen kleine Staaten mit kurzsichtiger Politik, denen energische, zielbewußte Führer fehlen, von den ehernen Schritten kriegerischer Ereignisse zu Boden gestampft worden sind".

Das „Militärwochenblatt" stellt in dem genannten Aufsatz außerdem noch fest, daß Rußlands systematisches Vordringen gegen die schwedisch-norwegische Grenze wohl auf eine Bedrohung der skandinavischen Halbinsel hinweise, daß die schwedischen Patrioten durchaus recht hätten, wenn sie auf die Gefahr aufmerksam machen. Mögen auch wir die Gefahr richtig erkennen, und mögen unsere Verantwortlichen es nicht versäumen, Bande der Freundschaft zu knüpfen und zu stärken, die die germanischen Völker fester als bisher aneinanderschließen unter vollkommener Aufrechterhaltung der staatlichen, wirtschaftlichen und kulturellen Selbständigkeit der Beteiligten. Es ist notwendig, daß, wie Sven Hedin mir vor kurzem schrieb, „die germanischen Völker fest zusammenhalten und zwar gegen drohende Gefahr von Osten her".

Der „nordische" Körpertypus der alten Griechen und Römer

Von Universitätsprofessor Dr. Gustaf Kossinna, Berlin

In meinem Aufsatze „Altgermanische Kulturhöhe", der im Oktober v. Js. den Deutschen Volkswart eröffnen durfte, habe ich des längeren verweilt bei der Ausbreitung des indogermanischen Urvolks in seine Zweige, die fast ganz Europa — es fehlen nur die Gebiete der heutigen Großrussen und der finnischen Stämme — nebst Vorderasien eroberten, beherrschten, kultivierten und mit ihrer Sprache beschenkten. Ich habe diese große Siedelungsumwälzung kurz, ich möchte sagen zu kurz, als eine frühste germanische Völkerwanderung bezeichnet. Vollkommen zutreffend ist dieser Ausdruck und dieser Vergleich nur für

den größten Teil Europas, West-, Mittel- und Südeuropa, die von den letzten Endes aus dem Ostseegebiet stammenden Nordindogermanen besetzt wurden. Denn diese Nordindogermanen muß man in ihrem Ursprunge und ihrer ganzen Art mit den späteren Germanen rassen- und volksmäßig völlig gleichsetzen. Südosteuropa aber und Vorderasien sind von der nicht an der Ostsee sondern im Donaugebiet erwachsenen südlicheren Gruppe der Indogermanen, die ich „Südindogermanen" nenne, kolonisiert worden.

Diese früheste Scheidung des indogermanischen Urvolks in zwei landschaftlich so weit voneinander abliegende Siedlungsgebiete, die Ostsee einerseits, das obere und mittlere Donaugebiet anderseits, macht sich sprachlich kenntlich durch die Scheidung aller indogermanischen Stämme in zwei Gruppen, die Gruppe der Völker mit „Kentum"-Sprachen, fast ausschließlich in Europa, und die Gruppe der Völker mit „Satem"-Sprachen, in Osteuropa und Vorderasien. Weit älter aber als diese sprachliche Trennung, ja mit dem Ursprunge der beiden großen indogermanischen Urvolkgruppen in engstem Zusammenhange stehend, ist ein rassenmäßiger Unterschied beider. Es liegt hier ein Unterschied in der Schädelbildung vor, der zwar nicht sehr erheblich ist, allein doch sprechend genug, um die beiden Massen wenigstens in ihren klaren und unvermischten Vertretern schon rein anthropologisch zu scheiden. Den Nordindogermanen eignet wie den Germanen die „Keilform" des Schädels mit der Breitseite an der Stirn, der Spitze am Hinterhaupt, den Südindogermanen hingegen die „Kokonform", d. h. eine an Stirn wie Hinterhaupt in gleichmäßig gerundetem Bogen abgeschlossene, also reine Ellipsenform des Schädels, die zugleich durch größere Schmalheit und größere Länge des Schädels von der nordindogermanischen Art abweicht. Die übrigen Abweichungen in Gehirn- und Gesichts-Schädel sind nicht so wichtig und so erheblich, um hier behandelt werden zu müssen.

Übereinstimmend eigen dagegen ist beiden indogermanischen Gruppen Schmalheit und Länge des Gesichts im ganzen und der Nase im besonderen, sowie die helle Komplexion, worunter man zarte, helle Hautfarbe, blaue oder mindestens hellgraue Augenfarbe und Blondheit des Haares versteht. Hoher, schlanker, dabei kräftiger Wuchs zeichnet beide Gruppen gleichfalls im besonderem Maße aus; doch hat sich diese Eigenheit bei den Nordindogermanen erst allmählich entwickelt, und bei den noch unvermischten Südindogermanen scheint sie später noch weit stärker hervorzutreten als bei den Nordindogermanen. Gerade der durchweg helle Typus aller ursprünglichen Indogermanenstämme ist eine wissenschaftlich so wichtige Tatsache, weil es auf der Erde nur einen einzigen großen Herd für diese Körperbildung gibt, das sind die Länder um die Nordsee und die Ostsee herum.

Die wertvollsten und schlagendsten, weil in ununterbrochener Kette aneinandergeschlossenen Beweise für die mittel- und nordeuropäische Herkunft der Indogermanen liefert die Siedelungsarchäologie, die das Werden, Wachsen, Wandern und Schwinden ganzer Kulturgruppen und damit Völkergruppen uns enthüllt. Für zahlreiche Perioden bieten eine ebenso wertvolle Beweiskette die Ergebnisse der vorgeschichtlichen Anthropologie.

Als dritter Pfad der Erkenntnis zum Ziele der Klarheit über Art und Herkunft der indogermanischen Ausbreitung erweisen sich nun die Denkmäler der antiken Kunst und die schriftlichen Nachrichten. Sie geben uns in reichster Fülle Kunde davon, daß

noch in frühgeschichtlicher Zeit bei allen indogermanischen Völkern Europas wie auch Vorderasiens gleichmäßig die freie, führende Oberschicht des Volkes, in Sonderheit der Adel, genau diejenige Körperbildung besaß, die später als das besondere Merkmal der Germanen und in mehr abgeschwächter Weise auch noch der Kelten galt, jene bereits geschilderten Eigenschaften des schlanken, kräftigen Wuchses, des langen Schmalgesichts und der hellen Komplexion. Alles das war unterschiedslos Eigentum aller Stämme der beiden indogermanischen Hauptgruppen, sowohl derer von rein nordischem Typus mit der ihm eigenen derberen Kopfbildung, als auch derer vom Donautypus mit seiner feineren, zierlicheren Kopfbildung.

Trotz stärksten, Jahrtausende langen Verbrauchs dieses edelsten Menschenmateriales in der aufreibenden Stellung als staatsleitende und staatsverteidigende Klasse und trotz ebenso starker, schließlich unvermeidlicher Vermischung mit der unterjochten, anders gearteten Fremdrasse erscheinen zu Beginn der geschichtlichen Überlieferung der europäischen Südvölker wie der Orientalen die Reste jener Oberschicht noch deutlich genug, um unwiderleglich zu bezeugen, welcher Herkunft die eigentlichen Kulturträger oder vielmehr Kulturerzeuger Europas und des Orients waren.

Für unsere Gegner, die immer noch gegen die wissenschaftlich allein zulässige Ansicht ankämpfen, daß Mittel- und Nordeuropa die Urheimat der Indogermanen sind, ist es natürlich eine besonders peinliche Angelegenheit, daß noch in frühgeschichtlicher Zeit bei allen indogermanischen Völkern der helle Typus der herrschenden Klasse, also der Eroberschicht, die zugleich ihre Sprache überall durchsetzte, eine feststehende Tatsache ist. Sie helfen sich hier damit, daß sie entweder diese Tatsache totschweigen oder aus ihr das Gegenteil von dem folgern, was jeder unbefangene Denker folgern muß und auch folgert.

Darum erscheint ein näheres Eingehen auf die Frage des hellen Typus der Indogermanen an diesem Platze wünschenswert. Indes würde die Behandlung dieses Punktes für die Gesamtheit der indogermanischen Völker zu einem kleinen Buche anschwellen müssen; darum wollen wir jetzt nur die beiden bekanntesten Völker des Altertums herausgreifen, die Griechen und Römer.

Viele hundert Zeugnisse für die helle Komplexion der Griechen ließen sich aus der griechischen Überlieferung, sei es aus dichterischen oder wissenschaftlichen Schriften, sei es aus den Werken der bildnerischen Kunst, anführen. Natürlich können wir dieses riesige Material zur Beurteilung unserer Frage hier nur in kürzestem Auszuge vorbringen. Die vornehmsten Idealgestalten der Griechen, ihre Gottheiten und mythischen Persönlichkeiten sowie die Helden und Heldinnen ihrer Sage heißen fast ausnahmslos blond. Ich nenne nur: Apollo, Asklepios, Dionysos, Eros, Ganymed, Helios, Hermes, Meleager, Phaeton, Zeus und Aphrodite, Artemis, Athena, die Chariten, Demeter, Hera, die Horen, Kybele, Leto, Persephone. Eine auffällige Ausnahme machen durchweg die Meeres-, Fluß- und Quellgottheiten, Erscheinungen von dunkelm Typus, der vielleicht in ihrer unterirdischen Natur, zum Teil vielleicht auch in ihrer Übernahme von der nichtindogermanschen, dunkeln, karischen Urbevölkerung Griechenlands begründet ist. Aus der Heldensage sind u. a. als blond bekannt: Achill, Amphion, Arion, Diomedes, Herakles, Hippolyt, Hylas, Jason, Menelaus, Narziß, Odysseus, Ödipus, Orest, Patroklus,

Pylades, Theseus und Agamede, Ariadne, Helena, Hermione, Iphigenie, Medea, Penelope, Phädra. Aber auch unter den bekannteren geschichtlichen Persönlichkeiten, über deren Äußeres wir überhaupt unterrichtet sind, ist die weit überwiegende Mehrzahl als blond überliefert: Alkibiades, Demetrius von Phaleron, Dionysius von Syrakus, Kleon, Kritias, Lysimachus, Ptolemäus Philadelphus, Pyrrhus. Eine ganz „nordisch" anmutende Erscheinung ist die vollendete Siegfriedsgestalt Alexanders des Großen, in dessen Adern freilich nur zur Hälfte griechisches, zur anderen Hälfte makedonisch-illyrisches Blut floß, was aber insofern hier gleichgültig ist, als wir ja von den Illyriern wie von allen indogermanischen Völkern durch die Überlieferung wissen, daß sie einst den nordischen Typus besaßen. „Mit schwedischen blonden Haaren", wie Ferdinand Hüppe treffend sagt, erscheinen Alexander wie sein makedonisches Gefolge und nicht minder seine Gegner, die Perser, auf dem berühmten Sarkophag von Sidon, wobei es wiederum nichts ausmacht, daß Alexanders Gestalt hier nach dem Vorbilde seiner Münzen, auf denen er den Kopf des jugendlichen Herakles schlagen ließ, hier diesen Herakleskopf trägt, den man damals schon irrtümlich für das Alexanderbild hielt.

Wundervoll scharf beobachtet und getreu wiedergegeben ist die durchweg feinere Gesichts- und Kopfbildung bei den durch ihre außergewöhnliche Körpergröße berühmten Persern von südindogermanischem Typus gegenüber den wenn auch nicht minder edlen, so doch derb kräftigeren Zügen der nordindogermanischen Makedonen. Der erstaunlich hohe Wuchs der Perser wird durch eine Anekdote aus dem Leben Alexanders gut veranschaulicht. Als dieser nach der Schlacht bei Issos in Persiens Hauptstadt eingezogen war, setzte er sich bei feierlicher Versammlung im Königspalast auf den Thron des Dareios. Allein die Füße Alexanders erreichten dabei den Fußboden nicht, so daß ein rasch herbeispringender Edelknabe dem Makedonier ein Kissen unter die Füße schieben mußte, um den Unterschied in der Beinlänge Alexanders und des Perserkönigs auszugleichen.

Der makedonische Typus, den in edelster Form Alexanders Antlitz zeigt, ist, wenn auch nicht ganz so edel sondern meist weit härter ausgeprägt, allen Herrscherfamilien der griechischen Diadochenzeit eigen, in sprechendster Ähnlichkeit mit Alexander aber dem Demetrios Poliorketes von Makedonien. Von ihm wissen wir, daß sein Haar nicht ganz so hochblond war, wie er es sich wünschte, daß er aber diesem Übelstande abzuhelfen wußte. Seine Gesichtslinie zeigt ein vortretendes Kinn, kleinen Mund mit schmalen Lippen, große und edel geformte Nase, tiefliegende Nasenwurzel, darüber mächtig entwickelte Augenbrauenwülste, niedrige und oben zurücktretende Stirn, während der Kopf sich als ausgesprochener Langschädel darstellt: alles in allem ein vollkommener Nordindogermane.

Die Verbindung von hellem, nordischem Typus mit dem Langschädel, den wir auch bei den Bildnissen der Berühmtheiten der griechischen Literatur so offenkundig betont sehen, verbietet es, wie man vielfach gern will, die Langköpfigkeit der dunklen mittelländischen Rasse den alten Griechen zuzuschreiben.

Blond waren auch die vornehmsten Frauen Griechenlands, insonderheit die berühmten Hetären Athens, und auch Aspasia aus Milet, die ebenso schöne wie geistvolle Gattin des Perikles; blond sind sämtliche Frauen auf dem aus der jonischen Maler-

schule des 4. Jahrhunderts v. Chr. stammenden berühmten Gemälde der „Aldobrandinischen Hochzeit", von dem wir leider nur eine römische Kopie besitzen.

Blondheit oder rötliches Haar im Verein mit blauen Augen und rosigen Wangen auf weißer Haut zeigen die liebreizenden, zuweilen bezaubernd anmutenden Mädchen- und Frauengestalten, denen sich seltener auch Jünglingsgestalten anreihen, die man alle unter den Namen der tanagräischen Terrakotten zusammenzufassen pflegt. Es sind meist sogenannte Gewandstatuetten, die dem Beginn des 3. Jahrhunderts v. Chr. angehören und nur in der Eigenschaft als Gewandstatuetten noch als Nachwirkung praxitileischer Kunstübung bezeichnet werden können.

1869 wurden in einem Grabhügel zu Phanagoria bei der heutigen Halbinsel Taman gegenüber Kertsch auf der Krim zwei Gefäße gefunden, wohl aus dem 4. Jahrhundert v. Chr., sogen. Cyathen, die weibliche Büsten tragen, eine Sphinx und eine Aphrodite Anadyomene in der Muschel. Es sind entzückende Köpfchen, besonders die Sphinx, beide ausgezeichnet durch trefflich erhaltene Bemalung. Sie tragen durchaus nordische Züge in feinster Veredlung, rosige Hautfarbe, himmelblaue Augen, goldenes Gelock.

Es würde zu weit führen, wollte ich noch weiter auf die außerordentlich zahlreichen Bildwerke altgriechischer Zeit eingehen, die goldfarbenes Haar und entsprechend bemalte Augensterne haben. Es muß hier genügen, auf die 1886 dem Perserschutt der Akropolis enthobenen, also bis vor das Jahr 480 v. Chr. hinaufreichenden 14 Mädchenstatuen hinzuweisen, jene in virtuoser Marmorbehandlung ausgeführten Dienerinnen der Athene Polias, die in einer Hand einen Apfel oder eine Blüte tragen, mit der anderen in zierlichster Weise den Gewandsaum halten, die sogen. „Tanten"; weiter auf die kleine Nachahmung der berühmten „Athene Parthenos"; auf den Hermes des Praxiteles; auf mehrere Aphrodite- und Artemisstatuetten, die in Pompeji und Herkulaneum gefunden worden sind: alle bezeugen dieselben nordischen Gesichtsfarben. Wollte man selbst solche nichtssagenden Einwürfe zugeben, wie den oft gehörten, daß die Anwendung dieser Farben bloß „konventionell" sei, so bliebe gerade die Wahl dieser Farben immer noch unerklärlich, wenn man annähme, die Griechen wären damals oder gar von jeher ein Volk von überwiegend dunkelm Typus gewesen. Das Seltene kann wohl vorübergehend einmal geliebt werden, aber niemals auf die Dauer. Und wo sollte denn dieser seltene blonde Volksbestandteil hergekommen sein? Bei den älteren Griechen war aber der helle Typus nicht eine Seltenheit, sondern das weit Überwiegende. Die verächtliche deutsche Unart, Ausländisches mehr zu lieben als Heimisches und eine solche Liebe gar in Taten umzusetzen, lag den Griechen ganz und gar fern. Vielmehr ist es ein für sie charakteristischer Zug, alles Fremde, daß sich ihnen in älteren Zeiten, vor der Vollendung der einheitlichen hellenischen Kulturblüte, infolge der Vermischung mit fremden Urstämmen aufgedrängt hatte, geradezu bis zur Unkenntlichkeit zu hellenisieren. Jede Rasse war im Altertum und ist, wenn wir von der traurigen Ausnahme der Deutschen absehen, auch heute noch stolz auf ihre besonderen Eigenheiten und findet diese und nur diese schön, besonders wenn sie sich in scharf ausgesprochener Weise zeigen und sich von den Eigenheiten der Nachbarvölker bestimmt unterscheiden.

So ist also der Körpertypus der griechischen Bildwerke natürlich ein getreues Abbild des griechischen Volkstypus selbst zur Zeit der Kunstblüte. Wie hätte auch eine

Kunst, wie die Goldelfenbeintechnik des Phidias, bei einem Volke sich entwickelt haben können, das dunkel war? Wo also weder die Farbe des Elfenbeins zur Hautfarbe noch die des Goldes zur Haarfarbe gestimmt hätte? Es ist selbstverständlich, daß die Idealgestalten der Götterbilder eines Volkes sein Schönheitsideal an sich tragen, und dieses Schönheitsideal ist ebenso selbstverständlich ein Abbild des reinsten Typus der vornehmsten Kreise dieses Volks. Daß gerade der Vergleich der Hautfarbe teils mit Elfenbein teils mit Silber — Silber im Gegensatz zu dem Gold der Haarfarbe — bei den Griechen so beliebt war — denn schon Homer vergleicht die nackten Schenkel des Menelaus mit Elfenbein, nennt die Hautfarbe des Odysseus silbern, preist die glänzende Helle der Füße bei Nestor und Agamemnon —, auch dies zeigt, daß die alten Griechen nichts gemein hatten mit der braunen Mittelmeerrasse.

Freilich hielt sich die Anschauung von der Vornehmheit des blonden Typus auch dann noch eine Zeitlang, als bereits der griechische Uradel und mindestens zwei Drittel der gesamten Oberschicht, d. h. der rein indogermanischen Bestandteile des Volkes, infolge des peloponnesischen Krieges und der endlosen anschließenden Bürgerkriege ausgerottet worden war und der Niedergang der ganzen Nation unaufhaltsam hereinbrach: denn auch noch auf der spätattischen Bühne war blonder Haarschmuck ein Kennzeichen edelgeborener Jünglinge. Aber bereits im 2. Jahrhundert n. Chr. muß die nordische Edelrasse der Griechen völlig untergegangen sein; denn damals konnte der griechische Arzt Galenos wohl noch Germanen, Illyrier und Skythen — diese letzten freilich nur aus der schriftlichen Überlieferung, da sie längst in den ihnen nahe verwandten sarmatischen Nachfolgern aufgegangen waren — als hellängig und blond bezeichnen, nicht mehr jedoch Griechen und Römer.

Über die Römer und die Italiker überhaupt sind wir freilich in diesem Punkte recht schlecht unterrichtet, da die Literatur wie die Bildniskunst bei ihnen erst sehr spät einsetzt. Auch hat der gewaltige Einbruch und die mehr als ein Jahrtausend andauernde Herrschaft der Etrusker, eines Volkes von einer kleinasiatischen Kurzkopfrasse, in Mittelitalien, später auch in Oberitalien den indogermanischen Bestandteilen auch rassenmäßig schwersten Abbruch getan. Dennoch leuchtet auch in Italien das nordische Rassenelement hell durch bei der herrschenden Schicht Roms. Außer der so außerordentlichen Verbreitung von Beinamen, die den nordischen Typus noch für spätere Zeiten bezeugen, wie Flavus, Fulvus, Rufus, wissen wir auch von zahlreichen vornehmen Römern der geschichtlichen Zeit, daß sie blond und hellängig waren, wie der ältere Cato und Sulla. Und noch in der Kaiserfamilie des Augustus, wie bei seinen Nachfolgern im 1. Jahrhundert, war Blondheit das Gewöhnliche. Dies war auch der Fall bei Nero, der aus der Familie der Ahenobarbi stammte. Der Ahnherr L. Domitius Ahenobarbus war der Feldherr Roms, der im Jahre 496 v. Chr. die Latiner am See Regillus besiegte. Plutarch erzählt von ihm, sein Beiname „Kupferbart", „Rotbart" stamme daher, daß in dem Augenblicke, als sich die Dioskuren zur Verkündung jenes Sieges in Rom gezeigt hätten, durch ein göttliches Wunder und, wie Sueton es richtig auffaßt, als „Wahrzeichen der Erhabenheit" sein vorher schwarzer Bart in einen roten verwandelt worden sein soll. Und die lange Vererbung dieses Merkmales, bis auf die Kaiserzeit, beweist, daß unter denjenigen Familien, mit denen die Ahenobarbi eheliche Verbindungen eingegangen

waren, der helle Typus ebenfalls geherrscht haben muß. Derselbe Nero besang das Haar seiner Gattin und nannte es bernsteinfarben. Von Cäsar wissen wir, daß er zwar dunkel von Haar und Augen war, doch hellhäutig, dabei sehr groß und begabt mit einem typischen nordischen Langschädel.

Wenn die reichen römischen Damen der Kaiserzeit, wie die berüchtigte Messalina, falsche Zöpfe aus germanischem Blondhaar zu tragen schön fanden, so beweist auch dieses, daß sie nicht dunkles Haar besessen haben können, sondern höchstens weniger helles als die germanischen Frauen; denn zu schwarzem Haare hätten jene Zöpfe nicht gepaßt. Die große Masse des italienischen Volks wenigstens in Mittelitalien war in der Kaiserzeit, wie wir durch Juvenal und Martial wissen, allerdings nicht mehr blond, sondern dunkel. Nach den furchtbaren Kriegen in den letzten beiden Jahrhunderten des römischen Freistaats gegen Karthago, gegen die Kimbern, vor allem nach den Bürgerkriegen mit ihren Massenabschlachtungen, die alle bedeutenden Männer der höheren Stände bis auf den letzten ausrotteten, war auch hier die Vorherrschaft, ja der Bestand der indogermanischen nordischen Rasse vernichtet, und die dunkle Urbevölkerung war wiederum zur Herrschaft gelangt.

Ich denke, das, was ich aus dem Riesenstoff der Überlieferung zum Erweise des „nordischen“ hellen Typus der beiden Hauptvertreter der Indogermanen in Südeuropa hier herausgehoben habe — nicht weniges davon wird hier zum ersten Male für die Frage verwertet —, wird genügen, um alle sachlich denkenden Deutschen von der Richtigkeit der von mir und von der Überzahl der wirklichen Kenner vertretenen Anschauung zu überzeugen. Dann soll mir an dem Einspruch Übelwollender, zumal der auch hier mit schlecht verhohlenem Hasse gegen das Deutschtum arbeitenden Undeutschen in Deutschland nicht das Mindeste gelegen sein.

Arthur Moeller van den Bruck

Von Professor Dr. Ludwig Schemann, Freiburg i. Br.

Es wird immer aufs neue das Bedürfnis hervortreten, eine große im weitesten Sinne politische Bewegung wie die deutsche auch geistig und literarisch zusammengefaßt und verkörpert zu sehen. Lagarde und Treitschke sind dahin, wenn wir die Schnellebigkeit unserer Zeit bedenken, längst dahin, Wildenbruch und Dahn sind ihnen gefolgt. Ob Chamberlain und Bartels sie ersetzen können? In jedem Falle aber kommt noch ein Dritter neben diesen in Betracht, der bisher im Verhältnis zu ihnen schmählich bei Seite geschoben erscheint: Arthur Moeller van den Bruck.

Ich werde nicht müde, diesen hervorragenden Denker, den als Erster öffentlich gewürdigt und gefeiert zu haben ich mich rühmen darf, allen ernsten Deutschen, allen ihres Deutschtums sich Bewußten ans Herz zu legen. Er besitzt eine erstaunliche Menge von Kenntnissen, einen Riesenfleiß, der dennoch nicht wie eine künstliche Leistung erscheint, sondern wie eine angeborene Funktion wirkt, vermöge deren er mühelos Eigenerlebtes, Eigenempfundenes, Eigengeschautes in nie versagender Fülle wiedergibt, einen ebenso weiten wie tiefen Blick, mit dem er blitzartig in die allerverschiedensten geistigen Vorgänge eindringt, um sie alsbald ebenso

unmittelbar und ungezwungen in die bedeutsamsten Zusammenhänge zu rücken. Das Aufdecken allseitiger Kulturzusammenhänge, die er, im Geist unserer Zeit, mit Vorliebe rassenhaft beleuchtet, ist seine besondere Gabe. Hie und da mag er dabei ins Konstruieren, ins Hineinlesen geraten, im ganzen aber ist er doch ein begnadeter Herausleser. Hand in Hand geht dabei eine scharfe Analyse der geistigen und geschichtlichen Entwicklungen mit einer lebendigen Erfassung und plastischen Wiedergabe der sie verkörpernden großen Persönlichkeiten. Moellers Stil verrät wohl gelegentlich das vorangegangene Herausringen aus einer Überfülle, läßt es aber am entscheidenden Orte niemals an Prägnanz des Ausdrucks und, was die Hauptsache, nie und nirgend an jener Gemütsbeteiligung fehlen, welche den Kundgebungen eines so bedeutenden Geistes erst den rechten Nachdruck, den vollen Klang verleiht.

Wie wenige schafft Moeller aus innerem Müssen, und das mag es erklären, daß dieser Geist, dieses Auge, diese Hand, diese Feder nimmer stillstehen kann. Als 28jähriger begann er, noch nicht ganz frei von den Schlacken jugendlicher Unreife, als 33jähriger beendete er, ein vollendet Reifer, sein achtbändiges Werk „Die Deutschen. Unsere Menschengeschichte." (Minden 1904—1909), das ihn einem jeden Gliede unseres inneren Kreises von Deutschen für immer lieb und wert machen und von keinem ungekannt sein sollte. Es ist eine Ruhmes- und Gedenkhalle großer Deutscher aller Gebiete, eine geistige Westminster-Abtei voll schöner, vielfach genialer Denkmäler. Ich kann sie nicht genug empfehlen und möchte namentlich auch erneut darauf hinweisen, daß der Verleger des verhältnismäßig billigen Werkes (Bruns in Minden) dessen Ankauf durch Abgabe einzelner Bände noch wesentlich erleichtert. Übrigens aber sollte, wenn wirklich der Einzelne in manchen Fällen vor der Erwerbung des Ganzen zurückscheuen muß, dieses um so weniger in der Sammlung irgend eines deutsch gerichteten Vereines fehlen.*)

Nachdem er so den Kreis des Deutschtums in seiner Weise und in dieser Form erschöpft, tritt Moeller neuerdings in einen weiteren Kreis hinaus mit einem 1913 in München bei R. Piper und Co. erschienenen gewaltigen Werke „Die italienische Schönheit" (mit 118 Abbildungen). Um dies nach seinem rechten Sinn und nach seiner ganzen Tragweite zu begreifen, muß man wissen, daß es wiederum nur als Glied einer Reihe, als erster Teil eines größeren Gesamtwerkes gedacht ist, dessen Titel „Die Werte der Völker" lauten sollte, und das auf sieben Unterabteilungen veranschlagt war: ein allgemeiner Teil „Rasse und Nation" sollte das Ganze einleiten, dann in sechs Bänden, benannt die italienische Schönheit, der französische Zweifel, der englische Menschenverstand, die deutsche Weltanschauung, der amerikanische Wille, die russische Seele, das Wesen der Hauptvölker der modernen Welt, wie es sich nach seinen Hauptzügen in der Seele des genialen Verfassers spiegelte, zum Ausdruck gebracht werden. Es erübrigt sich, namentlich für den, der von den „Deutschen" her einen Begriff von Moellers Können gewonnen, ein Wort über die Großartigkeit dieses Themas hinzuzufügen.

Es gibt zwei Klassen bewußter und strebender Deutscher: die sich abschließenden und die sich umtuenden. Erstere wissen nichts von anderen Völkern und eben darum auch wollen sie nichts von ihnen wissen, letztere vertiefen sich reihum gründlich in das Wesen der anderen und kehren dann mit um so größerer Liebe zum eigenen Volke zurück. Es bedarf kaum ge-

*) Wer noch Näheres über die „Deutschen" zu hören wünscht, den darf ich vielleicht auf die ausführliche Besprechung verweisen, die ich dem Buche nach seinem Erscheinen im „Hammer" Nr. 140 vom 15. April 1908 gewidmet habe.

sagt zu werden, daß einzig in letzterem das höhere, das wahrhaft deutsche Verfahren zu erkennen ist. Nicht engherzige Abkehr, nicht selbstgenügsame Beschränkung entspricht deutscher Art, sondern freies Hinausschweifen, Weiten von Herz und Geist gerade als Mittel innerer Festigung. Das Ideal des Deutschtums besteht nicht in der Absonderung vom Fremden, sondern darin, daß man sich zuerst mit ihm vertraut macht und dann, teils aus den Gegensätzen, teils aus den Einklängen heraus, sein Deutschtum daraus bereichert und vertieft. Nur so können wir uns vor den Gefahren einseitiger, gefärbter Betrachtungsweise im geistigen, unfruchtbarer Deutschtümelei im praktischen Leben bewahren. In diesem Sinne haben uns mehr oder minder alle unsere großen Führer vorangeleuchtet, und Moeller van den Bruck ist ein neues Prachtbeispiel dafür, daß der Deutsche erst dann ganzer Deutscher ist, wenn er Universalist ist. Vergessen wir übrigens nicht, um auf sein Buch über Italien zurückzukommen, daß gerade er auch zu denen zählt, die uns in lichtvoller Weise auf die Zusammenhänge hinleiten, welche uns durch unsere germanische Vergangenheit mit den meisten Ländern Europas verknüpfen. Der Titel, den er seinem neuesten Werke gegeben, verdeckt auf den ersten Blick einigermaßen den tieferen Gehalt, den dieses birgt: einer durch das germanische Blut so wesentlich mitbestimmten Kulturgeschichte Italiens, die uns der Verfasser unter reichster Entfaltung aller im Vorhergehenden geschilderten Eigenschaften und Eigentümlichkeiten darbietet.

Möchte doch dies neue Buch nicht wieder auf die Vernachlässigung des älteren treffen, sondern sich eines vollen Erfolges freuen, und dieser dann auf die „Deutschen" zurückwirken, wie sie es verdienen!

Welch ein verwunderliches Gebahren zeigt dieses selbe Volk, dem hier ein so unvergänglich schöner Spiegel vorgehalten wird, zum Dank dafür: Alles, das z. B. in Chamberlain schwelgt, übt Moeller gegenüber eine Zurückhaltung, die nachgerade sträflich wird.

Und doch lehrt ein vergleichender Blick auf diese beiden so grundverschiedenen Schriftsteller, wie wenig sie einander auszuschließen brauchen, wie sie vielmehr einander zu ergänzen bestimmt sind. Neben die größere Durchschlagskraft, das stärkere Temperament des Angelsachsen tritt in Moeller eine freilich nicht gleich auf den ersten Blick sich offenbarende Tiefe, eine verhaltene Kraft, wie sie dem niederländischen und niederdeutschen Naturell eignet.

Das Ungelenke, Schwerflüssige aber, das diese seine Abstammung zugleich mit sich führt, wird reichlich aufgewogen durch den großen Zug, der sein ganzes Schaffen beseelt, durch die Kühnheit der Begeisterung, aus der seine Pläne geboren werden.

Gewiß, im Punkte der Ökonomie der Kräfte, der heute allüberall eine so große Rolle spielt, stellt er große Anforderungen, und so erscheint ein Gedanke wie der durch seine „Werte der Völker" zu verwirklichende von Hause aus in seiner Durchführbarkeit stark gefährdet. Mit all seiner Idealität hängt er letzten Endes doch ausschließlich an dem materiellen Erfolg der ersten oder des ersten Bandes. Nur von Publikums und Verlegers Gnaden werden die späteren das Licht der Welt erblicken. Wäre es da nicht Ehrensache eines wahrhaft deutschen Publikums, durch reges Eintreten dafür zu sorgen, daß dies geschehe? Die Männer der deutschen Bewegung, welche sich im „Volkswart" ein Zentralorgan hat schaffen wollen, haben schon mehrmals die Kernschar gestellt, mit deren Hilfe bedeutende geistige Unternehmungen vornehmlich zum Siege geführt worden sind. Ich selbst kann davon ein dankbares Wort sagen, und Herr Professor Kossinna wird gewiß darin mit einstimmen. Wo Akademien und Schulen versagen, müssen die Mannen, muß das Volk heran. Auch Moeller sollte diese Erfahrung

machen dürfen, denn er plant Großes und hat gezeigt, daß er Hervorragendes zu bieten vermag. Die Verkennung aber, die uns so vielfach von den verschiedensten Völkern zu teil geworden, vermögen wir auf echt deutsche Weise nicht besser zu vergelten als indem wir ihrer aller Wert möglichst wahrheitsgetreu zu erkennen uns bemühen, wozu uns eine Anschauungskraft wie die Moellers vor vielen anderen verhelfen könnte.

Alte deutsche Weisen

Eine wertvolle Feststellung machte der Pfarrer E. Handtmann in seinen „Potsdamer Sagen und Märchen". Wer etwa in Ludwig Erks Deutschen Liederschatz sieht, wird dort als Komponisten der Weise „Heil dir im Siegerkranz" den Engländer Henry Carey verzeichnet finden. Dieser wurde um 1696 in London geboren, lebte dort als Musiklehrer und starb 1743. Sein Sohn schrieb ihm die Melodie der englischen Nationalhymne God save the king zu, und obwohl in England mehrfach dagegen Einspruch erhoben wurde, blieb ihm doch der Ruf, der Komponist des Liedes zu sein. Von England sollten wir die Weise dann übernommen haben. Dem ist jedoch nicht so. Preußen verdankt vielmehr seinen Hochgesang einem glücklichen Gedanken seines Waffenmeisters Scharnhorst, der ein guter Musikkenner war. Als 1813 die Schlesische Armee aufmarschierte, wählte er die Weise des Glatzer Brunnenlieds, das er von böhmischen Pilgern gehört hatte, und legte ihm den von Harries stammenden Text „Heil dir im Siegerkranz" unter, der 1793 in der Spenerschen Zeitung als „Berliner Volksgesang" gedruckt wurde. Wenn die Weise in England auch bekannt war, so ist sie damit aber nicht aus England übernommen. Handtmann ist nun dem Liede nachgegangen. 1864 hörte er den böhmischen Pilgergesang in Reinerz. Er konnte ihn über Prag nach dem Kloster St. Armand bei Tournay in Flandern verfolgen. Dort lebte der um 840 geborene, 930 gestorbene Mönch Hucbald, der für den niederdeutschen Kirchengesang von größter, wenn auch nicht durchweg erfreulicher Bedeutung war. Wir wissen ja, wie Dr. Böckel das letzthin hier ausführte, daß unsere alten Volksliedweisen mehrstimmig waren, wie auch die altgermanische Musik schon. Diese Mehrstimmigkeit hat Hucbald zur Parallelbewegung in reinen Quinten und Quarten zurückentwickelt. Er war es jedenfalls, welcher der alten germanischen Weise den kirchlichen Text unterlegte. Scharnhorst hat also diese Weise einem Zwecke zurückgegeben, der dem alten wenigstens angenähert ist. Wenn wir unseren Hochgesang singen, dürfen wir uns also bewußt sein, ältestes germanisches Gut zu nützen, und Handtmann kann mit Recht sagen: „Unsere Königsmelodie ist deutsch, uralt deutsch." Professor Fleischer hat darauf hingewiesen, daß die „Wacht am Rhein" sich wie ein Sturm Bahn brechen konnte, weil ihre Weise die Tonfolge und Grundakkorde der preußischen Signaltöne enthält, die auch wieder ältestes germanisches Gut sind. Geheimrat Ernst Friedel, der Direktor des Märkischen Provinzial-Museums, sagt anschließend in der „Brandenburgia": „Der Norddeutsche, der jemals den scheinbar eintönigen Gesang römischer Priester namentlich in der Passionszeit hörte und über seine Wirkung erstaunte, findet bei genauer Betrachtung, daß auch hier dieselben Grundformen und Tonreihen vorkommen, aus denen Joseph Haydn das herrliche Lied „Deutschland, Deutschland über alles" aufbaute. Denn er war nicht der Schöpfer der Melodie, wie er selbst glaubte, sondern im wörtlichen Sinne der „Komponist." Was aus seinem Empfinden zurückstrahlte, besaß die alte Kirche schon längst in einfacher Form vielleicht mehr als anderthalb Jahrtausende." Und wir dürfen dazu sagen: Vor der Kirche besaß es das germanische Volk, wie auch Friedel das Lied „Deutschland, Deutschland über alles" in seiner Weise als wahrscheinlich ursprünglich urdeutsch anspricht.

*

Noch einmal der Freideutsche Jugendtag

Von Herrn Georges Barbizon werden wir um die Aufnahme nachfolgender Berichtigung zu dem Aufsatze „Völkische Aufgaben der deutschen Jugend" von Prof. Ernst Keil in der Februarnummer des „Deutschen Volkswarts" ersucht:

1. Die Behauptung, daß ich „den Vertretern der Deutsch- und Rassenbewegung: dunkle, ungeklärte reaktionäre und kulturfeindliche Instinkte vorwerfe", ist in dieser allgemeinen Fassung unrichtig, weil der Leser die Meinung bekommen muß, als ob ich diese Äußerung in meinem Artikel [„Die Krise im Wandervogel" in der „Gegenwart" Nr. 52] durchweg gegen alle „Vertreter der Deutsch- oder Rassenbewegung" gerichtet hätte, und sie sich tatsächlich im Zusammenhang des ganzen Artikels lediglich gegen den Radau-Antisemitismus richtete: insbesondere gegen den Geist der Broschüre „Deutsch oder National", die von vielen durchaus deutschen Kreisen abgelehnt wird.

2. Es ist nicht wahr, daß ich in demselben Artikel behauptet habe: „daß man jetzt im Wandervogel mit den niedersten und nüchternsten Programmen hausieren gehe".

Wahr dagegen ist, daß ich, nachdem ich die romantisch-heroische Gründungszeit dieser deutschen Jugendbewegung nach der Blüherschen „Geschichte des Wandervogels" geschildert hatte, fortfuhr: „Das war der Wandervogel, aber man hat ihn zähmen, man hat ihn verständig, man hat ihn „nützlich" machen wollen. — Es wurden ihm alle möglichen Zwecke angehängt. Mit den biedersten und nüchternsten Programmen ging man hausieren". Da ich also das Wort „bieder" und nicht „nieder" gebraucht habe, und durch den Zusammenhang, in dem ich es gebraucht habe, wird man erkennen, daß ich mich lediglich gegen die Verflachung einer deutschen Jugendbewegung gewandt habe. —

Herr Prof. Keil schreibt hierzu: Herr Georges Barbizon ist äußerst empfindlich, wenn seine Äußerungen, aus dem Zusammenhange herausgegriffen, etwa zu Mißdeutungen Anlaß geben könnten, wiewohl er selber die Forderung streng sachlicher Darstellung in seinem Berichte über den ersten Freideutschen Jugendtag im Berliner Tageblatt (Nr. 522, 14. Okt. 1913) so gröblich mißachtet hat.

Herr Barbizon will den Vorwurf der „dunklen, ungeklärten reaktionären und kulturfeindlichen Instinkte" nur auf die Vertreter des Radau-Antisemitismus gemünzt haben. Es ist nicht unwichtig, daß er damit die sachliche Berechtigung der Deutsch- und Rassenbewegung im Wandervogel anerkennt, wenn zu dieser Erkenntnis auch Ereignisse beigetragen haben dürften, die zwischen der Zeit der Abfassung jenes Artikels in der „Gegenwart" und der Einsendung der Berichtigung an den „Deutschen Volkswart" eintraten. Wie der „Anfang" nämlich mitteilt, hat sich in Wien, den Verhältnissen Rechnung tragend, im Jänner eine deutsch-arische Anfangs-Gruppe gebildet. Barbizons Berichtigung bedeutet also wohl eine Rechtfertigung gegenüber Einwürfen, die er vielleicht von dieser Seite zu hören bekam. In Wien dürfte ihm das freilich wenig nützen. Die Anfangkreise werden sich hier auch in der Zukunft in ihrer erdrückenden Mehrheit aus semitischen Anhängern zusammensetzen.

Von dem von Herrn Barbizon berichtigten Schreibfehler nehme ich mit Bedauern Kenntnis; indessen vermag diese Richtigstellung meine Ausführungen nicht zu beeinträchtigen. Was soll es wohl besagen, wenn Herr Barbizon behauptet, daß man jetzt im Wandervogel „mit den biedersten und nüchternsten Programmen hausieren gehe", wie: „Der Wandervogel fördert die körperliche Ertüchtigung der Jugend. Er erweckt die Liebe zu Land und Leuten. Er stärkt das Heimatsgefühl und das völkische Empfinden."? Wer will, mag in dieser Zwecksetzung des Wandervogels die „Verflachung einer deutschen Jugendbewegung" erblicken, wir Deutschvölkischen aber beurteilen derartige Äußerungen als „undeutsch" wie den ganzen Geist, den die Jugendzeitschrift „Der Anfang" atmet.

Wir können dem Münchner Universitätsprofessor Dr. Rehm nur beipflichten, der in der Wechselrede in einer Münchner Versammlung am 9. Februar der freideutschen Jugend zurief: „Es handelt sich für die freideutsche Jugendbewegung heute um die Schicksalsfrage, ob sie mit Dr. Wyneken gehen will oder nicht". Die völkisch gesinnten Gruppen innerhalb der freideutschen Jugend müssen jede Gemeinschaft mit Wyneken und dem „Anfang" ablehnen. —

Im Anschluß hieran wollen wir unsern Lesern nicht vorenthalten, was uns Herr Paul Erlach noch mitteilt: „Erfreulicherweise hat die Marburger Ausschußsitzung des Freideutschen Verbandes am 8. März sowohl dem „Vortrupp" wie auch Dr. Wyneken einen deutlichen Wink gegeben. Der anerkannteste Führer der Meißner-Jugend erklärte, die freideutsche Jugend habe es satt, hinter Popert und Wyneken mit Berichtigungen herzulaufen; es sei eine klare Stellungnahme zu deren Richtung notwendig. Wyneken und die „Freie Schulgemeinde" meldeten ihren Austritt noch während der Sitzung an, während die

Austrittserklärung des Vortruppbundes am 17. März bei der zuständigen Stelle noch nicht eingetroffen war. — Ebenso erhob sich keine Stimme mehr für das Verbleiben der „Anfang"-Leute im Verbande der „Freideutschen Jugend."

*

Bücherschau

Bartels, Adolf: Der deutsche Verfall (Leipzig 1914, Armanenverlag Robert Burger; 4. Tausend, 82 Seiten, Preis 1 M.).

Der bekannte Forscher und Gliederer deutschen Schrifttums hat schon früher in seiner Sammlung „Rasse, sechzehn Aufsätze zur nationalen Weltanschauung" gezeigt, daß ihm die gesamten treibenden Kräfte der Gegenwart wohl vertraut sind. Bartels hat die Gabe, das Aufbauende und Zersetzende im deutschen Volkskörper zu erkennen und zu scheiden. Ebenso wie in seiner Darstellung des Schrifttums bewährt er ein großes Geschick der Ordnung und allseitigen Beleuchtung. Die Geschichte ist ihm der Kampfplatz stärkender und schwächender Mächte, die auch in den Werken der Dichter sich wiederspiegeln.

In der vorliegenden Schrift rechnet Bartels besonders mit dem Liberalismus ab, der durch seine Verquickung mit Kapitalismus und Judentum das letzte Lebensrecht verwirkt habe. Das Schlimmste für die gegenwärtigen Kulturstaaten ist ihre Verblendung, daß sie ihren eigenen Verfall nicht sehen, noch von glänzendem Aufschwung träumen, wenn sie schon tief im Niedergange sind. Die politischen Parteien und ihre Zeitungen sind alle mehr oder minder vom Gelde und der Masse abhängig. Die Erneuerung unseres deutschen Volkstums kann daher nicht als Parteisache aufgefaßt werden. Die gesamte jetzt heranwachsende, deutschgeborene Jugend muß dem nationalen Gedanken gewonnen werden, da nur dessen Sieg uns eine deutsche Zukunft sichert. Wie der Liberalismus durch den Nationalismus abgelöst werden muß, so ist Mammonismus nur durch wirkliche Religion zu überwinden. Das wird erst geschehen, wenn unsere Kirche sich innerlich vom Judentum löst: „Immer mehr Deutschchristentum, immer weniger Judenchristentum!"

Als Anhang bringt die Auflage eine Auseinandersetzung mit Friedrich Naumanns Industrieromantik, die durch den Geburtenrückgang so gründlich ihrer einzigen Unterlage beraubt worden ist. Dieser Aufsatz muß wegen seiner flotten und sicheren Art als vortrefflich bezeichnet werden. Schon um seinethalben ist der kleinen Schrift weiteste Verbreitung zu wünschen. Dr. H. W.

Franke, Th. Die staats- und volkserzieherische Bedeutung der deutschen Kriegsgeschichte. Ein Beitrag zum Ausbau der deutschen Nationalpädagogik. Leipzig 1913, Verlag von K. F. Köhler, 80 S., geheftet 1,25 M.

Im Anschluß an die bekannten Bücher v. Stengels, v. Bernhardis und anderer beleuchtet der Verfasser den Wert des Krieges und der kriegerischen Sittenlehre für Bestand und Gedeihen jedes Volkstums. Soll der Krieg in der Schule verherrlicht werden oder ist dort nur den Friedenslehren Raum zu geben? Der Verfasser legt das Hauptgewicht mit Recht auf den Nachweis, daß der Krieg, solange es Völker und Staaten gibt, eine hervorragende kulturprüfende und kulturfördernde Macht bleiben wird. Franke bekennt sich zu den Ausführungen des Dr. Schmidt-Gibichenfels in der politisch-anthropologischen Revue und sagt dann selbst:

„Wir Germanen dürfen nicht mehr in verweibelnder Weise den Krieg als unseren Verderber und Todbringer verabscheuen. In ihm haben wir unseren Heilbringer, unseren Erlöser zu würdigen. Die Friedenstümler predigen den ewigen Frieden und sehen nicht den ewigen Krieg in uns und um uns. Uns fehlt der soziale Frieden im Innern. Wir leben schon seit langem in einem glimmenden Bürgerkriege. Das aber ist der Krieg, welchen wir vor allem bekämpfen müssen; denn er zernagt die Wurzeln der Weltesche unseres Reiches. Der heimliche, schleichende Binnenkrieg zerreibt und zermürbt unsere Volkskräfte. Protzen und drohen ja schon manche Volkskreise mit Verrat im Kriegsfalle! Hier liegt die Wurzel alles Übels, der Selbstzersetzung, der sittlichen Fäulnis."

Übrigens ließe sich noch weiterhin würdigen, wie segensreich der Zwang zur Kriegsbereitschaft wirkt. Die Maßnahmen zur nationalen Ertüchtigung der Jugend, zur Gesundung der Erwerbenden, zur Selbständigkeit unseres Wirtschaftslebens und zur Erhaltung des deutschen Bauerntums werden großenteils deshalb getroffen, weil sie so offensichtlich in einem Zukunftskriege in die Wagschale fallen.

Mit dem Verfasser erkennen wir das Nutzlose aller nationalen und geschichtlichen Belehrungen, die nur zur Rechtfertigung der Gegenwart dient. Wehe der Zeit, die nach einer Rechtfertigung suchen muß! Jugend und Volk lassen

sich nur begeistern für große Aufgaben der Zukunft. Deshalb ist jede Beschönigung unseres gegenwärtigen Zustandes ein Verrat an den besten Kräften unseres Volkes. Nur wenn der Jugend die im Innern nagende Zersetzung und die von außen andrängenden Heeresmassen unverhüllt gezeigt werden, kann sie rechtzeitig erkennen: sie selber wird die Geschicke unseres Volkes für lange Zeiten zur Höhe oder zum Abgrund lenken. Öffnen wir also der Jugend die Augen, daß sie die völkischen Gefahren sehe, denn wer das Licht dieser Wahrheit nicht verträgt, der ist bereits verloren — auch ohne Kampf.

Dr. H. W.

Gerstenhauer, M. R.: Rassenlehre und Rassenpflege. (Leipzig, 1913, Armanenverlag Robert Burger; 56 Seiten, Preis 80 Pfg).

Die vom Deutschbunde herausgegebene Schrift will den verschiedenen völkischen Verbänden und allen Deutschen, die an der deutschen Zukunft unserer Heimat tätigen Anteil nehmen, eine gemeinsame Grundlage geben. Die abgestandene Lehre von der Vollkommenheit des Vereinzelten und seines Weltbürgertums hat einem neuen Nationalismus Platz gemacht. Aber dieser kann nur helfen, wenn er richtig verstanden wird als Pflege und Leben deutschen Volkstums. Die rein philosophischen und politischen Ideen müssen gemäß den Gesetzen der Lebenskunde (Biologie) vertieft und umgestaltet werden. Nicht der Staat ist das Höchste, sondern das Volk, die erbliche Blutsgemeinschaft zusammenstimmender Rassekräfte.

Was Gerstenhauer im einzelnen über die verschiedenen Rassenbegriffe, Entwickelungs- und Artänderungslehren sagt, bedarf vielleicht noch etwas der Straffung. Wahrhaft zielweisend aber sind seine Darlegungen über den bereits begonnenen Rassenverfall und über die verderblichen Wirkungen der Zivilisation sowie der durch sie begünstigten Rassenmischung. Der Kampf für Erhaltung des Volkstums dient zugleich den germanischen Rassenwerten. Die Schädigung des Volkstums durch die Zersetzungskräfte der Zivilisation unterdrückt die germanischen Bestandteile zugunsten der fremden, die dem Zersetzungsgeiste verwandter sind.

Gerstenhauer vermeidet den häufigen Irrtum, in der Besserung der Hygiene einen Eingriff in den „stählenden Daseinskampf" zu sehen. Die Schwächung der Lebenskräfte und besonders der Erbkräfte des Volkes wird verschuldet durch die zerrüttende Hast und Aufregung, denen der moderne Mensch in Beruf und „Vergnügen" gleicherweise sich unterwirft. Den krassesten Maßstab bilden die Krankheitsziffern der Nervenleiden, der Geburtenrückgang und die Landflucht, geistig die Verwirrung sittlicher Wertungen und die Mischehen mit tieferstehenden Rassen daheim wie in den Pflanzländern.

Wie ist zu helfen? Die deutsch-germanische Weltanschauung muß wieder herrschend werden auf deutschem Boden! „Wenn germanisches Wesen begünstigt wird, hat der germanische Rassenbestandteil bessere Daseinsbedingungen und kann dann auch mehr als der ungermanische an der Fortpflanzung teilnehmen." Das ist „sehr wichtig für die Forderungen, die wir an die Deutschheit, an den germanischen Charakter unserer wirtschaftlichen, sozialen und kulturellen Entwicklung stellen müssen: Das deutsche Volk muß in jedem Punkte deutsch leben." Dazu muß an die Stelle des durch lose staatliche Bande nur äußerlich zusammengehaltenen Nebeneinanders und Gegeneinanders ein organisches Volkstum treten, von deutsch-germanischem Blute wie Geiste belebt, stark und wehrhaft in der Gegenwart, gewaltig und siedelungskräftig in alle Zukunft! So etwa ist der Grundgedanke der kleinen Schrift, die ein jeder in unseren Kreisen unbedingt besitzen muß.

Dr. H. W.

Neue geographische Literatur.

Zu den notwendigsten Voraussetzungen einer vom Volke getragenen, gesunden Machtpolitik gehören tief ins Volk hineingedrungene geographische Kenntnisse und Erkenntnisse Wir begrüßen deshalb mit Freuden jedes gute deutsche geographische Buch. In der bekannten geographischen Verlagsbuchhandlung von Dietrich Reimer in Berlin erschienen kürzlich drei Werke, die die Aufmerksamkeit weitester Kreise verdienen, das Buch eines Offiziers und Korrespondenten, das Buch eines Gelehrten und das Buch eines Kaufmanns.

1. Salzmann, E. v.: Das revolutionäre China. Geb. 5 Mk.

Der Verfasser war mehrere Jahre als Korrespondent in China. Seine persönlichen Berührungen mit allen führenden Männern der neuen Aera, seine ausgedehnten Reisen und nicht zuletzt seine Kenntnisse als deutscher Artillerie-

hauptmann befähigen ihn zu einem zuverlässigen Urteile über das Reich der Mitte. Er warnt vor Optimismus. Die Freude am Beharren ist in China viel größer als der Drang nach Entwickelung. Am treffendsten beweisen das seine militärischen Beobachtungen. Auch wo er nicht gänzlich unbetretene Wege wandelt, wo er von den Millionenstädten des Riesenreiches berichtet, auch da findet er Gesichtspunkte, die das Bekannte mannigfach ergänzen und verbessern. Sehr gut ist das Verhältnis des Nordens zum Süden herausgearbeitet: dort die Herrscher, hier die Kaufleute; dort die Erwägung, hier die Unruhe, die Gärung. Bei dem ständig wachsenden Einflusse der Engländer, Amerikaner und Franzosen im Süden des Landes, dessen Herz Kanton ist, bleibt es zu wünschen, daß dort die deutschen Interessen einen stärkeren Rückhalt fänden. — Gute Bilder und Karten erhöhen den Wert des Buches.

2. Hartmann, Professor Dr. Martin: Reisebriefe aus Syrien. Geh. 3 Mk.

Der gelehrte Verfasser macht in dem Buche durchaus den Eindruck eines vielerfahrenen, im Oriente geradezu heimischen und doch echt deutschen Mannes. Der 1. Teil des Buches entwickelt ein vorzügliches Programm der deutschen Kulturarbeit in Syrien. Ihre Grundlage muß eine deutsche Auslandhochschule in Berlin als Erweiterung des Orientalischen Seminars sein. Die Mittel und Wege zur Neugestaltung der Wirtschafts- und Schulpolitik, die das Programm erwägt, erscheinen uns notwendig nach dem, was wir im Hauptteile des Buches lesen, in den zehn Reisebriefen. Sie ermöglichen den gegenwärtig wohl vollkommensten Einblick in die Zustände des nahen Ostens, die nach der Aufrollung der Nationalitätenfrage in der Türkei einer gründlichen Neugestaltung entgegengehen. Möchten doch unsre Abgeordneten das Buch studieren!

3. Vietor, J. K.: Geschichtliche und kulturelle Entwickelung unserer Schutzgebiete. Geb. 2 Mk.

Hier spricht der erfahrene Praktiker zu uns. Dem Kaufmann ist es in erster Linie nicht um Siedelungs-, nicht um Plantagen-, sondern um Handelskolonien zu tun. Die eingeborene Bevölkerung soll auf einen Stand der Kultur gehoben werden, der sie zu kaufkräftigen Verbrauchern unserer Waren macht. Soweit sich diese Aufgabe neben der notwendigeren, der Festigung und Stärkung unseres geschlossenen Besitzstandes auf dem alten Boden und der Erwerbung von Siedelungs-Neuland erledigen läßt, soll sie erledigt, soll das Verständnis dafür in unserm Volke geweckt werden. Gediegene Parallelen aus der Kolonialgeschichte der Engländer und die eigenen afrikanischen Erfahrungen des Verfassers geben dem Buche einen besonderen Reiz. Trotz der oben bezeichneten Einseitigkeit ist die Schrift wohl geeignet, zu einem tieferen Erfassen der Kolonial-Probleme anzuregen und für eine Kolonialwirtschaft von höheren Gesichtspunkten aus zu begeistern. Bei der klaren Schreibweise wird man das Buch deshalb auch mit Nutzen in die Büchereien der Mittel- und Fachschulen stellen können.

Josef Galle.

Hungerland, Heinz: Deutsche Stamm-, Sprach- und Literaturgeschichte in den Grundzügen. Stockholm, 1913.

Der Germanist und beliebte niedersächsische Heimatdichter, dessen kulturelle Arbeit auf eine geistige Verbindung von Skandinaviern und Deutschen hinzielt und getragen ist von dem Glauben an eine kommende „nordisch-germanische Renaissance", veröffentlicht einen kurzen Grundriß der deutschen Sprache und Literatur. Das Buch soll „auf ethnologischer Grundlage in diese Fächer einführen und die Erscheinungen mehr, als es bisher geschehen ist, unter dem Gesichtswinkel der völkischen Zusammenhänge betrachten lehren". Zu dem Arbeitsplane, der mit diesen Worten verkündet ist, wird man den Verfasser nur beglückwünschen. Und wenn auch im Rahmen des vorliegenden Grundrisses dieses Streben erst wenig zur Geltung kommen kann, so ist doch damit der Weg gewiesen für sich in dieser Richtung bewegende und sie vertiefende Einzeluntersuchungen.

Der eine Teil des Buches bringt die Übersicht der Sprach- und Literaturgeschichte, der zweite führt nach einer kurzen Beschreibung der deutschen Landschaft und einer Charakteristik der Deutschen nach ihrer Herkunft — dadurch wird der Leser mit den natürlichen Grundlagen des Volkstums vertraut — „der deutschen Stämme Wohnsitze und Wesensart, Sprache und Kultur" vor Augen. Hier werden die literarisch bedeutsamen Persönlichkeiten eines jeden Stammes zusammen mit den bildenden Künstlern, Gelehrten und Erfindern, die er aufzuweisen hat, genannt; sie werden also in den Rahmen eingefügt, welchem sie entsprossen sind, und die Schilderungen der verschiedenen Stammeseigentümlichkeiten unterstützen dieses Bestreben.

Wer denkt hierbei nicht an die Anregung, eine Expedition deutscher Forscher auszusenden nach — Deutschland zur Erforschung der Natur der deutschen Bevölkerung? (Man vgl. hierzu auch: Mannus, Zeitschrift für Vorgeschichte 1912, 172.) Hungerland bewegt sich in ganz derselben Richtung, wenn er zu erfassen versucht, wie die Größen der Wissenschaft und Kunst in ihrem Stamme und ihrer Heimat wurzeln. Diese Gedanken verleihen seinem Buche einen eigenen Reiz. Hoffentlich finden sich Kräfte, die gewillt sind, an ihrem Ausbau mitzuarbeiten.

Das Buch ist für Studierende bestimmt, insbesondere für schwedische Examenskandidaten. Aber auch jeder andere Gebildete wird gerne zu ihm greifen, um sich kurz über bestimmte Fragen oder Erscheinungen zu unterrichten. Die beigegebene „Zeittafel für Germanisten" und eine Zusammenstellung empfehlenswerter Literatur machen es in dieser Hinsicht doppelt wertvoll. Möge das Buch aber neben diesem wissenschaftlichen Zweck nach des Verfassers Wunsch „auch ein Mahnwort an die studierende Jugend der germanischen Völker sein, mehr und mehr rassenbewußt ihre ganze geistige Welt auf germanischem Grundwall aufzubauen." Dr. Ernst Wahle.

Prof. Fritz Kuhlmann, Die Kunst der Feder in der Schule. 131 S., mit vielen, zum Teil farbigen Schülerarbeiten. Dürr, Leipzig. 5 Mk. 80 Pfg.

Howard Pyles „Alter Mönchsschreiber" ist dieser verdienstlichen Arbeit vorgesetzt. Etwas von dem Geist der alten Schreibkünstler, von ihrer herben, schlicht gestaltenden Kunst weht aus ihr entgegen, die doch alles andere ist als eine mühselige Auferweckung verstaubter und vergilbter Pergamente. Schon rein äußerlich bietet das Buch einen hohen, ästhetischen Genuß. Es ist von C. Grumbach, Leipzig, in kräftiger, künstlerischer Koch-Schrift gedruckt und verrät in seiner ganzen Anordnung den fein empfindenden Künstler. Klarer als durch solche Buchveröffentlichungen kann es wohl kaum bewiesen werden, wie turmhoch auch gerade ästhetisch unsere deutsche Schrift über der lateinischen steht. Die Jugend, die unter der Leitung solcher Lehrer die „schwere Kunst des Schreibens" erlernt, entdeckt auf einmal, was für hohe künstlerische und nebenbei auch nationale Werte hinter diesen schwarzen „Staben" stecken, was aus den früher so entsetzlich langweiligen Schreibstunden werden kann, wenn sie von einem „Künstler" gestaltet werden.

Die beigegebenen Schülerarbeiten zeigen am besten den Lehrgang, der von der Verkehrsschrift zur Buchschrift und zur dekorativ angewendeten Schriftart führt. Es sind Arbeiten unter ihnen, die geradezu von einer wunderbaren künstlerischen Gestaltungsfähigkeit dieser Sekundaner und Primaner zeugen. Besonders die Verbindungen von dekorativer Schrift und Bild bzw. Federornament in Aufsätzen, Titeln usw. sind oft von einer überraschenden Kraft und Schönheit. Es ist daraus am besten zu erkennen, daß ihre Schöpfer mit voller Hingabe und Liebe bei der Arbeit waren. Wer, wie ich, aus eigener Erfahrung weiß, mit welcher Freude die Schüler an solche Ausschmückungen ihrer Arbeiten und Bücher gehen, dem bleibt es schlechthin unverständlich, mit welchem Eifer manche Pädagogen all diesen Bemühungen widerstreben. Allerdings — zweierlei gehört zu ihrer erfolgreichen Verwirklichung stets: Ein „könnender" Führer und ein gewisses Teil natürlicher Formbegabung des Schülers. —

Wenn ich mich auch nicht der Hoffnung hingebe, daß in unseren oberen Klassen besondere Kunstschrift-Stunden eingeführt werden, so wäre es doch immerhin zu wünschen und auch zu ermöglichen, daß Kunstschriftübungen in den Zeichenstunden angestellt werden. Für den Formbegabten wäre das keine nutzlose Zeitvergeudung und für die formbegabten Schüler eine außerordentlich schätzenswerte Bereicherung ihres Könnens.

Indessen kann ich mich eines Bedenkens doch nicht erwehren: Bei dem warmen Verständnisse, das Prof. Kuhlmann unserer deutschen Schrift entgegenbringt, erscheinen mir seine zahlreichen Versuche mit lateinischen Kunstschriften fast befremdlich. Ebenso werden viele Schulmänner seiner Empfehlung, den Schreibunterricht mit der Lateinschrift, und zwar mit den Großbuchstaben zu beginnen, nicht beipflichten. Für die deutsche Sprache die deutsche Schrift. Die lateinische Schrift ist ohnehin schon allzu sehr in der Mode. Sinn und Liebe für unsere deutsche Schrift, das ist es, was unserer unvölkischen Zeit fehlt, und was wir ohne Ermüden wecken und fördern müssen. Gotthard Erich

Für die Schriftleitung verantwortlich: Gerhard Krügel, Berlin SW. 61, Schleiermacherstr. 12. — Verlag Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung Theodor Weicher in Leipzig. — Druck von Oscar Brandstetter, Leipzig.

Deutscher Volkswart

1. Jahrgang | Heft 8 | Mai 1914

Richard Wagner als nationaler Dramatiker

Von Universitätsprofessor Dr. Leopold v. Schroeder, Wien

Als ein Kämpfer ist Richard Wagner — ein echter Germane, ein echter Sohn des Jahres 1813 — durchs Leben geschritten. Rastlos kämpfend hat er geschaffen. Sein Kampf ist zu Ende. Aufgenommen ist er in Walhall, — in ein Walhall, das nimmer vergeht, so lange deutsche Herzen noch schlagen, so lange noch Arier auf Erden wandeln. In der Verklärung schauen wir ihn droben, als einen der Größten seines Volkes, einen der ruhmvollsten Kämpfer und Sieger. Was er uns aber erkämpft und erstegt hat, was er geschaffen, das ist zum unvergänglichen Goldhort geworden, den uns keines Alberich Neid und Tücke jemals entreißen soll. Das ist geborgen in der unangreifbaren Burg, wo der heilige Gral des deutschen Volkes leuchtet, sicher behütet von streitbaren Männern, von Helden, die mit Stolz und Freude sich dessen bewußt sind, eines Heiligtums Hüter zu sein!

Immer noch weit ist der Irrtum verbreitet, der in Richard Wagner vor allem nur den Musiker, den Komponisten sieht und sehen will; von diesem Gesichtspunkte ihn und sein Werk beurteilt und wertet. Kein Zweifel, er war ein großer schaffender Musiker, der mit kraftvollen, neuen, gewaltigen Tönen die Herzen in seinen Bann gezwungen. Aber er war viel mehr, war etwas viel Größeres. Das Lebenswerk des Meisters von Bayreuth ist mit ganz anderen Maßen zu messen. Aus der Musik heraus geboren, von der Musik überall getragen, ragt es doch hinein in ganz andere Regionen!

Wir lieben ihn, wir verehren ihn, wir hängen ihm an mit unauslöschlichem Danke, weil Richard Wagner uns ein ganz neuartiges, großes nationales Drama geschenkt hat, das nirgends in der Welt seinesgleichen hat. Wir fassen daher den Kern seines Wesens, wir fassen es in seiner ganzen Größe, wenn wir Richard Wagner als nationalen Dramatiker feiern.

Wie einst Aeschylos mit kräftiger Hand in den wundervollen Sagenschatz des homerischen Heldensanges hineingriff und seinem Griechenvolke in mächtiger Neugestaltung das Trauerspiel schuf und schenkte, das in seiner herben Größe durch nichts zu

überbieten war: so schöpfte Wagner, von wunderbarem Künstlerdrange getrieben, aus dem reichen Borne der Mythen und Sagen germanischen Stammes, schuf und schenkte uns in unvergleichlicher Neugestaltung sein Worttondrama, das Drama von Bayreuth, ein Trauerspiel ganz neuer Art. So griff er mitten hinein in die granitenen Blöcke der Eddalieder und erbaute aus ihnen den hehren, herrlichen Bau seines „Ringes des Nibelungen", für dessen Aufführung das Festspielhaus auf dem Bayreuther Hügel an erster Stelle bestimmt war — ein großes Trauerspiel, das Welttrauerspiel des Begehrens. So holte er aus dem Sagenschatze des Mittelalters die Tristan-Sage heraus, die nun unter seinen Händen zum tragischen Hohenliede der Liebesleidenschaft erwuchs. So hatte er schon früher aus derselben Quelle die Lohengrinsage geschöpft und aus ihr das Wunderwerk seines Lohengrin geschaffen, — „ein einziges, unteilbares Wunder", wie Liszt es nennt, das allertragischste Gedicht, wie er selber es empfand; jenes Werk, das vielleicht mehr als irgend ein anderes ihm das Herz seines Volkes gewonnen hat und heute noch, nach mehr als sechzig Jahren seit seiner ersten Aufführung, mit unverminderter Anziehungskraft jedes Bühnenhaus füllt, alle Herzen erschüttert.

Aus germanischer Sage stammte schon der Stoff des ersten Dramas, in dem er sich selber gefunden: des „Fliegenden Holländer", der von ihm zum wundervollen Erlösungsdrama rein menschlicher Art gestaltet ward. Ihm ließ er das durchgehends christlich gefärbte Erlösungsdrama des „Tannhäuser" folgen, der auf meisterhaft miteinander verschmolzenen, herrlich erhöhten Sagen des deutschen Mittelalters fußte. Und endlich das letzte große Erlösungsdrama, der Schlußstein seines gesamten Wirkens: der Parsifal, — auf uralischen Mythen und Riten ruhend, die im Mittelalter zu herrlichster christlicher Sage sich wandelten, keltische, romanische, deutsche Prägung erhielten — das große Mitleidsdrama, in welchem der Meister indische und christliche Ideen zu erhabener Einheit verschmelzen ließ. Alle Grundzüge von Mythus, Sage, Legende, die sich hier verbunden haben, sie spiegeln den kulturellen Werdegang unseres Volkes, von der grauesten Vorzeit bis in die Gegenwart wieder — und das ganze ist wiederum ganz unser eigen, ist unsere erhabenste, weihevollste Bühnendichtung, das rechte Bühnenweihefestspiel.

Ein einziges der großen Dramen Wagners ist anderen Ursprunges: die Meistersinger! Deutschnational aber ist es erst recht. Führt es uns doch mitten hinein in die herrliche alte Reichsstadt Nürnberg zur Zeit ihrer höchsten Blüte, mit all ihrer echtdeutschen, altväterlichen Tüchtigkeit und Kernhaftigkeit, ihrer ehrsamen Sitte und gesunden Lebensfreudigkeit.

Durch und durch national sind sie alle, in Inhalt und Form, die hier so herrlich neugestaltet sind, wir empfinden sie freudigst als Fleisch von unserem Fleisch und Bein von unserem Bein.

Einen Vorläufer in der Form seines Worttondramas verehrte Wagner selber in Gluck, der aber leider, im Banne seiner Zeit, durchweg nicht nationale, antike Stoffe behandelte, die schon längst keinen Widerhall mehr in unseren Herzen finden. Einen Vorläufer in der nationalen Richtung seines Dramas hatte Wagner in dem von ihm innigst geliebten und verehrten Karl Maria von Weber, mit seinem „Freischütz".

Doch wie ganz anders sollte er selber — der beste Schütze — hier in das Schwarze treffen!

Mit hellsichtigem Künstlerauge, mit einem wunderbaren Blick für das Große begabt, griff er einmal über das andere gerade die herrlichsten, tiefsten, erhabensten Sagenstoffe unserer Vorzeit heraus und wußte sie dann so wundervoll neu zu gestalten, daß jetzt erst der alte Stoff in endgültiger Form vollendet dastand, unmittelbar überzeugend und jeden Wettbewerb ausschließend.

Von entscheidender Bedeutung für die ganz neue Form des Wagnerschen Wortton-dramas aber war der Umstand, daß dem Schöpfer desselben die ganze große Entwicklung der deutschen Tonkunst, von Bach bis Beethoven, vorausgegangen war. Auf diesem herrlichen Grunde stehend, konnte Wagner sein Drama zum erhabensten Wort-tondrama gestalten, das von der deutschen Musik getragen, von dieser Musik bis in die letzten Fasern hinein erfüllt ist.

Ja, wir Deutsche dürfen stolz darauf sein, daß wir von allen Völkern der Welt das Größte in der Musik geleistet. Nicht weniger stolz aber dürfen wir sein auf das Drama von Bayreuth, die größte künstlerische Tat des 19. Jahrhunderts. Und daß diese Künstlertat zugleich eine durchaus nationale Tat war, das erfüllt uns mit überströmender Freude.

Was ist es, daß den großen Dramatiker macht? Daß er mit überzeugender Wahrheit, kraftvoll und klar gezeichnet, Gestalten der dichterischen Phantasie vor uns hinstellt, deren Lebensgeschick, im Handeln und Leiden, uns ergreift und erhebt, uns erschüttert und läutert; daß er gleichermaßen groß ist in der Charakteristik der Personen wie im Aufbau und in der Entwicklung der Handlung.

Das läßt sich von Wagner im vollsten und weitesten Sinne behaupten. Welcher Dramatiker könnte sich rühmen, eindrucksvollere Gestalten geschaffen zu haben als er? Lohengrin und Elsa, samt ihren Gegenpolen Ortrud und Telramunt; Tannhäuser und Elisabeth; Tristan und Isolde samt König Marke; Senta und der fliegende Holländer; Wotan und Brunhild und Siegfried; Siegmund und Sieglinde samt dem finsteren Hunding; Mime, Alberich und Hagen; Parsifal, der reine Tor, samt Kundry, dieser grenzenlos genialen dichterischen Schöpfung, Gurnemanz, Amfortas, Klingsor, und — nicht zuletzt — in der alten Reichsstadt Nürnberg: Hans Sachs und Evchen, Walther von Stolzing und Beckmesser, Lene und David und die ganze löbliche Zunft der Meistersinger

Nicht Deutschland und die Deutschen allein, nein, die ganze gebildete Welt kennt diese Gestalten und wird nicht müde, sie immer wieder aufs neue zu schauen, zu hören, sich einzuprägen. Und wenn diese Gestalten nicht nur durch ihre Worte und Handlungen, sondern mindestens ebenso bedeutsam durch die Musik charakterisiert sind, die sie trägt und umgibt, sie in jedem Zuge ihres Wesens durchdringt und durchleuchtet, — so ist damit nur die ganz neue, wundervolle Eigenart dieses Dramas, des Wort-tondramas, gekennzeichnet, — nicht etwa eine Schwäche oder ein Mangel gegenüber den bloßen Wortdramen.

Ebenso groß aber wie in der Zeichnung seiner Gestalten ist Wagner im Aufbau seiner Dramen, in der Entwicklung der Handlung vom Anfang bis zum Ende. In erhabenen Linien steigen sie auf, packen uns, fesseln uns, halten uns fest in einer

Wunderwelt der Schönheit und Größe, bis der tragische oder doch weihevolle Abschluß uns geläutert dem Eigenleben zurückgibt.

Wir brauchen nicht, mit leidenschaftlichen Bewunderern, Wagner auch als Sprachkünstler neben einen Goethe zu stellen. Sprache und Musik, Wort und Ton sind in seinen Dramen eine unauflösliche Einheit. Die Gesamtwirkung seines Kunstwerkes aber ist von überzeugender Kraft und überwältigender Größe.

Das läßt sich deutlich auch daran erkennen, daß neben Wagners Behandlung eines sagenhaften Stoffes jede andere Behandlung verbleicht und nie zu vollem, überzeugendem Leben gelangen kann. Neben Wagners „Ring der Nibelungen" bleibt auch ein Hebbel mit seinen Nibelungen dauernd im Schatten. Neben Wagners Tristan kann es für uns keinen anderen Tristan mehr geben, selbst wenn er sich zu Tantris dem Narren umdreht. Wagners Tannhäuser, obwohl eine kühne Verschmelzung zweier Gestalten, ist für uns jetzt der Tannhäuser schlechthin; Wagners Lohengrin ist und bleibt nun für uns der Lohengrin usw. Es sind dies eben endgültige Prägungen eines überragenden Künstlergenius; ähnlich wie neben Goethes Faust ein anderer Faust unmöglich ist.

Es hat bisher noch kein Deutscher von der Bühne aus so mächtige, tiefe, nachhaltige Wirkung ausgeübt wie Richard Wagner. Und E. v. Wildenbruch — selbst ein angesehener Dramatiker — hat darum durchaus recht, wenn er Wagner den größten deutschen Dramatiker nennt. Aber auch Chamberlain hat recht, wenn er Wagners Drama das eigentlich deutsche Drama nennt. „Das läßt sich sagen ohne Verletzung der Ehrfurcht vor unseren großen Klassikern, die in ihren Dramen teils an die Antike, teils an Shakespeare sich anlehnten. Erst die deutsche Musik ließ den Meister von Bayreuth jene höchste ideale Höhe dramatischer Darstellung erreichen, die einst Herder und Schiller ahnend und hoffend — als rechte Propheten — in der Zukunft ihres Volkes zu erschauen glaubten"*). Und gerade diese „Idealisierung des Theaters" durch die Musik entspricht vollkommen der Eigenart der Deutschen. Denn der Deutsche ist nur dann ganz groß, wenn er der idealen Richtlinie seines Wesens folgt.

Wenn wir alle dramatische Schöpfung bis zu ihrem Urquell verfolgen, zu den anfänglichen Dramen der ältesten Völker, dann lassen sich deutlich zwei Grundarten derselben unterscheiden:

1. Das mit Tänzen, Umzügen, einzelnen Szenen beginnende, stets irgendwie von der Musik begleitete kultliche Drama, das die Gestalten des Mythus, Götter und Dämonen, die Schöpfungen religiöser Phantasie, an festlichen Tagen dem Volke vorführt — das Mysterium; und

2. die ebenfalls schon auf frühester Kulturstufe sich findende nachahmende dramatische Darstellung des wirklichen menschlichen Lebens in all seinen mannigfachen Äußerungen — der Mimus.

Mysterium und Mimus — auf diese Grundformen geht alles dramatische Schaffen zurück. Daß Mysterium und Mimus schon in der arischen Urzeit lebendig waren, dafür sprechen sowohl die uns erhaltenen Trümmer urtümlicher Dramatik bei den arischen Völkern, wie die Übereinstimmung der Naturvölker. Bei den Griechen erwuchs

*) Vgl. L. v. Schroeder, Die Vollendung des arischen Mysteriums in Bayreuth, S. 1.

aus den kultischen Spielen der Dionysosfeste die herrliche Blüte des attischen Trauerspiels, während daneben der Mimus sich durch alle Zeiten in mancherlei Form mit unversieglicher Lebenskraft behauptete. Mysterium und Mimus — wir finden sie bei den Indern seit den ältesten Zeiten nebeneinander — und so fort.

Die höchste Blüte des Mimus bewundern wir in den Dramen Shakespeares; die wunderbare Künstlertat Richard Wagners aber läßt sich dahin kennzeichnen, daß er das uralte Mysterium der Arier in unerhörter Vollendung, ganz neu geboren, der staunenden Mitwelt geschenkt hat. Auch wir haben stolze Dichter des Mimus — Schiller, Grillparzer, Kleist, Hebbel, Ludwig — im Mysterium aber ist uns durch den Meister von Bayreuth die Palme vor allen Völkern der Welt gesichert.

Über dem ursprünglichen Mysterium erhebt sich Wagners Drama so hoch wie das Drama Shakespeares über dem ursprünglichen Mimus. Diese beiden Namen, Shakespeare und Wagner, bezeichnen die Gipfelpunkte dramatischen Schaffens überhaupt — im Mimus der eine, im Mysterium der andere. Beide weltenweit verschieden, aber beide gleich groß.

Sämtliche Dramen Richard Wagners, vom „Holländer" bis zum „Parsifal" — mit alleiniger Ausnahme der „Meistersinger" —, wurzeln letzten Endes im uralten Mysterium. Er hat sie aber erfüllt mit dem höchsten und tiefsten Ideengehalt, der auf unserer Kulturstufe möglich ist, und durch seine Musik zur Verklärung erhoben. So haben sie nichts Altertümliches an sich, sondern sind zugleich durchaus neuartig — das Mysterium der Gegenwart. Und wenn, seiner Form nach, zum Unterschied von dem Shakespearischen Drama, dies Drama sich nur in einzelnen großen Szenen aufbaut, so ist das im Wesen des Worttondramas notwendig begründet und stimmt durchaus zum Mysterium vergangener Zeiten.

Im „Fliegenden Holländer" erscheint die Urzelle des primitiven Mysteriums, die Schar der abgeschiedenen Seelen, die mit dem gespenstischen Führer an der Spitze dahinfährt, in jener kennzeichnenden Umbildung, die sie bei einem seefahrenden germanischen Stamme erhalten hat. In christlicher Zeit ist die Erlösungssehnsucht der unruhvollen Seele hinzugekommen, und sie führt bei Wagner zur herrlichen Erlösungstat Sentas, dieses reinsten Mädchenbildes, das der Meister geschaffen.

Im „Tannhäuser" sehen wir eine andere Form des ursprünglichen Mysteriums: das Seelenheer, sinnlich, in Lüsten schwelgend gedacht. Ihm zu verfallen, galt stets für gefährlich; in christlicher Zeit ward ewige Verdammnis als Strafe solcher Verbindung gedacht. Wie aber der schon Verdammte durch ein reines liebendes Weib gerettet wird, das zeigt uns dieses Geheimnis. Es ist in der Person der Elisabeth verkörpert, die Verklärung der christlichen Liebe, — der Liebe, die sich auch dem Sünder neigt.

Im „Lohengrin" liegt schon eine weit höhere Form des Mysteriums zugrunde. Jener wundervolle Mythus, der im Mittelalter zur christlichen Sage vom heiligen Gral sich wandelte. In der Urzeit wurde der Mond als ein strahlendes Gefäß gedacht, mit himmlischem Rauschtrank gefüllt, das Götter und Selige fort und fort leeren und das sich doch immer wieder von neuem füllt — unerschöpflich in solcher Kraft — das Abnehmen und Wachsen des Mondes. Streitbare Helden hüten dies Gefäß. Aus jenen seligen Gefilden kommt bisweilen ein himmlisches Wesen zur Erde herab, zum Liebes-

bund mit einem Menschenkinde. Doch der menschliche Partner, sei's Mann, sei's Weib, darf nimmermehr wissen „Nam' und Art" des himmlischen Wesens. Sonst entschwindet es ihm und kehrt nie wieder. Diese alte Sage liegt einem der schönsten Mysterien des Rigveda zugrunde. Sie lebt in zahllosen Formen fort. Eine derselben ist die Lohengrinsage, die Wagner zu einem so unvergleichlichen Kunstwerk neu gestaltet hat. An der überwältigenden Wirkung hat aber neben Wagners hoher Kunst auch der tieftragische Gehalt der urarischen Sage seinen vollen Anteil.

Hinter dem großen Drama des „Nibelungenringes" steht eine ganze Reihe uraltarischer Mysterien: Der Kampf der Götter und Dämonen um das Sonnenfeuer, das Sonnengold, hier zum Goldhort im Rheine gewandelt; der Drachenstich, noch heute im Volke lebendig, und die Befreiung der Sonnenjungfrau im Frühlingskampfe. Endlich die in mannigfache Formen gefaßte und dargestellte Geschichte von der Liebe und Hochzeit der großen Himmelslichter Sonne und Mond — hier in ihrer tragischen Form: Sonne und Mond, die hehrsten Lichtgestalten, gehören ihrem Wesen nach als Gatten zusammen. Sie lieben sich, — doch bei der Konjunktion ist der Lichtmond zum Schwarzmond gewandelt, d. h. nach dem Mythus, der strahlende Liebhaber überläßt die Geliebte einem anderen, einem schlechten, unzureichenden Manne. Damit ist der erschütternde Widerstreit gegeben, der zum Untergange beider führt. — Ich brauche nicht zu sagen, daß Wagner von dieser ältesten Gestalt des Mythus nichts wußte. Er nahm ihn, wie ihn die Edda in der weit fortentwickelten germanischen Prägung darbot.

In der Sage von Tristan und Isolde erkannte schon Wagner hellsichtig ein wundervolles Gegenbild zum Siegfried-Brunhild-Mythus. Der unzureichende Mann ist hier Marke, der Widerstreit andersartig, doch nicht minder erschütternd.

Der Parsifal aber reicht mit seinen Wurzeln in den Mittelpunkt der urarischen Mythen und Riten hinein. Wir haben des himmlischen Gefäßes schon gedacht, das da droben in der Welt der Götter und Seligen leuchtet, unerschöpflich im Inhalt, unermeßlich an Segen. Zu seiner Verteidigung gehört die Waffe des streitbaren Gewittergottes, deren Entwendung höchste Gefahr bringt, deren Wiederbringung die Rettung bedeutet. In der christlichen Zeit traten christliche Sinnbilder an die Stelle der heidnischen Mythenbilder: die Abendmahlsschüssel, in der dann Josef von Arimathia nach der Sage das Blut des Heilandes auffing, und die Lanze des römischen Kriegsknechtes Longinus. Die tiefe und schöne Form, die die Sage im christlichen Mittelalter erhalten, sie liegt dem Drama Wagners zugrunde. Aber wie viel hat er auch hier ganz neu geschaffen! Sein Parsifal, seine Kundry, sein Gurnemanz ragen berghoch empor über Wolframs Gestalten. Mit den christlichen hat er bewußt auch indische Ideen verwebt: das Mitleid mit den Tieren, den Seelenwanderungsgedanken — wohl angemessen einer Zeit der arisch-indischen Wiedergeburt, in welcher wir heute leben. Das Ganze aber ist zum großen Mysterium der Neuzeit geworden, das der Meister nur an der Stätte aufgeführt wissen wollte, zu deren Weihefestspiel er es geschaffen.

Im Ringe der Nibelungen hat Wagner so urkräftige germanische Töne angeschlagen, wie sie auf unserer Bühne zuvor nie gehört wurden; Töne, die mit unwiderstehlicher Gewalt verwandte Seelen ergreifen — als eine Offenbarung echt germanischen Empfindens. Im Holländer, Tannhäuser, Lohengrin, Tristan steht er vor uns als der große

romantische Tragiker, wie er einst erhofft und ersehnt ward. Romantisch natürlich im Sinne unseres deutschen Mittelalters, deutsch-romantisch und durchaus national. Aus der deutschen Romantik ging bekanntlich die germanische Altertumswissenschaft hervor, mit Jakob Grimm an der Spitze, dessen Werke Wagner so ernsthaft studierte; aus Wagners romantischem Trauerspiele aber tönen uns so kraftvoll nationale Laute entgegen, wie die Worte Lohengrins:

Nach Deutschland soll'n auch in den fernsten Tagen
Des Ostens Horden siegreich niemals ziehn!

Und die Worte König Heinrichs, die alsbald im Männerchor widerhallen:

Für deutsches Land das deutsche Schwert,
So sei des Reiches Kraft bewährt!

Der Parsifal endlich, ebenfalls romantisch, ebenfalls deutsch durch und durch, erhebt sich in eine Region der Verklärung, in die keine Gattungsbestimmung hinaufreicht, außer der einen: ein Mysterium!

Dreißig Jahre sind seit des Meisters Tode verflossen. Wagners Drama aber wächst mit der Zeit nur immer höher empor — das Zeichen echter Größe. Die Fernsicht weitet sich, unter der wir es betrachten. Wir blicken tiefer und weiter, über das deutsche Mittelalter, über die Edda, über Griechenland und Indien hinaus, in die arische Urzeit hinein. Noch sind wir damit lange nicht am Ende. Noch brauchen wir Zeit, um des ganzen Reichtums dieses Besitzes uns voll bewußt zu werden.

Kunst und Jugendschutz

Von Wilhelm Kotzde

Einem Schaffenden, dessen Lebensarbeit zum großen Teile der Jugend gilt, mag es wohl vergönnt sein, zu der Frage, die jetzt die Gemüter erregt und die man, zumeist fälschlicherweise, unter das obige Thema stellt, einige Worte zu sagen. Es sollen nur Gedanken sein, wie sie mir bei der Erörterung der Frage kamen, dazu einige Aussprüche, die zu dieser Sache gehören. Gibt es überhaupt Werke wirklicher Kunst, die man der Jugend fernhalten muß, weil ihr Schamgefühl durch sie beeinträchtigt würde? Ich muß mit einem runden Ja antworten. Wir kennen graphische Arbeiten von, um nur zwei unvergängliche Namen zu nennen, Lukas Kranach und Rembrandt, die um des dargestellten Gegenstandes willen, deren Kennzeichnung sich von selbst verbietet, dem öffentlichen Handel vorenthalten werden. Hat man je gehört, daß die Kunst durch diese Vorenthaltung Schaden gelitten hätte?

Es gibt auch in der Kunst Modeströmungen, denen die Mehrzahl der Künstler unterliegt. Adolf Bartels prägte für gewisse Erscheinungen im gegenwärtigen Schrifttum den Namen Erotismus. Der hat schon viele Verheerungen angerichtet und wird besonders den Heranwachsenden, in denen das Geschlechtsleben eben erwacht, gefährlich. Es ist ja auch in einem Teile des Schrifttums schon beinahe Sitte geworden, seine Brunst ungehemmt hinauszuschreien, nur daß dieses Geschrei zumeist sehr mißtönig ist.

Die Vereinigung zweier Menschen gehört gewiß zum Höchsten und Heiligsten, das uns Menschen offenbart wird — das Wunder der Schöpfung wird uns hier kund. Weil es aber zum Höchsten gehört, soll nur der Dichter, der Maler mit lautester Gesinnung sich diesen Stoff zur Darstellung erwählen. Nur wer edelsten Wein in das köstlichste Gefäß zu füllen vermag, soll daraus trinken. Ungelenke Finger möchten den Wein in den Schmutz verschütten. Unser Altmeister Hans Thoma sagt einmal: „Dem Künstler muß die Nacktheit ein Schönheitswunder werden, wie es seinen Augen alles in der Welt werden soll, sonst ist er kein Künstler, und wenn er sie so betrachtet, so wird er auch würdig sein, sie als edles gottgewolltes Gebilde im Kunstwerke darzustellen."

Soll man solche Darstellung des Nackten Kindern zeigen? Ich sage unbedenklich ja. In meinem Arbeitszimmer hängt ein Fidus „Zur Brautinsel". Ich habe keine Sorge darum, daß meine Kinder ihn sehen. Allerdings nicht jeden Fidus möchte ich ihnen zeigen; dieser Künstler tritt leicht mit unsicherem, allerdings nie unreinem Schritt über die Grenze. Ob ich selbst dieses Bild aber in das Schaufenster einer öffentlichen Handlung hängen würde? Ich verneine die Frage nicht ganz. Es gibt einige Firmen, etwa das Albrecht Dürer-Haus in Berlin, über deren Schaufenstern ein Hauch von Reinheit und Vornehmheit liegt, daß solche Werke dort wohl ausgestellt werden dürften. In einer gewöhnlichen Buchhandlung schon kaum. Das Gewand unserer Bücher ist zumeist gleichgültig, ja oft geschmacklos, daß der Buchhändler von vornehmster Gesinnung und erlesenstem Geschmacke seinem Schaufenster kaum die Gestaltung geben kann, um ein solches Bild recht einzufügen. Ein solcher Buchhändler wird auch kaum das Bedürfnis danach verspüren; denn im ganzen hält unser Buchhandel Gott sei Dank noch auf sich.

Da kommen wir schon darauf: Wo finden wir denn solche Nacktdarstellungen im Schaufenster? Wer die Berliner Straßen kennt, wird die Antwort wissen. Nach meinen Beobachtungen — und ich komme in viele Großstädte — ist es anderwärts kaum besser. Ich kenne den beanstandeten Druck von Feuerbachs „Nymphe". Er ist zweifellos mißraten. Unter hundert halbwüchsigen Jungen, in denen sich das Rätselhafte eben regt, werden neunzig hier zuerst das Geschlechtswesen erblicken. Nun habe ich gar nichts gegen den Verkauf des Blattes — welcher Junge gäbe wohl die verlangte Mark dafür aus! Aber wenn eben dieses Blatt unter Dutzenden von Karten mit halb und ganz entkleideten „Schönen" hängt, so bedeutet das eine Rechnung auf die Lüsternheit, und wir müssen ein Recht haben, den gewissenlosen Geschäftsmann auf die unsauberen Finger zu klopfen. Ein gesunder Volkskörper stößt solche faulen Geschwüre aus, wie sie die Zügel- und Gewissenlosigkeiten eines Teiles unserer Mitbürger uns eingeimpft haben. Wenn wir dazu nicht mehr imstande sind, dann sind wir allerdings reif zum Untergange. Der Berliner Maler Max Schlichting sagt sehr richtig in der „Werkstatt der Kunst": „Wenn auch vielleicht die Behörde mit größerem Rechte noch gegen manche Witzblattillustrationen oder manche Schaufensterdekorationen der Korsettläden eingeschritten wäre, so müssen sich die Künstler trotz alledem bei dieser Protestbewegung doch ernstlich fragen, ob sie nicht in dem Glauben, die Freiheit der Kunst zu schützen, nur die Geschäfte der Postkartenindustrie besorgen." Mir will scheinen, daß die Protestbewegung nicht die Freiheit der Kunst schützt, was sie ja will, sondern die Freiheit des Geschäfts,

und diese Freiheit heißt dann Zügellosigkeit. Wieder möchte ich ein Wort von Hans Thoma anführen:

„Das Vervielfältigen von nackten Bildern und ihr Zurschaustellen in der breiten Öffentlichkeit hat vielleicht auch dann seine Bedenken, wenn das Original von einem der größten Künstler gemacht ist. Jedenfalls haben Michelangelo, Tizian, Rubens usw. ihr Werk nicht gemacht in der Absicht, daß es ein guter gangbarer Artikel für einen unserer findigen Verleger werden soll. Diese mangelhaften Nachbildungen geben ja doch nur das Gegenständliche des Kunstwerkes und rauben ihm alle Weihe, die das Original hat. Beinahe bin ich überzeugt, daß diese großen Meister nicht etwa gegen die Konfiszierung einer Nachbildung ihres Werkes aus einem Schaufenster Protest erheben würden, sondern gegen ihre profanierende Schaustellung."

Wenn man für vaterländische oder sittliche Werte seine Stimme erhebt, läuft man Gefahr, als Dunkelmann oder Finsterling verschrieen oder gar moralisch vernichtet zu werden. Darum sind viele still, die sich ihr bißchen Frieden nicht stören lassen wollen.

Hans Thoma fordert, daß in der zur Erörterung stehenden Frage Familienväter und Mütter mitreden sollten. Ich glaube, sie würden sich doch meist auf unsere Seite stellen. Der Deutsche kann ohne Freiheit nicht leben, der deutsche Künstler aber am wenigsten. Doch ist das eine edle Freiheit, in der er sich selbst Gesetze gibt. Glaubt er sich in seiner Freiheit bedroht, begehrt er auf. Bei der Erörterung öffentlicher Angelegenheiten, wenn es nicht gerade eine Steuerfrage ist, wissen aber die wenigsten Bescheid, die sich erregen, selbst wenn sie die Sache unmittelbar angeht. Unsere hastende Zeit läßt kaum noch die Muße zur Versenkung. Das machen sich die zunutze, die sich in ihrem Gewinne bedroht fühlen. Das spielt auch in dieser Frage wieder mit.

Nun ruft man nach den Sachverständigen, die in diesen Fragen entscheiden sollen. Man will die Entscheidung nicht dem Schutzmann überlassen. Wo aber hat denn der Schutzmann bisher entschieden? Ich führe noch einmal ein Wort von Hans Thoma an:

„In einer Gerichtsverhandlung in Sachen beschlagnahmter Akt- oder Nacktphotographien wurde ich zum Sachverständigen befohlen, obgleich ich schon vor zwei Jahren in der ersten badischen Kammer meine Meinung ausgesprochen hatte, daß man in dem Kampf gegen Unsittlichkeiten in Wort und Bild keine Künstler zu Sachverständigen nehmen soll, da ja für offenkundig aus Gewinnsucht auf niedere Triebe spekulierende Machwerke der Gendarm schon vorhanden ist, und daß über die Frage, wie weit die Nacktheit zur Massenverbreitung im Bild im Schaufenster zulässig sein darf, der Künstler kein Urteil haben kann, weil er von Berufs wegen die Nacktheit schon anders ansehen muß als andere Menschen; denn auf der Akademie schon bekommt er den nackten Körper als hauptsächlichstes Studienobjekt vorgesetzt. — Warum denn hierüber Künstler fragen und besonders vor Gericht als Sachverständige vernehmen? Was versteht denn ein Künstler davon — wie das Nackte auf manche Menschen wirken kann? Da frage man doch die Erzieher der Jugend, des Volkes, die Lehrer, die Geistlichen, deren Beruf es ja ist, der Seelenverlotterung, der Verwilderung der Sitten entgegenzuarbeiten."

Ich glaube doch, daß Hans Thoma den springenden Punkt viel klarer erkannte als die vielen, die so laut gegen das geplante Gesetz angehen. Auch Professor Dr. Brunner hat mit seinem offenen Briefe an Dr. Ludwig Fulda (Tägliche Rundschau Nr. 151)

sicherlich recht. Herr Fulda sucht darauf einige Witze über Professor Brunner zu machen. Weiß er überhaupt, was dieser Mann für unser öffentliches Leben geleistet hat? Wie er seine ganze Existenz daran gesetzt hat, den literarischen Schmutz, der unsere geistige Volksgesundheit bedrohte, zurückzudrängen? Wie er unermüdlich durch das ganze deutsche Sprachgebiet zog, die Gewissen weckte, die Geister aufrüttelte? Wenn wir in diesem Kampfe vorankamen, ist es zuerst sein Werk, mehr als irgend einer anderen Einzelperson. Das war eine Tat, die wir ihm wohl danken wollen.

In München hatte die Polizeibehörde einen Teil des Atlantisfilms von Gerhart Hauptmann verboten. Wie berichtet wird, veranstalteten die Schriftsteller Münchens (alle waren es wohl kaum) eine große Verwahrungskundgebung gegen das Einschreiten der Polizei. Der aus der Kunstpflege bekannte Schriftsteller Josef August Lux berichtet, daß die anwesenden Künstler und Schriftsteller fast ausnahmslos ihre Namen in die Einspruchliste eingetragen haben. Er schreibt dann aber:

„Es ist etwas dabei, das zur Aussprache drängt. Hat der Atlantisfilm, trotz Gerhart Hauptmann, mit Kunst oder Literatur zu tun? Diese Frage muß entschieden verneint werden. Zuerst schien es ja, als sollten wir Gerhart Hauptmann gegen Zensurgewalt in Schutz nehmen; nun aber scheint mir, daß wir Gerhart Hauptmann eher gegen Filmvergewaltigung schützen sollten. Am höchsten aber sollte uns die Aufgabe stehen, das wirkliche Kunstinteresse gegen die Gewalttaten sowohl der Zensur als auch der industriemäßigen und unvermeidlich kitschigen Verfilmung zu bewahren. Ich begreife es, daß die Filmfirma der Entwertung ihres Produktes durch die Zensurstriche nicht gleichgültig zusehen will, nicht dem Ansehen der Literatur oder Gerhart Hauptmann zuliebe, das hier vollkommen ausschaltet, sondern dem Unternehmungsrisiko zuliebe, das uns eigentlich nichts angeht. So bleibt nur der fatale Nachgeschmack, daß wir unter einer fälschlich literarischen Etikette dazu benutzt worden sind, den Filmfabrikanten die Kastanien aus dem Feuer zu holen."

Ich möchte es hier mit Entschiedenheit aussprechen, daß es dem Schaffenden nicht verwehrt sein darf, durch die Nachtseiten des Lebens zu gehen und, was er dort gefunden, zu gestalten. Die Kunst ist ein Ringen um das Rätsel des Daseins. Und dieses will von allen Seiten angeschaut sein. Aber die Augen, die es anschauen, müssen rein sein, und ihre Blicke müssen aus einer reinen, suchenden Seele kommen. Der Deutsche fordert aus tiefstem Müssen, daß auch der Irrende noch ein reiner Tor sei. Und in diese Dinge wollen wir keine Polizei eingreifen lassen; das muß alles in geistigen Kämpfen ausgetragen werden. Geschäftsgeist und Lüsternheit mit dem Suchen, Ringen und Schaffen des Künstlers zu verbinden, das ist aus einer fremden Welt, die nicht unseres Volkes ist. Und wo diese Verbindung klar hervortritt, wie es bei dem Zurschaustellen von Nuditäten (das Wort paßt dafür so recht) der Fall ist, da sollen die Gewalten der öffentlichen Ordnung ihre Schuldigkeit tun. Sie werden damit nicht nur der sittlichen Volksgesundheit und der Reinheit unserer Jugend, sondern auch der Kunst einen Dienst erweisen.

Nationale Jugenderziehung

Von Generalmajor z. D. Leimbach, Leipzig

In Frankreich ist die nationale Jugenderziehung in der Zeit zwischen Entlassung aus der Schule und dem Eintritt in das Heer staatlich organisiert worden. Bei jedem Armeekorps ist die Stelle eines Generalinspekteurs der Reserveformationen und der Vereine für die militärische Vorbereitung der Jugend geschaffen worden.

In England beabsichtigt man in den Schulen die heranwachsende Jugend für einen pflichtmäßigen Militärdienst vorzubereiten.

In Rußland ist im Ministerium die Zustimmung zur Schaffung eines besonderen Sportministeriums erteilt worden. Man bezweckt die einheitliche Regelung der wissenschaftlichen Methode für Körperkultur und die Vorbereitungen einer gründlichen Turnlehre. Man hat die Wertlosigkeit der Petersburger Kinderparaden eingesehen und will an deren Stelle eine rationelle Vorbereitung für den Militärdienst setzen.

In Anbetracht der bedeutenden Vorteile, welche für die Armeen des Dreiverbandes aus einer staatlich geordneten Jugenderziehung erwachsen, wenn ihnen ein kräftigerer und leistungsfähigerer Ersatz zugeführt wird, liegt die Frage nahe, was dagegen in Deutschland für die Vorbereitung der männlichen Jugend zum Heeresdienst geschieht.

Eine staatlich angeordnete und überwachte Vorbereitung unserer gesamten Jugend für den Dienst im Heere gibt es nicht, denn der Turnunterricht, welcher in den Schulen in zwei oder drei Stunden in der Woche ohne bestimmte Vorschrift erledigt wird, kann kaum in dem Sinne aufgefaßt werden.

Mehr Verständnis für die Sache zeigen die deutschen Turnvereine, denn viele derselben sind bemüht, ihre für den Dienst ausgehobenen Mitglieder bis zu deren Eintritt in die Truppe in sogenannten Rekrutenriegen nach der militärischen Turnvorschrift vorbereitend auszubilden. Hier kann von einer direkten, wenn auch privaten Vorbereitung für den Heeresdienst gesprochen werden. Aber wie wenige nehmen an dieser Vorbereitung teil, im Verhältnis zu der großen Zahl der jährlich einzustellenden Rekruten.

Daß die sportlichen Bewegungsspiele als eine indirekte Vorbereitung für die Wehrhaftmachung von großer Bedeutung sind, wird heute allgemein, besonders auch von der Armee anerkannt. Offiziere und Mannschaften widmen sich dem Sport, und Bewegungsspiele sind auch in die militärische Turnvorschrift aufgenommen worden. Aber auch hier muß man fragen: „Wie viele Jünglinge beteiligen sich an sportlichen Übungen und wie viele sind überhaupt in der Lage, die mit den meisten Spielen verknüpften Ausgaben zu bestreiten?“

Die vor kurzer Zeit entstandenen Jugendwehren und Pfadfindervereine sind wohl in der Hauptsache aus dem Bedürfnis entstanden, dem Mangel an einer staatlich angeordneten Vorbereitung für den Heeresdienst abzuhelfen. Einen vollwertigen Ersatz dessen, was in unseren westlichen und östlichen Nachbarstaaten angestrebt wird, können diese Vereine aber nicht bieten, solange sie auf freiwillige, beliebige Beteiligung angewiesen sind. Gewiß sind die unermüdlichen Bemühungen derjenigen Herrn anzuerkennen, welche ihre freie Zeit der Ausbildung der jungen Leute widmen; aber auch diese empfinden schon oder werden noch zu der Überzeugung kommen, daß der ganzen Bewegung ohne

wirksamen staatlichen Nachdruck auf die Dauer keine Lebensfähigkeit innewohnen kann. Es fehlt ihr der stärkende Rückhalt einer eisernen Notwendigkeit. Die Begeisterung der sich anfangs zum Eintritte Meldenden ist verraucht, die rege Begeisterung, welche noch vor zwei Jahren die Zeitungen und die tägliche Unterhaltung beherrschte. Der Reiz der Neuheit ist dahin. Die Äußerlichkeiten, besonders die Uniform und das Tragen von allen möglichen Abzeichen bestachen im ersten Augenblick, aber die dauernden Anstrengungen und vor allen Dingen die Pflichten der Unterordnung waren nicht nach dem Geschmack unserer selbstherrlichen Jugend. Schließlich trat noch ein nicht zu unterschätzender Feind dem Unternehmen entgegen in der absprechenden Kritik derer, welche sich schon bei Beginn allen Werbeversuchen gegenüber ablehnend verhalten hatten. Ihre Gesinnung ist erfüllt von dem weite Kreise des deutschen Volkes beherrschenden Geiste, der alles, was mit Disziplin und den Heereseinrichtungen zusammenhängt, als lästig empfindet und durch Entstellung lächerlich zu machen sucht. Es ist dies derselbe Geist, der stets verneint, wenn es gilt, für das Vaterland und das Ansehen des eigenen Heeres einzutreten, und der sich kürzlich erst in seiner ganzen Herrlichkeit zeigte, als er in der Parteinahme für deutschfeindliche Bestrebungen wahre Entrüstungsstürme aufpeitschte, ohne sich vorher vom wirklichen Tatbestande der Ereignisse überzeugt zu haben.

Wie verhält sich dieser Geist zu dem Geiste, der uns aus Johann Gottlieb Fichtes „Reden an die deutsche Nation" vom Jahre 1808 entgegenweht? Wenn wir auf diese Reden näher eingehen, so finden wir, daß schon Fichte vor 100 Jahren dieselben Gesinnungen vorgefunden und bekämpft hat, die noch heute dem Wachstum der deutschen Nation schädlich sind. Er nennt dieses deutsche Erbübel, die Selbstsucht: „die Liebe des eigenen sinnlichen Wohlbefindens". Dieser Geist wird auch heute noch unserer Jugend, besonders der Großstadtjugend, planmäßig und oft sogar im eigenen Elternhause eingeimpft. Fichte hat es verstanden, durch seine von Sittlichkeit, Religion und Vaterlandsliebe erzeugten Reden die damals herrschende Selbstsucht und politische Gleichgültigkeit zurückzudrängen, ja in eine Begeisterung und eine freiwillige Opferfreudigkeit an Gut und Blut ohnegleichen zu verwandeln. Sein Ideal war eine Nationalerziehung von Jugend auf, welche den Geist und damit auch den Körper stark machen sollte.

Dieser ideale Gedanke an eine von Vaterlandsliebe, Pflicht- und Ehrliebe erfüllte Jugend, die sich mit Freuden auf die Anstrengungen des Heeresdienstes vorbereiten läßt, hat jedenfalls auch den nationaldenkenden Männern und besonders dem Generalfeldmarschall v. d. Goltz bei der Anregung zur Jungdeutschlandbewegung vorgeschwebt. Warum konnte sich nun Fichte eines anderen Erfolges rühmen als die heutigen Volksfreunde? Fichtes Auftreten fiel in eine Zeit, in der die ganze deutsche Nation und nicht zum wenigsten die deutsche Jugend von dem alleinigen Gedanken beseelt werden konnte, daß die Fremdherrschaft abgeschüttelt werden müßte, wo also ein gemeinsames Ziel vorhanden war. Parteihader und Stammesunterschiede traten zurück vor der begeisterten Hingabe für das Vaterland. „Die Begeisterung," wie Fichte sehr richtig sagte, „siegt immer und notwendig über den, der nicht begeistert ist."

Wo soll aber bei uns heute eine Begeisterung herkommen, wo es an Zielen fehlt, die die Herzen der Jugend erwärmen; wo die „süße Selbstzufriedenheit" die Stunde regiert; wo der verderbliche Glaube herrscht: „Es ist bisher gegangen, und es wird

weitergehen?“ Wer zum Nachdenken darüber auffordert, ob auch alles getan ist für die schwerste Probe, die Deutschland jemals auferlegt worden ist, für jenen sich täglich vor unseren Augen vorbereitenden Vernichtungskampf der Nationen untereinander, dem wird statt jeder anderen Widerlegung triumphierend entgegengerufen: „Wir haben 1870/71 gesiegt, ohne vorbereitende nationale Erziehung unserer Jugend für den Heeresdienst, wir werden auch künftig wieder siegen.“

Hierbei wird aber ganz übersehen, daß der Krieg 1870/71 nur nach einer Front mit in dreijähriger Dienstzeit gefestigten, gut ausgebildeten und abgehärteten Truppen geschlagen wurde, daß auch die Landwehrformationen nur aus altgedienten Leuten bestanden, und daß nur verhältnismäßig wenig Ersatzmannschaften im späteren Verlauf des Feldzuges Verwendung gefunden haben. Von den 40 Millionen Einwohnern Deutschlands traten im ganzen etwa 1 350 000 Mann unter Waffen, von denen am 1. März 1871 gegen 630 000 Mann Infanterie und Kavallerie mit 1742 Geschützen auf französischem Boden standen. Frankreich war an Zahl stets in der Minderheit. Heute verhält sich die Sachlage wesentlich anders. Frankreich hat eine Friedensstärke von 800 000 Mann. Die 65 Millionen deutscher Nation werden von zwei Seiten bedroht. Es muß eine Heeresmacht zur Verteidigung der Landesgrenzen aufgestellt werden, welche die wirkliche Stärke von 1870/71 um das vier- bis fünffache übersteigt. Mit den vorhandenen ausgebildeten Mannschaften aller Jahrgänge kommt man nicht aus, es muß tief in die nichtausgebildete Ersatzreserve hineingegriffen werden.

Von größtem Nutzen würde es daher sein, wenn auch bei uns die vorbereitende Erziehung der Jugend für den Heeresdienst vom Staate in die Hand genommen würde und die Jünglinge, die gesund sind, vom vollendeten 17. bis 20. Lebensjahre nach der militärischen Turnvorschrift, ferner im Marschieren und Entfernungsschätzen Ausbildung erhielten, unter Weglassung aller Uniformen und Gradabzeichen. Fehlt es immer noch am gebieterischen Antriebe hierzu, angesichts der unausgesetzten Rüstungsnachrichten aus unseren Nachbarstaaten?

Wir haben keinen Grund zur Schwarzseherei. Im deutschen Volke steckt noch viel urwüchsige Kraft. Aber wir müssen den heute ohne nationale Ziele aufwachsenden deutschen Jünglingen die Pflicht auferlegen, sich gleich den Jünglingen des klassischen Altertums frühzeitig wehrhaft zu machen, und sie so mit dem stolzen Bewußtsein erfüllen, daß auf ihrer geistigen und körperlichen Kraft das Wohl und die Zukunft des Vaterlandes beruht.

Pflege und Erforschung deutscher Mundarten

Von Dr. Otto Böckel, Michendorf (Mark)

Das Gebiet der deutschen Volkskunde ist so groß und reich, daß viele emsige Forscher darin Arbeit und Genuß finden könnten. Da gibt es Gebiete, deren Eigenart noch gar nicht ergründet ist, z. B. die umfangreiche Welt des Volksglaubens, der Volksweisheit in Sprichwort und Reim (Hausssprüche usw.) Hier liegt noch viel altes Gold in zerfallenen Schächten und harrt des Bergmanns, der es zutage fördere und des klugen Wardeins, der es zur blanken Münze präge: die Volkskunde ist eine ergiebige Fundgrube deutschen Wesens.

Viel zu wenig beachtet und ergründet ist auch die Volkssprache, die Mundart. Die Herrschaft der Schriftsprache hat vielfach den Wahn erweckt, als sei die Mundart eine Verschlechterung des Hochdeutschen und deshalb minderwertig, während doch gerade das Gegenteil der Fall ist. Der Mundart, als der altüberlieferten Stammessprache gebühret der Vorrang.

Was vor allem an der Mundart fesselt, ist ihre gemütliche anheimelnde Art. Das deutsche Gemüt hat seine eigene Sprache in der Mundart. Wenn die Mutter ihren Liebling wiegt, so spricht sie mit ihm in der Mundart. Leider ist diese schönste Sprache noch immer verachtet: mundartlich zu reden gilt als nicht fein genug, hochdeutsch ist nun einmal die Sprache der Gebildeten.

Hochdeutsch in Ehren, gemütlicher ist und bleibt die Mundart, in der uns die Mutter sang!

Welche Fülle des Ausdrucks, welche Biegsamkeit, Anschaulichkeit und welcher Wortreichtum, welche Klangfülle ist der Mundart eigen! Dagegen kommt das abgeschliffene Hochdeutsch nicht auf. Da ist z. B. das Niederdeutsche (törichterweise „Plattdeutsch" genannt). Diese köstliche Ader deutscher Sprache war bis ins 16. Jahrhundert hinein in Norddeutschland gültige Schrift- und Amtssprache, erst dann wich es dem Hochdeutschen. Im Jahre 1652 gehörte bereits nach den Worten des Professors Lauremberg, der niederdeutsche Satiren schrieb, Mut dazu, sich öffentlich zur niederdeutschen Sprache zu bekennen. Heute ist das Niederdeutsche im Rückgang, warum? Weil die oberen Schichten sich dessen schämen und doch: wie klingt es süß, wenn Klaus Groth von seiner „Moderspraak" singt:

Min Moderspraak so slicht und recht,
Du ole frame Red!

Ja, man glaubt's ihm, wenn er versichert, daß so süß keine Musik klinge und keine Nachtigall singe. Wenn doch unser Volk wüßte, welche Schätze es in seinen Mundarten besitzt! Eine reiche mundartliche Literatur ist in deutschen Gauen erblüht; neben der wissenschaftlichen Forschung ist das sangbare Lied erstanden, die Erzählung wetteifert mit dem Schauspiel, der Humor mit dem Ernste. Reich, überreich ist alles — aber wer geht hinein in diesen Wundergarten?

Die deutsche Literatur in mundartlicher Sprache ist sehr reich, es finden sich darunter viele wenig bekannte Meisterwerke. Fritz Reuter und Klaus Groth sind berühmt. Köstlich sind die Lustspiele Ernst Elias Niebergalls in Darmstädter Mundart, klassisch ist der „Borgerkapitän" von Carl Malß in Frankfurter Dialekt. Der Humor Peter Geibels bevölkert die Wetterau mit lebenswahren Gestalten, entzückend plaudert Heinrich Jonas von seinen „Kasselänern", indes der behäbige Thüringer Anton Sommer sein „Rudelstadt" preist, ebenso wie Fr. Stoltze sein geliebtes „Frankfort."

So hat fast jede deutsche Landschaft ihre Mundartdichtung, die in Scherz und Ernst ihre Eigenart wiederspiegelt. In der deutschen Literaturgeschichte hat man dieser Heimatdichtung bisher zu wenig Beachtung geschenkt. Wenn auch viel Mittelgut mitläuft, so bleibt doch in dem deutschen Mundartschrifttum manches hervorragende, eigenartige Werk.

Neben dieser Mundartliteratur ist die Mundart selbst der Erforschung wert. Man hat sie lange vernachlässigt, erst der neuesten Zeit blieb es vorbehalten, die Mundart wissenschaftlich zu ergründen. Unter den älteren Forschern steht J. A. Schmeller obenan. Sein bayrisches Wörterbuch hat bahnbrechend gewirkt, indem es zuerst den Reichtum der Mundarten enthüllte. Seither sind überall in deutschen Landen Idiotiken, Sammlungen des mundartlichen Wortschatzes entstanden. Unübertroffen sind noch immer A. F. C. Vilmars Idiotikon von Kurhessen (mit Pfizers Nachträgen) und Fischers schwäbisches Wörterbuch. Sammlungen des Wortschatzes werden neuerdings in Thüringen und sonstwo vorbereitet. Überall ist rege Arbeit, unzählig ist der Ertrag der Kleinforschung, die das wertvollste Gestein zum Bau des künftigen deutschen Mundart-Wörterbuchs liefert.

Die Erforschung der deutschen Mundarten ist eine höchst dankenswerte Aufgabe und ergibt reichen Ertrag, wenn sie mit prüfendem Geist und liebevoller, ins kleinste gehender Gründlichkeit betrieben wird. Die Forschung muß am Orte begonnen werden, zunächst ist die Sprache des eigenen Dorfes genau zu studieren. Diese Aufgabe ist nicht leicht, denn die Mundarten beginnen bereits selbst im Bauernstande stark zu verblassen. Begünstigt wird dieser Rückgang dadurch, daß wir mit der verhängnisvollen Spaltung unserer Sprache in eine zum öffentlichen Gebrauch bestimmte (Hochdeutsch) und eine Sprache für Haus und Heim (Mundart) rechnen müssen. Die Mundart wird auf dem Dorfe vor fremden Ohren meist nicht mehr gesprochen, sie muß deshalb oft mit Mühe gesucht werden. Der Sammler wird hier derselben Scheu begegnen, mit der er bei Volkslied-Sängern und -Sängerinnen zu rechnen hat.

Es gilt hier, wie überall beim Erforschen der Volkskunde, zunächst das Vertrauen des Volkes zu gewinnen. Hat man erst einmal das Mißtrauen überwunden, dann fließen die Quellen bald reichlich.

Das Notwendigste ist zunächst, den Wortschatz festzustellen. Der sorgsame Forscher wird bei dieser Tätigkeit vielleicht auf allgemein wertvolle Ergebnisse stoßen, er wird Funde machen, die geschichtlichen Wert besitzen. So hat man z. B. in abgelegenen Dörfern des vorderen Odenwalds den Ausruf „Rabenkeil" an Stelle des sonst üblichen „Donnerkeil" gefunden. Solche seltsame Wortbildung gibt zum Nachdenken Anlaß, wieweit in diesem offenbar uralten Worte germanische sagenhafte Vorstellungen enthalten sein könnten. Auch ergeben Mundarten geschichtliche Aufschlüsse, z. B. über alte Sprach- und Stammesgrenzen, Gaumarken usw. Die Zeit der Besiedelung einer Landschaft ist an der Mundart erkennbar, und es erscheint möglich, an der Hand der Mundarten eine Sprachkarte zu entwerfen. Jakob Grimm schreibt: „Aus Volks-Mundarten wäre für Geschichte unserer Sprache Erkleckliches zu gewinnen, wenn sie planmäßig so untersucht und bearbeitet würden, daß sich in ihnen jene Spuren einzelner, bedeutender Völkerschaften ergäben und man ermittelte, welcher großen Reihe jede angehört habe."

Die deutschen Mundarten bergen eine Fülle halb erloschener Worte, die um ihres inneren Gehalts oder ihrer Faßlichkeit willen eine Wiedereinführung in die Schriftsprache

verdienten: so wäre das schöne Wort „Quickborn“ für Quelle, das Klaus Groth uns wieder nahegebracht hat, der Verwendung wohl wert. Solcher Worte gibt es Hunderte. Groß ist auch die Zahl mundartlicher Wendungen und Vergleiche.

Der Sprachschatz der Mundart ist überaus reich, Begriffe, für die das Hochdeutsche nur ein einziges Wort besitzt, drückt die Mundart in zahlreichen Worten und Wendungen aus, auch ist ihre Wortbildung leichter und anschaulicher, ihr Klang öfter durch den Stabreim verstärkt.

Neben dem Wortschatz ist der Reichtum an Lauten ein Vorzug der Mundart. Reicher Klang ist ihr eigen, eine Klangfülle, die aufzuzeichnen unser Alphabet nicht ausreicht. Namentlich ist eine Menge von Zwielauten in der Mundart, die sich kaum phonetisch annähernd genau wiedergeben läßt. Hier ist ein reiches Forschungsfeld. Alle die Vokale, Diphthonge und Konsonanten der Mundarten wiederzugeben, ist nicht leicht. Wie alle Zwischenstufen zwischen der weichsten Media und der härtesten Tenuis in der Schrift festzuhalten seien, darüber streiten heute noch die Gelehrten. Die Melodie, die Lautabstufung der Mundart ist reich und wohl abgetönt.

Aber auch die Syntax der reinen Mundart ist ein kunstvolles Gewirke. Wie die Mundart zu erzählen weiß! Es ist eine wahre Pracht. So biegsam und schmiegsam, so zart und unschuldig-naiv und doch auch packend und rauh, wo es notwendig ist, versteht die Mundart alle Töne zu meistern. Deshalb wirkt echte Volksliteratur erst in der Mundart in voller Schönheit. Ich habe mich stets darüber gewundert, daß man die Geschichte des Heilands im Neuen Testament nicht in die trauliche deutsche Mundart übersetzt hat. So müßte Christi Lehre und Erscheinung gewinnend auf das Volk wirken!

Auf den eigenartigen Stil der Mundart ist wohl zu achten. Man darf ihn nicht nach dem Hochdeutschen beurteilen. Man erkennt den bedeutenden Mundartschriftsteller an seiner eigenartigen Syntax, z. B. Niebergall den Mitteldeutschen, Joh. Hinrichs Fehrs den Niederdeutschen usw. Vielen Mundartschriftstellern ist leider das Verständnis für diese Frage noch nicht aufgegangen, ihre Mundart ist deshalb nur übersetztes Hochdeutsch.

So stellen sich die Mundarten als unentbehrliche Ergänzung der „Hochsprache“ dar. Sie sind der Quell, an dem sich die Schriftsprache erfrischt und anschaulich bildet. „Wir haben in der Volkssprache“, sagt Karl Weinhold, „einen Jungbrunnen, daß wir den abgelebten, überreizten Leib der Schriftsprache hineinversenken. Die frische, ungekünstelte Gedankenbewegung, die treffenden und sinnlich starken Worte können namentlich heute als ein Gegenmittel für die Krankheiten unserer Büchersprache dienen.“ Es ist ja auch ein ganz natürlicher Vorgang, daß das Hochdeutsche, das aus den Mundarten hervorgegangen ist, eben aus diesem Urquell immer aufs neue Zufluß und Kraft gewinnt. Übereinstimmend mit Weinhold warnte Heinrich Rückert im Jahre 1864: „Unsere Schriftsteller der hochdeutschen Sprache sollen recht fleißig und verständig die besten Muster der einheimischen Dialektliteratur studieren und benutzen, um das Weben einer natürlichen Sprache zu belauschen und ihrem eigenen Stile Frische und Mark, Gedrungenheit und Anschaulichkeit zu geben.“

Wenn die Schriftsprache nicht Gefahr laufen soll zu erstarren, so muß sie für das, was in den Mundarten lebenskräftig und lebensberechtigt ist, ein allzeit bereites und williges Aufnahmevermögen haben, denn in den Mundarten liegen die starken Wurzeln ihrer Kraft.

Das hat bereits Dr. Martin Luther empfunden, als er die Sprache des gemeinen Mannes der Beachtung ausdrücklich empfahl.

Auch Goethe war wohl bewußt, was die Mundart für die deutsche Dichtung bedeute, seine Jugendwerke, z. B. der Götz von Berlichingen, wimmeln von mitteldeutschen Mundartausdrücken und Wendungen. Noch im Greisenalter hat Goethe durch wohlwollende Besprechung mundartlicher Werke, z. B. von Grübel (Nürnberg) und Arnold (Straßburg), seine Vorliebe für die Mundart bekundet. Freilich sind die städtischen Mundarten, die Goethe hauptsächlich im Auge hatte, inzwischen stark verblaßt, gesprochen wird die reine Mundart fast nur noch auf dem Lande, vom älteren Bauernstande. Hier muß man sie suchen.

Leider ist die Mundart, wie fast die gesamte Volkskunde, gegenwärtig im Rückgange. Selbst in den entlegensten Winkeln spricht das Landvolk bereits jenen Mischdialekt von Hochdeutsch und Mundart, der die Reinheit der Mundart zerstört und ein Zeichen des Zerfalles ist. Immer seltener wird völlig reine, ungetrübte Mundart gesprochen. Verkehrserleichterungen würfeln die Volksglieder durcheinander und verwischen die Eigenart. So weicht die kunstvolle Bauernsprache der abgeflachten Sprechweise der Gebildeten, das Bodenständige dem künstlich gemachten.

Was hilft? Allein die praktische Tat, die liebevolle Pflege der Mundart. Mit Stolz soll der Gaugenosse, der Stammesgesippte, die Mundart seiner Heimat sprechen. Der Lehrer, der mit seinen Schülern in der Mundart redet, weckt mehr Verständnis, als alle Lehre vermag.

In diesem Sinne ist Mundartpflege ein Teil der deutschen Heimatpflege und zuletzt auch der Vaterlandsliebe.

Die deutsche Volksernährung

Von Dr. Ludwig Müller, Charlottenburg

Wir erleben in unserer Zeit während eines Jahrzehntes mehr Fortschritte als früher in Jahrhunderten, und die glänzenden Zeugnisse, welche wir uns selbst ausstellen, werden für die Fragen der öffentlichen Zustände nur noch erreicht von den kritischen Berichten eines Platon („Der Staat") und Aristophanes („Die Ekklesiazusen"). Trotz dieses Fortschrittes ist die Zufriedenheit und Erwerbssicherheit der Volksglieder keineswegs gestiegen, und grade auf jenen Gebieten, wo durch Fleiß und Gemeinschaftsarbeit wirklich viel im letzten Menschenalter geleistet wurde, sind nach den Versicherungen der freiwilligen Kritiker die Mißstände himmelschreiend: in der Hygiene und der Volksernährung.

Die Hygiene hat gewiß noch viele Aufgaben zu lösen. Immer mehr erkennen wir in der guten Wohnung die Grundbedingung aller körperlich und sittlich gesunden Lebensführung, die beste Bundesgenossin gegen Ausschweifung und ansteckende Krankheiten. Nehmen wir die Mittel des gewerblichen Schutzes hinzu — Einschränkung der Arbeitszeiten, Sonntagsruhe, Sommerurlaub, Schutzvorrichtungen gegen Unglücksfälle und schlechte Luft — so wird der Rückgang der Sterbeziffer innerhalb weniger Jahrzehnte von über 30 auf unter 18 (1909) wohl verständlich. Damit ist ein Ausgleich geschaffen für die mit dem

Einzuge der Industrie einst über uns gekommene Verschlechterung der allgemeinen Lebenserwartung. Eine nochmalige Besserung um den gleichen Betrag ist nicht mehr möglich, da Alter und Tod sich nicht ausscheiden lassen. Zudem hat der Rückgang der Erkrankungen mit dem der Todesfälle keineswegs Schritt gehalten, und zum mindesten die Nervenschwächung mit ihren zerrüttenden Folgen nimmt allenthalben zu, weil unsere Natur dem widersinnigen Leben der Gegenwart in Arbeit und Erholung nicht gewachsen ist.

Während die weitere Hebung der Volksgesundheit durch Hygiene sehr großer Mittel bedarf und nur schrittweise zu erreichen ist, läßt sich das Problem der deutschen Volksernährung jederzeit lösen. Für frühere Jahrhunderte erschöpfte es sich gradezu in der Frage: wird es dieses Jahr genug Korn zu Brot und Mehlspeise geben? Die Verbesserung des Verkehrs und der landwirtschaftlichen Bestellungsform erledigte diese Sorge für uns. Zwar hatte Malthus durch seine Lehre, es sei im Lande immer zu wenig Nahrung, weil ihre Vermehrung mit dem Anwachsen der Bevölkerung nicht Schritt halte, weite Kreise erregt. Aber diese Meinung war doch nur eine willkommene Beschönigung der Tatsache, daß in England der Landbau durch die Webereien und den beginnenden Welthandel um seine Lebensbedingungen gebracht war, und daß den in den Industriegebieten Zusammengedrängten tatsächlich bei übermäßiger Arbeitszeit ein zu geringer Lohn gezahlt wurde. In Deutschland war von alledem nichts zu spüren. Die Landwirtschaft gewann mit Hilfe besserer Düngung dem Boden gute Erträge ab und führte trotz aller Bevölkerungszunahme noch in den ersten Jahren des neuen deutschen Reiches einen Überschuß an Korn aus. Der Landwirt, der ein Lebensalter hindurch seine Pflicht getan hatte, konnte dann in die nächste Stadt ziehen und für den Rest des Lebens seine Ersparnisse ebenso verzehren wie Handwerker und Kaufmann, Beamter und Lehrer.

Allgemach begann dann der Umschwung. Banken und Börsen hatten schon früher dazu getrieben, die Überschüsse der heimischen Wirtschaft, statt mit ihnen die heimische Arbeit weiter zu befruchten, in die jungen überseeischen Pflanzländer zu senden, um dort die Wirtschaft zu heben und sich einen Wettbewerb großzuziehen. Eine Bezahlung konnten die überseeischen Gebiete naturgemäß nur in den Erzeugnissen ihres Landes leisten, und da auf den jungfräulichen Böden der Vereinigten Staaten, Kanadas und Argentiniens der Weizen ohne den bei uns nötigen Aufwand wuchs, drückte das Angebot von Übersee auf die heimischen Preise. Die Landwirte halfen sich durch immer bessere Ausnutzung der Technik, sorgfältige Zuchtwahl der Samen und genaue Berücksichtigung der Böden. Ein allmählich steigender Zoll konnte das Sinken der Getreidepreise nicht hindern, da der Weltmarktpreis bei jeder Zollerhöhung sogleich um dessen vollen Betrag sank. Dennoch war die Volksversorgung mit heimischem Getreide nicht gefährdet, denn die gleichen Flächen brachten dank dem Fortschritte der Technik immer bessere Erträge. Dann kam der „neue Kurs" unter Caprivi. Nur der enge Zusammenschluß der rührigsten Männer zum „Bunde der Landwirte" ersparte uns das Schicksal Englands. Zugleich zeigte der großzügige Kornwucher des Welt-Spekulanten Leiter, was unsere Volksernährung bei Auslieferung der Getreideversorgung an die internationalen Börsenmächte zu gewärtigen hat. Seitdem ist der Zollschutz wieder gesichert, und auch die bevorstehenden neuen Handelsverträge werden ihn nicht erschüttern. Der Preis der verschiedenen Brotgetreidearten ist seit etwa 10 Jahren überall und daher auch in Deutschland gestiegen. Verglichen mit der allgemeinen Preissteigerung (oder, was dasselbe ist,

verglichen mit dem Sinken der Kaufkraft des Geldes) ist diese Steigerung indes gering und noch bescheiden gegenüber der Verteuerung der Brennmittel, der Wohnungen und des Kredites. Nach dem Urteil unserer besten Sachverständigen vermag auch für die künftige Volksvermehrung die deutsche Landwirtschaft jeden Brotgetreidebedarf durchaus zu decken. Denn obgleich die Zahl der in der Landwirtschaft Beschäftigten seit einem Menschenalter kaum zugenommen hat, erzeugen wir heute auf den Kopf der gesamten Bevölkerung weit mehr Getreide als ehemals.

Die Gegner eines selbständigen deutschen Wirtschaftsstaates pflegen hier einzuwenden, die Statistik der Getreideerzeugung sei ihnen zwar unbekannt (weil die Regierung eine Aufklärung in dieser Richtung verabsäumt habe und die meisten Zeitungen derlei weder wollen noch dürfen), aber sie sähen doch aus dem statistischen Jahrbuche, welche ungeheuren Mengen von Gerste und Weizen eingeführt würden, gegen die unsere Ausfuhr in Roggen gar nicht aufkomme. Diese Mehreinfuhr ist vorhanden, und doch könnten morgen die Grenzen gegen alle fremden Waren geschlossen werden, ohne daß ein einziger Deutscher ein einziges Getreidekorn weniger zu verzehren hätte.

Die Lösung ist einfach: Wir Menschen sind nicht die einzigen Getreideesser, auch das Vieh wird großenteils mit ihm genährt. Dazu dienen Hafer, Gerste und Roggen. Der Weizen, der über die Grenzen hereinkommt, drängt den Roggen in die Futtertröge. Ist dieser Vorgang für die Volksernährung nützlich? Zunächst ist damit eine Störung der wirtschaftlichen Unabhängigkeit gegeben, die sich besonders in Kriegszeiten bemerkbar machen muß. Sodann ist zu fragen, ob wirklich das Schlechtere durch das Bessere verdrängt wird. Und da kann die übermäßige Verwendung des weißen Weizenbrotes unmöglich gebilligt werden, weil es fast aller Nährsalze entbehrt, arm an Eiweiß ist und die Verdauung nicht genügend anregt („Blasses Brödchen, blasses Mädchen"). Drittens ist zu untersuchen, was aus dem verdrängten Roggen wird. Auch er wird uns als Nahrungsmittel zugeführt, und zwar meistens in der Form von Schweinefleisch. Die Umwandlung des Roggennährwertes in Fleischnährwert ist mit sehr großen Verlusten verbunden, so daß nur ein Bruchteil (etwa $^1/_7$) der Volksernährung zugute kommt (auch wenn in Rechnung gesetzt wird, daß 1 kg Roggen nicht so gut ausgenutzt wird wie 1 kg Fleisch). Wirtschaftlich ist dieser Vorgang eine Verschwendung. Tatsächlich wird von Jahr zu Jahr mehr Fleisch verlangt, namentlich von den Fabrikarbeitern, und jedes Ansteigen der Preise gibt Anlaß zu einer wüsten Fleischhetze und zur Beschimpfung unserer Landwirte, die an der Gestaltung der Preise selber den geringsten Anteil nehmen.

Nach Ansicht der liberalen Ernährungspolitiker geschieht in der Umwandlung von Getreide in Fleisch noch gar nicht genug. In einem Leitaufsatze der „Täglichen Rundschau" (Morgennummer vom 9. Juli 1912) behauptete beispielsweise ein Dr. Dieckmann, „bedeutende Ernährungsphysiologen" hätten schon vor einiger Zeit „nachgewiesen", daß „unsere Fleischernährung ohnehin an der Grenze der elementarsten Lebensnotdurft" sich befinde. Außer anderem ließen „auch unsere Rekrutenaushebungen sowie der Rückgang der Geburtenziffer gewisse Zweifel darüber aufkommen, ob nicht wegen der hohen Fleischpreise breite Volksschichten von einer zweckmäßigen Ernährung ausgeschlossen werden." Das unterscheidet sich nur noch dem Tone nach von den Anklagen der Umsturzparteien, die darum nicht außerdem angeführt zu werden brauchen.

Ist nur ein Bruchteil dieser Behauptungen richtig, so gibt die deutsche Volksernährung zu sehr ernsten Besorgnissen Anlaß. Deshalb sind folgende Feststellungen erforderlich: Wieviel Fleisch kommt bei uns jährlich auf den Kopf der Bevölkerung, wieviel in andern Ländern, und wieviel entfiel zur Zeit der alten „billigen" Fleischpreise auf den Einzelnen? Gibt es ein Mittel, den Mindestbedarf an Fleisch festzustellen, und wie verhält er sich zu dem tatsächlichen Verbrauch? Gibt es besondere Gründe, welche die heutigen Fabrikarbeiterfamilien außerhalb der gewonnenen Überlegungen stellen?

Die Zahlen des jährlichen Fleischverbrauches in kg auf den Kopf der Bevölkerung sind nach E. König: Australien 111,6; Verein. Staaten von Nordamerika 54,4; Deutschland 52,3; England 47,6; Frankreich 33,6; Belgien und Holland 34,3; Österreich-Ungarn 29,0; Spanien 22,2; Rußland 21,8; Italien 10,4; die Ziffer für Deutschland läßt vermuten, daß Fisch, Wild und Geflügel nicht mitgerechnet sind. Deutschland hat die dritte Stelle inne, und wie noch zu berücksichtigen ist, kann Australiens Verbrauch von Hammelfleisch nicht ganz als freiwillig gelten, da man es gerne als Gefrierfleisch an uns los wäre.

Das Ansteigen des Fleischverbrauches in Deutschland während der letzten 100 Jahre zeigen die Zahlen von O. B. Eßlen: 1816 nur 13,6; 1873 bereits 29,5; von 1892 bis 1900 ein Anstieg von 32,5 auf 43,4 kg. In allen Ländern essen die Städter mehr Fleisch als die Landleute. Bei uns verzehrt die ländliche Familie nur $^3/_5$ soviel wie die gleichgroße städtische. Innerhalb der Städte entfallen auf den Kopf recht verschiedene Beträge, so in Königsberg 40,7; in Berlin, Karlsruhe, Mannheim 70,9; in München, Augsburg, Nürnberg 80,2. Rechnen wir nun die Familie zu 5 Köpfen und nehmen wir an, daß dann der Mann 2, die Frau 1 und die 3 Kinder zusammen 2 Anteile erhalten, so verzehrt der Münchener im Jahre 160 kg Fleisch, oder wenn wir von den Fastentagen (Fischtagen!) absehen, jeden Tag mehr als ein Pfund!

Solche Ziffern hat die alte Zeit für die Allgemeinheit nirgends aufzuweisen. Auf dem Lande ist erheblicher Fleischverbrauch unbekannt gewesen, er ist es teilweise heute noch. Im ausgehenden Mittelalter sind Verbote wegen der Völlerei städtischer Bürgerhäuser freilich vorgekommen, und das Zuviel der Fleischgerichte wird getadelt. Der Fleischgenuß galt damals als das Zeichen der Wohlhabenheit, des „Es-sich-leisten-Könnens", und diese, auf Geschmack und Verdauung ruhende Wertschätzung hat zugleich mit der Mehrung des Wohlstandes im vorigen Jahrhundert zu einer dauernden Steigerung des Fleischverbrauches am meisten beigetragen.

Weil nun Industrialisierung und Fleischverbrauch gleichzeitig zunahmen, machten die Sachwalter der Massenbegehrlichkeit es sich bequem und behaupteten, der Fabrikarbeiter brauche das viele Fleisch, er könne sonst die Fabrikarbeit und das städtische Leben nicht ertragen. Einen Beweis hat niemand hierfür zu erbringen vermocht, die allgemeine Zustimmung der Arbeiterkreise machte ihn wohl auch überflüssig. Zudem wies man auf jene Ernährungstheoretiker hin, die mit Liebig aus den Erkenntnissen der jungen chemisch-physiologischen Wissenschaft falsche Schlüsse zogen.

Liebig hatte das Eiweiß als wesentlichen Bestandteil des Fleisches erkannt. Für ihn bestand die Ernährung in einem Ersatz des verbrauchten Fleisches, und dazu sollte wiederum Fleisch dienen. Nun hätte jeder Ochse beweisen können, daß Fleischersatz auch ohne Fleischaufnahme stattfindet, und für die Anwendung auf den Menschen redeten die fast rein von

Pflanzenkost lebenden Kulis und die Anwohner der südamerikanischen Westküste eine deutliche Sprache. Auch der Weiße in unseren Breiten kann sich, wie nun schon Tausende von Beispielen erhärten, dauernd mit reiner Pflanzenkost in gutem Ernährungszustande halten und in körperlicher Wettleistung die Fleischesser aus dem Felde schlagen.

Die Annahmen Liebigs und seiner Schüler hatten zwei Hauptfehler. Das Tiereiweiß ist dem Pflanzeneiweiß nicht grundsätzlich überlegen, da beide im menschlichen Körper einen Abbau auf die gleichen einfacheren Formen erfahren, ehe sie in den Nährstrom übergehen. Das Tiereiweiß wird allerdings etwas besser ausgenutzt, aber dieser Vorteil steht in gar keinem Verhältnis zu der Verschwendung, die zuvor bei der Umwandlung von Roggen in Schweinefleisch getrieben werden muß. Zweitens ist der Ersatz des im menschlichen Körper abgenutzten Eiweißes nur ein kleiner Teil der Aufgabe unserer Nahrung. Die Hauptmenge der Nahrung dient zur Erzeugung von Wärme und Kraft, um den Körper des Warmblütlers Mensch am Leben und im richtigen Betriebe zu erhalten, sowie um ihm seine wirtschaftliche Arbeitskraft zu geben. Der Mensch ist gleichsam eine Kraftmaschine, welche Heizstoffe, Schmierstoffe und Ersatz abgenutzter Metallteile verlangt. Nur diese letzte Aufgabe ist den Eiweißstoffen, tierischen oder pflanzlichen, vorbehalten. Die Einbettung und Schmierung besorgt das Fett, wiederum tierisches (Schmalz, Butter) oder pflanzliches (Öl, Kunstbutter); zugleich wirkt es kälte- und luftschützend (isolierend). Die eigentliche Erzeugung von Wärme und Kraft geschieht am besten durch die Kohle-Wasser-Verbindungen (Stärke, Zucker, Malz), weil sie am wenigsten Schlacken oder sonstige schädigende Stoffe bilden.

Wie man nun bei einem Verbrennungsmotor ziemlich „alles" zum Heizen nehmen kann, so bleibt der menschliche Motor in Gang, auch wenn Fett und Eiweiß neben ihrer besonderen Bestimmung noch der Wärme- und Krafterzeugung dienen. Beide Stoffe heizen sogar recht gut, und das Eiweiß ruft auf mehrere Stunden eine Beschleunigung des Stoffwechsels und eine innere Überhitzung hervor, die das Nichtstun behaglich, das Arbeiten beschwerlich macht. Dazu tritt beim eigentlichen Fleischgenuß noch die erregende und dann erschlaffende Wirkung besonderer Zersetzungsstoffe. Das war schon dem tüchtigen Hufeland wohlbekannt und ist in der Reclamausgabe*) nachzulesen. Genaue Versuche über die Erhitzung durch Eiweiß verdanken wir M. Rubner. In seinem soeben erschienenen Buche über die „Wandlungen in der Volksernährung"**) betont er, „wie unzweckmäßig der übergroße Eiweißgenuß unter gewöhnlichen klimatischen Verhältnissen für den Arbeitenden werden kann. Es ist nicht rationell, weil erheblich mehr Nahrung erforderlich ist, wegen der spezifisch dynamischen Wirkung, und unangenehm, weil es übermäßig zum Schwitzen anregt. Wir haben auch aus der Erfahrung keine Beispiele dafür, daß mit schwerer Arbeit der Eiweißbedarf einseitig gesteigert wird. Für die Tropen widerspricht ein starker Eiweißgenuß den physiologischen Bedürfnissen, und es erklärt sich, daß in solchen Gegenden von Lastträgern und ähnlichen Personen die eiweißarme vegetarische Kost bevorzugt wird." In unseren Breiten wird aus gleichem Grunde im Sommer das Fleischbedürfnis geringer, es steigt im Winter und namentlich bei denjenigen, denen ausreichende körperliche Tätigkeit fehlt.

Rubner hat ferner schon vor längerer Zeit Versuche darüber angestellt, wieviel Eiweiß

*) Hufeland, Makrobiotik, u. a. S. 325. Überall warnt er vor dem starken Fleischgenuß. Und wie gering war dieser damals, verglichen mit heute!

**) Leipzig 1913, Akademische Verlagsgesellschaft m. b. H. 140 S.

der Mensch mindestens gebraucht, um seine verbrauchten Körperzellen und Körpersäfte zu ergänzen. Danach muß der Mensch täglich etwa 30 g Eiweiß in sich aufnehmen. Die praktische Grenze liegt aber höher, weil nicht alles Eiweiß wirklich verdaut wird, und weil ein Überschuß nötig ist, um Störungen auszugleichen. Hier sind die Versuche überzeugend, die Prof. Chittenden von der Yale-Universität mit Professoren, Studenten und im Dienst stehenden Soldaten machte. Die Professoren befanden sich bald bei 50 g täglichem Eiweiß im Gleichgewicht und führten diese Lebensweise bis zu 9 Monaten durch. Die Studenten und Soldaten, die bisher sehr viel Eiweiß zu sich genommen hatten, gingen auf etwa 55 g herunter. Als Folge nahmen die Soldaten ausnahmslos bedeutend an Gewicht zu, obgleich sie ihren militärischen Dienst nicht nur weiter verrichteten, sondern außerdem noch regelmäßige Turnübungen in der Universitäts-Turnhalle machten. Die sporttreibenden Studenten zeigten nach 5 Monaten eine bemerkenswerte, am Kraftmesser festgestellte Steigerung der Muskelstärke. Ähnliche Erfahrungen waren in Deutschland bei den Strafgefangenen gesammelt worden,*) die bei täglich 70 g verdaulichem Eiweiß ihre neue Nahrung gut vertrugen und gleichmäßig ausnutzten, gleichgültig aus welchen Kreisen und Lebensgewohnheiten sie kamen. Trotz der doch gewiß unnatürlichen Lebensweise verloren sie nicht an Gewicht oder Leistungsfähigkeit, und ihre Sterblichkeit ist geringer als die der freien Bevölkerung. Diese Ernährung der in geschlossenen Anstalten Lebenden entspricht fast genau der Kost unserer Landarbeiter.

Wie also die Versuche zeigen, liegt kein zwingender Grund für die seit einigen Menschenaltern namentlich in den Städten sich vollziehende Änderung in der Ernährungsweise vor. Mit 80 g Eiweiß würde der erwachsene Arbeiter gut auskommen. Selbst wenn der übertriebenen Forderung zugestimmt wird, wonach die Hälfte des Eiweißes in unserer Kost tierisch sein soll, ergibt sich daraus ein Übermaß des Fleischgenusses, das wirtschaftlich als Verschwendung bezeichnet werden muß. Der erwachsene Arbeiter verzehrt (wenn auf ihn 2 Anteile der 5 köpfigen Familie fallen, wie oben erläutert wurde) jährlich im Durchschnitt (ohne Fisch, Geflügel und Wild) etwa 105 kg, der Münchener sogar 160 kg Fleisch. Das macht, da Fleisch zu $^4/_5$ aus Eiweiß besteht, jährlich 21 und 32 kg Tiereiweiß. Dem steht $40\text{ g} \times 365 = 14{,}6\text{ kg}$ als sehr reichlich errechnete Menge gegenüber, die außerdem z. T. schon durch den Verbrauch von Milch, Käse und Eiern bestritten wird. Hiernach sind die Anklagen wegen einer Unterernährung aus Fleischmangel gebührend einzuschätzen.

Ausdrücklich sei noch betont: Die Forderung, die Hälfte des Eiweißes solle tierischer Herkunft sein, ist ganz willkürlich und kann als irgendwie notwendig nicht anerkannt werden. Sonst müßten die Italiener mit schätzungsweise 20 kg Fleisch jährlich für den erwachsenen Arbeiter (oder 4 kg tierischem Eiweiß) längst bis auf den letzten Mann an Unterernährung zugrunde gegangen sein, wären unsere eigenen Urgroßväter verkümmert und gewiß nicht fähig gewesen, bei einem ebenso geringen Fleischverbrauche die französischen Heere aus dem Lande zu jagen.

Damit entfallen auch alle mit der Fleischhetze verbundenen Folgerungen. Der Rückgang der Heerestauglichkeit wird umgekehrt dem Mangel gesunder Bewegung unserer Jugendlichen verschuldet, also demselben Übel, das später seinerseits zum Fleischhunger treibt.

*) „Krankheit und soziale Lage." Lieferung 1, S. 131 ff. J. F. Lehmanns Verlag in München. 1912—1913.

Der Rückgang der Geburten ist unbedingt die schwerste Zersetzungserscheinung unseres Volkskörpers. Auch ist eine Beziehung zum Fleischgenuß nicht zu leugnen. Australien und die Vereinigten Staaten haben den höchsten Fleischverbrauch und die kleinsten Geburtenziffern, Rußland und Italien dagegen, die in unserer Übersicht am wenigsten Fleisch verbrauchten, zeigen die höchsten Geburtenzahlen. Ebenso ist in unserem Lande im letzten Jahrhundert die Geburtenzahl (auf das 1000 der Bevölkerung gerechnet) in demselben Maße zurückgegangen, wie der Fleischverbrauch stieg. Beide Vorgänge sind gemeinsame Folgen der Verstädterung, der Lockerung des Familienlebens und der Gewährung des Einzelnen an größten Genuß ohne entsprechende Gegenleistung. Außerdem ist eine mittelbare Einwirkung des übermäßigen Fleischverbrauches nicht zu verkennen. Wer einen großen Teil des Einkommens für Fleisch ausgibt, findet leicht, daß der Lohn für eine ganze Familie nicht reicht. Zudem wirkt das erhitzende Fleisch mit anderen Gründen zusammen auf frühen Geschlechtsgenuß hin, und dieser ist ein Feind wirklicher späterer Ehe. Wesentlich ist auch hierbei das enge Verhältnis zwischen Fleisch und Alkohol.

Zum Fleischgericht wird weit mehr Bier getrunken als zur Pflanzenkost. Die Fleischspeise ist meist stark gewürzt, da die gute deutsche Kochkunst durch die Auflösung des Familienlebens ihre Stätte in den arbeitenden Kreisen verliert. Das durch Fleisch und Gewürz entstehende Durstgefühl muß in Bier gestillt werden, das aber ebenso bei nachfolgender Arbeit Schweiß treibt wie der Fleischgenuß selber; dem wird durch neues Bier abgeholfen, und der Abend sieht einen Erschöpften, der „nach des Tages Last und Hitze" wiederum Bier braucht. Die Beziehungen zum Tabak sind offenbar und brauchen nicht näher betrachtet zu werden. Nur der enge Bund von Fleisch, Alkohol und Tabak macht erklärlich, daß ganze Bevölkerungsklassen über Fleischnot und Unterernährung, ja über Auswucherung schreien, während sie mehrere Milliarden Mark jährlich für im Übermaß unbedingt schädliche Genußmittel hinauswerfen.

Dieses Geschrei wird nur dann voll verständlich, wenn wir auch das Fleisch als das einsetzen, als was es von den Menschen begehrt wird; nicht als Eiweißträger, sondern als Genußmittel. Rubner sagt in seinem schon genannten Buche über die Wandlungen in der Volksernährung sehr treffend: „Nicht Eiweiß will der Arbeiter haben, um die sonstige Kost aus Vegetabilien etwas zu verbessern, nicht Leguminosen oder Milch und dergleichen, sondern die Fleischküche; es ist ihm förmlich Ehrensache, den übrigen Berufsklassen in der Ernährung zu folgen."

Die mittleren und oberen Schichten der städtischen Bevölkerung haben tatsächlich einen sehr hohen Fleischverbrauch, und wer ihn einschränkt, tut es in den seltensten Fällen aus besserer Einsicht. Aber diese Ernährungsweise ist für den Kopfarbeiter noch verkehrter als für die anderen Berufe. Wir lernen immer mehr, die gesamten Stoffwechselkrankheiten (Rheumatismus, Gicht, Fettsucht, Nierenleiden, Adernverkalkung, Zucker), sogar Blinddarmentzündung und Krebs als Folgen zu starken Fleischgenusses bei sitzender Tätigkeit zu erkennen. Die „Übererernährung als Krankheitsursache" verlangt weit stärkere Beachtung. Sanitätsrat Dr. Stille hat in seinem ausgezeichneten „Eßbuch für Kopfarbeiter (Berlin und Leipzig 1912, Medizinischer Verlag Schweizer u. Co., geheftet 0,80 M.)" nachdrücklich auf diese Gefahren hingewiesen. Er möchte am liebsten gar kein Fleisch auf der Tafel sehen und auch den Genuß von Eiern einschränken. Indessen rechtfertigt wohl der besonders

starke Verbrauch von Nervenstoffen und die Anstrengung der Schilddrüse beim geistigen Arbeiter doch eine stärkere Zufuhr von Ersatz in Form von Eiern, Nieren, Leberspeise usw. Auch die Verwendung nervenstoffhaltiger Nährmittel wie Biocitin gehört hierhin.

Das „schiere Fleisch" ist am leichtesten zu missen. Selbst das Raubtier nimmt diese Teile zuletzt und bevorzugt Hirn, Blut sowie Eingeweide und Knochen. Für den Menschen sind die knorpeligen und leimigen Teile wertvoll, weil diese Stoffe sehr leicht aufgenommen werden, aus Pflanzennahrung aber schwierig zu gewinnen sind. Das Billigste ist hier oft das Beste. Freilich wird das unsere nach dem Genusse gehenden Massen nicht abhalten, das teure „schiere Fleisch" auch künftig als die für die Ernährung wichtigste Ware zu fordern.

Über der Fleischfrage werden leicht andere Schwierigkeiten vergessen, die sich aus der Verstädterung und Industrialisierung ergeben. Wesentlich für die Gesundhaltung ist eine genügende Zufuhr von Erdsalzen (Kali, Kalk, Magnesium, Lithium, Eisen, Phosphor, Fluor). Die beste Quelle hierfür ist das Trinkwasser und das natürliche Mineralwasser, ferner rohe Früchte und Salate sowie Pilze*) aller Art, bei denen aber die Schmorbrühe nicht abgegossen werden darf. Wie die „Rohköstler" unserer Küche vorwerfen, lassen wir fast alle in den Nahrungsmitteln enthaltenen Salze ausziehen und schütten sie fort. Sehr wichtig ist, wenigstens die Kartoffeln in einer Form zuzubereiten, welche das verhindert. Die „Kartoffeln in der Schale" sollten wieder allgemeinste Verbreitung finden (der Verfasser pflegt sie abends zusammen mit Tomatensalat zu essen). Die Milch enthält stets die erforderlichen Nährsalze ohne die Knochenbildner, doch brauchen wir sie nicht in der Form von Vollmilch zu genießen, es genügt abgerahmte oder Butter-Milch, auch Molken sind noch verwertbar. Nichts sollten wir unterlassen, um uns die Nährsalze zu sichern. Die englische Krankheit (Knochenerweichung), Blutarmut und die meisten Zahnschäden sind durch ihren Mangel verursacht, sogar das Sinken der Stillfähigkeit der Mütter wird so zum Teil verschuldet.**)

Das gemeinsame Leiden der Städter ist die Darmträgheit. Sie läßt viele Verdauungsgifte sich bilden, die Mattigkeit, Kopfschmerz und schlechten Schlaf hervorrufen. Die verschiedenen Arten Kräutertee kommen wieder zu Ehren. Ferner ist auf den Honig, auf Marmeladen und Pflaumenmus hinzuweisen, die alle treffliche Dienste tun. Als Getränk kann dann der nährsalzreiche Kakao den Kaffee ersetzen, dessen günstiger Einfluß auf die Verdauung andernfalls oft nicht zu entbehren ist.

Der übermäßige Verbrauch von Butter und Buttererſatz und von stark gesüßtem Kaffee oder Tee führt dagegen mittelbar — wie Rubner betont — zu gesteigertem Fleischgebrauch. Denn da Zucker und Fett viel Wärme und Kraft erzeugen, also sättigen, ohne irgendwelches Eiweiß zu bieten, so muß im Reste der Speisen mehr Eiweiß enthalten sein, als Brot oder Erbsen oder andere pflanzliche Nahrungsmittel bieten. Folgerichtig wird das Butterbrot mit Wurst oder Käse belegt und ist dann ein vollwertiges, aber außerordentlich teures Nahrungsmittel, während das trockene Brot für billigeres Geld auch vollwertig ist (es enthält etwa $^1/_7$ Eiweiß) und mit Mus leicht schmackhaft gemacht werden kann. Das belegte Butterbrot ist allgemach das Wahrzeichen städtischer Ernährung geworden. Das

*) Eugen Gramberg, Pilze der Heimat. Zwei naturwissenschaftliche Atlanten mit einem Anhang über Wort und Behandlung der Pilze. Geb. je 5,40 M.

**) Roese, Erdsalzarmut und Entartung, Berlin 1908. Auch in anderen Schriften desselben verdienstvollen Verfassers.

Bedürfnis nach einer einfachen aber sorglich zubereiteten Kost wird immer geringer und damit dem Haushalte nicht nur die Grundlage der Billigkeit, sondern auch der Traulichkeit genommen.

Gewiß liegt also, wie wir gesehen haben, bei unserer deutschen Volksernährung vieles im argen. Aber nicht, weil der hungrigen Münder zu viel und der sich darbietenden vollwertigen Speisen zu wenig sind, sondern weil der Städter aus Bequemlichkeit und Genußsucht von den naturgemäßen Ernährungsformen abgewichen ist. Wenn das Verhältnis zwischen Getreidelieferung und Fleischlieferung noch das alte wäre, wie es jahrtausendelang die Mehrzahl des Volkes in seinen Erbanlagen gesund und kräftig hielt, so wären wir für jetzt und künftig unfähig, den sich uns dank der Fortschritte der Landwirtschaft anbietenden Überfluß zu bewältigen. Liegt andrerseits die Aufgabe der Ernährungspolitik darin, der Menge kritiklos ihren Willen zu tun, so wird bald die Viehzucht der ganzen Welt nicht mehr ausreichen, die vom europäischen auf nordamerikanischen oder australischen Maßstab gebrachte Genußsucht nach Fleisch zu befriedigen, und kein noch so hoher Arbeitsgewinn würde die mit den entsprechenden Unkosten belasteten Fleischpreise „erschwinglich" machen.

Eine wahre Ernährungspolitik hat Besseres zu tun, als solchen Unmöglichkeiten entgegenzustarren. Sie nimmt das Vorhandene und seinem Nährgehalte nach mehr als Ausreichende und weist die Wege, wie dies in bester Form in die Küchen zu liefern ist, wie man es schmackhaft und nahrhaft zubereitet, richtig ißt und gut verdaut. Diese „Binsenweisheiten" sind unserer Zeit nämlich verlorengegangen. Wir beziehen Gemüse aus Holland, das bei uns billiger zu haben wäre, Pilze aus Frankreich, während sie bei uns ungenutzt vertrocknen, wir werfen die Kartoffelschalen mit den unter ihrer Haut angehäuften Nährsalzen weg oder lassen vom Kohlrabi die Stiele verkommen, und für Westfalens Leibspeise haben andere nur den verächtlichen Namen „Saubohnen" übrig. Den Haferbrei essen wir höchstens noch unter seinem englischen Namen, obgleich der Eiweißgehalt ihn dem Ochsenfleische ebenbürtig macht, und die Kunst der Mehlgerichte geht rasch zurück. Unser Brot wird künstlich der besten Nährwerte beraubt, der Reis will sich trotz seiner Vorzüge nicht einbürgern.

Das richtige Essen haben ziemlich alle verlernt. Die Gedanken bleiben bei der Arbeit oder bei der Zeitung, vielleicht benutzen wir auch die Minuten bei Tisch, um den aufgespeicherten Ärger auf die Tafelrunde zu entladen. Wir kauen zu wenig und spülen die unzersetzten Brocken mit Wasser oder Bier hinunter, dem Magen die weitere Bewältigung überlassend. Zur Verdauung bleibt keine Ruhe, die Darmarbeit stockt und das Essen wird ungenügend ausgenutzt. Wir fühlen uns unzufrieden, die Nerven leiden und wirken auf die Verdauung zurück. Kommt dazu noch ein schlechtes, verwahrlostes Gebiß, so ist der Kreislauf der Ernährung, wie sie nicht sein soll, geschlossen. Die Ernährungsfrage erweist sich also bei genauer Ergründung in erster Reihe als eine Erziehungsfrage der Erwachsenen, und darum hat sie Anspruch darauf, gerade in dieser Zeitschrift einen Platz zu finden.

Kulturpolitik als Grundlage der Weltmacht

Von Hauptmann a. D. Eduard Preuß, Ohlau.

Der Gedanke der äußeren Kulturpolitik geht dahin, in den Ländern unseres Einflußbereichs, d. h. vor allem in China und Vorderasien, Bildungsanstalten zu gründen, um durch Verbreitung deutscher Sprache und deutscher Wissenschaft geistige Beziehungen herzustellen, welche die Entwicklung dieser Länder fördern und unserem Anteil an dieser Entwicklung eine sichere Grundlage geben.

Das scheint einfach und nur eine Sache der nötigen materiellen Mittel zu sein. Die bedeutende Schwierigkeit liegt aber auf *ideellem* Gebiet; sie liegt darin, daß wir die fremde Kultur *zunächst selbst* begreifen müssen, ehe wir imstande sind, sie zu beeinflussen.

Wer das Geistesleben eines Menschen versteht, der allein besitzt sein Vertrauen, an den wendet er sich in allen Nöten, dem folgt er willig auf neue Bahnen. Wie fremd und mißtrauisch, wie störrisch und ablehnend verhält er sich dagegen, wenn man ihn beeinflussen und in neue Bahnen drängen will, *ohne sich vorher* die Mühe gegeben zu haben, seine Gedanken- und Empfindungswelt, seine Anlagen und Natur in sich aufzunehmen! Mit anderen Worten: ehe die schöpferische Arbeit am Menschengeist beginnen kann, muß die aufnehmende Arbeit im Erzieher selbst vollendet sein. Beide Tätigkeiten zusammengenommen sind Erziehung. Ihre Früchte sind dauernd im Gegensatz zu den Eintagserfolgen derjenigen, die den Menschen lenken wollen, ohne vorher in sich selbst die nötige Voraussetzung geschaffen zu haben.

Genau ebenso liegen die Verhältnisse *bei Völkern*, die wir zu beeinflussen wünschen. Die Absatzmärkte, die wir bei ihnen aus äußeren Gründen erlangt haben, sind Eintagserfolge und können uns jeden Tag weggenommen werden, wenn sie nicht auf der sicher gefügten Grundlage gegenseitigen geistigen Verstehens ruhen. Dieses Vertrauensverhältnis auf Grund seelischer Beziehungen kann uns aber nur dann gelingen, wenn wir zunächst die nötigen Voraussetzungen in uns selbst geschaffen haben: das *eigene Verständnis* für den Gesamtgeist des Volkes, in dem wir schöpferische Arbeit leisten wollen.

Diese Erfahrung haben zuerst die Engländer gemacht; sie ist ihnen aber nicht in den Schoß gefallen. Erst nach vielen Fehlern, deren Folge unter anderem der große Aufstand der indischen Eingeborenen-Armee war, ist in die englische Kolonialpolitik der große weitsichtige Zug gekommen und mit ihm der Sinn für jene langfristige seelische Vorbereitung, die nicht auf Augenblicksfrüchte rechnet, sondern langsam, aber zielbewußt auf große und dauernde Erfolge zusteuert.

Der Träger der englischen Kulturpolitik ist nicht wissenschaftlicher Forschungsgeist, sondern die Ausübung langer Verwaltungsüberlieferung. Die englischen Kolonialbeamten und Kolonialoffiziere sind es, die vermöge täglicher Berührung in den Geist der fremden Kulturen eingedrungen sind.

Ich möchte zwei Beispiele in dieser Beziehung anführen.

In seinen Lebenserinnerungen erwähnt Feldmarschall Wolseley 2 Persönlichkeiten, die kraft ihres hohen Verständnisses für fremde Kulturen einen bedeutenden Einfluß ausübten. Von dem zur Zeit des Aschantikrieges an der Goldküste als Generalkommissar tätigen

O'Connor sagt er*): „Ich hatte ihn zu diesem Werke gewählt, weil er den Negercharakter gründlich kannte und im Verkehr mit der schwarzen Rasse sowohl in Westindien als auf dieser Küste selbst lange Erfahrung besaß. Tausende von diesen Cap Coast-Negern kannten ihn persönlich ... Er war ein unermüdlicher Arbeiter und ein ausgezeichneter Beamter der Militärverwaltung, welcher mehr aus den Negern herausholen konnte als irgendein anderer mir bekannter Beamter."

Und von dem General James Outram sagt Wolseley:

„Wenige indische Beamte kannten den indischen Charakter so genau wie er. Diese Einsicht in die Denkweise und die Art ihrer Schlußfolgerung befähigten ihn, vorauszusehen, was sie (die Eingeborenen) unter besonderen Bedingungen und Umständen tun würden. Auf dieser natürlichen Fähigkeit beruhte zum großen Teil der Einfluß, welchen er auf sie ausübte und durch welchen er sie mit Vertrauen zu seiner Gerechtigkeit erfüllte. Von einem anderen großen Soldaten ... der Bayard von Indien genannt, wird sein Name lange im Gedächtnis der Nachkommen der wilden eingeborenen Stämme bleiben, welche er so weise regierte."

Wir sehen: der Träger der englischen Kulturpolitik ist praktisch-kolonialer Verwaltungsgeist. Er hat die englischen Auslandschulen und Auslanduniversitäten gegründet; er ist es, mit dem sich England das Vertrauensverhältnis in der Welt verschafft. Und auf demselben Wege sind die Franzosen und Amerikaner vorgegangen.

Hieraus ergibt sich für uns, daß wir nur dann Aussicht auf Erfolg haben, wenn wir den Wettstreit mit demjenigen Geist aufnehmen, in dem wir den anderen Nationen überlegen sind: mit dem Geiste der deutschen Wissenschaft. Professor Lamprecht sagt**): „Während die fremden Nationen die Praxis einer auswärtigen Kulturpolitik bisher fast nur der naturgemäß unvollständigen Erfahrung der Gegenwart entnehmen, wird es deutscher Art entsprechen, alsbald eine tiefere Fundamentierung zu verlangen."

Aus diesem Gesichtspunkt gewinnt die bevorstehende Gründung der drei Universitäten in Frankfurt a. M., Dresden und Hamburg eine neue Bedeutung.

Die Aufgaben der deutschen Geisteswissenschaft im Zusammenhang und inniger Verbindung mit der Kulturpolitik richten sich nicht auf theoretische Probleme, sondern auf praktische Ziele der Gegenwart. Diese Ziele sind es, die den in Aussicht genommenen Universitäten neues akademisches Leben und einen besonderen Charakter geben würden und zwar durch einen auf Welteinfluß gerichteten Geist, der ebenso real wie ideal, ebenso praktisch wie wissenschaftlich ist. Dieser Geist wäre die rechte Nährmutter für die im Auslande zu gründenden Schulen und Universitäten, wäre die rechte Grundlage für schöpferische Kulturarbeit in China und Vorderasien.

Wenn die neuen Universitäten solche Aufgaben verfolgen, werden sie nicht nur nach dem Auslande hin, sondern auch in unserer eigenen Nation schöpferisch wirken in dem Sinne, daß wieder staatliches Zielbewußtsein in unser Volk hineinkommt.

Der Mangel an großen Idealen liegt nicht bloß in dem materialistischen Zeitgeist. Es wird jeden Tag klarer, daß ein Zwiespalt zwischen den Aufgaben des weltpolitischen

*) „Die Geschichte eines Soldatenlebens." (Verlag von Karl Siegismund in Berlin.)

**) „Über auswärtige Politik." (Deutsche Revue, Dezember 1912.)

Lebens und der Richtung unserer Geisteswissenschaft besteht. Durch die Erweiterung des nationalen zum weltpolitischen Wirkungskreis, durch die Berührung mit fremden Völkern und ihrer Kultur treten fortgesetzt dringliche Aufgaben hervor, die geisteswissenschaftliche Bearbeitung erheischen. An dieser gehen wir vorbei und beschäftigen uns mit rein theoretischen Problemen, z. B. in der Geographie, wie Hugo Grothe hervorhebt, mit den Glazialverhältnissen der Alpen, mit den Gesetzen der Wüstenbildung in Zentralafrika und Zentralasien usw. Daher der Mangel an politischem Horizont, daher auch die Kluft zwischen Schule und Leben. Wir brauchen nur auf 1813 und 1870 zu sehen, um gewahr zu werden, daß sowohl die Befreiung wie die Einigung geistig vorbereitet wurden. Wieviel mehr ist solche Vorbereitung heute notwendig, wo es sich um Ziele und Aufgaben handelt, die einen viel weiteren Gesichtskreis erfordern als den nationalen! Wir brauchen solche Jahre der Erziehung, wie sie den Freiheitskriegen vorangegangen sind, von denen Treitschke sagt: „Wie einst Friedrich auf den Schlachtfeldern Böhmens nur erntete, was sein Vater in mühereichen Friedenszeiten still gesäet hatte, so war auch dies schnelle Wiedererstarken der gebeugten Monarchie nur die reife Frucht der schweren Arbeit langer Jahre. Indem der Staat sich innerlich zusammenraffte, machte er sich alles zu eigen, was Deutschlands Denker und Dichter während der letzten Jahrzehnte über Menschenwürde und Menschenfreiheit, über des Lebens sittliche Zwecke gedacht hatten. Er vertraute auf die befreiende Macht des Geistes, ließ den vollen Strom der Ideen des neuen Deutschlands über sich hereinfluten."

Der volle Strom neuer Ideen und die befreiende Macht des Geistes wird in die heutigen Verhältnisse erst dann hereinfluten, wenn in den Kampf unserer Erziehungsweisen ein neuer Gesichtspunkt hineinkommt. Bisher hieß es: klassische Bildung oder Realbildung? Jetzt muß es heißen: **Horizontbildung!**

Dieser Gesichtspunkt kann sowohl in der Real- wie in der Gymnasialbildung vernachlässigt und beiseite geschoben werden, und er kann andererseits bei richtig betonendem Unterricht auch in der Volks- und Fortbildungsschule erreicht werden, nämlich in einem Geographieunterricht, der die Stufe, die Deutschland erreicht hat, mit derjenigen vergleicht, die von anderen Großmächten erreicht ist. In den höheren Schulen muß dieser Vergleich auch in der Geschichte geführt und immer wieder herausgehoben werden; dann bildet sich Horizont, das heißt Verständnis für die Lage der Gegenwart. Die Auswahl im Geschichtsstoff ist von höchster Bedeutung. Wenn die Quartaner mit der römischen Geschichte bekannt gemacht werden, dann müssen sie noch immer, wie wir vor 30 Jahren, die nichtssagenden Namen der römischen Könige herleiern. Was ist uns aber Numa Pompilius und Tullus Hostilius? Haben wir für diese gleichgültigen, in grauer Sage verschwindenden Schatten noch eine Minute Zeit? Die Entstehung des römischen Weltreichs dagegen und in allererster Linie die Entwicklung der englischen Weltmacht, des französischen Kolonialreichs, der russischen und japanischen Ausdehnung — das sind Unterrichtsstoffe, die den Horizont bilden; sie müßten im Vordergrunde stehen vor dem ganzen anderen Geschichts- und Geographiestoff. An ihnen wird eine großzügig vorgetragene deutsche Geschichte erst lebendig, indem sie fortgesetzt Vergleichungspunkte findet, an der sie die mühsame Aufwärtsbewegung Deutschlands seit dem 30jährigen Kriege und im Gegensatz dazu die schnelle Machterweiterung der anderen Großstaaten zeigt. Das horizontbildende Moment der Geschichte liegt

in dem Nebeneinanderstellen der Entwicklungsstufen der in Betracht kommenden Völker. Also Weltgeschichte in einfachen großen Linien!

Das ist die eine Grundlage zur Horizontbildung. Die zweite ist, daß der universalgeschichtliche Zusammenhang nicht bloß Ereignisreihen vorführt, sondern sie begründet durch kulturgeschichtliche Gesichtspunkte, das heißt durch Gesichtspunkte, die den Gesamtgeist der betreffenden Völker verständlich macht. Dann entsteht Verständnis für die großen Fähigkeiten derjenigen Völker, die Welt- und Kolonialreiche gegründet haben; dann entsteht ein sicherer Maßstab für die Beurteilung unserer eigenen Fähigkeiten.

Solcher Geschichtsunterricht hält sich frei von aller Tagespolitik, ist aber trotzdem im höchsten Grade horizontbildend, ist grundlegend für die verständnisvolle Auffassung der gewaltigen Aufgaben, die das Deutsche Reich in seiner weltpolitischen Lage zu erfüllen hat.

Es gibt keinen größeren Irrtum, als zu glauben, daß ein großes Heer und eine starke Flotte genügen, um uns eine Weltmacht von dauerndem Bestand zu geben. Der Weg, um zu einer auf fester Grundlage ruhenden Weltmachtstellung zu gelangen, ist viel schwieriger, als wir uns gewöhnlich vorstellen. Es handelt sich dabei nicht nur um Opfer an Gut und Blut, sondern um eine gewaltige Geistesarbeit und zwar sowohl im eigenen Volke wie bei denjenigen Völkern, bei denen man festen Fuß fassen will. Es ist hohe Zeit, daß wir uns dessen bewußt werden und daß sich die Aufgabe, die unser wartet, in ihrer vollen, fast erschreckenden Größe offenbart. Statt gewisser Schwierigkeiten werden wir dann Gebirge vor uns sehen.

Bei dem heutigen Stande der Dinge hat der koloniale Verwaltungsgeist Englands noch auf lange Zeit einen weiten Vorsprung vor uns: er hat die Aufgabe, deren wissenschaftliche Lösung wir erst in Angriff nehmen müssen, bereits längst begriffen und in seiner Weise gelöst: er hat sich auf praktischem Wege zum Kenner des orientalischen Geistes gemacht, hat auf dieser Grundlage praktische Schularbeit geleistet und hat überdies durch den hohen Aufschwung Ägyptens bewiesen, was unter seinen Händen ein türkisches Land werden kann.

Wenn man die von Hugo Grothe gesammelten Gutachten über die Errichtung einer deutschen Hochschule in der Türkei liest*), so findet man, daß das Bestreben dahingeht, eine Hochschule mit naturwissenschaftlich-technischem Charakter zu gründen. Das ist unter den heute bei uns obwaltenden Umständen gewiß das einzig Richtige, aber es ist bezeichnend für die Lage unserer Geisteswissenschaft. Professor Giese sagt in seinem Gutachten: „Ich habe vor meiner Habilitation über 5 Jahre in Konstantinopel als Oberlehrer gewirkt und auch längere Zeit am Robert-College (dem amerikanischen Bildungsinstitut) unterrichtet. Daher glaube ich mir als einer der wenigen Orientalisten, die gleichzeitig Erfahrungen auf dem Gebiete des Schulwesens im Orient haben, ein Urteil in diesen Fragen erlauben zu dürfen . . . Während es keine Schwierigkeiten hat, den Orientalen für die Ingenieurwissenschaften und die Medizin zu gewinnen, sind die anderen Fakultäten viel ungünstiger dran. Theologie und Jurisprudenz sind ausgeschlossen, und auch mit den meisten Disziplinen, die wir unter die philosophische Fakultät unterbringen, hat es seine großen Schwierigkeiten. Hier fehlen uns in erster Linie die geeigneten Lehrkräfte, welche die Sprache

*) „Beiträge zur Kenntnis des Orients", X. Band 1913.

und Kultur des Landes genug verstehen, um an die Psyche des Volkes heranzukommen ... Grade die Kenner des Türkischen sind in Deutschland ungeheuer spärlich gesät ... Ich weise nur darauf hin, daß trotz der vielen Beziehungen zwischen Deutschland und der Türkei sich in ganz Deutschland auf keiner Universität, mit Ausnahme des Seminars für orientalische Sprachen in Berlin, ein Lehrstuhl für Türkisch befindet! Noch bis auf den heutigen Tag wird die Turkologie von einem Arabisten im Nebenamt vertreten oder nicht vertreten. Daher erklärt sich der Mangel an wissenschaftlichen Arbeiten auf diesem Gebiet. Und doch wäre es das Nächstliegende, die Methoden unserer wissenschaftlichen Forschung den Orientalen an ihrer eigenen Sprache, Geschichte usw. klarzumachen und sie in diesen Disziplinen an wissenschaftliche Arbeit zu gewöhnen. Nur von derartig geschulten Orientalisten ist ein Einfluß auf die mohammedanischen Geisteswissenschaften zu erwarten."

Wenn die neuen Universitäten sich mit denjenigen Fragen befassen, die aus der neuen Weltstellung Deutschlands in Hülle und Fülle sich aufdrängen, wenn sie den Blick der heranwachsenden Jugend nach vorwärts weisen, dann wird unser Geistesleben einheitlich und auf ein großes Ziel gerichtet werden; dann wird die Nation eine Vorstellung davon bekommen, was die geistige Vorbereitung einer Weltmachtstellung bedeutet.

Neuorientierung der Geisteswissenschaften, das ist der innerste Kern und die Voraussetzung sowohl für die innere wie für die äußere Kulturpolitik. Diese richtunggebende Arbeit wird zurechtstellen und zurechtrücken. Heute steht vieles im Vordergrund, wofür wir recht besehen keine Zeit haben, weil es in gar keinem Verhältnis zu den drängenden Aufgaben steht, die uns von der Weltpolitik gebieterisch diktiert werden. Und wie im öffentlichen Interesse, so steht es in den Universitäten, in den höheren Schulen und namentlich auch in der Volksschule. Überall werden noch Gebiete mit einer Fülle von Arbeit bedacht, die nicht nur nicht lohnt, sondern den Blick irreleitet, weil Wichtiges in den Hintergrund und Nebensächliches in den Vordergrund geschoben wird. Richtig sehen lernen kann die Nation nur dann, wenn die großen Ziele nicht von wertlosen Unterrichtsstoffen verdunkelt, sondern in die richtige Zukunftsschau gerückt werden. Sogar der strebsame Erwachsene muß sich bei uns erst durch eine dicke Wand durcharbeiten, ehe er sich freien Blick nach vorwärts geschaffen hat. Diese Wand aber richten wir in der Schule auf. Im englischen Weltreich dagegen ist alles darauf gerichtet, die Urteilsfähigkeit und den freien Blick zu fördern. Und darin wurzelt das englische Nationalbewußtsein!

Der deutschen Jugend Zukunftstraum

Eine Skizze nach der Natur von Prof. Fritz Braun

Abiturientenkommers! — Begeisterte Reden erfüllen den Raum, Worte des Dankes gegen die Lehrer, welche die Werdenden ein Jahrzehnt lang geleitet und ihnen an großen Vorbildern gezeigt haben, daß Homers Wort εἷς οἰωνὸς ἄριστος ἀμύνασθαι περὶ πάτρης (ein Wahrzeichen nur gibt's, sich abzumühen fürs Vaterland) zu allen Zeiten wackerer Männer Losung gewesen ist.

Am übernächsten Abend sitze ich im Theater, wo Hans Kysers Schauspiel „Die Erziehung zur Liebe" zum erstenmal über die Bretter gehen soll. Zwischen den Zuschauern flammen hier und da die roten Mützen der Muli. Man hat ihnen erzählt, der Dichter habe gerade einen Abiturienten zum Helden seines Stückes gemacht. So ist ihre Neugierde wach geworden.

Nun hebt sich der Vorhang, und die Handlung entwickelt sich vor unseren Augen. Brunst, geile, durch keine Rücksicht gedämpfte Brunst!

Professor Horst, der Abgott seiner Schüler, ein Mann, wie geschaffen, Vertrauen und Liebe zu wecken, reist zu einem archäologischen Kursus nach Berlin. Diese Zeit benützt seine 38jährige Frau, die der Dichter trotzdem als reifes, edles, verständiges Weib betrachtet wissen möchte, sogleich dazu, einen Pflegebefohlenen ihres Hauses, den Primaner Hans Preuß, zur Liebe zu erziehen. Dieser Entschluß verlangt für sich das Recht einer sittlichen Tat, denn Hans, dem eben erst sein erster Liebestraum zu Wasser ward, könnte sonst hinabsteigen zu schmutzigen Stätten feiler Lust. Uns kommt Rousseaus Lebensbeichte in den Sinn und sein Verhältnis zu der viel älteren Pflegemutter, die dem sinnlichen Knaben mit der gleichen Begründung ihre Liebe schenkt, aber bald darauf durch die Erweiterung dieser „Lehrtätigkeit" zur Genüge beweist, daß der Entschluß dazu ihr nicht gerade allzuviel Überwindung kostet. Natürlich wird uns Hans als Genie vorgestellt. Die Tatsache, daß er nicht logisch denken kann und deshalb mit seinem mathematischen Lehrer auf Kriegsfuß steht, der Umstand, daß er schlechte Verse verbricht und vor allem seine Sprungfähigkeit sollen dafür als vollgültige Beweise gelten. Dabei findet sich auch Gelegenheit, die alte Weisheit, das Genie brauche sich um sittliche Bedenken nicht zu kümmern, von neuem vorzutragen. Wir schütteln uns unmutig; Goethes Wort „wer andre leiten will, muß viel entbehren" will uns nicht aus dem Sinn. Dabei umbraust uns nach jedem Aufzuge ein Beifallssturm, und am lautesten klatschen die Abiturienten. Vorgestern sprachen sie von Leonidas, Winkelried und Klinke.

In der Zwischenpause sprech: ich mit meiner Frau darüber, wie das Stück enden dürfte. Sie will nicht recht daran glauben, daß man alles mit dem Mantel der Liebe bedecken werde. Aber ich habe doch Recht behalten. Die Mutter des jungen Sünders schließt mit der „Lehrerin" ihres Sohnes innige Freundschaft — bezeichnen doch auch in ihrem Leben jene Stunden Höhepunkte des Daseins, da die Witwe den Herbstwald durchwandelt und in ihrer Brunst den Schrei des Hirsches zu übertönen sucht —, der betrogene Gatte kehrt heim, erfährt von dem Fehltritt seiner Gattin und zieht sie, wir sind ja allesamt Sünder, verzeihend an die Brust.

Nachdenklich gehen wir nach Hause, und nachdenklich mögen auch die Abiturienten, die sich eben noch vor Begeisterung kaum lassen konnten, durch die dunkeln Gassen wandern. Ist's denn so wunderbar, daß ein Dichter ihren Beifall fand, der ihnen nur die frohe Botschaft der Lust, des Sichauslebens predigte, als ob es des Lebens bester Inhalt wäre, Trieben zu fröhnen, die dem Herrn der Erde gemeinsam sind mit dem dumpfen Getier, das in den Tiefen der Erde des Lebens Flämmchen vom Ahn zum Enkel weitergibt. Ein Schauder überkommt uns. Ist unsere Jugend wirklich so tierisch geworden, daß sie in dem Leben nur ein Lusthaus erblickt und keine Werkstatt mehr? — „Da fuhr wohl manchmal einer nach dem Schwert, und künftge Taten drangen wie die Sterne rings um uns her unzählig aus der Nacht." Orestes und Pylades steigen vor uns auf, und mahnend klingen Fontanes Worte an unser Ohr: „Was ist das Glück? Ist's Gold, ist's Ehr? Ist's Ruhm, ist's Liebe? Das Glück ist mehr: Leben und Streben dem Vaterland!"

Haben unsere Dichter wirklich ganz vergessen, daß sie Priester sein sollen in Wotans heiligem Hain, um uns dabei zu helfen, Menschen zu bilden, die es gelernt haben, auch dann, wenn der Trieb, wenn die Stimme der Natur spricht, die Hacken zusammenzuschlagen und stramm zu stehen, weil im Kampfe des Lebens das Gebot der Pflicht, das Gebot des Gesetzes den Befehl des Offiziers vertreten muß, dem der Kriegs-

mann gehorchen muß, will er nicht den ehrlosen Tod des Verbrechers sterben. Die stolze Jünglingsgestalt des Prinzen Wilhelm steigt vor uns auf und der Prinzessin Luise Radziwill liebreizendes Mädchenbild. Ungesehen treten wir neben die hohe Heldengestalt. Ein Stöhnen entringt sich ihrem Munde; der Sturm des Schmerzes packt und schüttelt sie. Aber mit fester Hand reißt er den Jugendtraum aus dem leidenschaftlichen Herzen. „Wer andere leiten will, muß viel entbehren!" Und um den ersten Hohenzollernkaiser scharen sich seine Paladine, ein Roon, ein Moltke, die im Entsagen groß geworden, die in dürftigen, bitterharten Jugendtagen die Kraft gewannen zu dem Werke ihres Lebens.

Wehe unserem Volk! Bald werden wir mit dem alten Horaz dem Strom des Goldes fluchen müssen, der seinen Weg fand in unser Land, der unsere Jugend verweichlicht hat, daß nicht mehr Hagen und Rüdiger ihre Vorbilder sind, sondern die „Lebemänner" der Weltstadt, in denen nichts lebendig ist als des Tieres Trieb.

Unter solchen Gedanken erreichen wir das nächtlich stille Gemach. Auf dem Tisch liegt die Abendzeitung. Rasch durchfliegen wir noch den Leitartikel, in dem Frankreichs Rachegier und Rußlands Kriegsrüstung geschildert werden, wobei die bange Sorge laut wird, ein Weltkrieg könnte unseren Reichtum gefährden.

Seid uns gesegnet, ihr Feinde! Sei unsere Helferin, du düstere Not! Denn nur du machst den Sinn hart und den Willen fest und richtest den Blick des Menschen auf ewige Güter, welche die Motten und der Rost nicht fressen. Nur du schaffst einen Leonidas, einen Winkelried, einen Klinke. Hast du uns nicht mehr lieb, Vater im Himmel, daß du deine Kinder nicht züchtigen willst? —

*

Kräftigt die deutsche Volksart!

Was nützt alles Jammern über den Rückgang deutscher Volkskraft, wenn wir nicht Hand anlegen, daß es besser werde!

Da müssen wir gleich bei unserer Jugend beginnen. Laßt die Kinder nicht in Schulstaub und Wissenshäufung verkümmern, führt sie hinaus in Licht und Luft, in das Licht der Sonne. Was hilft es einem Menschen, wenn er der Gelehrteste und Klügste würde und nähme Schaden an seiner Gesundheit? In einem kranken Körper kann keine gesunde Seele erwachsen.

Darum laßt die deutsche Jugend wandern. Das Herz hat mir im Leib gelacht, als ich kürzlich auf der Landstraße, an der ich wohne, einen ganzen Trupp wandernder Scholaren singend und jodelnd einherziehen sah. Recht so! Laßt die Jugend frühzeitig die Schönheit deutscher Erde kosten, desto inniger wird ihr Herz für das Vaterland schlagen.

Mehr Idealismus muß in unsere Jugend hinein! Es steckt bereits zu viel Blasiertheit in ihr. Wo kämen sonst die scheußlichen Schülerselbstmorde her? Die Ursache liegt nicht zuletzt in der einseitigen Verbildung, in der Überlastung des jugendlichen Hirnes mit totem Wissen. Wir können jugendliche Greise nicht brauchen, dazu ist Deutschlands Stellung zu sehr von Feinden aller Art bedroht.

Wir leiden bereits unter den Folgen übertriebenen Kulturlebens und verlieren deshalb die Fühlung mit der Allmutter Natur. Immer weiter dehnen sich die Häusermassen der Großstädte, immer spärlicher wird Licht und Luft den Menschen zuteil. Kein Wunder, daß ihre Augen trübe werden, daß ihre Sinne entarten.

Der Mensch kann einmal ohne Erdgeruch und Heimatsgefühl auf die Dauer nicht leben. Alle Reichtümer können das Heimweh nach der Scholle nicht befriedigen.

Drum, wenn es irgend angeht, führt wenigstens die Jugend hinaus in Luft und Licht.

Ein lustiges Volk sind diese Wandervögel! Dem Schulstaub entronnen, lesen sie in Gottes freier Welt vom großen Wunderwerk der Schöpfung. Beneidenswerte Menschen, die ihre Jugend frisch und frei genießen!

Wie viel glücklicher ist der Fußgänger, der die landschaftlichen Reize seines Vaterlandes mit Muße genießen kann, im Gegensatz zu dem Reisenden im Eisenbahnzuge, an dem die entzückende Landschaft wie ein Traum vorüberhuscht. Der Wanderer weilt sinnend an den Stätten, welche die Geschichte seines Volkes geweiht hat. Wie herzerhebend wirkt der Besuch eines Schlachtfeldes aus großer Zeit auf die Jugend: der Gedanke, daß auf derselben Scholle einst Tapfere für ihr Vaterland fochten und für dasselbe gefallen sind, ist erhebend und begeisternd.

Der rechte Segen, den der Wenderer mit heimbringt, ruht in der Erinnerung an das Große und Unvergängliche, das ihm zu schauen vergönnt war. Das ist ein Gewinn fürs ganze Leben.

Nicht zu unterschätzen ist aber auch die Stählung der Kraft, die das Wandern mit sich bringt.

Dem Schnee, dem Regen,
Dem Wind entgegen,
Im Dampf der Klüfte,
Durch Nebeldüfte,
Immer zu, immer zu!
Ohne Rast und Ruh!

so geht Wanderers Weg ins Ungewisse. Am Morgen lacht ihm die Sonne, aber bald steigen am Horizont Wetterwolken empor; der Wind erhebt sich, und unheimlich rauscht es in den hohen Kronen des Waldes. Jetzt heißt es mutig und unverdrossen marschiert! Schon rollt der Donner, und die Blitze funkeln, aber aufrechten Schrittes schreiten ungebeugt die Wanderer.

Und sieh! Nach dem Wüten des Gewitters strahlt herrlicher als zuvor die Sonne, blaut lieblicher der Himmel, duften berauschender Blumen und Bäume, und ein buntfarbiger Regenbogen leuchtet über der erfrischten Landschaft.

So wird des Wanderers Mühe gelohnt. Wahrlich, das Wandern ist eine echte Gottesgabe. Eichendorff, unser deutscher Dichter, hat recht, wenn er singt:

Wem Gott will rechte Gunst erweisen,
Den schickt er in die weite Welt;
Dem will er seine Wunder weisen
In Berg und Wald und Strom und Feld.

Darum, deutsche Jugend, wandere! Dr. O. B.

*

„Einharts" Deutsche Geschichte

Von Karl Grube (Wien)

Bücher haben ihre Schicksale... Im Süden Brasiliens war es, tief im Urwalde, auf der Serra do Mar, wo unter Palmen und Orangen ein alter, braver deutscher Schulmeister der blondhaarigen und blauäugigen Jungbrut die Laute der Muttersprache lehrt. Diesem wackeren alten Manne schenkte ich zum Abschiede „Einharts Deutsche Geschichte", die gerade damals zum ersten Male erschien und ihren Siegeslauf durch alle deutschen Lande begann. Heute liegt vor mir ein Brief aus Brasilien, in dem mir der 70jährige Greis aus der fernen Urwaldsiedlung schreibt: „Und vor allen Dingen danke ich Ihnen, daß Sie mir den „Einhart" schenkten! Aus diesem Buche habe ich im Laufe der Jahre immer neue Kraft und Begeisterung gesogen, gleichsam wie nach der griechischen Sage der Riese Antäos neue Kraft gewinnt, wenn er die geliebte Mutter Gäa, die Erde, berührt. Wenn Sie gesehen hätten, wie meinen Jungens hier im Urwalde die Augen leuchteten, als ich ihnen vom alten Fritz, von Bismarck und von der großen Zeit des neuerstandenen Deutschen Reiches vorlas, da hätten Sie sich mit mir gefreut und Ihren glücklichen Einfall, mir gerade den „Einhart" als Andenken zurückzulassen, ehrlich gepriesen.

Brasilien ist nämlich das einzige Land der neuen Welt, in dem das Deutschtum sich in dritter und vierter Generation erhalten hat. Wer die Vereinigten Staaten von Nordamerika kennt und es in New-York und Chicago schaudernd erleben mußte, wie so ein frisch eingewanderter „Grüner" schon nach vierzehn Tagen nur noch „yes" und „no" sagen konnte, der weiß die zähe Art der brasilianischen Deutschen zu schätzen, die zwar treue Bürger der transatlantischen Republik sein wollen, die ihnen zur zweiten Heimat wurde, aber deshalb doch nicht jene klägliche Verachtung der Muttersprache mitmachen, die leider in Australien und Nordamerika jede Hoffnung auf dauernde Erhaltung deutscher Art, Sprache und Gesittung zuschanden macht. Wohl habe ich auch im Lande der Sterne und Streifen prächtige Volksgenossen gefunden, die treu und echt bis ins Mark waren. Aber Heinrich von Treitschke hat mit dem bitteren Wort von dem „Massengrab deutschen Volkstums von New-York bis San Francisco" leider nur allzu recht, und was der treffliche Ernst Hasse in seiner „Deutschen Politik" von unseren Auswanderern sagt: „Alle sind sie nur Guano, nur Dünger für die Kraft feindlichen Volkstums", das trifft auf Nordamerika und Australien leider häufig, wenn auch nicht immer zu, nimmermehr aber auf Brasilien!

In Rio Grande do Soul und Santa Catharina, den beiden südlichsten Provinzen des gewaltigen Landes, leben heute über 500000 Deutsche, von denen reichlich zwei Drittel im Lande geboren sind. Von Porte Alegre, dem Haupthafen der zukunftsfrohen Provinz Rio Grande, bis zum Hochland an der Grenze von Argentinien, Uruguay und Paraguay erstrecken sich heute mehr denn hundert reindeutsche Siedelungen: Hamburger Berg, Sao Leopoldo, Santa Cruz, Neu-Württemberg, Xingu usw., und im Staate Santa Catharina sind es Blumenau, Brusque, Hansa, Joinville, Sao Bento und viele andere aus dem brasilischen Urwald mit

zäher deutscher Bauernkraft herausgehauene Pflanzstätten, in denen nach menschlicher Voraussicht das Deutschtum nie aussterben wird.

Wir sprechen damit ein großes Wort aus, das gewiß mancher Leser kopfschüttelnd bezweifelt. Denn Brasilien ist doch portugiesisches Sprachgebiet. Aber alle Kenner des Landes, von Hugo Zöller bis Dr. Hermann Meyer, dem energischen Begründer der trefflich gedeihenden Siedlungen Neu-Württemberg und Xingu, sind in dem Urteil einig, daß nirgends auf der bewohnten Erde die klimatischen und politischen Bedingungen für das Gedeihen deutscher Bauernsiedelungen günstiger sind als im brasilischen Urwald zwischen dem 26. und 32. Grad südlicher Breite. Auch Einhart in seiner Deutschen Geschichte hat das zustimmend anerkannt. Deutsche Schulen und Kirchen sind hier die mächtigen Bollwerke, die besten Schutzdämme germanischer Eigenart. Die Luso-Brasilier, die Nachkommen der portugiesischen Eroberer, haben sich längst mit der Sonderstellung dieser Siedelungen abgefunden. Wohl hetzen englische und nordamerikanische Jingoblätter unentwegt und faseln von der „deutschen Gefahr", von den schwarzen Absichten der reichsdeutschen Regierung, die am „liebsten ganz Brasilien in den großen Sack stecken möchte". Jeder Kenner dieser so ganz „unpolitischen" Bauern südlich des Wendekreises des Steinbocks kann über solche albernen Entstellungen nur lächeln. Die Reichsdeutschen wollen nichts als rege Handelsbeziehungen zu diesen fernen, treuen Brüdern, und wenn wir uns an dem zähen Festhalten dieser Wackeren baß erfreuen, so ist damit doch nicht gesagt, daß wir mit Flinten und Kanonen als moderne „Konquistatoren" erobern wollen! Wie sich die politische Zukunft der Deutschen da unten einst gestaltet, ist eine spätere Sorge; wer will in Südamerika den Propheten in politischen Dingen spielen? Heute freuen wir uns der nackensteifen Germanen, die aus allen Gauen zusammenströmten: Preußen, Sachsen, Schwaben, Bayern, Tiroler und Schweizer — alle geeint durch Sprache, Sitte und Volksgefühl. Die Holländer, Dänen, Schweden, Norweger und belgischen Vlamen gehen hier im Deutschtum auf — die germanische Rasse siegt auf der ganzen Linie. Solange hier noch germanische Siedlungen zu finden sein werden, solange bleibt der brasilische Urwald auf Hunderte von Kilometern rein deutsch!

Die Liebe zum eigenen Volke zu vertiefen und das Gefühl der Verantwortung für das nachkommende Geschlecht zu verstärken, das ist der Leitspruch dieser einzigartigen deutschen Geschichte unseres Heinrich Claß aus Mainz. Der mannhafte Verfasser dieses Hausbuches, das ich die deutsche Bibel nennen möchte, hat in diesem Frühjahr bei uns im Wiener Deutschen Klub einen ausgezeichneten Vortrag über die Grenzmarkenpolitik des Deutschen Reiches mit besonderer Berücksichtigung der Verhältnisse in Elsaß-Lothringen gehalten und so sachlich, eindringend, wirksam und überzeugend gesprochen, daß jeder Hörer des Vortrages den Saal mit der Empfindung verließ: Heute haben wir einen ganzen deutschen Mann und eine wahrhaft deutsche Meinung gehört.

Und dieses Empfinden beseelt uns bei jeder Seite des „Einhart", die wir lesen. 40 000 Stück sind hinausgeflattert nach allen Richtungen der Windrose, und wo immer nur die versprengten Söhne unseres Volkes leben, da hat auch der „Einhart" Einzug gehalten. Vor mir liegt die fünfte neue erweiterte und verbesserte Auflage. Schon äußerlich unterscheidet sich der neue „Einhart" vorteilhaft von dem alten; aus dem schmächtigen Jüngling ist ein stattlicher Mann geworden, und das Buchstabenkleid, in welchem „Einhart" jetzt vor die Leser tritt, ist so anheimelnd deutsch, so eigenartig, so schön und leserlich, wie ich es kaum bei einem zweiten deutschen Buche gefunden habe. Nie ist mir die charaktervolle Eigenart unserer Bruchschrift so deutlich vor die Augen getreten, als bei dem Lesen des neuen „Einhart". Niemals sollen wir Deutsche auf diese Schrift verzichten, niemals soll die Zeit kommen, wo gedankenlose Nachäffer des Auslandes uns die steife Lateinschrift aufzwingen wollen. Dem rührigen Verleger Theod. Weicher gebührt dafür Dank, daß er das Buch so trefflich ausstattete.

Als strenger Richter seines eigenen Werkes hat Heinrich Claß seinen „Einhart" — unter diesem Decknamen ließ er zuerst vor fünf Jahren die Deutsche Geschichte in die Welt hinausgehen — einer völligen Umarbeitung unterzogen, so daß man ohne Übertreibung sagen kann, das Buch ist in seiner neuen Gestalt lebendige Gegenwart, greifbar gewordene deutsche Geschichte. Gerade wir Deutschösterreicher haben alle Ursache, „Einhart" für die unbeeinflußte und gerechte Auffassung dankbar zu sein, mit der er die verworrenen Verhältnisse der unglücklichen

und doch so schönen Donaumonarchie beurteilt. Für jeden Reichsdeutschen ist es nützlich, gerade diesen Abschnitt aufmerksam und gründlich zu lesen. Denn die österreichische Frage wird in den nächsten Jahrzehnten der deutschen Geschichte im Vordergrunde aller Ereignisse stehen, und ohne die Lösung der gewaltigen Völkerfragen an der Donau werden wir niemals zu einem mitteleuropäischen Germanentum gelangen. Die Abschnitte über Maria Thresia und Josef II., sowie die Auslassungen über Ungarn nach dem Ausgleiche sind kurz, klar und trefflich in der scharfen Beleuchtung der tatsächlichen Verhältnisse. Und wie der Reichsdeutsche sich liebevoll in die Abschnitte über Österreichs Vergangenheit, Gegenwart und mutmaßliche Zukunft vertiefen soll, so muß der Deutschösterreicher erst recht die neueste reichsdeutsche Geschichte lesen, die anhebt mit dem unglücklichen Tage, da man einen Bismarck aus seinen Ämtern entließ. Wie offen und ehrlich sagt da unser Einhart: „Wahrheit muß sein zwischen Fürst und Volk. Das entspricht der deutschen Auffassung vom Treuverhältnis zwischen beiden. Das verlangt in gleicher Weise das Wohl der Gesamtheit, wie das des Herrschers und die Einrichtung des Kaisertums selbst. Die Wahrheit war ich bemüht zu ermitteln, und ich glaube, sie ermittelt zu haben. Sie auszusprechen, habe ich als Pflicht erkannt, weil wir aus der Geschichte nicht nur lernen, sondern gelernt haben sollten. Und ihre Lehre lautet, wie ich sie verstehe: Die Wahrheit, von treuen Freunden des Kaisertumes ausgesprochen, wird niemals schaden, sondern nur nützen. Schädlich und zerstörend wirkt der geheime Unwille, die geheime oder böswillige Kritik." Was Einhart dann über die deutschnationale Bewegung im allgemeinen sagt, ist ebenso treffend und wahr, wie der düstere Rückblick auf die slawische und leider auch römische Maulwurfsarbeit, die noch immer an der Wurzel des germanischen Mitteleuropa nagt, die Einhart mit unerbittlicher Schärfe erkennt und als das kennzeichnet, was sie für unsere völkische Zukunft bedeutet: Den zersetzenden Gärungsstoff zur Sprengung des einheitlichen Germanentums.

Mein inniger Wunsch ist es, daß es in fünf Jahren keine deutsche Volksbücherei mehr geben soll, die dieses Meisterwerk nicht besitzt. Jeder deutschbewußte Lehrer wird es mir danken, wenn ich ihm als das beste Geschenk für seine Schüler, die ins Leben hinaustreten sollen, als besten Weggenossen gerade den „Einhart" empfehle. Zur Osterzeit, wenn unsere Jungbrut eingesegnet wird, wenn die Knaben die Schule verlassen und etwa als Handwerker oder Gewerbetreibende ins Leben hinaustreten — die Eltern mögen dem deutschen Jünglinge den „Einhart" für seine freien Stunden mitgeben. Da findet er das, was die deutsche Seele braucht, den frischen Trank der Begeisterung aus der reinen Quelle edelster Volksliebe. Und zu Weihnachten, wenn die Lichter am Tannenbaume leuchten, unter dem duftenden Baume soll für unsere heranwachsende Jugend aus jedem Stande, im Palaste und in der schlichten Arbeiterwohnung, gerade der „Einhart" liegen. Er soll uns gewissermaßen ein Gradmesser für die deutsche Gesinnung der Geber sein, denn, wer einen Einhart schenkt, von dem weiß man, daß er deutsch fühlt! Auch unsere jungen Akademiker sollten das Buch gründlich und oft lesen. Ihre geschichtlichen Vorkenntnisse führen sie ja leichter in die Schönheiten des Buches ein, und gerade unsere akademische Jugend wird sich erfreuen an den von allen Fremdwörtern freien, mustergültigen, klaren allgemein verständlichen und doch geistig so hoch stehenden Ausführungen. Einhart beweist uns daß man gelehrt und doch volkstümlich sein kann.

Fünf Jahre sind seit dem Erscheinen dieses Buches, dessen Bekanntschaft ich vielen Volksgenossen durch meine unermüdliche Befürwortung verschafft habe, vergangen. Denn ich stehe auf dem Standpunkte, daß man gewisse Dinge, die man für gut hält, gar nicht oft genug anpreisen kann, damit sie auch wirklich volkstümlich werden. — 40 000 Stück haben im Norden und Süden, im Osten und Westen, in der neuen und der alten Welt, auf Island und auf Samoa, in den argentinischen Pampas und an der Ostküste Afrikas, wo nur deutsche Laute gesprochen werden, Segen, geistige Erquickung und völkischen Trost gebracht. Hoffentlich können wir in wieder fünf Jahren sagen, daß mehr denn 100 000 Stück von Einharts Deutscher Geschichte überall, wo unsere teuere Muttersprache erklingt, zu finden sind. Mit dem werdenden Weltreiche wachse auch Einharts Verbreitung. Denn diese deutsche Geschichte, die uns das wahre Verständnis für Vergangenheit und Gegenwart unseres Volkes und die frohe Aufmunterung für das zu erreichende germanische Hochziel er-

schließt — diese deutsche Bibel soll immerdar in allen deutschbewußten Häusern gelesen werden. Wie der wahre Deutschgedanke nie veralten kann, so kann auch Einharts heilige Begeisterung, die jede Zeile durchglüht, nie veralten. Heil dem Verfasser und seinem kernigen deutschen Werke!

*

Der neue Helmolt*)

Von Dr. Ludwig Wilser

Am Schlusse meines Büchleins „Rassen und Völker" habe ich es als bedeutsamen Fortschritt, als Sieg einer auf Naturerkenntnis beruhenden Weltanschauung begrüßt, daß verschiedenen neueren Geschichtswerken, so dem Helmolt'schen und dem Ullstein'schen, „naturwissenschaftliche Einleitungen" vorangestellt sind. Unter Tilles Leitung wird nun von dem ersteren, das mit gebührender Anerkennung aufgenommen und ins Englische wie ins Russische übersetzt worden war, eine neue Auflage veranstaltet, die, nach den alten Grundsätzen bearbeitet, doch „im Anschluß an die gesammelten Erfahrungen und mit sorgfältiger Berücksichtigung der neueren Literatur eine erheblich veränderte Gestalt erhalten hat." Die beiden ersten Bände (I Einleitung, Urgeschichte, Ostasien, Hochasien, Indien. II Westasien) derselben sind erschienen und mir durch die Freundlichkeit des Herausgebers und Verlags zur Beurteilung zugegangen. Schon durch die vornehme Ausstattung, den reichen, sorgfältig ausgewählten Bilderschmuck und die zahlreichen Karten machen sie den besten Eindruck. Der ehrenvollen Aufforderung zu einer Besprechung leiste ich gern Folge, indem ich mich zunächst der wieder von Ranke in München übernommenen „Vorgeschichte der Menschheit" zuwende, die ja meinem eigenen Forschungsgebiet am nächsten liegt. Auch der Altmeister der deutschen Anthropologen ist, wie ich unumwunden anerkenne, mit der Zeit fortgeschritten. Während er noch vor zwei Jahrzehnten, in der 2. Auflage seines Werkes „Der Mensch", als die Funde von Neandertal, La Naulette, Malarnaud, Schipka, Spy, sogar von Trinil schon gemacht waren, von dem „berüchtigten Skelettfund im Neandertal" und den „vielgeglaubten Fabeln vom Diluvialmenschen" sprach, den Spy-Menschen nur ganz flüchtig erwähnte und von einer „tierähnlichen Rasse" nichts wissen wollte, gibt er jetzt zu, daß „seit wenig mehr als einem Menschenalter ... der paläontologische Nachweis des Diluvialmenschen unantastbar gelungen" sei. Auch über die Tierähnlichkeit der entwickelungsgeschichtlich ältesten Menschenart, des Homo primigenius nach der von mir in die Wissenschaft eingeführten naturgeschichtlichen Bezeichnung, brauchen wir heutzutage nicht mehr zu streiten. Obschon dieser früheste Vertreter unserer Gattung wegen seines nahezu aufrechten Ganges, seines beträchtlichen Schädelraums und ganz menschlichen Gebisses des Namens Mensch (Homo) würdig ist, zeigt er doch, besonders nach den Untersuchungen von Schwalbe, Boule, Anthony u. a., eine ganze Reihe tierähnlicher Merkmale, so die Flachheit des Schädeldachs, das unentwickelte Gehirn, die schnauzenartige Gesichtsbildung, die schwache Krümmung der Wirbelsäule, die Schmalheit des Beckens u. a. Daß „erst in den letzten Jahren ... sich unter Einwirkung der französischen Schule die wissenschaftliche Stimmung gegenüber den körperlichen Resten, die dem Diluvium zugeschrieben werden, geändert" habe, ist eine Ungerechtigkeit gegen die deutschen Forscher, die, z. T. vor den Franzosen, für die wissenschaftliche Berechtigung einer in unserem Weltteil durch Knochenfunde belegten, tiefstehenden Art von Urmenschen eingetreten sind, vor allem gegen Fuhlrott, den Entdecker des Neandertalers, dessen Namen der Verfasser immer noch nicht richtig (1894 Fullrott, 1914 Fullroth) schreiben gelernt hat. Von urgeschichtlichen (fossilen) Menschenarten unterscheidet er nur zwei „Rassen", die von Neandertal und die von Cro-Magnon, ohne sie durch naturwissenschaftliche Namen der Ordnung der Primaten oder Hochtiere einzureihen. Von der zweiten Rasse wird mit Recht gesagt, daß ihre Schädel an die der „Völkerwanderungszeit" erinnern, mit Unrecht, daß sie eine „untersetzte, aber kräftige Körperbildung, zum Teil mit ziemlich langem Rumpf und verhältnismäßig kurzen Extremitäten" gehabt habe; daß wir sie ferner „als direkte Vorläufer eines wichtigen Teiles der historischen Bevölkerung Europas und der Mittelmeerküsten

*) Weltgeschichte, begründet von Helmolt, herausgegeben von Tille. Zweite, neubearbeitete und vermehrte Auflage. I. Bd. mit 12 Karten, 8 Farbendrucktafeln, 35 schwarzen Beilagen und 170 Abb. im Text. II. Bd. mit 6 Karten, 9 Farbendrucktafeln, 30 schwarzen Beilagen und 119 Abb. im Text. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut, 1913.

ansprechen" dürfen. Damit werden zwei der heute in unserem Weltteil lebenden Abarten der hellhäutigen Menschenart (H. europaeus im weiteren Sinne), die nordische und die mittelländische, zusammengeworfen und vermengt, während die dritte, rundköpfige, auf den zu H. primigenius gehörenden Krapinamenschen zurückgeführt wird, dessen Schädelgestalt aus den wenigen Bruchstücken mit Sicherheit nicht zu bestimmen ist. Es ist somit gerade das, was solche naturwissenschaftlich-urgeschichtliche Einleitungen zeigen sollen, der stammesgeschichtliche Zusammenhang der geschichtlichen mit den vorgeschichtlichen Menschenarten, der „Völker" mit den „Rassen", nur in ganz unsicherer, z. T. geradezu falscher Weise angedeutet. Auch in dem archäologischen Teil finden sich veraltete und anfechtbare Anschauungen, und während z. B. die dänischen Abfallhaufen als „einer der sichersten Marksteine in der ältesten Geschichte der Menschheit" angesprochen werden, sollen doch spätere Einwanderer „die in sonnigeren Ländern vollentwickelte neolithische Kultur" nach dem Norden gebracht haben. Dagegen fanden sich in diesem Teile Europas, „der uns für die neolithische Kulturschicht die entscheidenden Aufschlüsse geliefert hat, ... als sichere Beweise eines damals schon geübten Ackerbaus ... steinerne Handmühlen, sowie Spinn- und Webegeräte, die auf den Anbau von Getreide und Flachs hinweisen". Über die „Einführung der Bronze" in Mitteleuropa lesen wir nur, daß dadurch „alle Lebensverhältnisse im Sinne gesteigerter Kultur höher ausgebildet" wurden; wem wir aber diese für den Fortschritt der Menschheit so wichtige Entdeckung verdanken, wo sie gemacht und zuerst ausgebeutet wurde, darüber hören wir nicht einmal eine Vermutung. Bei einer solchen Darstellung, die alte, nicht überwundene Vorurteile mühsam mit den Errungenschaften einer rastlos vorwärtsstrebenden Wissenschaft in Einklang zu bringen sucht, konnte selbstverständlich das ersehnte Ziel, die „Vorgeschichte selbst zu Geschichte" werden zu lassen, nur unvollkommen erreicht werden. Den Herausgebern und Verlegern des großartigen Unternehmens kann aber daraus kein Vorwurf gemacht werden: sie haben sich an den Mann gewendet, der äußerlich unter den deutschen Vertretern der Menschenkunde und Vorgeschichtsforschung den hervorragendsten Rang einnimmt.

Der zweite Hauptteil, China, Japan, Korea und die neueste Geschichte Ostasiens, ist durch von Brandt bearbeitet, der als Gesandter des Deutschen Reiches Gelegenheit genug hatte, Land und Leute kennen zu lernen. Die Darstellung ist ansprechend und geht besonders auch auf die rassenhafte Zusammensetzung der Völker, ihre religiösen Anschauungen und kulturellen Leistungen ein. Den Namen China möchte ich doch lieber auf das alte „Tschin" der Inder und Perser als mit von Richthofen auf „Jinan, südlich von der Sonne" zurückführen, und die Seide (sericum, Ammian) wird wohl eher vom Volksnamen (Seres, Sericus oceanus, Plinius) abzuleiten sein als umgekehrt, denn die Serer waren ja ursprünglich ein mittelasiatisches, lichthaariges Volk. Die Geschichte des Landes reicht ins graue Altertum zurück und nimmt erst eine festere Gestalt an mit dem Begründer der Tschin-Herrschaft, dem großen Kaiser Schi Huang Ti, der um 220 vor unserer Zeitrechnung den Thron bestieg. Es folgen dann verschiedene Herrschergeschlechter, wie die Huan, Tsin, die tatarischen We, die Sung, Ming u. a., bis im 17. Jahrh. die erst vor kurzem gestürzten Mandschu zur Macht gelangten. Über den Ursprung der Bevölkerung ist nur so viel bekannt, daß den Grundstock des Millionenreiches die „mongolische Rasse" (d. h. naturwissenschaftlich Homo asiaticus sive brachycephalus), bildet, die aber im Lauf der Jahrtausende verschiedene Einwanderer türkisch-skythischer Herkunft und auch allerlei Urbewohner, wie die Jao und Lolo, die übrigens auch der „gelben" Menschenart anzugehören scheinen, aufgenommen und einverleibt hat. Die alte Naturreligion und die auf ihr beruhende Weltweisheit des Kung fu tsze (Confucius) wurde später durch den indischen Buddhismus, den arabischen Islam und zuletzt teilweise durch das Christentum ersetzt. In den „Künsten des Friedens" hatte das Volk schon lange vor unsrer Zeitrechnung große Fortschritte gemacht, und die alten ehernen Gefäße und seidenen Gewänder sind von hervorragender Schönheit.

Mit den verschiedenen „Erfindungen", die man früher den Chinesen zuschrieb, ist es eine eigene Sache. Das Pulver hatten sie schon früh gekannt, aber nur in Feuerwerkskünsten verpufft, bis sie dessen Anwendung zu Kriegszwecken, etwa vom 15. Jahrh. ab, von Fremdlingen aus dem Westen erlernten, und ähnlich scheint es auch mit der Magnetnadel gegangen zu sein. Die Herstellung des Porzellans stammt etwa aus dem 7. Jahrh. und ist von ihnen

jedenfalls zu hoher Vollendung gebracht worden. Schon ein halbes Jahrtausend vor uns verwandten sie Holzplatten zur Vervielfältigung der Schrift, den eigentlichen Buchdruck aber mußten sie sich von den Europäern zeigen lassen. Die Schrift selbst, aus Bildern hervorgegangen und vermutlich auch vom Westen beeinflußt, ist so schwerfällig und umständlich geblieben, daß ihre Erlernung eine Lebensaufgabe bildet. Die Bambustäfelchen, denen ursprünglich die Schriftzeichen eingeschnitten, später aufgemalt wurden, haben sie durch Seide und andere Stoffe ersetzt, so durch Papier aus Baumrinde, Hanf o. dergl., seit dem 5. Jahrh. auch aus Lumpen hergestellt. Zweifellos hat das chinesische Kunstgewerbe in Porzellan, Erz, Eisen, Holz, Schmelz, Lack, Geweben eigenartige und reizvolle Arbeiten hervorgebracht, doch geht durch die ganze Kunst ein greisenhafter Zug frühzeitiger Erstarrung. Das „himmlische Reich der Mitte" hat uns in neuester Zeit manche Überraschungen bereitet: aus einem alten Kaiserreich ist ein Freistaat geworden. Die Verhältnisse sind aber noch so schwankend und unsicher, daß wir Abendländer vorläufig keine Besorgnisse wegen Überflutung zu hegen brauchen. Mir selbst will es scheinen, als ob die Chinesen überhaupt dem Wettbewerb mit den europäischen Völkern nicht mehr gewachsen wären.

Etwas anders liegen die Dinge in Japan, das in den letzten Jahrzehnten die Geschichtschreiber und Politiker durch seinen ungeahnten Aufschwung und seine siegreichen Kriege verblüfft hat. Aber auch hier darf man nicht zu vorschnell urteilen. „Man begeht daher", schreibt der Verfasser nicht ohne Grund, „keine Ungerechtigkeit, wenn man die jüngste Entwicklung als auf verhältnismäßig kleine Kreise beschränkt bezeichnet, die es allerdings verstanden haben, vieles Fremde sich selbst anzugliedern und dem Land aufzuzwingen." Meist gelten die starkbehaarten und dunkeläugigen, in ihrem Gesichtsschnitt aber eine gewisse Ähnlichkeit mit Europäern, besonders Russen verratenden Ainos als Urbewohner des Landes, doch scheinen auch diese nach ihren Sagen noch zwerghafte Vorgänger (Koschito) gehabt zu haben. Im übrigen ist die „Herkunft der Japaner in Dunkel gehüllt"; nur so viel darf man als sicher annehmen, daß allerlei Blutmischungen (vor allem aus verschiedenen Abarten des H. **brachycephalus**, aber auch einzelnen westlichen, dem H. **europaeus** verwandten Bestandteilen) zur Entstehung des Volkes beigetragen haben. In den höheren Ständen finden sich noch heute europäisch aussehende Gesichter. Die früheste, sagenhafte Geschichte des Inselreiches verliert sich im grauen Altertum; um die Mitte des 1. Jahrtausends wurde der Buddhismus eingeführt. Neben den angestammten Herrschern (Mikados) rissen bald, ähnlich den fränkischen Hausmeiern, mächtige Statthalter (Schogune) die Gewalt an sich, zuerst das sich göttlicher Abkunft berühmende Geschlecht der Fujiwara. Mit unseren Rittern sind die waffentragenden Samurai vergleichbar, die einen bevorrechteten Kriegerstand bildeten und mit der Zeit die Bauern zu Hörigen herabdrückten. Im 16. Jahrh. landeten die ersten Europäer, Portugiesen, Spanier, später auch Holländer und Engländer, und „nach dem Kaufmann kam der Missionar". Schon 100 Jahre später erfolgte aber ein großer Rückschlag, und die Fremden wurden fast ganz vertrieben. Im verflossenen Jahrhundert wurde das Schogunat, zuletzt im Besitz des Geschlechtes Tokugava, gestürzt und das Kaisertum wieder hergestellt. Zugleich brach mit der Niederlassung von Ausländern, der Aufhebung des Lehenswesens und der Einführung einer Verfassung auch für Japan die neue Zeit an.

Korea, alt Korai, führt seinen einheimischen Namen Tschosen, d. h. „Land der Morgenruhe", mit Unrecht, denn es ist von jeher der Zankapfel und Kriegsschauplatz streitender Nachbarvölker gewesen. Das durch starke Witterungsgegensätze ausgezeichnete Land beherbergt in mehr als 200000 qkm eine Bevölkerung von nahezu 10 Millionen, die nach dem verst. Bälz den „reinsten mandschurischen Typus" darstellen soll. In Wahrheit haben auch hier ziemlich verwickelte Durchsetzungen und Kreuzungen stattgefunden, doch sind in den Gesichtern der Koreaner, wie die Abbildungen zeigen, die eigentlich mongolischen Züge entschieden gemildert und solche, die an Semiten und Mittelmeervölker erinnern, vorherrschend. Die wechselvolle Geschichte des Landes ist vielfach mit der von China und Japan verflochten. Korea hat auch den Anlaß für den chinesisch-japanischen Krieg von 1894/95 und dadurch mittelbar für den Boxeraufstand und den russisch-japanischen Feldzug von 1904/5 gegeben. Noch gärt es im fernen Osten, und es ist schwer vorauszusagen, ob und wie sich aus dem Ringen widerstreitender Kräfte ein Gleichgewicht herstellen, insbesondere auch, ob es Japan gelingen

wird, seine unter so großen Opfern mit den Waffen errungene Vorherrschaft zu behaupten.

Die Bearbeiter des nächsten Abschnitts über „Hochasien und Sibirien", das „kontinentalste Gebiet der Erde", Schurtz, Hantzsch und Bälz, haben alle drei die Vollendung des Werkes nicht erlebt. Seit wann die Nordhälfte des östlichen Teiles der Alten Welt vom Menschen bewohnt ist, wissen wir nicht, doch müßten die ersten Bewohner, wenn sie wirklich „am Schlusse der Eiszeit" dahin gelangt sind, noch „ein verhältnismäßig wasserreiches und begünstigtes Gebiet" vorgefunden haben, „das sich erst nach und nach zur reinen Steppe und Wüste" umgewandelt hat. Die Zeiten, da man es gewissermaßen für selbstverständlich hielt, daß in Asien nicht nur „die Wiege des Menschengeschlechts", sondern auch „die Urheimat der Indogermanen" zu suchen sei, sind vorbei, doch hat der Weltteil wegen seiner alten Kulturstätten und der von ihm ausgegangenen, weit nach Westen vorgedrungenen Völkerströme ohne Frage eine große Bedeutung für die Geschichte der Menschheit. Er bildet das Verbreitungs- und Ausstrahlungsgebiet einer besonderen Menschenart, naturwissenschaftlich Homo asiaticus sive brachycephalus, der sog. „gelben Rasse", deren ursprüngliche Leibesbeschaffenheit an den Bildern der Tungusen und Tschuktschen zu sehen ist. Längst aber haben sich, wie auch anderwärts, in Hochasien allerlei Mischvölker gebildet, Hunnen, Avaren, Türken, Kirgisen, Mongolen u. a., meist Namen, die in der älteren europäischen Geschichte nur allzu wohl bekannt sind und einen unheimlichen Beiklang haben. Die Gesittung ist nach Innerasien getragen worden teils von indogermanischen Skythen oder Indern, teils, wenn auch in geringerem Maße, von China aus. Vieles in Tracht, Bewaffnung und Sitten der Türken ist entschieden skythisch, und auch die von verschiedenen Forschungsreisenden mitgebrachten alttürkischen Urkunden sind in Schriftzeichen abgefaßt, die sich von den am östlichen Mittelmeer gebrauchten ableiten lassen. Heute steht ganz Nordasien, bis ans Stille Weltmeer unter russischer Herrschaft.

Das alte Wunderland Indien, ursprünglich von dem verst. Emil Schmidt behandelt, ist nun für die 2. Auflage von Richard Schmidt neu bearbeitet worden. Auch hier berühren sich die mannigfaltigsten landschaftlichen und völkischen Gegensätze; das Land „ist gleichsam eine Welt im zusammengedrängten Auszuge". Seinen Namen möchte ich aber weniger von dem Flusse Sindus als von den arischen Indern, Hindus oder Gentus (Wurzel wind, leuchten), ableiten. Die Urbevölkerung war, wie in ganz Südasien, eine dunkelhäutige, negerartige, deren Spuren sich noch in den Dravida und Wedda erhalten haben. Dazu kamen dann Eroberer höherer Rasse, von Westen her Indogermanen (Homo europaeus) und Semiten (H. mediterraneus), von Osten Mongolen (H. brachycephalus). Trotz aller Kasteneinrichtungen zum Schutz des edleren Blutes in den höheren Ständen trat aber eine mit der Zeit unvermeidliche Vermischung ein, deren Ergebnis der heutige Inder ist mit schwarzem Haar und bräunlicher Haut, im Nordwesten mehr europäerähnlich, gegen Osten aber immer deutlichere mongolische Züge annehmend. Nachdem schon Alexander der Große seine siegreichen Waffen bis zum Indus getragen und auch der Islam einen gewaltigen Vorstoß gegen den Buddhismus unternommen hatte, drangen nach Entdeckung des Seeweges um das Vorgebirge der guten Hoffnung die Kriegs- und Handelsschiffe der europäischen Seemächte auch bis hierher vor. Die ersten waren die Portugiesen, ihnen folgten die Holländer und diesen, mit dauerndem Erfolg, die Engländer. Um die Wende des 16. und 17. Jahrhunderts wurde die Englisch-ostindische Handelsgesellschaft gegründet, die den Sieg über ähnliche französische Bestrebungen davontrug und 1858 nach dem Sepoy-Aufstand aufgelöst und unter Lord Canning als erstem Vizekönig dem britischen Weltreich einverleibt wurde. Seitdem hat das ausgedehnte, an natürlichen Hilfsquellen reiche Land trotz mancher Erschütterung große Fortschritte gemacht. Das Feuer des Aufruhrs scheint ja manchmal unter der Asche noch fortzuglimmen, doch ist kaum daran zu zweifeln, daß es den Engländern gelingen wird, ihre Herrschaft zu behaupten. Ein kleines Häuflein europäischer Beamten, Soldaten und Kaufleute hält ein ungeheures Reich mit einer Bevölkerung von mehreren hundert Millionen im Zaum und beutet es aus. Wieder ein Beispiel von der Ungleichheit der Menschenrassen und ein Beweis für die Überlegenheit des Europäers. Die große Insel Ceylon bildet in jeder Hinsicht ein Anhängsel von Indien.

Inselindien mit den Hauptgruppen der Sunda-Inseln und der Philippinen hatte nach Schurtz der seitdem auch aus dem Leben geschiedene

Hantzsch übernommen. So weit nach Osten erstreckt sich die negerähnliche Urbevölkerung, und die Bilder von Eingeborenen aus Borneo und Luzon zeigen richtige Negerköpfe. Der Hauptsache nach sind aber jetzt diese Eilande von Malaien, einer Abart der Mongolen oder besser, rein naturwissenschaftlich, des H. asiaticus, bewohnt, ebenso Madagaskar, das aber in jeder anderen Hinsicht dem afrikanischen Festlande nähersteht. In Inselindien besitzen die Holländer, die zuerst 1595 unter de Houtman vor Bantam auf Java Anker geworfen hatten, noch heute ein mächtiges Kolonialreich; ob sie dies aber anderen, kriegstüchtigeren Staaten gegenüber werden behaupten können, ist eine Frage der Zukunft. Die Philippinen haben die größtenteils aus der nordeuropäischen Menschenart hervorgegangenen Amerikaner den mittelländischen Spaniern abgenommen.

Eine von Weule, dem Vorstand des Leipziger Völkermuseums, verfaßte, von Wegerdt neu bearbeitete Abhandlung über „Die geschichtliche Bedeutung des Indischen Ozeans" beschließt den ersten Band. Mit Recht wird hervorgehoben, daß sich dieses Weltmeer dem Abendlande durch den Persischen Golf und das Rote Meer stark nähert, ihm damit gleichsam „ein paar Fühler" entgegenstreckt, ja „des Mittelmeeres östliche Fortsetzung" wird. Der „dunkelfarbige Mann" ist „im Bereich des Indischen Ozeans weltgeschichtlich ebenso passiv gewesen" wie anderwärts; höhere Gesittung, Handelsverkehr und Fortschritt brachten erst Völker mit hellerer Haut, Ägypter, Juder, Phöniker, Griechen, Araber, Portugiesen, Niederländer und vor allem die Engländer, deren indisches Reich auch die benachbarten Meere beherrscht. „An die Stelle des zähen, aber durch die Kolonisationsarbeit von Jahrhunderten ermüdeten Romanen trat der frische, zielbewußte Germane." Seit der Durchstechung der Landenge von Suez (1869) ist die Verbindung mit dem Mutterlande wesentlich erleichtert. Infolge des dadurch gewaltig gesteigerten Handelsverkehrs wird das Indische Meer für die Zukunft „wohl noch wichtiger werden, als es in der Gegenwart bereits ist." Den Schlußbetrachtungen der Verfasser über eine etwa eintretende „Rassenmischung" kann ich dagegen nicht viel Bedeutung beimessen; hier wie überall wird der weiße Mann die Herrschaft erringen und behaupten, der schwarze sich unterwerfen oder aussterben. Das Beispiel der südafrikanischen Bastards beweist nur, daß unter Umständen das Ergebnis der Blutmischung verhältnismäßig günstig ausfallen, niemals aber die Höhe des edleren Ahnenteils erreichen kann.

(Schluß folgt.)

*

Der ewige Deutsche

Hermann Burtes Buch von Martin Wiltfeber, dem ewigen Deutschen, hat viel Beachtung gefunden. Einige sehen in ihm etwas wie eine Erfüllung. Unser Glaube ist nicht so groß. Das Buch leidet an einem überhitzten Erotismus, der einer literarischen Zeitströmung entspricht, dessen Verschwinden aber ein Segen wäre. Dieser Erotismus, den wir auch im „Deutschen Leid" von Rudolf Hans Bartsch bemerken, wirkt verweichlichend und darum rasseverderbend. Es ist auch etwas künstlerisch Wirres und Ungeordnetes in Burtes Buch, weil noch die Kraft des Gestalters fehlt. Schade, denn Burte ist trotz allem eine dichterische Begabung. Da er noch jung ist, hat er Zeit zu lernen; wir hoffen, er wird lernen. Er ist ein Verkünder des Rassegedankens — sicher ein Vorläufer jenes Großen, der einst kommen wird, um eine neue herrliche Blütezeit deutscher Dichtung zu bringen, die dann ganz aus rassisch und volksmäßig bestimmtem Boden erwachsen wird, die aber erst kommen wird, wenn unser Boden bis in alle Poren von völkischer Kraft durchdrungen ist. Burte ist kein Erfüller — ihm fehlt noch die zähe Kraft des Gestalters, und nur die Gestalter sind die Former neuer Zeit. Aber er hat ein Wort geprägt, das läßt uns den Abgrund erkennen, an dem wir wandeln: Der ewige Deutsche. Wie der ewige Jude heimatlos umgeht, droht auch der Deutsche auf seinem Heimatboden heimatlos zu werden, daß der völkisch Bestimmte ewig wandern muß, weil andere Menschen, ein anderes Volk, seinem Heimatlande entwuchsen. Wir glauben, daß wir dem Untergange unseres Volkes noch ferne sind, dank den Drängern und Wahrern. Dieses Wort „Der ewige Deutsche" wird ein weckendes Wort sein.

Für die Schriftleitung verantwortlich: i. V. Wilhelm Lennemann, Cöln a. Rh., Mainzer Str. 18. — Verlag Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung Theodor Weicher in Leipzig. — Druck von Oscar Brandstetter, Leipzig

Deutscher Volkswart

1. Jahrgang | Heft 9 | Juni 1914

Deutsche Kolonialpolitik

Von Regierungsrat M. R. Gerstenhauer, Meiningen

Die Deutschen sind das größte Kolonialvolk der germanischen Völkerfamilie, trotz den Angelsachsen. Das ganze West- und Süddeutschland von Brüssel bis Bern ist altes deutsches Kolonialland; und die größte Tat des deutschen Volkes im Mittelalter war die Besiedelung des deutschen Ostens, der Lande an der Ostsee, der Elbe und Donau. Auch für das heutige Deutschland ist das Kolonisieren eine Daseinsfrage. In erster Linie gilt es, unsern Besitzstand an den östlichen Grenzen das geschlossenen deutschen Volksgebietes in Europa zu erhalten und durch Ausbau zu sichern, wie es schon Lagarde unermüdlich gefordert hat. Aber auch die überseeische Kolonialpolitik halte ich für nötig und möchte sie gegen die Angriffe Ottomar Betas und Willibald Hentschels in Schutz nehmen. Alle Völker der weißen Rasse sind in die moderne, industriell-kapitalistische Entwicklung mit hineingezogen worden; es ist unmöglich, daß ein einzelnes sich absondert und seinen eigenen Weg allein geht. Freilich müssen sie mit aller Kraft danach streben, sich von der auszehrenden Krankheit der kapitalistischen Zivilisation zu heilen. Aber das wird, wenn es überhaupt gelingt, erst nach sehr geraumer Zeit gelingen. Bis dahin dürfen wir auf kein Mittel verzichten, das dazu dienen kann, unsere nationale Existenz zu erhalten, unsere Volksmasse und unseren Landbesitz zu vermehren. Ein solches Mittel ist die Kolonialpolitik.

Die neuzeitliche Kolonialpolitik hat einen zweifachen Grund und Zweck, einen bevölkerungspolitischen und einen wirtschaftspolitischen. Unter Kolonisieren versteht man zunächst die Tätigkeit eines Volkes, vermöge deren es zu seinem Landbesitz Neuland dazu erwirbt und dies mit Volksgenossen als Ansiedlern bevölkert. Von diesem Gedanken war auch die deutsche Kolonialpolitik zu Anfang der achtziger Jahre des 19. Jahrhunderts ausgegangen. Bald aber beschränkte sie sich auf die Entwicklung der deutschen „Schutzgebiete" in der Südsee und Afrika, die man mit Ausnahme von Südwestafrika nicht als Siedelungskolonien, sondern als Handels- und Kultivationskolonien ansah und behandelte, beschränkte sich also auf die nationalwirtschaftliche Seite der

Kolonialpolitik. Mit dieser wird das andere Ziel verfolgt: Dem industriell tätigen Mutterlande sichere Absatzgebiete für seine auszuführenden Waren und Bezugsländer für die seiner Industrie notwendigen Rohstoffe zu gewinnen und dadurch dem Deutschen Reiche ein möglichst geschlossenes und wirtschaftlich unabhängiges, sich selbst genügendes nationales Wirtschaftsgebiet zu schaffen. Es liegt auf der Hand, daß dies, solange die europäischen Staaten Industriegüter ausführen, ein gewaltiger Vorteil ist; denn wenn sie das unabhängige, geschlossene nationale Wirtschaftsgebiet nicht besitzen, so stehen sie in völliger wirtschaftlicher Abhängigkeit vom Auslande, so daß auch ihre politische Selbständigkeit nur noch eine scheinbare ist. Hier haben wir die Rechtfertigung der überseeischen wirtschaftlichen Kolonialpolitik gegenüber Beta, Hentschel und den übrigen Vorkämpfern wirtschaftlicher und sozialer Reform unseres völkischen Lebens. Deren Annahme, daß diese Kolonialpolitik die kapitalistisch-industrialistische Krankheit verschlimmere, möchte ich nicht beitreten; denn diese Krankheit ist genau ebenso schlimm bei den Völkern, die keine eigenen überseeischen Kolonien haben, und sie muß, wie gesagt, durch ganz andere Mittel geheilt werden als durch die Fernhaltung von kolonialpolitischer Betätigung.

Auf dem wirtschaftlichen Gebiete schreitet unsere Kolonialpolitik erfreulich vorwärts, besonders seitdem wir die Kolonien durch Eisenbahnen zu erschließen begonnen haben. Es genügt, wenn wir auf dem eingeschlagenen Wege weiterschreiten. Allerdings sind noch einige Fehler der Vergangenheit gut zu machen, besonders die der „Konzessionspolitik", der Verschenkung der wirtschaftlichen Werte in den Schutzgebieten an das internationale Großkapital. Überhaupt ist der Kampf gegen die Kolonialspekulanten und Schmarotzer, die den Ertrag der Aufwendungen des Staates, der Volksgesamtheit für die Kolonien in ihre eigenen Taschen fließen lassen, noch lange nicht zu Ende. Abgesehen davon ist die wichtigste Aufgabe unserer wirtschaftlichen Kolonialpolitik die zollpolitische Vereinheitlichung unseres nationalen Wirtschaftsgebietes. Auf beides können wir im Rahmen dieser allgemeinen Betrachtung nicht näher eingehen.

Anders steht es mit der Siedelungspolitik; sie ist bisher arg vernachlässigt worden und steckt noch in den ersten Anfängen. Gerade in den sogenannten „Kolonialkreisen," die in erster Linie die Träger und Stützen der deutschen Kolonialpolitik sein wollen, herrscht völlige Unklarheit sogar über die Grundfragen der Siedelungspolitik. Außer den Missionskreisen haben besonders die erwähnten Kolonialschmarotzer und -spekulanten, die Leute des internationalen Großkapitals, dahin gewirkt, daß eine einseitig wirtschaftliche Kolonialpolitik betrieben, dagegen die Besiedelung, für die sie in ihrer national gleichgültigen und weltbürgerlichen Gesinnung kein Herz haben, beiseite geschoben und gehemmt wurde. Sie begründeten ihre siedelungsfeindliche Stellung mit falschen „humanitären" kolonialpolitischen Grundsätzen: Die Kolonialpolitik dürfe nicht den Zweck haben, die Farbigen zu „verdrängen", sondern nur den, ihnen die Kultur und alle nur möglichen Vorteile zu bringen — und mit falschen Behauptungen über die mangelnde Besiedelungsfähigkeit der uns zur Verfügung stehenden Kolonialländer. Der letztere Einwand ist endlich jetzt, nachdem wir beinahe 30 Jahre fast ungenutzt haben verstreichen lassen, beseitigt: Die Besiedelung Deutsch-Südwestafrikas machte infolge des großen Eingeborenenaufstandes von 1904—1906 schnelle Fortschritte; und

über Deutsch-Ostafrika sind sich nun endlich alle Kenner einig, daß es auf seinen gesunden Hochländern eine noch viel größere weiße Bevölkerung wird aufnehmen können als Südwestafrika. Die nötigen Vorbedingungen für die Besiedelung sind durch die nunmehr vollendeten Eisenbahnbauten gegeben, es kann und muß jetzt planmäßige Besiedelungspolitik getrieben werden.

Deshalb aber müssen wir uns nun auch über die großen grundsätzlichen Fragen der Besiedelungspolitik auseinandersetzen und der kolonialfreundlichen Öffentlichkeit endlich klarmachen, daß mit den oben erwähnten Grundsätzen der zweifelhaften Kolonialfreunde über die Eingeborenenpolitik überhaupt nicht kolonisiert werden kann. Jener falsche Grundsatz, daß wir Kolonialpolitik um der Eingeborenen willen treiben, daß wir mit ihnen nur in Handelsverkehr treten und ihnen „die Segnungen der Zivilisation" bringen dürfen, muß fallen. Der Zweck der Besiedelungspolitik ist vielmehr, wie eingangs schon ausgesprochen, Neuland mit Volksgenossen zu besiedeln, also für uns: Das von Deutschen bevölkerte Volksgebiet zu vergrößern. Daher gilt in Ansiedelungsgebieten die oberste Regel: Der Eingeborene muß das Land räumen, damit es von den deutschen Ansiedlern in Besitz genommen werden kann. Solange nicht dieser selbstverständliche Grundsatz gegen die Missionare und die Kolonialspekulanten mit aller Klarheit durchgesetzt und von der Regierung angenommen ist, werden wir es in der Siedelungspolitik nie zu etwas bringen, nie über die jetzigen Halbheiten hinauskommen. Er verträgt sich ja doch auch mit dem christlichen und weltbürgerlichen Standpunkte; denn die germanische Rasse ist die edlere, die bessere; wer sie verbreitet, dient der Sache der ganzen Menschheit. Die großen Menschheitsziele erfordern, daß auch in der Entwicklung der Völker das Schlechtere dem Besseren Platz machen muß. Aber freilich, solche Wahrheiten der Rassenwissenschaft, die uns Deutschgesinnten längst geläufig sind, werden von den Gegnern bestritten. Sie behaupten, vor Gott seien alle Menschen gleich; und es stecke im Neger eine unbegrenzte Entwicklungsmöglichkeit, er werde dieselbe Höhe der Kultur erreichen wie der Weiße. Von solchen falschen Grundanschauungen aus kommen sie zu Folgerungen, die jede Siedelungspolitik unmöglich machen, da sie deren unumgängliche Hauptforderungen bekämpfen, nämlich die Herrenstellung der weißen Rasse und die Reinhaltung der weißen Rasse von Vermischung.

Damit stehen wir mitten in den Fragen der Rassenwissenschaft und Rassenpolitik, von der die Besiedelungs- und Eingeborenenpolitik eben nur ein Teil ist.

Die Frage der Herrenstellung der weißen Rasse, die man in Kolonialländern mit reiner Weißenbevölkerung nicht kennt, ist in den afrikanischen Siedelungskolonien deshalb vorhanden, weil dort die Eingeborenen, bis jetzt wenigstens, nicht verdrängt werden. Man glaubt sie für niedere und schwere Arbeiten nötig zu haben, und läßt sie als unterste soziale Schicht der Bevölkerung im Lande wohnen. Daraus entsteht selbstverständlich eine große Gefahr für das weiße Herrenvolk; es ist ständig in seinem Dasein bedroht, nicht sowohl durch Aufstände, in denen die Eingeborenen die weiße Herrschaft mit Gewalt abzuschütteln versuchen, als durch den täglichen Wettbewerb der Farbigen auf wirtschaftlichem, sozialem und politischem Gebiete. Auf letzterem kann man sich ihrer noch am leichtesten erwehren: sie dürfen nicht mitregieren, sie haben

weder in den Gemeinden noch im Staate Stimmrecht, ebenso wenig das Recht Waffen zu tragen; der Weiße herrscht politisch und militärisch. Diesen altbewährten kolonialpolitischen Grundsatz der niederdeutschen Buren hat die Südafrikanische Union angenommen; in Südwestafrika befolgen wir dieselbe Politik. Gefährlicher für die Weißen ist der farbige Wettbewerb auf wirtschaftlichem und kulturellem Gebiete; die Lösung dieser Frage entscheidet über die Zukunft der südafrikanischen Staaten, über das Dasein des weißen südafrikanischen Volksstammes. Er setzt sich mit seiner ganzen politischen Tatkraft dafür ein, Südafrika als „weißen Mannes Land" zu erhalten, d. h. sich im Besitz dieses Landes zu behaupten. Das kann er aber nur erreichen, wenn er die Farbigen nicht in die Schichten der Grundbesitzer, Kaufleute und Handwerker oder gar der akademisch Gebildeten eindringen läßt, sondern sie in dem Zustande einer abhängigen Arbeiterbevölkerung erhält. Dementsprechend darf es auf der anderen Seite nicht vorkommen, daß ein Teil der weißen Bevölkerung in seiner Bildung, seiner gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Stellung unter den Farbigen steht, wohl gar von ihnen abhängig wird. Das sind die grundlegenden Forderungen der Eingeborenenpolitik, von denen nicht um Haaresbreite abgewichen werden darf, denn an ihrer Erfüllung hängt der Bestand der weißen Rasse in Südafrika. In den britisch-niederdeutschen Staaten hat man das begriffen und sucht einen Erwerbszweig nach dem anderen den Farbigen zu verschließen, zugleich die räumliche Trennung der Farbigen von den Weißen durchzuführen (White labour's association, Uitbreiding van blanke Werkkring, Verbot des Grunderwerbs durch Farbige in den Weißen-Gebieten). Im deutschen Südwestafrika erreicht man vorläufig dasselbe durch die Vorschrift der Lindequist'schen Eingeborenenverordnungen, daß die Eingeborenen, denen man den Landbesitz entzogen hat, dem Paßzwang unterworfen sind und bei den Weißen in Arbeit stehen müssen. Wer diese „Rassen- und Gewaltpolitik" bekämpft, die Farbigen wirtschaftlich frei und selbständig zu machen und durch kulturelle Hebung instand zu setzen sucht, die Weißen zu verdrängen und zu vernichten, ist der Erzfeind und Totengräber der weißen Rasse in Südafrika. Denn sie ist vernichtet, so wie sie ihre Herrenstellung verliert; sie muß sich um jeden Preis als Herrenbevölkerung, als gesellschaftliche Oberschicht behaupten. Noch besser wäre es, wenn sie auch die farbige Unterschicht verdrängte, wie es die Nordamerikaner mit den Indianern getan haben. Die Farbigen haben in den gewaltig großen tropischen Gebieten, die sich zu weißen Siedelungsländern nicht eignen, noch Raum genug, sich zu Kulturvölkern emporzuarbeiten, wenn sie in sich die Fähigkeit dazu haben. Dagegen die Länder, in denen deutsche Bevölkerung leben kann, müssen solche auch bekommen, im allgemeinen Menschheitsbelange.

Zur Erhaltung der Herrenstellung der weißen Rasse gehört auch hauptsächlich, daß sie sich nicht mit den Farbigen *vermischt*. Aber diese Forderung der *Reinhaltung der deutschen Rasse* folgt ja schon daraus, daß es doch überhaupt der Zweck der Siedelungspolitik ist, das *eigene* Volk auf Neuland auszubreiten und zu vermehren. Überantworten wir aber unsere Siedelungskolonien nicht der eigenen, deutschen Bevölkerung, sondern einer Mischrasse, so verfehlen wir eben den ganzen Zweck der Kolonisation. Es ist unglaublich, wit welchen Klügeleien unsere oben erwähnten Gegner auf dem letzten Kolonialkongreß solche einfachen Grundwahrheiten zu verdrehen und aus

dem Wege zu schaffen versuchten. Wir können diese ganze hochwichtige Frage der Erhaltung der Rassenreinheit der Weißen in den Kolonien hier nicht ausführlich behandeln, das soll einer besonderen Abhandlung vorbehalten bleiben. Nur der schwerwiegendste Einwand gegen die Siedelungspolitik soll zum Schluß kurz gestreift werden:

Es ist gerade von deutsch-völkischen Kreisen (Professor Samassa in den „Alldeutschen Blättern") gesagt worden, die Deutschen könnten jetzt überhaupt nicht kolonisieren, weder in ihren europäischen Ostmarken noch in Afrika, wenn sich ihre jetzt arg zurückgegangene rassische Kraft und Volksvermehrung nicht wieder hebe; sie hätten ja gar keinen Bevölkerungsüberschuß zur Neusiedelung zur Verfügung, sie könnten nicht einmal ihre jetzige ländliche Bevölkerung in ihrer bisherigen zahlenmäßigen Stärke erhalten. Derartige Zweifel werden Gott sei Dank von der Rassenwissenschaft als unbegründet abgewiesen. Woher kommt denn unsere gegenwärtige rassische Entartung? In erster Linie von den nationalwirtschaftlichen Verhältnissen, in denen wir leben, dem Kapitalismus und Industrialismus mit der volksverwüstenden modernen Großstadt-Zivilisation. In einer solchen Umwelt muß auch der Bauernstand, die Landbevölkerung allmählich verkümmern und entarten. Das hat Dr. Albert Ritter in seiner ausgezeichneten Fehde gegen das freisinnige Trugbild eines nur auf Handelskolonien sich stützenden Industriestaates, das uns Dr. Paul Rohrbach in seinem Buche „Der deutsche Gedanke in der Welt" aufreden will, treffend ausgeführt. Das deutsche Volk darf eben seine Söhne nicht mehr dem Moloch des Industrialismus opfern, nicht seinen ganzen Bevölkerungszuwachs auf das Pflaster der Großstädte werfen. Wenn es ihn, wenigstens zum Teil, auf Neuland ansetzen würde — sei es an unserer europäischen Ostgrenze, sei es in Afrika — so würde nicht nur diese neue deutsche Ansiedelungsbevölkerung rassisch gesund sein (sowohl der niederdeutsche Bur in Südafrika wie der deutsche Ansiedler in Südbrasilien, Südungarn, Südrußland hat nicht selten ein Dutzend Kinder vom kräftigsten germanischen Schlage), auch die belebende Rückwirkung auf die in der alten Heimat zurückbleibende Landbevölkerung, die jetzt im einseitigen Industriestaate dahinsiecht und erstickt, würde nicht ausbleiben. Also gerade weil die Deutschen jetzt mit Landflucht und Rückgang der Volkskraft zu kämpfen haben, müssen sie Siedelungspolitik treiben und Neuland bevölkern.

Man sollte daher die nationale Bedeutung unserer afrikanischen Siedelungspolitik nicht gering schätzen. Wenn auch gegenwärtig unsere jährliche Auswanderung geringfügig ist, und wenn auch die beiden Kolonien zunächst nur wenige Hunderttausende von Deutschen aufnehmen können, also für ein Achtzig-Millionen-Volk kleine deutsche Volkssplitter, so wird doch die deutsche Bevölkerung in Deutsch-Südwestafrika und -Ostafrika zu betrachten sein in Verbindung mit den sich in gewaltiger Volkskraft vermehrenden Niederdeutsch-Afrikanern, deren künftige Stellung zur deutschen Gesamtkultur noch keineswegs festgelegt ist, und mit den Siedelungsgebieten von Britisch-Ostafrika, Angola und Katanga im Kongostaate, wo die deutschen Ansiedler und die niederdeutschen Buren den niederdeutschen Vlamen die Hand reichen können. Hier kann ein hochdeutsch-niederdeutsches Siedelungsgebilde entstehen, das durch die zahlenmäßige Stärke seiner germanischen Bevölkerung und durch die gewaltige Größe seines Landgebietes für das Fortbestehen der germanischen Rasse ebenso von Bedeutung sein kann, wie das sich ebenfalls

stark vermehrende deutsche Kolonialvolk am gegenüberliegenden südbrasilianischen Gestade (schon jetzt $^1/_2$ Million Seelen stark). Auch Graf Teja erkennt im „Abgrund" diese Bedeutung des kleinen südafrikanischen deutschen Stammes für die Zukunft der ganzen deutschen Rasse an. Und wer bisher einen solchen winzigen Volkssplitter für bedeutungslos gehalten hat, wird vielleicht anderer Meinung, wenn ihm die Augen darüber geöffnet werden, daß die rassische Zukunft des gewaltigen Blocks des mutterländischen Achtzig-Millionenvolkes schon jetzt aufs schwerste bedroht ist. Vielleicht werden die im 20. Jahrhundert von den Deutschen in Südafrika und Südbrasilien zu leistenden kolonialen Taten nicht zurückstehen hinter der nationalen Bedeutung unserer weltgeschichtlichen Großtat im Mittelalter, der Besiedelung Ostdeutschlands.

Die Lage und die völkische Schutzarbeit der Karpathendeutschen

Von Universitätsprof. Dr. Raimund Friedrich Kaindl, Czernowitz

Schon im 5. Hefte dieser Zeitschrift ist über die Karpathendeutschen und ihre völkische Stellung gehandelt worden. In diesem Aufsatze wurde unter Hinweis auf die Ergebnisse der neuen „Geschichte der Deutschen in den Karpathenländern" darauf verwiesen, daß die Karpathenländer, also Ungarn, Siebenbürgen, Galizien, die Bukowina und Rumänien ein altes Kolonisationsgebiet des deutschen Volkes sind. Hierher hat das deutsche Volk besonders vor der Entdeckung Amerikas einen großen Teil seines Überschusses entsendet, hier hat es in überaus erfolgreicher Weise sich kulturell betätigt, aber auch für sich wirtschaftliche Erfolge errungen. Seit der Entdeckung der Neuen Welt begann das Abströmen des deutschen Volksüberschusses nach dem Westen, und die Deutschen vergaßen immer mehr ihre Aufgaben im Osten. Das neue Deutsche Reich suchte vollends sein Heil in dem jenseits des Meeres gelegenen Großdeutschland. Unser Artikel betonte demgegenüber die Bedeutung der Karpathenländer und der deutschen Ansiedlungen daselbst für die in neuester Zeit geltend gemachten neuen wirtschaftlichen Ziele des deutschen Volkes. Diese Ziele faßt eine der neuesten Schriften*) über dieses Problem folgendermaßen zusammen: „Bauernneuland, ein großes Wirtschaftsgebiet, Rettung des Deutschtums in der Donaumonarchie, Rettung der Donaumonarchie selbst, Einigung des Gesamtdeutschtums, offene Tür im Südosten und freien Weg für das Deutschtum auf seinen alten Pfaden, Schutz den nichtslawischen Völkern vor dem Panslawismus — kurzum Berlin-Bagdad, das Wort, das alles in sich birgt, das ist unsere Losung."

Um dieses Ziel zu erreichen, wird in den meisten Schriften nur die Berücksichtigung und Pflege der Verhältnisse auf dem Balkan empfohlen; eine dieser Schriften ist geradezu „Unsere Zukunft liegt auf dem Balkan" überschrieben**). Aber es liegt auf der Hand,

*) K. v. Winterstetten, Berlin-Bagdad (München 1914).

**) Verfaßt von W. Lochmann (Leipzig 1913).

daß es für diese Pläne von höchster Bedeutung ist, die Wege durch die Karpathenländer offen zu halten. Jene großen und weitausgreifenden Ziele können nicht anders als nach und nach erreicht werden, Posten nach Posten muß vorgeschoben werden. Unstreitig sind nun die in den Karpathenländern schon bestehenden deutschen Ansiedlungen bei der Verfolgung der neudeutschen Ziele von höchster Bedeutung. Mit Recht wird in den Schriften, die sich mit diesen Fragen beschäftigen, betont, daß für ihre Verwirklichung die Hebung der kulturellen Bedürfnisse in den in Betracht kommenden Ländern, ihr Durchdringen mit deutscher Kultur und deutschem Wesen, daher die Hebung des deutschen Schulwesens in ihnen, die Ansiedlung deutscher Kolonisten usw. notwendig ist. Alles das ist in den Karpathenländern zum guten Teil schon vorhanden. Hier muß also zunächst für die Stärkung und Erhaltung des bereits Bestehenden gesorgt werden. Diese Vorposten müssen gestärkt werden, um beim weiteren Vordringen die nötigen Stützpunkte zu haben.

Man darf annehmen, daß das hier Gesagte so einleuchtend ist, daß über die Notwendigkeit der Erhaltung der Stellung der Karpathendeutschen nichts mehr gesagt zu werden braucht. Es sei daher nur ganz kurz erinnert, daß diese Deutschen ein Glied der von der Ostsee zur Adria ziehenden Kette sind, die das dahinterliegende Mutterland gegen die allslawische Gefahr schützen helfen. Auch sei betont, daß ein Zurückweichen von diesen Posten dem deutschen Volke nicht nur Schaden, sondern auch Unehre bringen würde. Hier haben die Deutschen seit Jahrhunderten auf allen Gebieten reiche kulturelle Arbeit geleistet, diese Länder haben sie mit ihrem Gut und Blut den Türken entrissen. Sie aufgeben wäre eine Schmach.

Dies sind die Gründe, welche die Teilnahme des ganzen deutschen Volkes an den Geschicken der Karpathendeutschen wachrufen müssen. Lange hat es diesen starken Ast vergessen und ihn seinem Schicksal überlassen. Nun ist es an der Zeit, daß dieser Fehler gutgemacht werde. Die folgenden Ausführungen sollen einen Überblick über die Lage der Karpathendeutschen bieten, ihre Schutzarbeit schildern und endlich dartun, wie ihnen das Muttervolk Beistand leisten könnte.

Bei der Besprechung der Lage müssen wir die politischen und die wirtschaftlichen Verhältnisse besonders besprechen.

Die politsche Lage der Deutschen in den Karpathenländern ist im allgemeinen ungünstig; das Maß der Bedrückung und Zurücksetzung ist in den einzelnen Gebieten verschieden. Die wirtschaftliche Lage ist in allen Ländern besser als die politische.

Am vertrautesten ist man in weiteren Kreisen mit der Zurücksetzung der Deutschen in Ungarn. Von dem Bestreben geleitet, Ungarn in einen magyarischen Nationalstaat umzuwandeln, bedrücken die magyarischen Machthaber alle andersprachigen Völker. Gegen die Deutschen erfüllt sie überdies ein alter Haß, der durch die Vereinheitlichungsbestrebungen des deutschen Herrscherhauses in früherer Zeit noch mehr angefacht worden ist. Seitdem nach der Niederlage von 1866 die Wiener Regierung zum Ausgleiche mit Ungarn genötigt worden war und die dualistische Staatsform Platz griff, waren die ungarischen Deutschen völlig den Magyaren ausgeliefert. Es begann eine planmäßige Unterdrückung derselben. Vor allem wurden die Sonderrechte, welche die Deutschen seit ihrer Einwanderung besessen hatten und die ihnen zum Schutze ihres Volkstums

dienten, beseitigt. Diese Maßregel traf besonders hart die deutschen Städte Ungarns und das Siebenbürger Sachsenland. Nachdem dadurch die Deutschen völlig dem Organismus des ungarischen Staates einverleibt worden waren, wurden sie voll von den Segnungen der magyarischen Gesetzgebung und Herrschaft getroffen. Durch das Nationalitätengesetz von 1868 ist zwar eine entsprechende Berücksichtigung der nichtmagyarischen Völker, also auch der Deutschen festgestellt; durch neuere Gesetze und Gewaltmaßregeln erfolgt aber in Wirklichkeit eine Vergewaltigung dieser Völker auf allen Gebieten. So gestaltet sich die durch das Gesetz von 1879 eingeführte zwangsmäßige Erlernung der magyarischen Sprache in den Volksschulen durch seine Handhabung in den deutschen Gemeinden zu einer vollständigen Unterdrückung der Erlernung der deutschen Muttersprache. Die früher bestandenen deutschen Schulen wurden magyarisiert, und in den neuen staatlichen Schulen werden die Kinder selbst dafür bestraft, wenn sie in den Zwischenstunden miteinander deutsch sprechen. Das Mittelschulgesetz von 1883 legt den Schülern den Betrieb der magyarischen Sprache in solchem Umfange auf, daß dadurch der Unterricht in anderen Sprachen zurücktreten muß. Durch dieses Gesetz ist es nahezu unmöglich gemacht, Mittelschulen mit anderer als magyarischer Unterrichtssprache zu gründen. Die Magyarisierung der Schulen bedeutet stets einen Rückschritt, denn es ist bekannt, daß das magyarische Schulwesen minderwertig ist. Im großen ganzen sind die bestehenden staatlichen Schulen für die deutsche Jugend Magyarisierungsanstalten. Ebenso durchbrechen neuere Bestimmungen über das Gerichtswesen das Nationalitätengesetz zum Nachteil der Deutschen. Allgemein bekannt ist, wie bei den Wahlen alle Nichtmagyaren, auch die Deutschen, vergewaltigt werden. Die Meinungsäußerungen in deutschen Zeitungen werden durch Preßprozesse in geradezu unerhörter Weise unterdrückt. Gerade in letzter Zeit sind wieder eine Reihe derartiger ganz unglaublicher Verurteilungen vorgekommen. Selbst das Verleihen eines deutschen Buches kann mit wochenlanger Kerkerhaft gebüßt werden. Die Kirche wird in schändlichster Weise zur chauvinistischen Wühlarbeit benützt. Magyarische Predigt und magyarischer Religionsunterricht wird zu ungunsten der Deutschen eingeführt. Einen wichtigen Abschnitt im Kampfe gegen das Deutschtum bildet die Verfolgung der deutschen Theater in Ungarn. Angeblich zum Schutze der Magyaren gegen die Angriffe der anderen Völkerschaften werden zahlreiche „Kulturvereine“ gegründet. In Wirklichkeit sind diese Vereine ausgesprochene Magyarisierungsanstalten, denen die gesamte Beamtenschaft, der Klerus und die staatlichen Schullehrer freiwillig oder unfreiwillig als Mitarbeiter dienen. Zu diesen Vereinen gehört auch die „Gesellschaft für Namensmagyarisierung“; auch ist es bekannt, daß die vorgesetzten Beamten auf ihre Untergebenen entsprechenden Druck ausüben, damit diese ihre Namen ändern. Diese Magyarisierung der Personennamen überbietet bei weitem noch die infolge des Gesetzes von 1898 planmäßig betriebene Verdrängung der alten deutschen Ortsnamen und ihren Ersatz durch magyarische. Eine der krassesten Verletzungen des Nationalitätengesetzes ist es, daß in Ungarn Beschimpfungen der Deutschen an der Tagesordnung sind, ohne daß dagegen ernstlich eingeschritten würde. Auch die deutsche Sprache wird häufig als „Hundssprache“ bezeichnet. Die Folge dieser Vergewaltigung ist für die Deutschen im eigentlichen Ungarn um so trauriger, als sie im Parlamente keine Vertretung besitzen. Etwas besser sind in dieser

Beziehung die Siebenbürger Sachsen gestellt; diese haben eine Anzahl von Abgeordneten, die freilich sehr geringe Bewegungsfreiheit besitzen. Im Auslande bestrebten sich die Magyaren, ihr Vorgehen gegen die Deutschen stets zu bemänteln und in Abrede zu stellen; zu diesem Zwecke wurden einige Zeitschriften begründet und im Ausland Bücher verlegt. Doch diese Kunstgriffe sind heute durchschaut, und die magyarische Gewaltherrschaft ist überall, vor allem in Deutschland wohlbekannt.

Trotz dieser Entrechtung im öffentlichen Leben haben es die Deutschen in Ungarn durch ihren Fleiß und ihre Betriebsamkeit verstanden, in wirtschaftlicher Beziehung erfreuliche Erfolge zu erringen. Die äußere Lage der Deutschen ist im allgemeinen zufriedenstellend, in einzelnen Teilen des Landes sogar sehr erfreulich. Vor allem kommt es auf die Lage der bäuerlichen Bevölkerung an, die den Hauptteil der Deutschen in Ungarn bildet. Da muß gesagt werden, daß sehr viele von den siebenbürgischen Dörfern einen überaus erfreulichen Eindruck machen. Man merkt es diesen schmucken Orten, den behäbigen Höfen, dem reichen Viehstande und dem Hausrate sowie der Tracht an, daß eine gewisse Wohlhabenheit herrscht. In weit höherem Maße ist dies in den meisten schwäbischen Siedelungen Ungarns und Kroatiens der Fall. Auch auf den verwöhnten Reisenden, der aus Deutschland kommt, machen fast alle Ortschaften im Banat „einen äußerst behäbigen Eindruck". Im benachbarten Syrmien (östliches Slawonien) hat z. B. der Markt Ruma, in welchem die zweite Tagung der Karpathendeutschen (1912) stattfand, auf alle Teilnehmer dieser Tagung einen überaus günstigen Eindruck gemacht. Die breiten Straßen mit Alleen und Bürgersteigen, die schönen Häuser mit ihrer oft durchaus städtischen Einrichtung, die schönen Pferde, der reiche Feldbesitz, die behagliche Lebensweise, die mit reger, unausgesetzter Arbeit verbunden ist, hat manchen aus der Fremde herbeigezogenen Tagungsteilnehmer zum freudigen Ausrufe veranlaßt: „Das ist deutsches Land!" Reichsdeutsche Reisende, die das benachbarte India und Franztal aufgesucht haben, sprechen mit sichtlicher Freude von dem Gesehenen*). Auch in anderen Teilen Ungarns sind die deutschen Bauernsiedelungen in erfreulichem Fortschritt begriffen. Überall ist ein starkes Anwachsen des deutschen Landbesitzes zu verzeichnen. Nicht nur in den alten Ansiedlungsorten geht der nichtdeutsche Besitz allmählich an die Deutschen über, indem die Deutschen infolge ihrer Tüchtigkeit und ihres Fleißes die anderen Besitzer auskaufen; die Deutschen ziehen sich auch von den älteren Ansiedlungen in andere Orte, kaufen daselbst Gründe und veranlassen so die Entstehung neuer Niederlassungen. Fast jede deutsche Gemeinde Südungarns hat ihr „amerikanisches Viertel" von Feldern und neuerbauten Bauernhöfen, die mit Geld angekauft wurden, das in Amerika erworben wird. Die Deutschen in Ruma hatten bei ihrer Ansiedlung, am Ende des 18. Jahrhunderts nur zu sechs Joch Gründe erhalten (1 Joch Hausgrund und Garten, 5 Joch Feld und Wiese); nunmehr besitzen einzelne mehrere hundert Joch. Gegenwärtig haben diese Deutschen nämlich überaus viele Gründe in 13 benachbarten serbischen Orten abgekauft; in einer dieser Gemeinden (Klein-Radinci) blieben den etwa 120 serbischen Familien nur rund 200 Joch Gründe, während etwa 6800 in deutschen Besitz übergegangen sind. Ähnlich entwickelten

*) Man vgl. die Schilderungen in meiner „Geschichte der Deutschen in den Karpathenländern". 3. Band.

sich die Verhältnisse in India. Auch die Deutschen dieser Siedlung haben sich allmählich auf die meist serbischen Nachbargemeinden Neukarlowitz, Krcedin, Beska, Golobinci und Petrovici ausgedehnt und außerdem mehrere Pußten der Herrschaft Numa angekauft, auf denen jetzt ihre großen Wirtschaftshöfe stehen. Die Ausbreitung der Schwaben und die Bevölkerung der neuerworbenen Gründe wird durch ihre überaus starke, natürliche Vermehrung gefördert. Familien, in denen man ein Dutzend Kinder findet, sind nicht selten.

Die politische Lage der Deutschen in Galizien ist recht ungünstig. Seit 40 Jahren haben die Polen hier das Heft ganz in den Händen und benützen ihre Macht zur Bedrückung der Deutschen und Ruthenen. Die polnischen Machthaber können nun dem alten Hasse gegen alles, was deutsch heißt, frei die Zügel schießen lassen. Beschimpfungen und Schädigungen der Deutschen sind an der Tagesordnung. Seitdem die österreichische Zentralregierung nach 1866 ihre Machtfülle zugunsten der selbständigen Behörden in Galizien aufgegeben hat, werden die Deutschen auf Schritt und Tritt geschädigt. Obwohl nach den Staatsgrundgesetzen die deutsche Sprache neben der polnischen und ruthenischen als gleichberechtigt zu gelten hat und die Deutschen insbesondere auf volle Berücksichtigung ihrer Muttersprache in Kirche und Schule Anspruch haben, werden sie vielfach ihres guten Rechtes beraubt. Es ist allgemein bekannt, daß fast in allen katholischen deutschen Gemeinden polnische Geistliche angestellt sind, die die Muttersprache ihrer Pfarrkinder nicht beherrschen und ihren stammeseigenen Bedürfnissen fernstehen. In vielen Gemeinden führen aber diese fremden Priester auch noch polnische Predigt, polnische Gebete und polnische Lieder ein; sie geben den Täuflingen polnische Namen und verfälschen so ihr Volkstum. Gleich harter Druck lastet auf dem Schulwesen, und zwar sowohl der deutsch-katholischen als der deutsch-protestantischen Gemeinden. Im Jahre 1908 besaßen von den 220 deutschen Siedlungen nur 115 deutsche Schulen, und zwar zählte man 105 deutsche Privatschulen und 25 deutsche öffentliche Schulen. In 36 Ansiedlungen sind seit der Auslieferung Galiziens an die Polen ebensoviele deutsche Schulen polonisiert worden. Die anderen Ansiedlungen hatten gar keine oder von allem Anfang an nur polnische Schulen. Die deutschen konfessionellen Privatschulen erhalten die Ansiedler, seitdem die anfangs gewährten staatlichen Unterstützungen aufgehört haben, aus eigenen Mitteln. Obgleich sie hierin vom Gustav-Adolf-Verein und dem Deutschen Schulverein unterstützt werden, bilden die Schulkosten doch eine bedeutende Last, besonders da die Deutschen auch für die öffentlichen interkonfessionellen (polnischen und ruthenischen) Schulen beisteuern müssen. Für kleinere Gemeinden sind die Schulkosten oft unerschwinglich*). Die Lage der Lehrer dieser Privatschulen ist daher wie übrigens auch jene vieler Pfarrer oft sehr mißlich; es fällt auch schwer, für die kärgliche Besoldung tüchtige Männer zu gewinnen. Sobald die Gemeinden die Hilfe der Schulobrigkeiten in Anspruch nehmen, wird als Gegenleistung die Einführung der polnischen Unterrichtssprache gefordert. Auch gegen den Willen der Ansiedler werden beim Übergang in die öffentliche Verwaltung deutsche Schulen polonisiert oder doch mit polnischen Lehrkräften besetzt, die die deutsche Sprache nicht beherrschen. In solchen

*) Das gilt besonders von den katholischen Gemeinden, die von ihren auswärtigen Glaubensgenossen leider nicht unterstützt werden.

Schulen lernen die deutschen Kinder, denen besonders in Ostgalizien die polnische Sprache völlig fremd ist, weder deutsch noch polnisch; sie werden überdies von den feindlich gesinnten Lehrern verhöhnt und mißhandelt. Eines der erschreckendsten Beispiele dieser Entwicklung bietet die Schulgeschichte von Mariahilf. Überaus arg steht es auch um das höhere deutsche Schulwesen. Nachdem die früheren Mittelschulen und die Lemberger Universität polonisiert worden waren, bestanden noch zwei deutsche Gymnasien in Lemberg und Brody. Letzteres wird seit 1907 allmählich aufgelassen, ersteres verdient kaum noch den Namen einer deutschen Anstalt. Die polnischen Mittelschulen, Lehrerbildungsanstalten und Universitäten sind Polonisierungsstätten für die studierende deutsche Jugend. Wie in Kirche und Schule versuchen die galizischen Behörden die Deutschen auch in anderen Beziehungen zu entrechten. Im Oktober 1909 ist es geschehen, daß das k. k. Bezirksgericht in Jaworow die Frau des deutschen Landwirtes Schönhofer zu 48 Stunden Arrest verurteilt hat, weil sie unter Hinweis auf ihre sehr mangelhafte Kenntnis der polnischen und ruthenischen Sprache eine Zeugenaussage in deutscher Sprache machen wollte. Die angesehene Frau mußte schließlich sofort 24 Stunden im Arrest zubringen, obwohl sie darauf verwies, daß sie ein drei Monate altes Kind zu stillen habe. Die 100000 Deutschen können nicht *ein* Landtagsmandat erringen, während auf je 25000 Polen schon ein Mandat entfällt. Erwähnt muß werden, daß die galizischen Behörden die Selbsthilfe und Organisation der Deutschen stören, indem sie in einzelnen Fällen Versammlungen und Feste unter allerlei Vorwänden zu vereiteln suchen. Ebenso wird geklagt, daß polnische Vorgesetzte ihre deutschen Untergebenen veranlassen, nationalpolnische Zwecke zu fördern. Bei der Vorname von Volkszählungen werden die Deutschen vergewaltigt. Auch bei der anfangs 1911 vorgenommenen Zählung fälschten die polnischen Beauftragten die Zählbogen zuungunsten der Deutschen. Ebenso wird auf wirtschaftlichen Gebieten der Kampf versucht. Der deutschen Erzeugnissen wiederholt angedrohte Verruf trifft indessen kaum die galizischen Deutschen. Schwerwiegender ist die Anregung, den Ankauf galizischen Bodens durch Deutsche zu verhindern, und anderseits die Unterstützung polnischer sowie ruthenischer Bauern beim Ankaufe deutschen Bodens. Indessen dürften bisher immer noch die Erwerbungen der Deutschen, die wie in Ungarn zu zahlreichen Neugründungen deutscher Siedlungen auf angekauften Gründen geführt haben, weit größer sein als ihre Verluste. Bedeutend waren letztere nur, als vor einem Jahrzehnt künstlich eine ungewöhnliche Auswanderungsbewegung nach Posen hervorgerufen wurde.

Die wirtschaftlichen Verhältnisse der Deutschen in Galizien sind nicht so zufriedenstellend wie jene in Ungarn. Die Ansiedler waren von Anfang an schlechter ausgestattet worden, und der Boden in Galizien läßt sich mit jenem in Ungarn vielfach nicht vergleichen. Immerhin erhält man auch in vielen Deutschorten Galiziens ganz erfreuliche Eindrücke. Sie stehen in wohltuendem Gegensatze zu den polnischen und ruthenischen Nachbardörfern. Freilich gab es und gibt es auch arme Dörfer, aber manches, das vor hundert Jahren als verfallen bezeichnet wird (z. B. Königsau), macht jetzt einen guten Eindruck. Erfreulicherweise ist in den letzten Jahren manches zur Hebung der deutschen Siedelungen geschehen. Der deutsche Bauer hat zur Selbsthilfe gegriffen und schafft deutsche Raiffeisenkassen, Warenhäuser und dergleichen. Kaiserdorf bei Sambor besitzt

ein genossenschaftliches Warenhaus mit Tabakverschleiß, Schankrecht und Fleischbank. Dazu gehört ein Eiskeller, ferner eine Werkstätte für Zementdachziegel und ebensolche Brunnenrohre. Ferner besteht eine Raiffeisenkasse, alles im und um das Vereinshaus, in dem sich auch ein kleines Unterhaltungszimmer befindet. An Raiffeisenkassen zählte man gegenwärtig in deutschen Dörfern Galiziens etwa 40; sie sind zum „Verband deutscher Genossenschaften in Galizien" vereinigt. Die Erkenntnis, daß sachgemäße Viehzucht und neuzeitliches Molkereiwesen dem Landwirte bessere Einnahmequellen als der Körnerbau gewährleisten, dürfte sich in Kürze durchringen. So ist berechtigte Hoffnung vorhanden, daß manche Rückständigkeit, in die diese Ansiedler infolge ihrer Vereinsamung und Vernachlässigung durch alle berufenen Faktoren zum Teil geraten sind, bald beseitigt werden wird. Erwähnenswert ist, daß viele Dörfer kein Wirtshaus und keinen jüdischen Geschäftsmann aufweisen. Im großen und ganzen ist der wirtschaftliche Fortschritt der deutschen Bauern in Galizien zufolge ihrer größeren Betriebsamkeit und höheren Durchschnittsbildung gesichert.

In der Bukowina hat sich leider die politische Lage der Deutschen in der letzten Zeit bedeutend verschlechtert. Ungefähr ein Jahrhundert lang hat die einheimische Bevölkerung, vor allem die Rumänen und Ruthenen, die deutschen Verdienste gern anerkannt und den Deutschen die ihrer Arbeit und ihrem Wissen entsprechende Stellung eingeräumt. Diese günstige Entwicklung ist dem Umstand zuzuschreiben, daß die Deutschen, von altösterreichischer vorurteilsfreier Gesinnung erfüllt, eifrig sich der Kulturarbeit widmeten, ohne daß sie eine überragende Stellung oder auch nur die Sicherheit ihrer Lage angestrebt hätten. Dadurch wurde alles vermieden, was einen Gegensatz zur einheimischen Bevölkerung verursachen konnte. So kam es, daß die Deutschen ihre Arbeit ruhig fortsetzen konnten, ihr Kultureinfluß stetig um sich griff. Es ist noch nicht lange her, daß einer der hervorragendsten Führer der Bukowiner Rumänen, Baron Nikolaus v. Mustazza, zum König von Rumänien sagte: „Wir (Bukowiner Rumänen) sind deutsch erzogen". Aber diese der gerechten Würdigung der deutschen Kulturarbeit entsprungenen Anschauungen haben seither einer weniger freundlichen Stimmung Platz gemacht. Obwohl die Deutschen stets gegenüber den anderen Volksstämmen des Landes eine ruhige, anspruchslose Stellung einnahmen, niemals Entnationalisierungspläne hegten und den völkischen Bedürfnissen ihrer Mitbewohner sich nie verschlossen, wird seit einer Reihe von Jahren eine feindliche Stimmung gegen sie genährt. Die sicheren Anzeichen dafür mehren sich in den letzten Jahren überaus. Die deutschen Minderheiten in einzelnen Gemeinden werden bedrückt; die bisherige deutsche Verhandlungssprache der Gemeindevertretung in Kimpolung wurde durch die rumänische und jene von Nepolokoutz durch die ruthenische ersetzt. Führende Männer der Rumänen und Ruthenen erklären die Landeshauptstadt bloß deshalb, weil sie deutschen Charakter hat, als „einen Fremdkörper in unserem Fleische"; sie bekämpfen die Stadt im Landtage und suchen sie in verschiedenen Beziehungen zu schädigen. Besonders feindlich treten auch einzelne polnische Führer gegen die Deutschen auf. Bei dieser Stimmung ist es leicht erklärlich, daß gerechte Wünsche der Deutschen des Landes keine Berücksichtigung finden. Berechtigte schwere Klagen führen sie vor allem über die Zurücksetzung im Schulwesen. Wohl ist Deutsch die Vortrags- und Amtssprache der Universität Czernowitz und an

mehreren Mittelschulen des Landes; an den anderen Mittelschulen wird es wenigstens in ausreichendem Maße berücksichtigt und auch an den Volksschulen ist es teils Unterrichtssprache, teils Unterrichtsgegenstand. Trotzdem sind die deutschen Kinder in einer großen Anzahl Gemeinden, in denen die Deutschen die Minderheit bilden, im großen Nachteile. In solchen Gemeinden ist nämlich die Unterrichtssprache entweder rumänisch oder ruthenisch; das Deutsche wird dann nur als Unterrichtsgegenstand und überdies in der Regel von nichtdeutschen Lehrern gelehrt. Die Folge ist ein Zurückbleiben in den Kenntnissen der Muttersprache, im weiteren Verlaufe der Verlust des deutschen Volkstums. Nicht ganz befriedigend sind auch die kirchlichen Verhältnisse unter den katholischen Deutschen; wie in Galizien sind ihre Priester meist Polen. Weit günstiger als in Galizien und Ungarn ist in der Bukowina die Lage der Deutschen infolge des Vorherrschens der deutschen Sprache als eines allgemeinen Verständigungsmittels und als Amtssprache. Glücklicher als die Deutschen in Galizien und Ungarn sind jene in der Bukowina auch deshalb daran, weil sie sowohl in den Reichsrat als in den Landtag Abgeordnete entsenden. Zu den für die Deutschen günstigen Umständen zählt ferner ihre auch noch gegenwärtig höhere Volksbildung.

Die wirtschaftliche Lage der Mehrzahl der Deutschen in der Bukowina beweist, daß sie rührig zu schaffen verstehen. Dies gilt vor allem von den deutschen Bauern. Wie nach Galizien und Ungarn haben auch die Bukowiner Ansiedler zwar manchen Gulden aus der Heimat mitgebracht, auch sind allerlei Reichsforderungen für sie nachträglich eingetrieben worden, im großen und ganzen aber haben sie sich erst hier zu Wohlstand emporgeschwungen. Am besten erging es dem im Hügel- und Flachlande angesiedelten „Schwaben". Fruchtbringend erweisen sich vor allem die Wirtschaften der Deutschen in der Nähe von Czernowitz, das sie zum großen Teile mit den Bedürfnissen des täglichen Lebens versehen. Viele von den deutschen Landwirten sind Großbauern im besten Sinne des Wortes. Die Gemeinde Deutsch-Tereblestie ist in der seltenen glücklichen Lage, keine Gemeindeumlagen ausschreiben zu müssen. Sie besitzt eine große Hutweide, die parzellenweise an Ortsinsassen verpachtet wird und von deren Pachtschilling alle Umlagen bestritten werden. Anders verhält es sich mit jenen Kolonien, deren Insassen als Bergleute, Werkarbeiter und Glasmacher angesiedelt worden sind. Durch das Einstellen fast aller dieser Betriebe, welches in den letzten Jahrzehnten aus Mangel an Unternehmungslust eintrat, ist diesen Ansiedlungen der Lebensnerv abgeschnitten worden, und diese zumeist in gebirgigen, wenig fruchtbaren Gegenden und ohne hinreichende Gründe angesiedelten Menschen sind der Not ausgesetzt.

In Rumänien sind die zugewanderten Deutschen wie alle Fremden vom öffentlichen Leben ganz ausgeschlossen; der staatsbürgerliche Anschluß wird ihnen sehr schwer gemacht; sie können sich weder am politischen Leben beteiligen, noch in der städtischen Verwaltung betätigen. Fremde Kaufleute sind sogar von der Beteiligung an den Handelskammern ausgeschlossen, obwohl sie alle Steuern entrichten müssen. Auch sonst werden durch besondere Gesetze die Auswärtigen den rumänischen Staatsbürgern vielfach nachgesetzt. Einzelne Heißsporne hetzen gegen die Deutschen, wiewohl der einsichtige Rumäne gern zugibt, daß die Rumänen und Deutschen auf einander im Kampfe gegen gemeinsame Gefahren angewiesen sind. Diese politische Rechtlosigkeit übt selbstverständlich

auch auf die wirtschaftlichen Verhältnisse nachteilig zurück, denn der Ausländer steht in gewissen Beziehungen unter nachteiligen Sonderbestimmungen. Immerhin finden Gewerbetreibende, Gutsverwalter, Müller und Gärtner, Lehrer, Lehrerinnen usw. lohnenden Verdienst. Deutsche Landwirte können sich im eigentlichen Rumänien nicht ankaufen, da Ausländern keine Gründe überlassen werden; nur in der Dobrutscha ist dies leichter möglich, weshalb nur hier deutsche Bauernansiedlungen bestehen. Diese Kolonien entwickeln sich nicht schlecht, doch werden sie z. B. in ihrem Schulwesen ebenfalls unterdrückt.

Nach dieser Betrachtung der politischen und wirtschaftlichen Lage der Deutschen in den einzelnen Karpathenländern wenden wir uns der Schilderung ihrer Schutzarbeit zu.

Die Bedrohung des Deutschtums in den Karpathenländern hat wie anderwärts die Begründung von Schutzvereinen veranlaßt. Den ersten eigentlichen Schutzverein haben die Bukowiner Deutschen errichtet. Im Frühjahr 1897 wurde der „Verein der christlichen Deutschen in der Bukowina“ (Sitz in Czernowitz) begründet. Er setzte sich die Aufgabe, alle Belange der Deutschen in völkischer und wirtschaftlicher Beziehung zu fördern. In einer großen Anzahl von Ortsgruppen umspannt er das ganze Land. Für die Bewältigung der mannigfaltigen Arbeiten wurden Ausschüsse eingesetzt, aus denen sich im Laufe der Jahre eigene Vereine entwickelten, die zum Mutterverein in engen Beziehungen blieben. Zu den wichtigsten dieser Neugründungen zählen die Schülerheime in mehreren Orten, ferner vor allem die Spar- und Darlehenskassen-Vereine (Raiffeisenkassen). Letztere wurden für die wirtschaftliche Erstarkung und die Befreiung vom Wucher von bahnbrechender Bedeutung. Sie sind zum „Verband landwirtschaftlicher Genossenschaften“ zusammengeschlossen, der etwa 80 Kassen und ähnliche Vereine umfaßt. Leider ist billiges Bargeld in der Bukowina nicht vorhanden, deshalb stehen auch diesen Kassen zu wenig Mittel zur Verfügung. Daher ist es ihnen auch nicht möglich, in entsprechendem Maße für Güterankäufe zu Teilungs- und Ansiedlungszwecken zu sorgen. Vom Verein der christlichen Deutschen ging ferner die Gründung einer deutschen Zeitung (Bukowiner Bote) und eines deutschen Kalenders aus, die Errichtung von Volksheimen und Warenhäusern, eines Waisenhausfondes, zahlreicher Büchereien u. dgl. Neben diesem Vereine bestehen in der Bukowina noch der Deutsche Volksbund (deutschnationalpolitische Partei), der Turnverein Jahn, der deutsche Landeslehrerverein, zwei Burschenschaften, mehrere Ortsgruppen des Deutschen Schulvereins u. a. Bemerkt sei auch, daß die weiter unten zu schildernde Einigungsbewegung der Karpathendeutschen aus der Bukowina angeregt wurde.

In Galizien entstand der „Bund der christlichen Deutschen“ (Sitz in Lemberg) im Jahre 1907. Er hat unter überaus schwierigen Verhältnissen sofort eine segensreiche Tätigkeit entfaltet, die volle Anerkennung verdient. Seine Gliederung und Arbeitsweise gleicht völlig jener des Bukowiner Vereines. Auch er hat andere Vereine, besonders die schon oben erwähnten Raiffeisenkassen und ihren Verband ins Leben gerufen, die für die galizischen Deutschen eine Quelle der wirtschaftlichen Stärkung geworden sind. Das vom Bunde herausgegebene „Volksblatt“ fördert die kräftige Entfaltung des völkischen Bewußtseins; ebenso verdient der „Zeitweiser“ des Bundes ehrenvolle Erwähnung. Die evangelischen Deutschen Galiziens besitzen überdies in den

vom Pfarrer Zökler in Stanislau gegründeten wirtschaftlichen und humanitären Anstalten eine starke Hochburg.

Wenden wir uns in die Länder der Stefanskrone, so ist hervorzuheben, daß das eigentliche Ungarn und Siebenbürgen keinen besonderen Schutzverein besitzt. In Ungarn ist überhaupt die Zahl der völkischen Vereine noch sehr gering. Nur im Banat sind die Verhältnisse günstiger. In jüngerer Zeit wird infolge von Anregungen, die bei den Karpathentagungen gegeben wurden, der Versuch gemacht, alle deutschen Bauern Ungarns in einem „Bauernbunde" zu sammeln, der durch das in Ofenpest erscheinende „Bauernblatt" zusammengehalten wird. Eine starke Stütze für die Deutschen in Ungarn ist die „Ungarländische deutsche Volkspartei". Die bestehenden deutschen Geldhäuser sind nicht hinreichend; daher wurde bei den Karpathentagungen die Errichtung einer großen deutschen Bank für Ungarn angeregt. In Siebenbürgen verfolgen wissenschaftliche, wirtschaftliche, humanitäre und gesellige Vereine schon seit Jahrzehnten auch die Erstarkung des deutschen Volksbewußtseins. Die nationalen Geldanstalten sind bei den Siebenbürger Sachsen trefflich organisiert; man bezeichnet sie mit Recht als starke Burgen zum Schutze ihrer Rechte. Sie sind in der Lage, jährlich bedeutende Summen für sächsische Kultureinrichtungen zu widmen und leisten sehr viel für die Erhaltung und Vergrößerung des sächsischen Bodenbesitzes. Einen Schutzverein im eigentlichen Sinne besitzen seit dem vorigen Jahre die Deutschen von Kroatien und Slawonien in ihrem „Bund", der sich rasch entwickelt (Sitz in Ruma). Außerdem bestehen hier mehrere Turn-, Gesang- und Lesevereine, ferner deutsche Kassen, deren Geldmittel aber unzulänglich sind.

Der Zusammenschluß der Deutschen in Rumänien zu einem allgemeinen deutschen Schutzvereine ist noch nicht erfolgt. Dagegen besitzen sie eine Anzahl von ansehnlichen humanitären und geselligen Vereinen, von denen die meisten ihren Sitz in Bukarest haben. Der deutsche Turnverein daselbst besteht seit 1867. Sehr wichtig ist der „Deutsche Volksbildungsverein" in Bukarest, der in dieser Stadt die Schillerbibliothek und in andern Orten Wanderbüchereien errichtet hat.*)

Durch die Ergebnisse geschichtlicher Forschungen angeregt, habe ich seit 1910 den Zusammenschluß aller Karpathendeutschen in den „Tagungen" angeregt. Diese haben den Zweck, das Zusammengehörigkeitsgefühl aller Deutschen in den Karpathenländern zu stärken und gemeinsame Interessen derselben zu fördern. Auch streben sie, innigere Beziehungen zwischen diesen Deutschen und dem deutschen Gesamtvolke herbeizuführen. Der Tagungsgedanke wurde allgemein als glücklich bezeichnet. Die ersten drei Tagungen fanden in Czernowitz (1911), in Ruma (1912) und in Wien (1913) statt; alle nahmen einen glänzenden Verlauf. Die vierte Tagung wird zu Pfingsten 1914 in Biala (Galizien) stattfinden.**)

---

*) Über alle im Vorstehenden geschilderten Verhältnisse findet man ausführliche Mitteilungen in meiner „Geschichte der Deutschen in den Karpathenländern". 3. Bd. (Gotha 1911), für Ungarn in meiner „Geschichte der Deutschen in Ungarn" (Gotha 1912).

**) Die Hauptleitung der Tagungen hat ihren Sitz in Czernowitz (Dr. R. F. Kaindl, Czernowitz, Bukowina, Neuweltgasse 60). Von ihm sind die mit Abbildungen versehenen Berichte über die Tagungen zu beziehen. Jeder kostet frei 1 M. Alle Beträge fließen dem Tagungsschatz zu.

Wie man aus dem Mitgeteilten ersieht, sind die Deutschen in allen Karpathenländern lebenskräftige Zweige des deutschen Volkes. Sie sind eifrig bemüht, ihr Volkstum und ihre Stellung als Vorposten des deutschen Volkes zu wahren. Trotz der Bedrängnis, die sie vielfach zu erleiden haben, sind sie wirtschaftlich und kulturell im Fortschritt begriffen. Aber der Kampf für die hohen Güter des Volkstums legt Lasten auf, von denen die Brüder im deutschen Mutterlande keinen Begriff haben. Diesen Anforderungen sind besonders die minder bemittelten Gemeinden für die Dauer nicht gewachsen. Dazu kommt, daß die anderen Nationen für den völkischen Kampf große Opfer bringen; dadurch wird die Lage der vorgeschobenen deutschen Vorposten noch schwieriger. Für die Dauer könnten sie die gefährdeten, für das Muttervolk so wichtigen Stellungen nicht halten. Daher erwächst für dieses die Pflicht, auch zu eigenem Nutzen seiner Wacht im Osten einige Aufmerksamkeit zuzuwenden. Die darauf verwendeten Mittel werden nicht verloren sein.

Diese Hilfeleistung kann in verschiedener Form geschehen.

Von Nutzen wird es zunächst sein, wenn sich die deutsche Öffentlichkeit mehr als bisher mit dem Schicksal der Deutschen im Osten befassen wird. Die Besprechung ihrer Bedürfnisse und ihrer Bedrängnis in Zeitungen und Versammlungen wird durch die bewiesene Teilnahme den Mut der Bedrohten stärken, ihren Gegnern aber ein Warnruf sein. Das große deutsche Volk muß zeigen, daß es nicht gewillt ist, seinen Genossen zugefügtes Unrecht gleichmütig zu ertragen.

Seine Teilnahme können die Volksgenossen ferner durch den Besuch ihrer Ansiedlungsgebiete im Osten beweisen. Das Zusammengehörigkeitsgefühl wird dadurch gestärkt und den vorgeschobenen Posten der Nutzen des Fremdenverkehrs zuteil werden. Viele Karpathengebiete sind landschaftlich schön, überdies durch ihre kulturellen und volkskundlichen Verhältnisse anziehend.

Von hoher Bedeutung wird es sein, daß deutsches Geld und deutsche Großunternehmungen ihr Arbeitsgebiet in den Karpathenländern suchen. Diese sind für die Gewinnung von Rohstoffen, für verschiedene gewerbliche Unternehmungen, für alle Arten von landwirtschaftlichen Betrieben ein dankbares Gebiet. Deutsche Landwirte würden mit ihrer fortgeschrittenen Wirtschaftsweise auf diesem fruchtbaren Boden reiche Erfolge erzielen und mit ihren Erzeugnissen lohnenden Handel nach dem Mutterlande führen.

Die Errichtung deutscher Fabriken u. dgl. würde aber eben sowie landwirtschaftlicher Großbetrieb mit Heranziehung deutscher Arbeiter und Hilfskräfte aller Art verbunden sein, wodurch das deutsche Element gestärkt werden würde. Bei Ankauf größerer Güter könnte ein Teil in kleine Bauerngüter verteilt und an Ansiedlungswerber übergeben werden. Solche Ansiedler werden sich immer finden. Man würde dadurch Deutsche, die infolge Bodenmangels zur Auswanderung gezwungen sind, im Lande festhalten; zugleich würden für die landwirtschaftlichen Großbetriebe die nötigen deutschen Arbeiter gewonnen werden.

Für Geldmänner und Banken würden Güterankäufe zu Aufteilungszwecken unbedingt gute Kapitalsanlagen sein. Nicht scharf genug kann betont werden, daß die deutschen Häuser infolge ihrer Lässigkeit sich hier im Osten durch nichtdeutsche verdrängen lassen. Man sehe nur zu, wie tschechische Banken ihre Zweiganstalten überall errichten!

Gewiß tun sie es nicht, um ihr Geld zu verlieren. Weshalb deutsche Banken zurückstehen sollen, ist nicht abzusehen. Wir wollen gar nicht erinnern, daß auch das deutsche Kapital völkische Verpflichtungen hat! Es sollte schon wegen des Nutzens sich nicht den Rang ablaufen lassen. Bargeld ist in allen Karpathenländern beim deutschen Bauern selten zu finden, nicht weil er arm ist, sondern weil er alles Bargeld sofort für Grundkäufe verwendet. Dazu ist hier niemals genug Geld vorhanden. Banken würden daher hier gute Geschäfte machen. Sie könnten große belastete Güter billig kaufen und sie stückweis gut an deutsche Bauern abgeben. Diese würden auf solche Weise billiger zu den Gründen kommen, da die Preistreibereien bei den planlos betriebenen Einzelankäufen beschränkt wären.

Schließlich sollte die deutsche Schutzarbeit in den Karpathenländern in Zukunft vom Deutschen Reiche aus mehr als bisher unterstützt werden. Unsere Brüder, für deren kulturelle und völkische Bedürfnisse so reichlich gesorgt ist, könnten leicht ein Scherflein für ihre Volksgenossen beitragen, die sich all dies erkämpfen müssen. Was könnte nicht hier im Osten für das Deutschtum geschehen, wenn das reiche deutsche Muttervolk den Schutzvereinen zu ihrer Arbeit einiges beisteuern wollte! Wie gezeigt worden ist, werden dadurch auch die Belange des Gesamtvolkes gewahrt. Vor allem muß darauf verwiesen werden, daß sich das katholische Deutschland völlig gleichgültig gegenüber der Not seiner deutschen Glaubensbrüder im Osten verhält. Würden die deutschen Katholiken für diese so viel tun, wie die deutschen Protestanten in löblicher Weise für ihre Glaubensgenossen sorgen, dann würde es um viele katholische Ansiedlungen besser bestellt sein.

Richtlinien völkischer Weltanschauung

Von Andr. J. Lorenzen, Altona.

Wer unsere Zeit mit ihrem Durch- und Widereinander auf politischem Gebiete betrachtet, wer da sieht, wie fast überall kleinlichste Sorge für die Befriedigung ureigenster Augenblicksbedürfnisse die Triebfeder des Handelns abgibt, dem krampft sich das Herz ob all des Jammers; und wer sich nicht soweit zu vergessen vermag, daß er sich denen gesellt, die — unbekümmert um das, was werden mag — gleichgültig und teilnahmslos dem scheinbar unaufhaltsam-verzehrenden Spiele der richtungslosen, wirren Kräfte zuschauen, der rettet sich wohl bestenfalls in die Stille seines Heims und seiner Arbeit, um mit den großen Kündern germanischer Zukunft — Gobineau, Paul de Lagarde und Chamberlain — die Tragik geistiger Vereinsamung auf sich zu nehmen oder gar an dem Wonnegefühl des Verkanntseins sich zu berauschen, statt ernsthaft das Schicksal meistern zu helfen.

Verstehen kann solch Handeln wohl, wer an sich und seiner zukunftstrebenden Seele die Rücksichtslosigkeit unserer „liberal"-demokratischen Zeit mit ihrem Massengeist und Massenwillen erfahren hat, doch gutheißen darum nimmer. Noch sind wir nicht so weit, daß alles Aufrechte und Mannhafte sich zurückziehen muß, um denen Platz zu machen,

die krampfhaft — wenn auch nur allzuschlecht — hinter der Maske des Fortschritts und der Freiheit den Willen der Selbstsucht und des Eigennutzes zu verbergen suchen. Und wer sein Volk und dessen Zukunft liebt, der kann und darf nicht glauben, daß je die Stunde kommt, wo der letzte Rest germanischen Hochsinns den Zweckmäßigkeitsgründen und Nüchternheitserwägungen eines kaltrechnenden Zeitgeistes zu weichen hat.

Der Glaube an die sieghafte Kraft germanischen Blutes und den zukunftgestaltenden Willen unseres Volkes kann und darf uns nicht verloren gehen, wenn unser Kampf und Streben mehr bedeuten soll als die letzte ehrenvolle Gegenwehr des Unterliegenden. Nicht der Kampf des Unterliegens aber soll unsere Losung sein, sondern der Sieg des Lebens!

Und Grund zum Verzweifeln und Verzagen haben wir nicht. Wohl hat lange und einschläfernde Friedenszeit in unserm Volke den Sinn für das Heldenhafte verdunkelt, und an planmäßigem Untergraben aller germanisch-mannhaften Ideale von seiten fremdgeborener Krämer- und Schreiberseelen hat es uns wahrlich auch nicht gefehlt: und doch ist das Gefühl für die hohe Bestimmung unseres Volkes als Träger des Heldenhaften, aller wahren Kultur und jeglichen Fortschritts noch keineswegs erloschen, selbst nicht in den Schichten, die sonst von der Sonderbestimmung des einzelnen Volkes und seiner Art nichts wissen wollen.

Immer und immer wieder hat es sich gezeigt, daß es nur der mannhaften Tat und des klar aufgerichteten Hochzieles bedarf, um unser Volk in seiner Gesamtheit von jenem gewaltigen Willen zu beseelen, der alle Schranken, die kleinliche Vernünftelei und berechnender Händlergeist ihm zu ziehen sich vermaßen, mit unwiderstehlicher Wucht überrennt und zertrümmert.

Echterdingen! —: wie ein Blitzschlag zuckte vor Jahren das Wort durch unser Volk und rüttelte es auf in seinen letzten Tiefen. Nicht Mitleid mit dem alten Helden, der das Werk seines Lebens zertrümmert am Boden liegen sah, war es allein, das hier das scheinbar erloschene, doch nur schlummernde Feuer zur gewaltigen Flamme aufs neue fachte. Mehr als das: es war die unbewußte Auflehnung des unmittelbaren Gefühls und Willens gegen das Fremde hüben und drüben; es war das erschütternde Bekenntnis unseres Volkes zu deutscher Größe und deutschem Heldentum!

Und sollten wir, solange unser Volk als Ganzes solch Bekenntnis zu seinen Idealen abzulegen noch imstande ist, Grund haben, an ihm und seiner Zukunft zu verzweifeln?

Nur derjenige, dem der letzte Rest von Verantwortlichkeitsgefühl gegenüber der Zukunft abhanden gekommen ist, kann an solchen Zeiten hochgespanntesten Volksbewußtseins vorübergehen, ohne von ihnen Mut und Zuversicht für den Kampf um die Zukunft mit fortzunehmen. Wer ernsthaft das Schicksal meistern helfen will, der greift in solchen Augenblicken aufs neue beherzt dem Rade des Verderbens in die Speichen in dem Bewußtsein, daß es nur des unbeugsamen Willens und der zielsicheren Arbeit bedarf, um unserm Volke den Weg zur Höhe und zur Zukunft zu weisen.

* * *

Zwei Mittel gibt es, mit denen wir den Geist unseres Volkes zu lenken vermögen: Erkenntnis und den durch diese geborenen Willen.

Erkenntnis! — fast will es wie Spott und Hohn klingen, wenn unserer Zeit des

Verstandestums und der Bildung ernsthaft der Vorwurf des Mangels an Erkenntnissen gemacht wird. Und doch darf und muß solcher Vorwurf mit vollem Recht erhoben werden. Wohl hat in erster Linie germanischer Forschergeist mit seiner Gründlichkeit und seinem ameisenartigen Fleiße, mit seinem Hochfluge der Gedanken und seiner ehrfürchtigen Scheu vor der unerbittlichen Wirklichkeit und den Grenzen aller Erkenntnis den stolzen Königsbau der echten Wissenschaft getürmt, in dem heute die Kärrnernaturen fremder Völker und Rassen als echte Emporkömmlinge die Bauherrn spielen; wohl haben deutsche Kunst und deutsche Sehnsucht nach dem Höchsten den Tempel geschmückt und geweiht, in dem heute auf der einen Seite unverhüllte Schlüpfrigkeit und schamlose Lüsternheit morgenländischer Entsittung als „Kunst" verabreicht und verhandelt werden, während andrerseits die Rücksichtslosigkeit und Vermessenheit materialistischer Welt- und Lebensauffassung den Schleier des Ewigen zu lüften sich erfrechen, vor dem die größten Geister germanischen Blutes in Ehrfurcht schweigend gestanden; und doch: mögen die Träger germanischer Kunst und Wissenschaft hoch über den Kärrnern stehen, die mit erborgten und gefundenen Geistesschätzen hökernd und sich selbst angreifend umherlaufen, *eins* muß auch den königlichen Bauherrn unseres Geistestempels zum bitteren Vorwurf gemacht werden, nämlich daß sie es nicht verstanden haben und verstehen wollen, den Bau, den sie errichtet, nun auch zu schützen und dem Volke, dem sie angehören, die Waffen für den Kampf um die Zukunft in die Hand zu geben. In diesem Sinne hat unsere Wissenschaft noch nicht ihre Aufgabe begriffen; dieser Aufgabe kann sie aber nur gerecht werden, „wenn sie über ihre moderne Zerrissenheit hinausstrebt und die Ergebnisse des naturwissenschaftlichen, geschichtlichen, technischen, hygienischen und wie sonst gearteten Denkens zu einer neuen Lebenskunst vergeistigt — wenn sie für und für die erdrückende und verwirrende Fülle der Sinnfälligkeiten zu erhebenden und tragenden Lebensideen verdichtet und so den über das bloß vegetative Dasein hinausstrebenden Völkern ideale Ziele verleiht — wenn sie — in künstlerischem Sinne das Menschliche zum Göttlichen, das Beschränkte zum Ewigen erweiternd — sich, ein neuer Pontifex maximus, über dem Strome des Lebens niederläßt und den Völkern ihren verbindlichen Heilsweg weist." (W. Hentschel, Varuna.) Denn darüber dürfen wir uns keinen Täuschungen hingeben: unser Volk geht nicht in die Irre, weil es in die Irre gehen *will*, sondern weil ihm die Führer und Zielsetzer fehlen, die den Weg zur Höhe weisen.

Welch unglaublicher Mißbrauch ist z. B. mit dem Worte „national" getrieben worden — und wird es leider auch noch heute; jeder einzelne Mitbürger und jede politische Partei — in gewisser Beziehung sogar die der äußersten Linken — nehmen diese Bezeichnung für sich in Anspruch und ereifern sich über die Maßen, wenn jemand Zweifel in ihren nationalen Willen und Wert zu setzen wagt.

Wille und *Wert*, — hier stehen wir vor den Begriffen, die in den allermeisten Fällen gleichgestellt werden, und die zu unterscheiden, es doch in erster Linie gilt! Nationalen *Willen*, d. h. den Willen zur besseren Gestaltung der Gesamtverhältnisse unseres Volkes — sei es im Rahmen desselben oder gar auf dem Wege über die Internationalisierung der Menschheit — wird jeder ernsthafte, verantwortlichkeitsbewußte Mitmensch und Staatsbürger für sich in Anspruch nehmen; und ich scheue mich

nicht zu bekennen: mit Recht! d. h. mit dem Recht eines aus rein persönlicher Erkenntnis, aus bestem Glauben mit zwingender Notwendigkeit herauswachsenden Willens! — Daß es Mächte und Kräfte gibt, die bewußt und planmäßig alles das zu untergraben suchen, von dem auch sie wissen, daß es die unerläßliche Voraussetzung für jede Zukunfts- und Höherentwicklung in sich birgt, darüber bin ich mir keinen Augenblick im unklaren. Eine Ungeheuerlichkeit wäre es aber, solche Absichten Gesamtgruppen des politischen Lebens bezw. ganzen Schichten unseres Volkes zu unterstellen. Wer das ehrlichen Herzens und aus vollster Überzeugung tun zu müssen glaubt, der darf kaum begründete Hoffnung auf eine zukünftige Erstarkung unseres Volkes für sich in Anspruch nehmen. Denn wo blieben dann die Voraussetzungen für solchen Glauben und solches Hoffen, wenn wirklich neben der ungeheuren Zahl der Gleichgültigen, der Ziel- und Planlosen festgeschlossene Massen und Gruppierungen unserer Volksgenossen bestünden, die als Ziel den Untergang und das Verderben ins Auge gefaßt hätten? Dem ist nicht so, und dem kann und darf nicht so sein! So verdorben, so von jeglichem Gefühl der Verantwortlichkeit für die Zukunft verlassen ist unser Volk nicht; und niemand, der ernsthaft und mit dem Willen zum Siege seine Kräfte für die Gesundung unseres Volkes, für die Zukunftsicherstellung desselben einsetzt, kann und darf solchen Glauben hegen! Trotzdem für einzelne — und ihre Zahl ist sicher nicht gering — wesentlich andere Gründe als die der Sorge um die Wohlfahrt des Volkes — nämlich solche der Existenz oder der Eitelkeit — bei der Wahl und Art der politischen Betätigung entscheidend sind, bleibt es doch richtig, was ich in der „Deutschen Welt" vom 8. Juni 1913 schrieb: Die Männer, die im politischen Leben stehen, wollen — zum mindesten als Gesamtheit — das Beste ihres Volkes und Vaterlandes! Diese Behauptung bedeutet keine Übertreibung, wenigstens nicht, wenn wir hier an die wahrhaft deutschgeborenen Männer denken, die nicht nur aus Zweckmäßigkeitsgründen und nüchternen Verstandeserwägungen heraus ihren politischen Standpunkt sich wählen, sondern die tief in ihrer Seele etwas klingen hören, das sie unbedingt das Beste für ihr Volk und Vaterland wollen heißt! Noch bleibt es wahr, was Richard Wagner sagt: „Deutsch sein heißt, eine Sache um ihrer selbst willen tun!" An diesem hohen und heiligen Wollen unseres Volkes kann niemand irre werden, der in seine Geschichte sich vertieft. Es ist etwas Wunderbares um diesen Adel der Gesinnung, als dessen Träger wir unser Volk von jeher sehen. Er ist sicher unser Bestes, doch leider gleichzeitig unsere Schwäche und größte Gefahr. Es ist der deutsche Idealismus, der seine Richtschnur eben nicht in nüchternen Zweckmäßigkeitserwägungen findet, sondern unmittelbar und ohne Rücksicht auf verstandesmäßige Überlegung empfunden wird und aus diesem Empfinden heraus unbedingtes, selbstloses Handeln gebieterisch fordert. Es ist der Hans im Glück des alten deutschen Märchens, der Hans, der auch dann sein Frohgefühl nicht verlieren kann, als er bei seinem alten Mütterchen ankommt, entledigt Gold und Goldeswert. Für ihn bleibt höchstes Glück das Bewußtsein, daß er den Gefahren der bösen rechnenden Welt entgangen ist und unter Drangabe seines Besitzes wenigstens seine Seele, sein eigenes Ich unversehrt errettet hat. Es ist der Hochsinn, der köstlich ist, doch leider ebenso — kostbar, wie schäumender Wein! Denn in diesem unserem Besten liegt eben

zugleich unsere größte Gefahr. Und es bleibt richtig, wie Dr. Friedrich Lange in seinem „Reinen Deutschtum“*) sagt: „Unsere Kraft aber wie unsere Schwäche liegen, so lange wir von unserem Volke wissen, in dem unbändigen Persönlichkeitsdrang, der sich auf allen Gebieten in Abschichtung und Uneinigkeit äußert, und — damit zusammenhängend — in dem Drang, unbekümmert um das eigene Wohlergehen und um die Interessen des eigenen Volkes, an der Menschheitskultur zu bauen. — Kommen wir als Volk ins Unglück, so ist alle Wahrscheinlichkeit dafür, daß es nur aus dem Übermaß dieser Kräfte geschieht.“ (S. 413.)

Aus diesem Gesichtspunkte heraus betrachtet, können wir die Gleichen mit dem gegenwärtigen politischen Durch- und Widereinander in unserem Volke ziehen. Suchen wir die ganz großen Linien, so gewahren wir eigentlich nur zwei: eine, die das Heil und den Fortschritt in dem Austausch und wechselseitigen „Bereichern“ auf jedem Gebiete sieht, in der Wirkung also immer internationalisierend und ausgleichend sein muß; die andere, die das Gesetz der Eigenwesenheit aufs Volksganze überträgt und durch besondere Pflege dieser gewordenen, uns durch die Natur gegebenen Einheit eine bodenständige, organisch gewachsene Kultur zu zeitigen sucht. Das erste Prinzip ist das demokratisch-internationale, das andere das aristokratisch-nationale. Es sind die Grundgesetze des laisser faire, laisser aller und des völkischen Individualismus, die sich hier gegenüberstehen, oder, wenn wir wollen, die des Manchestertums und die einer notwendigen nationalen Geschlossenheit.

Aufs parteipolitische Gebiet übertragen, müssen wir die gesamte Linke als den Vertreter des erstgenannten Grundsatzes betrachten und die Rechte als den Träger der letzteren. Wohl ist die Internationalisierung der gesamten Linken nicht Zweck und ebenso wenig die straffe Zusammenfassung und bedingte Abschließung des Volksganzen das Streben der gesamten Rechten; aber an der Wirkung gemessen, müssen wir so die Grenzen ziehen. Die Richtigkeit solcher Auffassung würde noch klarer hervortreten, wenn wir das Zentrum mit seiner kirchlich-weltlichen, römisch-deutschen, international-nationalen, demokratisch-aristokratischen Richtung uns fortdenken könnten. Den Maßstab für die Zukunftsentwicklung der Parteiverhältnisse können wir dieser Zwitterpartei nicht entnehmen, sondern müssen ihn dort suchen, wo die Ausstrahlungen sich deutlicher zeigen.

Wenn wir uns nun fragen, woher wir die Maße für unsere politische Umschau und parteipolitische Betätigung nehmen müssen, so gilt es nur, die Frage zu beantworten: welcher Grundsatz zeitigt — auf die Dauer fortgeführt — den Aufflieg, die Blüte, und welcher führt hinab in die gleichförmige Ebene nichtssagender Flachheit!

Ohne die gegenwärtigen Parteien mit ihren Unklarheiten und Unstetigkeiten zu meinen, antworte ich im Hinblick auf schärfer umgrenzte Zukunftsgruppen: der uferlose Liberalismus und die äußerste Demokratie bedeuten bestenfalls ein gutgläubiges Jagen nach einem Trugbilde, welches sie in der Wüste tiefstehender Gleichförmigkeit endigen läßt, und nur der völkische Konservatismus darf hoffen — wenn er sich von der ihn z. T. noch beherrschenden Engherzigkeit und Kleinlichkeit freimachen kann — der

*) Reines Deutschtum. Grundzüge einer nationalen Weltanschauung. Berlin, Alexander Duncker.

Träger unſerer deutſchen Zukunft, der Träger wahrer Kultur, die mit der bloßen Ziviliſation nicht verwechſelt ſein will, zu werden!

* * *

Wie aber können wir die Richtigkeit unſerer Anſchauung beweiſen? Dürfen wir hier überhaupt von einer unbedingten Wahrheit reden, oder iſt dieſer Glaube auch nichts mehr als eine rein perſönliche Auffaſſung? Vermeſſenheit wäre es, wollten wir das Recht und die Fähigkeit auf Einſicht und auf Wahrheit für uns allein in Anſpruch nehmen. Sucher bleiben wir alle, und Sucher ſind auch wir; und doch muß und darf es heute mit aller Deutlichkeit bekannt werden: ſoweit menſchliche Erkenntnis und menſchliche Erfahrung die letzten und entſcheidenden Gründe für den Aufſtieg und den Verfall der Völker und Kulturen überhaupt zu erfaſſen vermögen, ſprechen alle Gründe dafür, daß nichts den Verfall ſo ſicher und unerbittlich herbeiführt wie das ziel- und planloſe Raſſendurcheinander und andrerſeits keine beſſere Gewähr für den Beſtand, den Aufſtieg und die Blüte geboten werden kann als die größtmögliche Reinhaltung der Raſſe. An der Wahrheit dieſes Wortes kann und darf heute niemand, der das Recht auf Verantwortlichkeitsbewußtſein und Vorurteilsloſigkeit für ſich in Anſpruch nimmt, vorübergehen; wer das dennoch tut, der beweiſt damit nur, daß ihm entweder die Fähigkeit zur Neuorientierung abgeht, oder daß ihm der Mut und Wille fehlt, der Wahrheit die Ehre zu geben! Wer ſehen kann und ſehen will, der weiß, daß es keine Übertreibung iſt, wenn Profeſſor Koſſinna in ſeinem Buche „Die deutſche Vorgeſchichte, eine hervorragend nationale Wiſſenſchaft“ (Würzburg, Curt Kabitzſch) bekennt: „Unſere heutige Begeiſterung für angeſtammte deutſche Art hat wahrlich nichts zu tun mit bloßer Gefühlsſchwärmerei, ſondern ruht auf dem tiefen, ſichern und unverrückbar feſten Grunde mächtig erweiterter geſchichtlich-naturwiſſenſchaftlicher Erkenntnis... Heute wiſſen wir es ... und bekennen laut: das Geblüt macht erſt das Gemüt. Nichts wären wir heute von dem, was wir ſind und was Großes in uns ſteckt und noch weiter aus uns hervorbrechen mag, hätten wir nicht die große Erbſchaft von unſeren Vorvätern zu eigen.“

An uns, die wir Träger des völkiſchen Gedankens ſein wollen, liegt es, in tiefer und ernſter Arbeit bei den großen Kündern unſerer neuen deutſchen Weltanſchauung — Gobineau, Lagarde, Chamberlain, Lange, Koſſinna, Paſtor, Sterne, Woltmann und wie ſie alle heißen — die Richtlinien zu ſuchen, die in das Land einer wahrhaft deutſchen Zukunft weiſen. Und ſo laſſet uns bauen und dämmen mutig und unverzagt, mit dem unbeugſamen Willen zur Wahrheit, aber auch mit dem ſiegfrohen Glauben an unſere Zukunft und an unſer Volk!

Kurt Geucke

Von Wilhelm Lennemann, Cöln a/Rh.

Wir dürfen ohne Überhebung behaupten, daß seit den Tagen der Reformation wohl in keiner Zeit das religiöse Suchen stärker und lebendiger gewesen ist denn augenblicklich. Der Materialismus mußte notwendig die religiöse Sehnsucht wachrufen. Und dieser stärkere religiöse Drang in unserer Kultur ist auch auf das Schrifttum nicht ohne Einfluß geblieben. Allein die einzige Gedichtsammlung „Wir sind die Sehnsucht" überrascht durch die überreiche Fülle religiösen Sehnens und Suchens in der Lyrik der Jetztzeit. Und daß auch das Drama nicht unbeeinflußt geblieben, beweisen die vielen polizeilichen Verbote, die gegen die Versuche der Aufführung solcher Jesusdramen stets erhoben werden und unsere vielleicht tiefsten Dichtungen der Gegenwart in die Lesehallen drängen.

Ich will heut auf einen Dichter aufmerksam machen, dessen Schöpfungen zwar nicht alle auf einer religiösen Grundlage ruhen, dessen innerste Kunst aber tief-religiös durchdrungen ist. Es ist der Dichter Kurt Geucke, der in diesen Tagen seinen 50. Geburtstag feiert. Das soll ein Anlaß mehr sein, seiner ehrend zu gedenken. Und als zweites Merkmal darf von seinen Dichtungen gesagt werden, daß sie durchaus deutschem Fühlen und Denken entsprungen sind und an keiner Stelle einem übersättigten Ästhetentume das Wort reden. Sie sind allesamt kraftvoll und männlich in ihrer Art.

Kurt Geucke wurde den 22. Juni 1864 zu Meerane in Sachsen geboren. Seine Entwicklung ist ziemlich bunt und sprunghaft gewesen, wie das vielfach bei Künstlern der Fall ist, an denen äußere und innere Mächte modeln und meistern. Mit dem Willen zu studieren, aber aus elterlichem Geldmangel für den Kaufmannsstand bestimmt, entsagte er aus allzustarker Abneigung und dem Mangel an der nötigen Hingabe diesem Berufe, um nunmehr Lehrer zu werden. Doch auch diese Absicht führte zu keinem Ziele. Nach zweijährigem Besuch des Seminars verließ er die Anstalt und trat zur Schauspielkunst über. In den Jahren 1892—95 finden wir ihn als Schriftleiter wieder. Dann zog er nach Berlin, wo er noch bis 1902 Kunstgeschichte und Philosophie studierte, seitdem sich aber ganz seinen dichterischen Arbeiten widmet.

Schon auf dem Seminare regte sich der Drang des Dichters; er schrieb das Drama „Eralda Loredano" und drei Jahre später das Schauspiel „Felicitas". Ersteres behandelt ein Romeo- und Julia-Thema, letzteres das Eheproblem. Wieder nach drei Jahren folgte das kleine Drama „das Irrlicht", das von Grammann in Musik gesetzt wurde. Wir können über diese Erstlingsarbeiten kurz hinweggehen. Bei allem ernsten Streben und unzweifelhaft vorhandenen Einzelschönheiten sind sie doch auch von Fehlern in der Behandlung der Technik nicht frei geblieben. Aber einsichtige und feinfühlige Beurteiler haben schon in diesen Erstlingsversuchen den echten Dichter erkannt und nachdrücklich auf ihn hingewiesen. Und die Zukunft hat ihnen recht gegeben.

Im Jahre 1900 erschien: „Mächte*), Gassen- und Giebelgeschichten." Es ist ein

*) Grote'sche Verlagsbuchhandlung in Berlin.

starkes, tiefes und wehes Buch, das uns hinunterreißt in die grausamste Not der Erde und doch auch wieder emporhebt zu dem verklärenden Goldglanz der ewigen Sterne; das Himmel und Erde verkettet und die letzten verbindenden Linien aus dem Scheinbar-Irdischen zu den ewigen Gärten zieht; das den tiefsten übersinnlichen Fragen und Zweifeln armer Menschenkinder die weisenden Antworten gibt. — Not, Gram, Sehnsucht, Liebe, Ruhm, Schicksal und Tod leiten den Dichter nächtens in das zumeist leidvolle Leben seiner Mitbrüder und -schwestern und offenbaren ihm in bezeichnenden Einzelbildern, wie sie darben und dulden, hoffen und lieben, wirken und glauben und denken. Not und Schuld, die Jagd nach dem Glück, der Kampf ums tägliche Brot sind zumeist die Wirbel und die Kreise, die sie an den Rand des Verderbens bringen. Diese neun ersten Nächte bilden das Buch der Tränen.

Die folgenden sechs Nächte führen uns in den Kampf des Guten mit dem Bösen, der volklichen und gesellschaftlichen Bewegungen und weisen Wege, die in die Zukunft führen. — Und in den vier Nächten des Buches der Sterne werden die Ausblicke alles Geschauten gewiesen. Da wird der Gewinn seiner ruhelosen Nächte niedergelegt, da erfahren wir von den künftigen Dingen. Hier bekennt sich der Dichter zu einem vorurteilsfreien, bekenntnislosen Christentume oder Gottume, hier spricht er in tiefen, lösenden Worten über Ursprung und Zweck des Bösen in der Welt, über Ewigkeit und Erlösung, über Tod und Auferstehung, über Erhaltung der Kraft und Ewigkeit des Stoffes, über Gott und Welt. In die Wirren und Dunkel dieser Fragen, Wahrheiten und Rätsel dringt er mit der Fackel seiner Erkenntnis. Da wird alles taghell beleuchtet, da einen sich alle Zweifel zu einer Gewißheit. Das Licht, das er in Händen hält, ist die uralte Lehre von der Metempsychose, der Wiederkehr und Ewigkeit alles Seins.

Man wird dem Dichter nicht auf allen seinen Gängen zu folgen brauchen, aber doch anerkennen müssen, daß er mit großer Kraft und Innigkeit inneren Erlebens seine Erkenntnisse vorgetragen. Ganz gewißlich aber wird man dem einen Leitgedanken zustimmen, der sonnenhell die Tiefen und Höhen seiner Nächte überglänzt, daß die Liebe die Welterlösung bedeutet.

Die religiös-mystische Weltanschauung des Dichters, die in diesen von tiefen Empfindungen und starkem Idealismus getragenen Bildern und Dichtungen zum Ausdrucke kommt, liegt wissenschaftlich-religiös und -philosophisch begründet in einem Aufsatze Goethe und das Welträtsel vor, in dem er an treffenden Beispielen aus Dichtungen Goethes nachweist, daß auch dieser abgeklärte Geist wie viele seiner Zeitgenossen ein überzeugter Anhänger der Metempsychose gewesen ist.

Den Erlebnissen der Nächte sind lyrische und balladische Gedichte angehängt, die die zeitweilige Stimmung begleiten oder fortführen. Vielfach von einer schönen getragenen Rede, entbehren auch sie des tiefen religiösen Tones, des starken Hochsinns und der innigen Wärme nicht. Zu den besten gehört wohl das „Kummerschifflein".

Als Wahrheitssucher und Kämpfer, als Dichter der Sehnsucht und Wahrheit, der bestrebt ist, alten Formen neue Werte, geheiligten und starren Einrichtungen neues Leben und erhöhte Bedeutung zu geben, erkennen wir Kurt Geucke auch in dem Trauerspiele „Sebastian" (Grotesche Verlagsbuchhandlung in Berlin).

Sebastian, König der Portugiesen, bekriegt die Mauren in Nordafrika. Sein Freund und Feldherr Tankred ähnelt ihm so sehr, daß sie nicht unterschieden werden können. Der König fällt und Tankred besteigt an seiner Stelle den Thron. Niemand weigert ihm die Würde, zumal er kraftvoll und glücklich den Krieg zu Ende führt. Doch in der Heimat sind ihm Neider erstanden, die an der Echtheit des Königs zweifeln, aber schließlich doch mit dem heimgekehrten Sebastian ein Bündnis zur Vertreibung der ins Land gefallenen Spanier eingehen. Einzig sein wahrer Vater bleibt sein Feind und trotzt ihm in der letzten Feste des Landes. Aber auch die wird schließlich im Sturm genommen, und Vater, Mutter und Braut werden in den Turm geworfen. Bis dahin hatte er sein Amt mit Berechtigung geführt; denn das hatte ihm sein König im Falle seines Todes übertragen, „bis er sein Reich gesichert, seine Treuen zurückgeführt in freie Heimatluft". Aber in stiller Stunde erkennt er jetzt erst das königliche Amt des Herrschers, und er kündet seinem Volke:

„Ich bin zu mir auf diesen Thron gestiegen,
Nicht um mit euch zu trauern an den Bächen
Des Lebens. Ach, ich bin gekommen, Brüder,
Um den bestohlnen Kindern dieser Sonne
Noch rettend das zu geben, was seit ewig
Ihr Erbteil war und Atemsangebinde:
Das goldne Jauchzen freier Menschenbrust —
Das Recht zu leben!"

Schon vom Volke als Messias, als Erlöser und Befreier umjubelt, erkennt er, daß er ohne den Glanz des Königstitels dem Volke das Menschentum nicht bringen kann; „der Echtheit Präger muß ein Fälscher sein!" Aber mit diesem Trug, den er auf sich lädt, bricht seine innere Kraft zusammen. Das Volk verlangt das Haupt des gefangenen Vaters, dessen er sich weigert, und da er sich zwingt, ist es zu spät. Die alten Feinde treten wieder auf. Er fällt und geht seinen Weg nach Golgatha.

Es ist ein gewaltiges Trauerspiel, das wir hier erleben: ein Christus- und Königsproblem in innigster Verquickung. Wohl kein Dichter hat bisher in seiner Kunst dem königlichen Amte eine solch tiefe und weitumfassende Aufgabe gestellt, Erlöser seines Volkes aus geistiger und materieller Not, ihm Führer zu den Höhen des Lebens, ihm Bruder, Freund und Nächster zu sein.

Und diese Verinnerlichung des Königstums, diese zahlreichen Kämpfe im Widerstreite seelischer Natur, — die äußeren Geschehnisse sind hier in Wahrheit nur Übertragungen in die Welt der Wirklichkeit — sind mit einer solchen Kraft, Wahrheit und Treue gezeichnet, daß sie in ihrer seelenkundlichen Folgerichtigkeit erschütternd wirken.

Die bilderreiche Schönheit der Sprache und ihre angenehme Feierlichkeit — die hier durchaus am Platze ist — sowie der szenisch-geschickte Aufbau ergänzen den Wert des Dramas zu einem Kunstwerk erster Größe.

Im Jahre 1907 folgte das Lustspiel „Der Meisterdieb"*), das ein altes Volksmärchen dramatisch ausbaut. Auch das Lustspielhafte — ich denke nicht nur an die

*) Grote'sche Verlagsbuchhandlung, Berlin.

spaßhaften Wunderlichkeiten der Geschehnisse, die mehr in das platt-humoristische Gebiet fielen, sondern mehr an die Geißelung heimlicher Sünden und Laster und ihre eben lustspielhafte Beleuchtung und Nutzbarmachung — ist gut gelungen; doch glaube ich, daß bei einer Aufführung die Leitung manche Längen und Öden hinwegtun müßte.

Einen guten Griff tat der Dichter dann mit seinem Roman „Rust“*), der den Entwicklungsgang eines tatkräftigen und zeitverständigen Mannes gibt:

Der Bergmann Michel Mattheis wird durch ein erschütterndes Ereignis, den Tod seines Sohnes, den dieser als einziger von Hunderten, die gerettet werden, bei einem Grubenunglück erleidet, als „Rust“, ein unstet Flüchtiger, in die Welt hinausgetrieben. Gewaltige Kräfte werden in ihm wach, kraft deren er aufwärts bis an die Spitze einer Hamburger Reederei gelangt, und sein Tatendrang führt ihn schließlich als Kulturträger auf eine einsame Südseeinsel. Um diese Haupthandlung rankt sich eine reiche Zahl fast selbständiger Einzelbilder und Nebenhandlungen. Breit angelegte, episch ausgemalte Bilder, Szenen von so feiner lyrischer Stimmung, daß man gern sinnend verweilt, abenteuerliche Erlebnisse von solch lebendig-dramatischer Kunst, wie sie greifbarer und wirksamer kaum dargestellt werden können, durchbrechen die Fabel. Personen aller Völker und aller sittlichen Schattierungen vom Engelweiß bis zum höllischen Schwarz, Empfindungen und Gefühle vom hellsten Jubel bis zur tiefsten Trauer, alle Leidenschaften der Seele von der reinsten Liebe bis zum blindwütigen Haß treten auf und schlingen sich zum bunten Reigen. Und ebenso vielfarbig sind Schauplatz und Leben: die geheimnisvolle Tiefe eines Kohlenschachtes, die brennenden Feuer der Hochöfen, die drängende Fülle des Hamburger Hafens, das verbrecherische Treiben in den Spelunken malayischer Häfen, Sturm und Stille des Meeres, die Lieblichkeit südländischer Landschaftsbilder, sie geben einen dauernd wechselnden Rahmen. Und man mag kaum sagen, was der Dichter anschaulicher dargestellt, das Leben im David-Richt-Schacht oder die vernichtende Gewalt eines Taifuns, das Treiben im Hamburger Hafen oder das ländlich-stille Leben auf der Diamantinsel. „Aus der Tiefe mußt du's holen“, in diesem Leitworte Rust's liegt die Kraft des Dichters. So sind die Schilderungen und Stimmungen die feinsten und nachhaltigsten, die dieser Klang ins Dasein rief.

Und dies gewaltige, bunte Vielerlei an realistischer Darstellung, märchenhaften Schilderungen und abenteuerlichen Robinsonaden verstand der Dichter gewandt um das Geschick eines Mannes zu gruppieren.

Ich weiß wohl, daß anstelle der Breite, namentlich im ersten Teil, eine vertiefte seelische Entwicklung wirksamer gewesen und ein etwas Weniger des Wunderbaren mehr befriedigt hätte; aber was will das gegenüber dem unendlichen Reichtum des Buches sagen.

Es war vorauszusehen, daß die gläubige, hungrige Jugend, deren schweifende, ungezügelte Einbildungskraft gerade nach solch kräftiger Speise verlangt, dem Buche besondere Anteilnahme entgegenbringen würde. Das veranlaßte den Verlag, ihn in zwei Teilen (der Steiger vom David Richt-Schacht — die Diamantinsel) und einer kleinen besonderen Bearbeitung als Bd. 20 und 21 den Mainzer Volks- und Jugendbüchern einzureihen.

*) Jos. Scholz in Mainz.

Das ist, was uns Geucke bis heute geboten. Er hat sich auf dem Gebiete des Dramas wie des Romans versucht; neben Erstlingsarbeiten sind es namentlich Sebastian, Nächte und Rust, die uns reife Kunst bieten. Liegt die poetische Betätigung des Dichters auch auf verschiedenen Gebieten, sie wird getragen von einem tiefen Menschheitshochsinn von einer Sehnsucht, über die Niederungen des Lebens hinweg in ein allbeseligendes Zukunftsland zu gelangen, von der tröstenden und erlösenden Gewißheit einer Wiederkehr und Vollendung in Gott.

Diesem in allen Werken etwas feierlich wiederkehrenden Glauben will sich die Sprache in ihrer klangvollen und tönenden Erhabenheit anschließen.

Auf welchem Gebiete Geucke in Zukunft die meisten Lorbeeren ernten wird, läßt sich kaum sagen. Gewiß aber, daß seine Kraft und sein Können uns auch nach seinem 50. Jahre noch reife Früchte schenken werden.

Jugendpflege und Heimat

Vortrag, gehalten auf den Jugendpflegerkursen zu Rathenow und Dom Brandenburg
von Wilhelm Kotzde

Der ist in tiefster Seele treu,
Wer die Heimat liebt wie du.

Kein treffenderes Wort vermöchte ich meinen Darlegungen vorauszuschicken als diesen Ausspruch unseres märkischen Heimatdichters Theodor Fontane. Weil die Treue in unserem Volke so sehr verloren ging, darum ward es not zu arbeiten: die Treue zu Gott, die Treue zu König und Vaterland, die Treue zur Heimat, die Treue zu allem Guten, das uns überkommen von den Geschlechtern der Väter her. Die Bande, welche Sitte und Herkommen um den Menschen gelegt, waren vielfach zu eng geworden, ja, wir wollen es ruhig gestehen, sie waren vielfach zu eng für ein neues Geschlecht, das sich mit unerhörten Opfern das Reich geschmiedet, das den Fuß nun setzen wollte und setzen mußte über des Reiches Grenze, das hinausschauen wollte auf fremde Erdteile. Aber man riß die Schranken wohl doch zu schnell fort, und der Schritt in die Weite wurde ungewiß. Das Licht, das aus der Ferne kam, blendete die Augen, und es geschah viel Torheit. Die Menschen vergaßen den Wert der Heimat und wurden ihr untreu. Sie sahen den Glanz der Großstadt und wurden von ihm angelockt wie der Nachtfalter vom grellen Lampenlicht. Es wird von dem Leuchtturm vor Neuyork erzählt, daß an seinen gläsernen Lichtwänden Millionen von armen ziehenden Vöglein sich die Köpfe zerstoßen und elend verbrennen. Das ist das rechte Bild für unser Landvolk, das sich vom trügerischen Schimmer der Großstadt anlocken läßt. Es vermag ja nicht in ihre Höhlen und Keller zu sehen, die wir Wissenden kennen. Die lernt es erst kennen, wenn es ermattet, vom unbarmherzigen Daseinskampf zerschellt und zerstoßen, hineingesunken ist. Dann aber ist es zu spät, es findet den Weg nicht mehr zurück aufs Land.

Was nun für die Fortgegangenen in unsere Dörfer eingezogen ist, das ist vielfach doch ein minderwertiges Menschenmaterial, das unserm alten tüchtigen Tagelöhnerstamm

nicht das Wasser reichen kann. Und wenn wir mitten in unserer Heimat unter den eingeströmten Polen die Mongolengesichter sehen — sind die Slawen doch eine Mischung von Ariern und Mongolen — dann tut uns wohl das Herz weh. Wo erst mongolisches Blut hineingeflossen ist, da hilft auch keine Jugendpflege mehr, und redeten wir mit Engelszungen. Woher aber bezieht das ländliche Handwerk seinen Nachwuchs? Nach meinen Beobachtungen vielfach aus der Großstadt, und oft sind es Kräfte, die man dort meint nicht brauchen zu können. Es hat jedenfalls in den letzten Jahrzehnten eine Umschichtung in unserer Landbevölkerung stattgefunden, die sehr tiefgreifend ist. Wir müssen vielfach ganz vom Grunde aus neu bauen, damit die jetzt vorhandenen Schichten wurzeln können. Denn nur festgewurzelte Kräfte können jene Treue zur Heimat haben, die uns eine notwendige Grundlage für alles Gute im Menschen scheint.

Selbst die auf dem Lande führenden Schichten, die bäuerlichen Besitzer, haben oft die feste innerliche Verbindung mit der heimatlichen Scholle verloren. Es hat mich immer sehr nachdenklich gestimmt, wenn ich hören mußte, mit welcher Leichtigkeit ländliche Besitzer von dem Verkauf ihrer Wirtschaft sprechen, eben jenes Bodens, den ihre Väter schon seit Jahrhunderten bebauen. Gewiß, die Mehrzahl hält noch an ihrem Boden fest; aber wir müssen sorgen, daß eine andere Stimmung nicht Oberhand gewinnt. Der Bauer ist ein König auf seiner Scholle — als Rentner in der Stadt ist er ein entwurzelter Mensch, der nichts mehr taugt für sich und für sein Volk, ein fünftes Rad am Wagen. Ich kenne einen Fischereipächter in unserm Havellande, dessen Lage infolge des Fischmangels in den letzten Jahren keine rosige mehr ist. Sein Vater und Großvater und wohl noch mehr Ahnen hinauf haben schon als Pächter am gleichen See gesessen. Nun hatte er Gelegenheit, in fremder Gegend zur halben Pacht an einen viel besseren See zu gehen, und er blieb in der Heimat. „Ich kann da nicht weg, wo mein Vater und Großvater schon gefischt haben," sagte er mir. Das ist der Geist der Treue, der uns not ist, den wir vielfach unter den bäuerlichen Besitzern noch finden, doch nicht mehr überall. Ist es nicht häufig der sehnlichste Wunsch unserer Bauerntöchter, einen Beamten zu heiraten, nur um ein gesichertes Auskommen und wenig Arbeit zu haben, statt wieder auf einen bäuerlichen Hof zu gehen, bei viel Mühe und Plage zwar, aber doch auf Eigenem zu stehen, wo schließlich eine Schar heranblühender Kinder noch nicht eine Furcht und Sorge ist wie in der Stadt, wo eine kinderreiche Familie froh sein muß, wenn sie eine geeignete Wohnung findet!

„Wie der Herr, so's Gescherr," sagt das Sprichwort mit Fug und Recht. Wenn die bäuerliche Bevölkerung nicht Heimatstolz besitzt und diesen bei Gelegenheit auch zur Schau trägt, so dürfen wir ihn bei Bäuern und Tagelöhnern vergeblich suchen. Mehr als jedes Wort wirkt das rechte Beispiel von oben. Das Gleiche gilt von zwei anderen Stellen auf dem Lande: dem Geistlichen und dem Lehrer. Wenn sie mit einem Auge schon nach der Großstadt blicken, in die sie demnächst überzusiedeln hoffen, wird ihre Wirksamkeit nicht die rechte sein können, vor allem nicht, und das beschäftigt uns hier, in der Jugendpflege. Denn die kann nur der recht betreiben, der mit seinem ganzen Sein eingewurzelt ist in die Heimat. Die Aufgabe ist für beide nicht immer leicht. Sie bringen, wenn sie von ihren Ausbildungsstätten auf das Land kommen, selten das Wissen und Können mit, das die Aufgabe von ihnen fordert. Der bekannte Heraus-

geber der „Dorfkirche“, der Superintendent Hans von Lüpke, sagte einmal: „Ein Missionar ist heute besser für die Heiden vorbereitet als wir mit unserer Universitäts- und Seminarbildung, mit unserem persönlichen Erleben und Kämpfen für die Bauern. Ein Missionar ist mit mehr Duldung für Brauch und Sitte des fremden Landes ausgerüstet als wir für den heimischen Brauch unserer Väter, in dem sich ein christlich Volk seine eigene Kirche in Jahrhunderten erbaut hat. In allen fremden, verschollenen Religionen sind wir zu Hause, nur nicht da, wo wir stehen, nur nicht im Glauben und Lieben des eigenen Dorfes. Je wahrhaftiger persönlich überzeugt, je heiliger glühend wir an unsere Arbeit gingen, um so mehr fuhren wir oft zerstörend hinein, und alle spätere Erkenntnis und Reue machte die Verwüstung an dem alten Heiligtume nicht wieder gut.“

Was wissen der junge Pfarrer, der junge Lehrer von Volkssitte und Volkssage, von Volkslied und Volksfest? Also von dem gemeinsamen Seelenleben dörflicher Bewohner, soweit es sich nicht um das äußerliche Ergehen handelt? Unter den Stürmen der Neuzeit, als die sorgsam pflegende Hand fehlte, ist ja so unendlich viel verloren gegangen, verschüttet und erstickt worden. Da weiß ich noch: Am Heiligabend gingen in meinem Heimatdorfe Wachow die drei Weisen aus dem Morgenland von Haus zu Haus. Sie trugen den selbstgefertigten Palast des Herodes, der da aus dem Fenster sah, und nun spielte sich vor unseren Augen und Ohren in Rede und Gegenrede die Heilige Geschichte ab. Und ich erinnere mich auch, daß ich an einem solchen Heiligabend den leibhaftigen Schimmelreiter durch das Dorf reiten zu sehen vermeinte. Aus solchen Dingen wachsen die Gemütskräfte. Ich will mich nicht im einzelnen auslassen über das, was alles einmal in unseren havelländischen Dörfern gewesen ist. Ich habe versucht, in meinen Roman „Wilhelm Drömers Siegesgang“ einen Abglanz davon hineinzubannen, ich möchte auf dieses Buch verweisen. Vieles wird aber auch einem jeden in der Erinnerung schweben, und manches ist auch wohl noch in den Dörfern vorhanden. Zumeist aber zeigt es dann deutliche Züge des Absterbens. Selbst im Ostereiertrudeln, wie ich es auf dem Milower Berg beobachtete, ist nicht mehr der rechte Zug. Nach meinen Beobachtungen liegt das daran, daß das Dorf nicht mehr in dem früheren Maße eine Lebensgemeinschaft ist — die Kräfte streben auseinander. Zusehen will man ja allenfalls, wie man im Zirkus auch zusieht, aber man will nicht mehr selber mitmachen. Wie man auch dem scheußlichen Grammophon zuhören will, aber sich scheut, selbst noch Musik zu machen. Man hat nicht mehr die Kraft zur rechten Fröhlichkeit. Wenn es also anders werden soll auf unseren Dörfern, dann müssen wir sie wieder zu einer rechten Lebensgemeinschaft machen. Wir müssen von Grund auf neu bauen. Und dazu scheint mir die Jugendpflege berufen. Nicht, daß ich in ihr das Allheilmittel sähe. Da sprechen noch viele andere Kräfte mit. Aber wir können doch helfen, daß wir die Jugend der Altangesessenen zurückgewöhnen, daß wir die Jugend der Zugewanderten, soweit sie deutschen Volkstums sind, einschmelzen. Was mit den Polen an mongolischem Blut hereingekommen ist, das müßten wir allerdings wieder auszuscheiden suchen. Doch das ist nicht Aufgabe der Jugendpflege.

Ist es denn nun möglich, alte Sitten wieder aufleben zu lassen? Für viele Fälle bejahe ich die Frage unbedingt. Ich möchte auf das Waldemarfest in Rathenow hin-

weisen, das sich als lebenskräftig erwiesen hat, nachdem wir es nun fünfmal feierten. Seit dem Jahre 1849 war es eingeschlafen. Als wir es im Jahre 1909 zum ersten Male wieder begehen wollten, war zuerst Meinung dafür, es als ein großes Bürgerfest zu feiern. Doch fürchteten wir, es würde dann nichts anderes werden als ein großer Rummel, ein Schützenplatz in neuer Auflage. Da feierten wir es dann im Kreise des Havelländischen Heimatvereins und seiner Freunde. Es hat sich nun in diesen fünf Jahren schon eine Überlieferung herausgebildet, wir haben auch die Gelegenheit benutzt, den alten deutschen Maibaum wieder aufleben zu lassen, die Wandervögel, über die ich noch sprechen werde, sind hinzugekommen — und wer sich nun neu beteiligt, der fügt sich ohne Zwang in die gegebene Form ein. Vor allem legen wir Wert darauf, daß recht viel Jugend kommt. Mit ihr bauen wir die Zukunft. Was wir heute schaffen, werden wir ja doch einst abgeben müssen an die Hände unserer Kinder. Sorgen wir also dafür, daß ihre Hände taugen, unser Werk zu tragen und weiterzubauen! Noch ist das Waldemarfest nicht in allen Teilen das, was ich wünschen möchte. Aber es wäre falsch, irgend etwas zu überstürzen. Nirgend heißt es soviel Geduld haben wie bei aufbauender Heimatarbeit. Es muß alles natürlich werden und wachsen, und das braucht Zeit.

Allerdings, wer in seiner Gemeinde etwas schaffen will, der soll einen Glauben haben, der Berge versetzt. Vor allem muß er glauben an die Güte und Notwendigkeit seiner Sache. Er muß den tiefen Sinn der Kleinarbeit sehen, die er leistet, er muß ihre ferne Zukunft erkennen. Ich meine also nicht, daß es das Rechte ist, wenn er das ganze Dorf zusammentrommelt und sagt: Nun wollen wir wieder einen Anger herrichten, den Maibaum pflanzen und Volkstänze darum tanzen. Dazu möchten doch viele Glieder und Hirne zu steif geworden sein, und das Ganze möchte mit einem Bierrausch enden. Aber die Jugend ist gerade recht dazu. Sie sucht Fröhlichkeit. Dazu sollen wir sie zusammenführen. Wer nicht dazu taugt, soll einstweilen davon bleiben. Erst heißt es etwas schaffen und den anderen vor Augen führen — dann wird mancher glauben, der vorher zweifelte. Je mehr jugendlichen Sinn sich der Leiter bewahrt hat, desto besser ist es natürlich, und am besten ist es schon, wenn er selber im Spiel und Reigen mittut. Die musikalischen Kräfte, die nötig sind, finden sich schon. Auf das Instrument kommt es weniger an, man muß nehmen, was sich findet; ich verachte durchaus nicht die im Havelland ja recht verbreitete Handharmonika; wenn auch Flöte, Geige und Laute vorzuziehen sind. Vor allem aber soll man die alten Lieder wieder singen lernen. Für all das haben wir einen vorzüglichen Lehrmeister im Wandervogel. Was wir reden und treiben, hier hat es die Jugend selbst getan. Mit dem Wandern fing sie vor 15 Jahren an, sie lernte die heimatliche Natur sehen, sie bekam auch wieder den Blick für den heimatlichen Menschen draußen, und nun fing sie an, altes und ältestes Volksgut zu suchen. Was sie an bäuerlichem Gerät aus Altväterzeit fand, das zeichnete sie und erwarb es sich zu eigen für die junge Seele. Sie lauschte auf Volksspruch und Volkssage und machte sie wieder lebendig. Sie sammelte die alten Volkslieder, nicht um sie in dicken Bänden zu begraben, sondern um sie zu singen. Sie beobachtete die alten Volkstänze und tanzte sie wieder, nicht im stickigen Saal, sondern draußen auf dem Rasen, in Gottes freier Natur. Und das alles ohne Alkohol; denn

der ist bei ihr streng verpönt. Jugend braucht keine Rauschgetränke, sie ist fröhlich aus sich selbst. Ich wünschte Ihnen allen, Sie hätten diese Ostern wie ich den Bundestag der Wandervögel in Frankfurt an der Oder erlebt. Fast 3000 Wandervögel waren da versammelt und waren fröhlich in ihrer Art. Da hätten Sie mit mir glauben gelernt an deutsche Jugend und deutsche Zukunft. Und was nun das Wertvolle ist: Dieses Wandern kostet beinahe nichts; der Wandervogel bereitet auf der Fahrt sein Essen selbst und kriecht gern des Abends zum Schlaf ins Heu. Jedes Wirtshaus meidet man. Diese Jugend erzieht sich selbst zur Bedürfnislosigkeit.*)

Der Wandervogel hat bewiesen, daß es alles möglich ist, was wir fordern. Und was er treibt, war einst Volksgut; es muß auch wieder Volksgut werden. Hier ist die rechte Form der Jugendfröhlichkeit. Auf diese lege ich den größten Wert. Die Erneuerung unserer Jugend muß aus der Fröhlichkeit kommen.

Die Wanderungen sind nun die beste Gelegenheit, die Heimat kennen zu lernen. Hier kann der Natursinn gepflegt werden. Ein starker Sinn für die Natur war immer eine Eigenart des deutschen Volkes. Wer den alten Schatz an Volkssprüchen und Volkssagen betrachtet, der wird erkennen, mit wie viel Liebe und Sinnesschärfe unser Volk die Natur beobachtete. Ich glaube unsere Havelländer einigermaßen zu kennen, man muß es nur verstehen, ihrer Seele den rechten Ton zu entlocken. Etwas langsam, schwerfällig und verschlossen sind sie ja; aber wenn man erst ihr Vertrauen hat, erlebt man Überraschungen. Als ich noch in meiner Jugend die Ferien im Heimatdorfe verlebte, streifte ich viel draußen herum. Da sammelten sich ganz ohne mein Zutun eine Anzahl 12- bis 14jähriger Jungen um mich — es waren Söhne einfacher Tagelöhner darunter —, die suchten mit mir Pflanzen und wollten sie kennen lernen. Da lauschten wir den Blüten ihr Geheimnis ab, wenn die Bienen, Hummeln und Falter herumsummten, schwirrten und gaukelten. Unser Lieblingsplatz aber war am alten Burgwall aus der Wendenzeit — da saß ich dann im Fischerkahn und mußte erzählen von den Göttern der Vorfahren, da war Frau Saga um uns her, und wir wußten es nicht. Ich erzählte auch sonst aus alten Zeiten, von den Quitzows, die einst Wachow und Gohlitz niedergebrannt, von den Schweden, die 1675 drüben in Riewendt einen Bauern erschossen und hernach vor dem Großen Kurfürsten hier über die Klinkbrücke sich retteten. Mein „Tag von Rathenow" ist später daraus entstanden. Endlich von den Franzosen, die 1806 alle Dörfer der Gegend plünderten und in Wachow mehrere Einwohner zu Tode brachten, die Frau des Kantors Moritz aber zum Krüppel schlugen. Ich habe die Jungen nicht um mich gesammelt, sie sind ganz von selbst gekommen. Da habe ich also schon Jugendpflege getrieben, ohne es zu wissen und zu wollen.

Dann darf ich Ihnen etwas anderes aus meiner Jugendzeit erzählen: Ich wußte immer viele Gedichte auswendig, die ich gern vortrug. Nun hatte ich eine Tante im Dorf, die etwas abseits von der Straße wohnte. Vor dem Hause war eine Laube nach dem Garten zu. Da mußte ich dann meiner Tante und meinen Vettern an

*) Ein ganz vorzüglich geschriebenes Büchlein „Die Wandervögel und wie ich sie kennen lernte" von einem Arzt Dr. Ludwig Scholz (Bremen, Niedersachsenverlag) möchte ich allen denen empfehlen, die den Wandervogel noch nicht kennen oder ihm noch nicht hold sind. Weiter verweise ich auf meinen Aufsatz „Was sind uns die Wandervögel?" in der Deutschen Tageszeitung 1914, Nr. 103 und 105.

Sommerabenden Gedichte vortragen. Bald fanden sich die Nachbarn dazu — es waren ausschließlich Bäuer und Tagelöhner, und sie drängten mich, daß ich immer wieder kommen mußte. Ich entsinne mich, daß ich da Schillers Lied von der Glocke vortrug, die „Bürgschaft", Lenaus „Postillon", von Kaiser Max an der Martinswand, von Hans Euler, Fontanes „Joachim Hans von Zieten" u. a. Alles aber ernste und gute Gedichte. Wir haben also auf dem Lande Menschen, die Sinn dafür haben. Wichtig ist es aber wohl immer, daß man eine zwanglose Gelegenheit sucht.

Auf den Wanderungen ist nun die beste Gelegenheit, auch einzuführen in die heimische Tierwelt. Doch handelt es sich nicht nur darum, daß die Jugend die Sängetiere, Vögel, Lurche, Echsen usw. kennen lernt, sie soll auch ihre Lebensbedingungen verstehen lernen. Die Notwendigkeit, dem Boden höhere Erträge abzugewinnen, hat dazu geführt, früheres Ödland, das der Tierwelt Schlupfwinkel bot, in Ackerland zu verwandeln. Dagegen ist nichts zu sagen; vor Notwendigkeiten müssen wir uns beugen. Es ist aber auch ohne Not, rein aus Gedankenlosigkeit, mancher Winkel, manche Hecke zerstört worden, die vielen Sängern Unterschlupf boten. Der Mensch soll Erbarmen mit den Tieren haben — auch sie sind Geschöpfe Gottes, und er hat ihrer viele ihm zur Lust und Freude geschaffen. Darauf sollen wir den Sinn der Jugend wieder lenken, daß ihr auch wirklich die Sinne aufgehen; dann wird eine künftige Zeit wieder gut machen, was eine vergangene verschuldet hat.

Und weiter soll die Jugend um die Entstehung ihrer Heimat wissen. Woher kommen all die weiten Wiesen im Havelland, woher kommt das Luch? Daß der Oder-Weichselstrom einst durch unsere Heimat ging, das wissen wohl viele. Aber daß die Elbe ihren Lauf durch den westlichen Teil des Havellandes nahm, daß die Schwemmtonmassen aus dem Thüringer Wald von der Saale und dann weiter von der Elbe mitgeführt wurden, daß sie im Havelland als bester Ziegelton abgelagert wurden, das wissen schon nicht alle, soviel sie auch von den berühmten roten Rathenower Ziegeln gehört haben. Wenn der Jugendpfleger auf den Wanderfahrten von all diesen Dingen erzählt, dann findet er willige Ohren. Dann beginnt jeder Stein, jeder Strauch, jede Blume für den jungen Menschen zu leben, und damit wacht die Heimatliebe in ihm auf.

Wir kommen aber weiter zum Menschen. Als nach der Eiszeit der kahle Boden sich mit einer Pflanzendecke überzog, als das Land wirtlich wurde, drang von Westen und Süden her der Mensch in unsere Heimat ein; um die Ostsee herum, auch hier in unserem Land, ist die Geburtsstätte des germanischen Menschen. Und nun hat uns die neuere Forschung gelehrt, daß diese unsere germanischen Vorfahren eine hohe Kultur hatten zu einer Zeit schon, als die griechische Kultur noch in den Windeln lag. Durch Funde ist erwiesen, daß der Anbau des Landes stellenweise so vorzüglich war, wie er erst in der neueren Zeit wieder erreicht wurde. Da wird im jugendlichen Herzen aus der Heimatliebe Heimatstolz. Und der Heimatstolz dehnt sich zum Stolz auf das eigene, das deutsche Volkstum. Hier sind die tiefsten Wurzeln des völkischen Stolzes, den wir in der heutigen Zeit der allgemeinen Wurzellosigkeit so bitter not haben. Der bekannte Abgeordnete Pastor Ramdohr in Schönhagen in der Priegnitz hat in einem Kursus für Fortbildungsschullehrer einen Vortrag gehalten: „Wie ich in meiner ländlichen Fortbildungsschule Heimatliebe pflege." Da sagt er: „Wir haben allzu lange die

Vaterlandsliebe in die Luft gebaut." Ich bin ganz seiner Ansicht, und ich meine, wir müssen sie tief verankern im Volkstum, in seiner großen, reichen Geschichte. Die deutsche Vorgeschichtsforschung gibt uns reichsten Stoff dazu; sie lehrt uns, daß wir unsere Kultur nicht erst vom Morgenland bekommen, daß sie germanisches Eigengewächs ist. Nun bekommen die Funde, die wir dem Boden entnehmen, einen tiefen Sinn. Es sind keine lächelnd bestaunten Raritäten mehr, es sind Zeugen, die uns Kunde bringen von unseren stolzen Vätern. Und damit tragen wir auch wieder Geheimnisse in die Herzen und Köpfe unseres Landvolkes, Geheimnisse, die eine aufklärerische Zeit ganz zerstört hat.

Und dann fangen auch die Sagen wieder zu leben an, die vor allem um unsere Berge sich gesponnen haben, die schönste, eine der schönsten deutschen Sagen überhaupt, um den Marienberg, den alten Harlungerberg, bei Brandenburg. Da hören wir, wie Markgraf Iron von Brandenburg in vorwendischer Zeit, als die Stürme der Völkerwanderung noch brausten, im Walslangwalde den Wisent jagte. Doch König Salman von Frankenland kam gezogen, schlug ihn in Bande und führte ihn gefangen an seinen Hof. Da sammelte Irons Weib, die getreue Isolde, alles Gold und Edelsteine in ihrem Lande und zog damit nach Frankenland, daß sie den Gatten loskaufte. Da aber König Salmans Weib Mitleid empfand mit der Getreuen, bat sie mit ihr den gestrengen Gatten, und er ließ den Markgrafen Iron frei. Und dann wächst die Sage hinein in den Kranz der Heldensagen um König Dietrich von Bern.

Dann kam die Wendenzeit, die etwa 500 Jahre dauerte, aber uns nicht so tiefe Spuren hinterlassen hat, wie man oft annimmt. Wir sind hier nur zu einem ganz geringen Teil slawisch, zum weit überwiegenden Teil germanisch bestimmt. Und dann kamen unter den Askaniern die nun christlich gewordenen Deutschen wieder herein. Wie oft denken wir wohl daran, daß wir hier auf Kolonialboden stehen? Ich habe in Tremmen einmal einen Vortrag gehalten über die Frage: „Wie wurde unsere Heimat deutsch?" Es ist erstaunlich, wie viel wir aus dem 12. Jahrhundert noch feststellen können, wenn wir von Dorf zu Dorf forschen. Schon unsere Jugend folgt uns gern, wenn wir mit ihr darüber reden. Und bei dieser Gelegenheit können wir auch über den Götterglauben unserer Vorfahren sprechen. Es besteht ja heut wirklich keine Möglichkeit mehr, daß wir zum Wodanskult zurückkehren könnten. Alle religiöse Erneuerung, nach der die Besten unserer Zeit sich so machtvoll sehnen, wird von Christus ausgehen und zu Christus zurückführen. Aber die hohen gedanklichen und sittlichen Werte in dem Glauben unserer Vorfahren sollten wir unserer Jugend zeigen, um ihren völkischen Stolz zu nähren. Sie muß wissen, daß der Germane etwas Besseres ist als all die östlichen Völker, die uns ja immer näher auf den Leib rücken. Die Jugend muß ihre Heimat lieben lernen mit dem bewußten Willen, sie deutsch zu erhalten. Von Erinnerungen an den alten Götterglauben ist noch mehr vorhanden, als man gemeinhin glaubt. So konnte ich in der Zeitschrift „Niedersachsen" einmal darauf hinweisen, daß der alte Kindervers „Buko von Halberstadt", der heut noch auch im Havelland lebendig ist, auf die Verehrung der Frigga, der Göttermutter, zurückgeht, die im Volksbewußtsein in der Mutter Maria fortlebt.

Doch kehren wir zurück zu den havelländischen Bergen! Da ist der Markgrafenberg auf der Heide zu Rathenow, an den glänzendste Erinnerungen an das heldenverklärte

Geschlecht der Askanier sich knüpfen. Auf den Rhinower Bergen aber wird die Stelle gezeigt, wo im Sommer 1631 der Löwe aus Mitternacht, Held Gustav Adolf von Schweden, auf einem Erkundungsritt unter einer mächtigen Eiche an der Quelle lagerte. Das nur wenige Beispiele. Aber sie zeigen, was in den Herzen der Jugend lebendig zu machen ist. Die Schule kann viel vorarbeiten; aber sie hat nicht für alles Zeit, und für so manches hat die Schuljugend noch nicht das rechte Verständnis. Da kommt uns die Jugendpflege gerade recht. Von der Schweden- und Franzosenzeit habe ich schon gesprochen. Noch heut ist in Erinnerung an 1806 im Havelland der Vers lebendig:

„Die französische Freipartie
Stahl den Bauern all ihr Vieh."

Darüber zurück wird aber jetzt in der Zeit der 500 Jahr-Erinnerungen lebendig, was die Quitzows einst unserer Heimat in Gutem und Bösen waren. Damit kommen wir dann zu den Hohenzollern, und wir denken des Markgrafen Friedrich, des edlen Fürsten lobesame, wie das alte Lied von Niklas Upslacht in Brandenburg sagt. Eine Wanderung durch unsere Heimat lehrt uns, was sie dem Großen Kurfürsten, Friedrich Wilhelm I. und dem alten Fritz verdankt. Auch an die Königin Luise haben wir manche örtliche Erinnerung. So wacht es alles auf, was uns mit unserm Herrscherhaus verbindet. Es knüpfen den Havelländer an das Zollernhaus doch Bande gemeinsamer 500jähriger Erinnerungen an Freud und Leiden, die wir der Jugend nur zu zeigen brauchen. Da läßt sich wohl die Treue zum König pflegen. Es liegt im Havelländer die Lust zum Kritisieren, das kommt aus seiner Art, immer ganz nüchtern das Sachliche zu sehen. Daneben ist in ihm aber die Kraft zu einer großen Liebe und Treue, die geweckt und gepflegt werden muß in einer Zeit der Zerrissenheit, da man nicht recht weiß, wohin.

Und dann taucht der Name Bismarck auf. 700 Jahre schon ist seine Familie in der nächsten Nähe des Havellandes ansässig gewesen, und unser Heimatkreis war es, der ihn 1849 in den preußischen Landtag schickte. Bei uns hat er seine politische Laufbahn begonnen, noch wissen wir die Stelle, wo er zu den Rathenower Wahlmännern sprach, und am Sandkrug bei Großbehnitz zeigt man die Eiche, unter der er bei einer Wahlrede an die havelländischen Landleute stand, auch die Schule in Barnewitz bewahrt Erinnerungen an ihn. So gewinnt die für Ostern 1915 in Schönhausen geplante Bismarckfeier der deutschen Jugend für uns auch heimatliche Bedeutung.

Wahrlich, in der Geschichte unserer engeren Heimat spiegelt sich die Entwicklung des heutigen deutschen Reiches. Das soll und muß alles wieder lebendig werden in den Herzen unserer Jugend; dann dürfen wir auch sagen, daß wir die Vaterlandsliebe nicht mehr in die Luft bauen. Der schon erwähnte Pastor Ramdohr, dessen Wort gewiß verdient, gehört zu werden, klagt: „Der Sinn für das historisch Gewordene fehlt unserm Volke, auch dem Landvolke, allzusehr; und das ist ein großer, schlimmer Fehler, was auch jeder staatserhaltende Politiker anerkennen müßte." Machen wir der Jugend die Heimat mit all ihren vielfältigen Erinnerungen lebendig, so werden wir am sichersten dieser Klage abhelfen!

Ich habe an wenigen andeutenden Beispielen gezeigt, was da ist, was schlummert

und lebendig zu machen ist. Vor Ihnen allen werden Worte und Gestalten aufgetaucht sein, die sich gerade an Ihren Heimatsort knüpfen. Trotzdem wird der Einzelne oft nicht wissen, wohin. Vor allem der Geistliche, der Lehrer, die neu in ihren Wirkungskreis kommen — woher sollen sie all das nehmen? Da möchte ich bemerken, daß doch recht viel in dieser Richtung schon bei uns gearbeitet wurde. Die „Rathenower Wanderbücher" von Walther Specht bieten für einige Teile unseres Kreises so manches. Als Ergänzung mögen desselben Verfassers Heimatblätter „Hie guet Brandeburg allewege" dienen. Dazu kommt der Kreiskalender, der ja seit einigen Jahren ganz heimatlich gestaltet ist. Auch der Kreis ist in die Heimatpflege eingetreten durch die Lichtbilderreihen aus der Heimat mit ausgearbeiteten Vorträgen, die er eben schafft.

Das alles aber genügt noch nicht. Der einzelne, der auf seinem Dorfe nun mit der Jugend Heimatkunde, die zur Heimatliebe führen soll, treiben will, wird doch an allen Ecken und Enden auf Lücken stoßen. Wer nennt ihm den Namen der Pflanze, die ihm in Wald und Wiese gerade aufstößt, wer bestimmt ihm den Käfer, den Schmetterling, die ihm von der Jugend gebracht werden, wer gibt ihm die Hilfsmittel, um die heimische Vogelwelt kennen zu lernen? Und wenn er eine zusammenhängende Darstellung der Geschichte seines Dorfes schaffen will, die überall nötig ist, wer hilft ihm dabei, wenn er allein nicht zurecht findet? Nun wäre es sehr schön, wenn wir einen Jugendpfleger im Kreise hätten, der all das weiß und kann. Aber er ist nicht da und wird so leicht auch nicht zu finden sein. Darum scheint es mir nötig, daß wir eine Arbeitsgemeinschaft bilden, wo einer dem andern hilft, die eine Sammelstelle hat, an der alles zusammenfließt und von wo wieder ausgeht, was irgendwo gebraucht wird. Die Arbeitsgemeinschaft ist schon da im Havelländischen Heimatverein, der gern jede heimatliche Mitteilung entgegennimmt und auf jede Frage Auskunft erteilt, soweit das irgend möglich ist. Er will auch ein Mitteilungsblatt schaffen, das dem Austausch in allen heimatlichen Fragen dienen soll.

Was so gearbeitet wird, das muß in der Jugendpflege unmittelbar verwertet werden. Die eigene Freude, die wir dabei haben, muß unser Lohn sein. So allein können wir wieder Heimatliebe und Heimattreue wecken. Welch unmittelbare Bedeutung die haben, das spricht wieder der Abgeordnete Pastor Ramdohr aus: „Ich behaupte, daß die so überaus zu beklagende Landflucht niemals so ins Riesengroße angeschwollen wäre, wenn unser Landvolk mehr Heimatsinn und mehr Heimatliebe besessen hätte." Mit diesen Worten bestätigt er die Auffassung, die ich zu Eingang meines Vortrages schon aussprach.

Wir müssen das Landleben wieder mit einem Inhalt füllen, der ganz dem Lande eigen ist. Die Nachäfferei der Stadt, die man jetzt vielfach auf dem Dorfe trifft, ist einfach zum Erbarmen. Der Landmann soll sich als ein Eigener fühlen, der es nicht nötig hat, der Stadt alles nachzumachen. Und das ist nur möglich aus heimatlichen Werten heraus. Wenn wir so an der Jugend arbeiten, gewinnt sie vielleicht doch wieder einen fröhlichen und frommen Sinn, ohne den eine rechte Jugend nicht denkbar ist. Unser deutsches Volk aber wird nur bestehen, wenn sein Sinn nicht zuerst darauf gerichtet ist, wie es Schätze raffen kann, sondern wenn es in tiefster Seele die Treue zur Heimat trägt, aus der alles Gute wächst.

Der Streit um den Wandervogel

In seinem Vortrage „Jugendpflege und Heimat“ hat der Verfasser auch auf den Wandervogel hingewiesen. Tatsächlich wohnt dieser Bewegung, wie sie in den Wandervögeln, den Wandermöwen, Wanderfalken, den Fahrenden Gesellen ihre Form gefunden hat, die größte Bedeutung für unser Volkstum inne. Der Bundestag der Wandervögel diese Ostern in Frankfurt an der Oder war eine Bestätigung für alle Hoffnungen, die wir auf diese Bewegung setzten. Die Bundesleitung des Wandervogels e. V. sagte in ihrer Erklärung zur Judenfrage mit vollem Recht, daß die Bewegung aus dem tiefsten deutschen Wesen hervorgegangen sei und in der deutschen Vergangenheit wurzele. Es ist nichts Zufälliges, wenn die Wandervögel wieder die alten deutschen Volkslieder singen und Volkstänze tanzen. Es ist keine modische Strömung, wenn sie altes Volksgut im deutschen Handwerk suchen und pflegen. Sie fühlen mit der ungeschwächten Sicherheit der Jugend, daß hier die reinsten Äußerungen der deutschen Seele sind, daß hier eine einst unterbrochene Entwicklung fortgesponnen werden muß. Was bei den Wandervögeln jetzt an Versuchen in der Kleidungsfrage zu beobachten ist, das ist, so wenig es schon eine Lösung ist, ein notwendiger Schritt vorwärts, der gerade von ihnen getan werden mußte. Es ist bezeichnend, daß sie dabei auf einem Wege sind mit einem der größten deutschen Erneuerer, mit Ernst Moritz Arndt. Das deutsche Volkstum, das so lange im Schatten lag, tritt wieder ins Licht. Die Afterkultur der Neuzeit hatte uns von unserem Eigenen abgeführt. Daß die deutsche Jugend selbst den Weg zurückfand, ist ist ein frohes Zeichen für die in unserem Volkstume noch vorhandene Kraft. Der Wandervogel ist eine der tiefsten Volkstumsbewegungen, die wir erleben konnten. Dazu kommt noch etwas anderes, das doch in derselben Linie liegt. Die Reinheit im Verkehr der Geschlechter miteinander, die uns an die Schilderungen des Tacitus gemahnt. Hier ist kein: Du sollst nicht und Du darfst nicht. Diese Jugend stellt sich nicht unter die Führung und Aufsicht von Erwachsenen, sondern wählt die Führer aus den eigenen Reihen. Es herrscht eine frische Ungezwungenheit, eine fröhliche, unbekümmerte Natürlichkeit auf ihren Wanderungen und Festen; über allem aber liegt ein Hauch jugendlicher Keuschheit in Gedanken, Worten und Taten, daß man von hier aus auch eine sittliche Gesundung erhoffen darf. Nicht jeder Junge, nicht jedes Mädel kann zum Wandervogel gehören. Die Jugend selbst trifft eine rücksichtslose Auswahl. Wer ihr unter den Mitschülern nicht geeignet erscheint, den weist sie zurück. Von dieser Zurückweisung wurden auch Juden betroffen, und die ehrliche Jugend hat aus den Gründen der Ablehnung kein Hehl gemacht. Was verbindet denn den Juden mit dem tiefsten deutschen Wesen, wo wurzelt er in der deutschen Vergangenheit? Die Wandervogelfahrten sind keine Schulausflüge, wo jeder Anspruch auf Teilnahme hat. Hier gehen Gleichgestimmte auf die Fahrt; wer wollte behaupten, daß die jüdische Jugend mit der deutschen gleichgestimmt sei? Ehrliche Juden sahen das auch ein und gründeten den jüdischen Wandervogel Blauweiß. Die Horde im Wandervogel ist eine Lebensgemeinschaft. Es bedeutet ein hohes Maß von Unduldsamkeit, dieser Lebensgemeinschaft jemand aufzwingen zu wollen, der ihr nicht im Innersten verbunden ist. Wir hörten von Wandervogelführern, die sich als judenfreundlich bekannten, sie seien davon abgekommen, Juden mit auf die Fahrt zu nehmen. Der beste jüdische Junge könne sich in Ton und Geist der Wandervogelhorde nicht einfinden, er sei und bleibe ein Fremder in dieser Gemeinschaft. Dazu trägt neben anderem die frühe Entwicklung des Juden, auch auf geschlechtlichem Gebiete, bei. Man soll darum den Wandervögeln die Freiheit in der Auswahl ihrer Gefährten nicht beschneiden.

Es ist gewiß nicht gut, wenn diese Angelegenheiten von Schülern in der Öffentlichkeit erörtert werden und politische Schlagworte unter die Schuljugend fahren. Allein die Judenschaft wollte es anders, ihr Organ, das „Berliner Tageblatt“, brachte mit seiner bekannten Unduldsamkeit gegen alles Deutsche die Sache in ein hochpolitisches Geleis. Es folgte die bekannte, doch wirklich vorsichtige Erklärung der Bundesleitung des Wandervogels in Frankfurt: „Der Wandervogel e. V. ist auf Grund seiner Satzungen in politischer und konfessioneller Hinsicht neutral. Die Bundesleitung hat darüber zu wachen, daß die Satzungen beobachtet werden. Sie kann also unter keinen Umständen dulden, daß von Gauen oder Ortsgruppen allgemeine Beschlüsse gefaßt werden, die dahin lauten, daß Juden grundsätzlich nicht aufgenommen werden. Sie wird auch alles tun, um zu verhindern, daß

im Wandervogel die Religion oder die Rasse der Juden beschimpft werden. Andererseits denkt die Bundesleitung nicht daran, die persönliche Freiheit der Wandervögel einzuschränken. Sie lehnt es also entschieden ab, da einzuschreiten, wo eine Ortsgruppe von Fall zu Fall durch Mehrheitsbeschluß die Aufnahme von Juden ablehnt, etwa weil besonders ausgeprägte Rasseneigentümlichkeit ihr mit der Art des Wandervogels, der aus dem Tiefsten des deutschen Wesens hervorgegangen ist und in deutscher Vergangenheit wurzelt, unverträglich erscheint."

Diese Erklärung versetzte den Verein zur Abwehr des Antisemitismus, in dem Johannes Tews über die Jugendbewegung sprach, in höchste Aufregung, und er verlangte ein Vorgehen gegen den Wandervogel. Nun hat auch schon die Fortschrittliche Volkspartei in dieser Angelegenheit eine Anfrage im preußischen Abgeordnetenhaus angekündigt. Wir bedauern es, daß in der Etatsberatung Graf Moltke sich für die Juden einsetzte und daß im Anschluß daran kein Abgeordneter ein Wort fand, die Sache des Deutschtums in der Wanderbewegung zu schützen. Das alles zeigt uns, wo wir stehen. Wir haben hier eine Ergänzung zu dem bekannten Wort des Juden Goldstein im Kunstwart [von der Verwaltung des deutschen Geistesgutes. Es ist so, daß ein Fremdvolk in unserer Mitte wohnt, das über uns herrschen will. Von Gleichberechtigung sprechen sie; aber Herrschaft meinen sie. Haben wir denn verlangt, daß sie unsere deutschen Jungen und Mädel in ihren jüdischen Wandervogel Blauweiß aufnehmen? Soll es wirklich in unserem deutschen Vaterlande keine Stelle mehr geben, wo Deutsche ungehindert von Fremden ihrem Volkstume leben können? Was die Herren mit ihrem gehässigen Vorgehen [erreichen werden, das läßt sich längst voraussehen: Unserer Jugend wird eine Ahnung aufgehen, daß ein Fremdvolk sich die Herrschaft über uns anmaßt. Man verweist wohl in ihren Reihen auf die unzweifelhaft vorhandenen Edeljuden, um deretwillen man Nachsicht üben müsse. Auch unter den Franzosen, die vor hundert Jahren über uns herrschten, waren viele ritterliche und edle Männer, und doch hat der Volkssturm sie alle weggefegt, weil wir unter eine fremde Herrschaft uns nicht fügen konnten. Jedenfalls hat das „Berliner Tageblatt" mit seiner Gefolgschaft in der Fortschrittlichen Volkspartei jetzt Erörterungen in den Wandervogel getragen, die für seine Kreise weit verfrüht sind. Von jedem Deutschgesinnten erwarten wir deshalb, daß er in dieser ernsten Zeit seine schützende Hand über die deutsche Jugend im Wandervogel hält, damit sie ohne Schaden aus dem Streite hervorgehe, in den sie ohne ihre Schuld gezerrt wurde. Wir halten es aber für unnötig und überflüssig, sie in eine Richtung drängen zu wollen; sie findet schon den rechten Weg von selber. Zur Bundesleitung des Wandervogels haben wir das Vertrauen, daß sie mit fester Hand das Steuer führen wird; es ist ihr ein hohes Gut anvertraut, unsere Jugend, die sich in deutschem Geiste erneuern will.

*

Der neue Helmolt

Von Dr. Ludwig Wilser

(Schluß)

Der zweite Band behandelt „das alte Westasien" samt der Entstehungsgeschichte der beiden Weltreligionen, des Christentums wie des Islam, und schließt mit einer Geschichte der Kreuzzüge, kommt also damit den neuzeitlichen Verhältnissen ziemlich nahe.

Für den der Wissenschaft zu früh entrissenen Winckler hat Otto Weber die Überarbeitung der ältesten Geschichte von Babylonien, Armenien, Persien, Phönikien, Karthago, Israel und Arabien übernommen. Nicht ein einziges Volk tritt uns „als Träger der babylonischen Kultur entgegen: es ist eine ganze Reihe der verschiedenartigsten Völker, von verschiedener Rassenzugehörigkeit, die eins nach dem anderen in die große Flußniederung eingezogen sind..." Von den drei möglichen Herkunftsgebieten, Europa, Innerasien und Arabien, möchte der Verfasser das erste, „weil der Zugang zu schwer" sei, „von vornherein" ausscheiden, m. E. mit Unrecht, denn erstens haben nachweislich zahlreiche Einwanderungen aus unserem Weltteil in Asien stattgefunden, und zweitens weisen gerade „die Schöpfer der babylonischen Kultur", die einer „nichtsemitischen Sprache" in ihren Urkunden sich bedienenden Sumerier, die „Erfinder der Keilschrift", in Schädelbau und Gesichtsbildung, in Sprache und Sitte, wie ich wiederholt gezeigt habe, entschieden europäische Züge auf. Das Sumerische war zwar „lautlich... verfallen" und „abgeschliffen", zudem von Fremden aufgezeichnet, läßt aber doch in manchen Wurzeln und Götternamen indogermanische Ver-

wandtschaft erkennen. Von der Geschichte des merkwürdigen Volkes freilich „wissen wir nichts", gehen aber vielleicht am wenigsten irre, wenn wir in ihm die erste Vorhut der späteren medisch-persischen Eroberer vermuten. Auch das Gesetzbuch des Hammurabi mit seinen uns eigentümlich vertraut anmutenden Rechtsanschauungen geht zweifellos auf sumerische Zeiten zurück. Ungefähr dritthalb Jahrtausende (von 3000—600) haben dann über das Zweistromland, sich gegenseitig bekämpfend und ablösend, unzweifelhaft semitische, wenn auch nicht immer völlig reinblütige Völker, geherrscht, Babylonier, Assyrer, Chaldäer, bis der Meder Chwachschara (Kyaxares) Ninive eroberte und zerstörte. Etwa ein halbes Jahrhundert noch hielt sich neben dem medischen das neubabylonische Reich, dem der Perser Kurusch (Kyros) durch Besiegung (539) des „letzten Königs von Babylon", des sagenberühmten Belscharusur (Belsazar), ein Ende machte. „Hiermit beginnt eine neue Epoche der europäischen Kulturgeschichte. Persien hatte bereits vor der Eroberung Babylons Kleinasien besetzt und war dadurch in Berührung mit der griechischen Kultur gekommen. Von jetzt an spielt sich der Kampf, der für die Entwicklung der abendländischen Menschheit bestimmend geworden ist, nicht mehr auf asiatischem Boden ab." Die frühere Geschichte Europas ist allerdings weniger aus schriftlichen Urkunden als aus den mit dem Spaten gewonnenen Schätzen von Altertümern zu erschließen.

In Syrien, dem weiten Gebiet zwischen Euphrat und Mittelmeer, tritt uns vor allem das rätselhafte Volk der Hettiter entgegen. Der Verfasser will unter diesem Namen eine „Rasse" verstanden wissen, „die große Völkergruppe weder semitischer noch indogermanischer Rasse, die in den Chatti und den Mitani und wohl auch den Urarthäern ihre hervorragenden Repräsentanten und politischen Organisationen gefunden hat". Nach ihren hinterlassenen Bildwerken sehen allerdings die Hettiter ganz anders aus als die Semiten: „Rasse, Tracht, endlich Technik zeigen, daß wir es mit Vertretern einer eigenartigen, von den beiden großen orientalischen verschiedenen Kultur zu tun haben". Die Sprache kennen wir nicht, da ihre Inschriften, in „einer scharf ausgeprägten, Bilder verwendenden Hieroglyphenschrift", noch nicht entziffert sind. Wenn diese auch weder mit der ägyptischen noch der babylonischen „in irgend welchem Zusammenhang" steht, so gleicht sie doch äußerlich entschieden der sumerischen. Auf ihren Bildnissen mit auffallend kurzen Köpfen und großen Nasen stellen sich die Hettiter rein naturwissenschaftlich als Mischlinge der „weißen" und „gelben Rasse" dar, d. h. des Homo europaeus und des Homo brachycephalus. Mit ihnen verwandt waren wahrscheinlich die Bewohner von Armenien, deren ältester Name Guti oder Kuti merkwürdig an den der Goten anklingt und die jedenfalls, wie die mitanischen Götternamen Mithras, Waruna und Indra zeigen, frühzeitig arische Einflüsse erfahren haben. Vom 15. Jahrh. an erscheinen die ersten unzweifelhaften Indogermanen, die das Pferd mitgebracht haben, die Charri und etwas später die Madai (Meder). Auch ich halte die Kimmerier für Indogermanen, aber nicht skythischen, sondern keltischen Stammes, früheste Vorläufer der Galater. Die Erbschaft der Meder traten die Perser an, deren mächtiges Reich dem kühnen Ansturm des großen Alexander und seiner makedonischen Heerschar erlag. Damit verbreitete sich hellenische Gesittung und Bildung bis an den Indus. Noch ein Wort ist über die persische Keilschrift zu sagen, die, „auf königlichen Befehl erfunden", erst von Dareios „eingeführt" wurde; sie stellt eine bedeutende Vereinfachung und wesentliche Verbesserung der schwerfälligen assyrischen Keilschrift im Sinne der Buchstabenschrift dar und beweist, daß die Perser auch vorher nicht schriftlos waren. „Das Awesta ist in einem vom Aramäischen abgeleiteten Buchstabenalphabet aufgezeichnet worden", dieses selbst aber aus dem in ganz Vorderasien zur Annahme gelangten „phönikischen" hervorgegangen.

Dies führt uns zu den Phönikern, die „kein Volk unter einheitlicher Herrschaft und Leitung" waren, „sondern Stämme, die wie andere Wandervölker im wesentlichen auf eigene Faust vordrangen" und, wie ich beifüge, verschiedenartigen, teils semitischen, teils thrakischen, Ursprung hatten. „Jedenfalls aber sind die Phöniker ebensowenig die Erfinder der Schrift gewesen, wie die Handelsstädte unserer Zeit den Fortschritt geistiger und technischer Entwickelung der Neuzeit bestimmen." Mit Genugtuung hebe ich diesen mit meiner seit einem Menschenalter gelehrten Ansicht übereinstimmenden Ausspruch hervor, kann aber auch einen babylonischen Ursprung unserer Buchstaben nicht zugeben. Die seit dem 8. oder 9. Jahrh. bezeugten 22 Schriftzeichen sind nämlich nur zum Teil altertümlich,

d. h. auf Bilder zurückzuführen, und enthalten verschiedene abgeleitete oder „Sproßformen". Auch mit den übrigen den Phönikern zugeschriebenen Erfindungen, wie Purpur und Glas, verhält es sich ähnlich; Verbreitung und Entdeckung ist zweierlei. Ebenso ist das Götterpaar Baal und Baalat (Aschtoret) den Namen nach fremder Herkunft und vermutlich übereinstimmend mit dem arischen Sonnengott und seiner weiblichen Gefährtin, der Mondgöttin. Man hat früher „die Spuren der Phöniker" überall zu finden geglaubt, daß aber „in Wirklichkeit Phönikien mit seinen kleinlichen Verhältnissen nicht imstande war, die Menschenmenge hervorzubringen, die für die Überschwemmung aller jener Länder mit Ansiedlern nötig war, ... liegt auf der Hand." Sicher eine Pflanzstadt von Tyrus war jedoch Karthago (Karthadast, die Neustadt) an der afrikanischen Nordküste, das durch seinen Wettkampf um die Vorherrschaft mit dem aufstrebenden Rom berühmt geworden ist. Einer Heldengestalt wie Hannibal wird man Bewunderung nicht versagen können, der Ausgang aber war unausbleiblich, Sieg des Abendlandes über das Morgenland, Verschiebung des geschichtlichen Schwerpunktes nach Norden.

Das Volk Israel hat wegen seiner Beziehungen zum Christentum auch für unsern Weltteil hervorragende Bedeutung. Hervorgegangen aus dem östlichen Zweig der Mittelmeerrasse (Homo mediterraneus), hat es schon früh, trotz seiner religiösen Abgeschlossenheit, fremdartige Beimengungen erfahren, teils durch rundköpfige Völker wie die Hettiter, teils durch lichthaarige Langköpfe wie Amoriter und Philister (Pelasger). Früher unter assyrischer, dann unter persischer Herrschaft, bildete nach Alexanders Tod das Gelobte Land einen Bestandteil des ägyptischen Reiches der Ptolemäer. Dadurch gewannen die von jeher für den Handel gut veranlagten Juden Einfluß in Alexandria und später in Rom. Nach der Zerstörung von Jerusalem durch Kaiser Titus zerstreute sich das zähe, rührige Volk in alle Welt: „überall, wo sich ihrer Tätigkeit ein lohnendes Gebiet eröffnet, finden wir Juden".

Arabien hatte eine der syrischen stammverwandte Bevölkerung; ja wir dürfen ohne Zweifel „den physischen Typus des Semiten" im Beduinen für reiner halten als im Israeliten. Daß aber die arabische Halbinsel als die „große semitische Völkerheimat" zu betrachten sei, aus der in „vier großen Völkerwanderungen" alle semitischen Stämme hervorgegangen seien, glaube ich nicht. Der verwandtschaftliche Zusammenhang mit den westlichen Mittelmeervölkern ist zu eng, um nicht einen gemeinsamen Ursprung, den ich auf Grund der fossilen Knochenfunde in Europa suche, wahrscheinlich zu machen. Altarabien ist „von der Kultur nicht unberührt geblieben"; hauptsächlich von Norden her hat es starke babylonisch-assyrische, später persisch-hellenische Einflüsse erfahren. Eigentümlich und merkwürdig ist die im Süden gebräuchliche „sabäische Schrift", von der einige Denkmäler abgebildet werden. Zahlreiche Inschriften sind besonders durch die Forschungsreisenden Halévy und Glaser gesammelt und auch gelesen worden. Die Entstehung aus einer Bilderschrift und der Zusammenhang mit den kretisch-kyprischen Zeichen ist unverkennbar.

„Westasien im Zeichen des Islam" ist nach dem verstorbenen Schurtz durch Grothe neu bearbeitet. Der unvergleichliche Siegeslauf der Lehre Mohammeds hat etwas Rätselhaftes und ist jedenfalls eine der merkwürdigsten Erscheinungen der Weltgeschichte. Er erklärt sich einigermaßen durch den Zusammenbruch der alten heidnischen Religionen, die Verheißungen auf die Wonnen des Paradieses und den unsteten, kriegerischen Geist der arabischen Hirtenstämme. Seine erste größere Eroberung machte der Islam unter dem Khalifen Omar in Persien, wo 651 der Sasanide Jezdegerd III., „der letzte Großkönig des ruhmvollen persischen Reiches", nach vollständiger Besiegung unter den Dolchen von Meuchelmördern fiel. Ungefähr zu gleicher Zeit wurden Syrien und Ägypten mit der damaligen „Hauptstadt des Hellenismus", Alexandria, ja die ganzen nordafrikanischen Küstenländer den oströmischen Kaisern abgenommen, und bald darauf fiel auch das gotische Spanien in die Hände der Sarazenen. Schon um die Mitte des 8. Jahrhunderts erstreckte sich das Reich der Khalifen vom Indus bis zu den Pyrenäen. Noch einmal erlebte das arische Persertum eine Auferstehung und neue Blüte, als im 10. Jahrhundert der Dichter Manßur, besser unter seinem Beinamen Firdußi bekannt, das Königsbuch, Schachname, herausgab, in dem er mit berechtigtem Stolz sagen konnte:

Das alte Iran, lang von Staub bedeckt,
Hab' ich zu neuem Leben auferweckt.

Ein großer Erfolg des Islam war die Gewinnung der kriegerischen, von ähnlichem Eroberungsgeist wie die Araber beseelten Türken, zunächst vom 11. Jahrhundert an der seldschukischen Vor-

hut. Nachfolger der Seldschuken waren die Osmanen, die 1453 die Hauptstadt des oströmischen Reiches, Konstantinopel, eroberten, das sie bis auf den heutigen Tag — wer weiß aber, wie lange noch? — beherrscht haben. Eine Zeitlang schien es, als die sarazenischen und türkischen Heere bis nach Frankreich und Wien vorgedrungen waren, als sollte der Halbmond den Sieg über das Kreuz davontragen. Langsam erfolgte der Rückschlag, und seitdem ist immer mehr vom türkischen Reiche, dem Haupthort des Islam, abgebröckelt. „Gelingt es", schließt dieser Abschnitt, „in den von der Bagdadbahn erschlossenen Gebieten von deutscher Seite nicht nur dem Kapital eine Stätte zu bereiten, sondern auch durch Schulen und Hospitäler dem Lehrer und Arzte ein Einflußfeld zu sichern und so eine der Türkei segensreiche und nur vorteilhafte kulturpolitische Arbeit zu leisten, so wird Deutschland in der weiteren Entwickelung Vorderasiens eine führende Stellung beschieden sein."

Armenien, von der Heldenzeit bis zu den neuesten Aufständen und Unruhen, hat Zimmerer geschildert und die „Entstehung des Christentums und seine östliche Entfaltung" der Theologe Walther behandelt. Demgemäß ist die Darstellung mehr im kirchlichen als im historischen Sinne gehalten. Zweifel an der Geschichtlichkeit des Jesus von Nazareth werden nicht einmal erwähnt und die Einzelheiten seines Lebenslaufs so, wie sie in den Schriften des Neuen Testaments erzählt sind, als Tatsachen hingenommen. Die große, geschichtlich so wichtige Frage, wie trotz Spott und Verfolgung der endliche Sieg des Christentums zu erklären sei, wird dahin beantwortet daß bei dem Zerfall der alten, von den Gebildeten nur noch sinnbildlich aufgefaßten Religionen diese der begeisterten Überzeugung der „Christianer" keinen nachhaltigen Widerstand zu leisten vermocht hätten. Wenn aber auch der Verfasser mit einem gewissen Rechte schreibt: „Staatsreligion ist Annullierung der wahren Religion", so darf man doch annehmen, daß erst durch Konstantins, wahrscheinlich aus Gründen der Staatsklugheit erfolgten, Beschluß der endgültige Sieg der neuen Lehre entschieden wurde. „Auch der neue, durch die Religion der Armen und Sklaven" gehende sozialistische Zug mag das Seinige dazu beigetragen haben. Zudem kann selbst der philosophisch Denkende an einen einzigen, unsichtbaren Gott leichter glauben als an zahlreiche, stark vermenschlichte, wenn auch dichterisch schöne Göttergestalten. Es wird dann noch die erste Kirchenspaltung und die Ausbreitung des Christentums nach Osten, bis nach Indien hin geschildert.

Die „Kreuzzüge", jenes gewaltige Ringen der abendländischen Christenheit mit dem morgenländischen Islam, aus der Feder von Klein, bilden den Schluß des zweiten Bandes. Mit Recht wird an die Wikingfahrten der Normannen angeknüpft, denn auch die Helden der Kreuzzüge, Gottfried, Balduin, Robert, Raimund, Bohemund, Tankred, und die Träger der Königskrone von Jerusalem, die Balduine, Fulko, Amalrich, Guido, Friedrich, waren germanischen Blutes. Haben auch die Kreuzzüge ihren eigentlichen Zweck nicht erreicht, so waren sie doch von weitestgehender Wirkung. „Kirchlich und politisch, sozial wie wirtschaftlich, räumlich wie geistig haben sie das mittelalterliche Wesen zur Auflösung gebracht" und die „neue Zeit" eingeleitet.

Als unparteiischer und gewissenhafter Beurteiler habe ich allerlei Ausstellungen zu machen gehabt. So viel läßt sich aber nach den vorliegenden beiden Bänden schon jetzt sagen, daß mit der „neuen, wohlvorbereiteten Ausgabe der Weltgeschichte" die Herausgeber ihre Absichten erreicht haben und ihr Werk seinen „Platz in der Geschichtsliteratur ganz ausfüllen und Fachmann wie Laien voll befriedigen wird".

*

Moloch Militarismus

Der „Moloch Militarismus" verschlingt alles! Wie unwahr die Behauptung ist, mögen nachstehende Ziffern beweisen.

Von den Gesamteinnahmen des preußischen Staates wurden im Jahre 1740 86 % für Heereszwecke ausgegeben. Im Jahre 1786 betrugen sie 75 %, das gleiche im Jahre 1805. 1847 waren die Ausgaben für Wehrzwecke in bezug auf die Gesamteinnahmen des Staates auf 40 % gesunken, und 1861 betrugen sie nur noch 31 %. Im Deutschen Reiche wurden von den gesamten Staats- und Reichseinnahmen im Jahre 1881 30 % für Wehrzwecke ausgegeben, 1905 waren es 20 % und im Jahre 1912 sind es nur 18 % gewesen. Das ist die Wahrheit über den alles verschlingenden „Moloch Militarismus".

Für die Schriftleitung verantwortlich: i. V. Wilhelm Lennemann, Cöln a. Rh., Mainzer Str. 18. — Verlag Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung Theodor Weicher in Leipzig. — Druck von Oscar Brandstetter, Leipzig

Deutscher Volkswart

1. Jahrgang | Heft 10 | Juli 1914

Christoph Willibald Gluck

Von Justizrat Richard Kossinna, Nordhausen

(Zur Feier des 200. Geburtstags des großen Reformators der ernsten Oper veranstaltete der Bildungsverein in Nordhausen einen Gluckabend mit nachstehender Vortragsfolge:

1. Ouvertüre zur Oper „Alceste“: (komponiert 1767).
2. Arie aus der Oper „Alceste“ „Ihr Götter ew'ger Nacht“.
3. Vortrag über Gluck.
4. a) Arie der Iphigenie aus der Oper „Iphigenie in Tauris“ (komponiert 1779): „O Du, die mir einst Hilfe gab“.
   b) Arie aus der Oper „Paris und Helena“ (komponiert 1770): „O del mio dolce ardor“.

*

5. Ouvertüre zur Oper „Iphigenie in Aulis“ (komponiert 1774).
6. Duett aus der Oper „Orpheus und Euridice (komponiert 1762): „Komm und vertraue meiner Treue“.
7. Reigen seliger Geister und Furientanz aus der Oper „Orpheus und Euridice“.
8. Arie des Orpheus aus der Oper „Orpheus und Euridice“: „Ach, ich habe sie verloren“.
9. Schluß-Arie der Armida aus der Oper „Armida“ (komponiert 1777) „Der Verräter, er ist entfloh'n!“

Das Programm brachte also Stücke aus sämtlichen sechs Reformopern Glucks. Zur Ausführung waren Orchester und zwei Sängerinnen (Sopran und Alt) erforderlich. Die Beschaffung des Orchestermaterials für die Begleitung der Gesänge war zum Teil schwierig; Auskunft über Bezugsquellen erteilt der Vorsitzende der Gluckgemeinde, Dr. Max Arend in Dresden, Tauscherstr. 12.)

* * *

Die weihevolle Ouvertüre zur Oper Alceste ist verklungen, der Vorhang hebt sich. Unter Trompetenfanfaren tritt aus dem Palaste des Königs Admet von Thessalien ein Herold und verkündet dem Volke: Der König ist schwer erkrankt und dem Tode verfallen. Das bestürzte Volk antwortet mit einem dumpfen Klagechor. Auf der Schwelle des Palastes erscheint die Königin Alceste, von ihren zwei Kindern umfaßt; ihr Klagegesang wird unterbrochen durch Trostworte der Kinder. Sie fordert zum Bittgange nach dem Tempel auf. Die Szene schließt mit dem dreimaligen stürmischen Rufe des Chores: Zum Tempel!

Das Bild verwandelt sich. Wir sind im Tempel des Apollo. Ein feierlicher Priesterchor betet zu Apollo um das bedrohte Leben des Königs. Die Königin erscheint, ihr Opfer darzubringen. Der Oberpriester beschwört den Gott, und unter Blitz und Donner erschallt der Schicksalsspruch:

„Der König muß sterben noch heut,
Wenn ein anderer für ihn nicht zum Opfer sich beut."

Eintönig erklingt die Orakelstimme über Posaunenklängen; wir werden an die Kirchhofsszene in Mozarts Don Juan erinnert (Verwegener, gönne Ruhe den Entschlafenen!). Der Oberpriester fragt, ob niemand für den König zum Tode sich bietet. Langes Schweigen. Entfliehet! verfallen ist dem Tod Admet! ruft dann der Chor und stürmt davon. Alceste bleibt allein mit dem Oberpriester zurück; sie beschließt, für den Gatten zu sterben und ruft die Unterirdischen zum Empfange des Opfergelübdes auf (Ihr Götter ew'ger Nacht! Dem Opfertod aus Liebe biet' ich entzückt mich dar).

Mit dieser erhabenen Arie schließt der erste Aufzug der Oper Alceste. Diese Tempelszene ist das Feierlichste, was auf dem Gebiete der Oper bis heute geschaffen worden ist. Es läßt sich ihr nur die Graltempelszene in Richard Wagners „Parsifal" anreihen.

Alceste ist das eigentliche Reformwerk Glucks, in dem er seine neuen Gedanken in bewußter Weise verwirklicht.

Worin bestand die Reformationstat Glucks?

Wir müssen uns vor der Beantwortung dieser Frage die damalige Oper ansehen. Eine Oper gab es noch nicht lange. Sie war um 1600 in Florenz entstanden aus dem Bestreben der Renaissance, das alte griechische Drama mit Musik und Chören wieder aufleben zu lassen. Daraus erklärt sich, daß 300 Jahre lang die Texte der Opern fast ausschließlich der griechischen Mythologie und Geschichte entnommen wurden. Bis um das Jahr 1600 hatte in der Musik die Polyphonie, die Vielstimmigkeit, ausschließlich geherrscht; es gab in der Kunstmusik keinen Sologesang. Der mehrstimmige Gesang war nicht wie bei unseren heutigen Chören harmonisch, sondern kontrapunktisch, das heißt, jede der oft zahlreichen Stimmen singt eine andere Melodie; um den cantus firmus, die Hauptmelodie, ranken sich die Tonweisen der andern Stimmen. Das ergab eine Kunst, die nichts weniger als einfach war. Wie die Renaissance in der Baukunst aus der gotischen Vielgestaltigkeit zur griechischen Einheit zurückzugelangen suchte, so erstrebte sie in der Tonkunst, von dieser verwickelten Vielstimmigkeit zur Einfachheit zurückzukehren. Aus diesem bewußten Bestreben entstand der Sologesang, und damit war die Grundlage für ein musikalisches Drama erst gegeben. 1597 wurde in Florenz die erste Oper aufgeführt, mit so großem Erfolge, daß alsbald ganz Italien von Opern überschwemmt wurde. Sehr schnell aber entartete die italienische Oper, indem der Sologesang zum Virtuosengesang ausartete. Die Tondichter sahen ihre Aufgabe nur darin, eine Anzahl Arien zu schreiben, die den Opernsängern, das waren Kastraten, Gelegenheit geben, ihre Kehlfertigkeit zu zeigen. Von dem erhabenen griechischen Trauerspiele konnte dabei nicht mehr die Rede sein; man verarbeitete zwar nach wie vor die griechischen Sagenstoffe, der Text wurde aber vollständig Nebensache, das Altertum gab nur die Maske her.

Nach diesem Muster hat auch Gluck bis zu seinem 48. Jahre komponiert und hoch-

bedeutende Werke dieser Gattung geschaffen, die ihn in die allererste Reihe der Tondichter stellten, ihm auch den päpstlichen Orden vom goldnen Sporn eintrugen (daher der Titel „Ritter" Gluck). Und dann plötzlich im vorgerückten Mannesalter verleugnet er seine eigenen Werke und setzt an die Stelle der italienischen Oper etwas Anderes, Neues, von ungeahnter künstlerischer Hoheit. Schon vor ihm war ein großer Erneuerer der Oper auferstanden, Monteverdi. Dieser wollte die Oper von der musikalischen Seite dahin umgestalten, daß ihre Ausdrucksfähigkeit vertieft wurde. Gluck faßte die Neugestaltung vom Texte her an. Sein neues Programm heißt: 1. die Musik hat sich dem Texte unterzuordnen und anzuschmiegen; 2. sie hat durch Einfachheit, Natürlichkeit und Wahrheit nach dem größten Ausdrucke zu streben.

Einfachheit, Natürlichkeit, das waren die Gedanken, die in der Luft schwebten. Rousseaus bedeutendste Schriften, in denen er die Rückkehr zur Natur predigt, waren kürzlich erschienen. Winckelmann wies die bildende Kunst auf das klassische Griechenland zurück. Diesem Zuge der Zeit folgt Gluck. Seinem Revolutionswerk Alceste schickt er eine Vorrede voraus, in der er seine neuen Gedanken darlegt. In dieser wichtigen Urkunde schreibt er:

> „Ich war bedacht, die Musik auf ihre wahre Aufgabe zu beschränken, das ist: der Dichtung zu dienen, indem sie den Ausdruck der Empfindungen und den Reiz der Situationen verstärke, ohne die Handlung zu unterbrechen oder durch überflüssige Zieraten abzuschwächen. Ich wollte daher weder einen Schauspieler im Feuer des Dialogs unterbrechen, um ihn ein langweiliges Zwischenspiel abwarten zu lassen, noch ihn mitten in einem Worte bei einem günstigen Vokale aufhalten, damit er in einem langen Lauf mit der Biegsamkeit seiner schönen Stimme großtun könne, oder abwarte, bis das Orchester ihm Zeit gebe, für eine lange Cadenz Atem zu schöpfen. Kurz, ich wollte alle jene Mißbräuche verbannen, gegen welche der gute Geschmack und der gesunde Verstand schon lange vergebens kämpfen. Ich habe ferner geglaubt, den größten Teil meiner Bemühungen auf die Erzielung einer edlen Einfachheit verwenden zu müssen. Daher vermied ich es auch, auf Kosten der Klarheit mit Schwierigkeiten zu prunken und habe niemals auf die Erfindung einer neuen Wendung Wert gelegt, wenn sie nicht von der Situation selbst herbeigeführt und dem Ausdruck angemessen war."

Für Gluck sind also die Gesetze des Trauerspiels leitend, nicht die der rein musikalischen Entwicklung. Daß der tragische Gedanke zum vollen Ausdruck gebracht wird, darauf kommt ihm alles an. Er verwendet dabei die üblichen geschlossenen Formen musikalischer Mosaik, das Rezitativ (den Redegesang) und die Arie (das Lied); das Rezitativ führt die äußere, die Arie die innere Handlung fort.

Natürlich war Gluck nicht bloß „Reflexionskomponist", sondern weil er der schöpferische Tonkünstler war, darum setzte sich, nach schweren Kämpfen, sein Reformwerk durch. Zum Priester der Wahrheit und der Natur war er vorbestimmt: Seine Wiege stand im Bayrischen Wald, wo die Voreltern seit Geschlechtern den Försterberuf ausgeübt hatten. Aus dem deutschen Walde hat er die körperliche und geistige Kraft und Gesundheit gesogen. So wußte er sich durchzusetzen, obwohl er die Ausnutzung hoher Verbindungen verschmähte. Die große Menge verstand ihn nicht gleich, aber ein Kreis

von Verehrern erkannte die Hoheit dieser neuen Kunst. Herr von Sonnenfels schrieb über die erste Aufführung der Alceste am Burgtheater in Wien:

„Ich befinde mich in dem Lande der Wunderwerke. Ein ernsthaftes Singspiel ohne Kastraten, eine Musik ohne Solfezieren oder wie ich es lieber nennen möchte, Gurgelei — ein Gedicht ohne Schwulst und Flitterwitz — mit diesem dreifachen Wunderwerke ist die Schaubühne nächst der Burg wieder eröffnet worden."

Fünf Jahre vor der Alceste hatte Gluck den Orpheus geschrieben; hier kommen noch die Kastraten vor, aber große Teile des Werkes verraten bereits den Reformator, der seine künftigen Gedanken noch halb unbewußt zu verwirklichen beginnt. Dazwischen schrieb Gluck Opern im alten Stil, dann, drei Jahre nach der Alceste, die dritte Reformoper „Paris und Helena". Diese ersten drei Reformopern sind zu italienischen Texten komponiert und gelangten zur Uraufführung in Wien, wo Gluck Hofkapellmeister war. Die dritte dieser Opern, „Paris und Helena", hatte Mißerfolg, und das veranlaßte Gluck, nach Paris zu gehen, wo der Boden für seine Reformen günstiger schien, weil in der französischen Oper im Gegensatze zur italienischen das dramatische Element niemals ganz vernachlässigt worden war. Dieser Schritt schlug zu seinem Heil aus und führte ihn auf den Gipfel seines Kunstschaffens. In Paris komponierte Gluck nach französischen Texten 1772—1779 seine drei Meisteropern: „Iphigenie in Aulis", „Armida" und „Iphigenie in Tauris". Von der „Iphigenie in Aulis" werden Sie die Ouvertüre hören. Gluck erklärt von der Ouvertüre, daß sie den Zweck habe, die Zuschauer auf die Handlung vorzubereiten, daß sie sozusagen die Inhaltsangabe derselben sein soll. Das ist in hervorragendem Maße bei dieser Ouvertüre der Fall; in großen einfachen Zügen faßt sie die Hauptmomente der Oper zusammen. Sie beginnt mit dem Klagegesange des Königs Agamemnon um die geliebte Tochter Iphigenie, die er nach dem Verlangen der Götter opfern soll, damit das Kriegsheer nach Troja aufbrechen kann. Es folgt ein kriegerischer Allegrosatz, wir hören den unwiderstehlichen Zuruf der kampfbegierigen griechischen Scharen an den König Agamemnon, nicht länger durch Vorenthaltung des von den Unsterblichen geforderten Opfers den Aufbruch nach den feindlichen Ufern zu verzögern. Der Mittelsatz der Ouvertüre schildert die Qualen Agamemnons, sein Schwanken zwischen der Pflicht gegenüber dem unabwendbaren Ratschlusse der Götter und der Forderung der Menschlichkeit gegenüber der Tochter.

Diese Oper ist von einer künstlerischen Größe, die alles frühere weit hinter sich läßt. Zu der Wahrheit und Innigkeit des Ausdruckes, die schon in Orpheus und Alceste zu bewundern waren, tritt eine dramatische Schlagfertigkeit, die uns noch heute hinreißt.

Der Erfolg der Oper, die nach vielen Umtrieben endlich im Jahre 1774 in Paris zur ersten Aufführung kam, war gewaltig. Baron Grimm gibt davon folgende Schilderung:

„Seit 14 Tagen denkt, träumt Paris nichts als von der neuen Musik. Sie ist der Gegenstand all unserer Erörterungen, der Brennpunkt aller Unterhaltung; es würde lächerlich erscheinen, an etwas anderem teilzunehmen."

Da die Aufführungen ausverkauft waren, machte man die Proben der Öffentlichkeit zugänglich. Von diesen Proben haben wir folgende Schilderung:

„Trat der 60jährige Gluck ins Orchester, wo alles seines Winkes gewärtig

war, so fühlte er sich unter den Seinigen. Er legte die Perücke ab und bedeckte das ehrwürdige Haupt mit einer leichten schwarzseidenen Mütze, dann begann die Probe. Da leuchteten die Blicke, flogen Befehle links und rechts und überall hin. Alles hatte er im Auge, die letzten Choristen, wie die ersten Helden, den Musiker an der zweiten Geige, wie die ganze Entwicklung auf der Bühne, die feinste Gebärde der Sängerin, die auf ein Haar mit dem Tonfall des Rezitativs stimmen mußte, wie die Sturmschläge des Orchesters. Seine Gedanken, sein Wort, sein Befehl, sein grimmes Schelten, seine stets wache Laune lenkten alles. Es war ein Schauspiel vor dem Schauspiel, und ein höchst merkwürdiges und anziehendes. Man sah den Geist und die Kraft im Kampf mit der Materie und ihrer Trägheit, man sah das Kunstwerk werden, heraustreten aus seinem Schöpfer. Legte er zuletzt den Stab nieder, wie umdrängte ihn da alles, übereiferte sich alles, ihn noch einmal zu sehen. Prinzen drängten sich heran, ihm den Oberrock zu reichen, die Perücke und den Stock."

Müssen wir da nicht an die Proben in Bayreuth denken, an Richard Wagner, der auch solch ein Feuergeist war, der ähnliche Reformgedanken durchgeführt hat, auch nach schwerem Kampfe, aber mit endlichem Siege!

Die Anhänger der italienischen Oper veranlaßten, daß Piccini, ein namhafter italienischer Opernkomponist, nach Paris berufen wurde, um mit Gluck in Wettbewerb zu treten. Es begann der berühmte, ein halbes Jahrzehnt andauernde Kampf der Piccinisten und Gluckisten, den die Parteien in steigender Heftigkeit führten und der jedes andere Interesse überwog. Ganz Paris nahm daran teil; die Königin Marie Antoinette stand auf Seiten ihres Landsmanns Gluck, der seiner Zeit in Wien ihr Musiklehrer gewesen war. Der Ausgang des Wettstreites war nach der Aufführung von Glucks „Armida" noch zweifelhaft. Aber die erste Aufführung der „Iphigenie in Tauris" am 18. Mai 1779 entschied ihn endgültig zugunsten Glucks; auch die Gegner erkannten die hohe Überlegenheit des gewaltigen Werks des 65jährigen Meisters an. Baron Grimm schrieb:

„Ich weiß nicht, ob das, was wir gehört, Gesang ist. Vielleicht ist es noch etwas weit Besseres; ich vergesse die Oper und finde mich in einer griechischen Tragödie."

Die „Iphigenie in Tauris" ist das schönste und ebenmäßigste Werk des Meisters. Der Geist des klassischen Altertums mit seiner schlichten Größe und Wahrhaftigkeit leuchtet aus diesem Meisterwerke.

Während meiner Studienzeit in den siebziger Jahren habe ich oft Gelegenheit gehabt, dieses Werk in der Königlichen Hofoper in Berlin bei hervorragender Besetzung zu hören; etwas Weihevolleres als solch ein Gluck-Abend ist mir kaum in der Erinnerung. Glucks Iphigenie in Tauris steht auf einer Stufe mit Goethes Iphigenie auf Tauris, die um die nämliche Zeit, 1779, entstand. Neben der Wahrheit des Ausdrucks hat Gluck zur höchsten Stufe gebracht das Ebenmaß in Gehalt und Form, das wir ebenso bei Goethe bewundern.

Damit war das Reformwerk Glucks beendet. Es hat nach vielen Richtungen die Oper veredelt und in ihren Ausdrucksformen erweitert. Gluck hat die überwuchernde Gesangsverzierung der Arien eingeschränkt; er hat die Instrumente des Orchesters nach

ihrer Eigenart behandelt und das Orchester als Mittel der Kennzeichnung mit verwendet; sein Werk ist die Einführung von Chören, die nicht nur singen, sondern als dramatische Chöre in die Handlung eingreifen; ihm verdanken wir die Neugestaltung des Rezitativs, zu dessen Träger er das volle Orchester macht, während es früher nur von Baß und Cembalo dürftig begleitet wurde; er hat dem musikalischen Drama die keusche Schönheit und die natürliche Einfachheit gegeben.

Merkwürdig, daß wir von einem solchen Schöpfergeiste der Musik heute so wenig wissen!

Nicht nur die Klassiker nach ihm, Haydn, Mozart, Beethoven, sondern auch die Klassiker vor ihm, Bach und Haendel, stehen uns in ihrer Persönlichkeit mehr oder weniger nahe. Über Gluck als Menschen wissen die wenigsten auch nur etwas. Dabei ist diese Persönlichkeit außerordentlich gewinnend. Gluck wird uns geschildert als ein Mann von großem Wuchs und gerader, Achtung gebietender Haltung, selbstbewußt, aber bescheiden. Im Privatleben gutmütig und fröhlich, war er im Beruf voll Lebhaftigkeit und Feuer. Er war ein echt deutscher Mann mit prächtigen Charaktereigenschaften: von ungewöhnlicher Offenheit, von einer unbestechlichen Gerechtigkeitsliebe, verbunden mit großer Güte, von reinster Lebensführung. Eine Siegfriedgestalt in dem italienischen und Pariser Theaterleben, so nennt ihn treffend Max Arend. Rührend ist das Verhältnis zu seiner Frau. Mit 34 Jahren erst lernte er sie kennen, Marianne Pergin, Tochter eines Großkaufmanns in Wien, der die Verbindung seiner Tochter mit einem Künstler verweigerte. Die Liebenden harrten treu aus, nach 6 Jahren, nach dem Tode des Vaters, konnten sie endlich sich vereinigen. Die Ehe war außerordentlich glücklich, obwohl sie kinderlos blieb. Die Frau umgab den Hitzkopf mit zärtlichster Sorge, aber mehr, sie folgte auch seinen hohen Kunstzielen. Sie überlebte den herrlichen Meister, der 1787 in Wien, allgemein verehrt, im 74. Lebensjahre starb.

Am 2. Juli 1914 ist Glucks zweihundertster Geburtstag, und wir dürfen annehmen, daß alle besseren Bühnen aus dieser Veranlassung Aufführungen Gluckscher Opern veranstalten werden. Eine Aufführung von Glucks „Alceste" wäre das rechte Bühnenweihfestspiel. Wenn auch nicht alle Opern Glucks sich für den ständigen Spielplan der heutigen Bühne eignen, ebensowenig wie Wagners Parsifal, so desto besser zu Festaufführungen, als Festspiele. Aber auf die Bühne gehört Gluck, nicht in den Konzertsaal. Außerhalb der Bühne geht der größte Teil der Wirkung verloren; denn Glucks Musik will nicht für sich bestehen, sondern dem Trauerspiele dienen. Erst wenn man Gelegenheit hat, Gluck auf der Bühne zu bewundern, dann wird klar, welch ein Gesundbrunnen Glucks Tonkunst für uns ist mit ihrer Keuschheit, ihrer Verabscheuung jeder Effekthascherei, ihrem höchsten künstlerischen Adel.

Wo fehlt's?

Von Eberhard König, Hermsdorf b. Berlin

Ich glaube nicht an ein „unbestochenes", d. h. seelenloses Denken, das da stracks Schritt vor Schritt einem ungewissen Ziele zustrebte, mit eines Abenteurers Wagemut es darauf ankommen ließe, wo es die Reihe der Schlußfolgerungen hingeleite, und ob seiner Mühen Ergebnis dem Denker zu Lieb oder Leide ausfalle; ich glaube nicht an ein Gedankenwerk, mit dem das Herz nicht im wesentlichen einverstanden wäre — oder ich müßte die lebendige Einheit der geistigen Persönlichkeit für zerlegbar halten und jede ihrer Einzelkräfte, unbedingt durch die andern, für gesondert wirksam: eine Vorstellung von wahrhaft ungetümlicher Verschrobenheit! Nein, wenn ich eines Schopenhauers Lehre und Weltanschauung kennen gelernt habe und mich gelüstet's zu wissen: Wie sah wohl der Mann aus, der so denken mußte und konnte? so erwarte ich ganz gewiß kein Goethe-antlitz zu erblicken. Das Denken, alles Wählen und Bilden der Vernunft, kann nimmer ein Erstes sein: ein allgemein Richtunggebendes ist früher da, das aber wirkt aus Tiefen des Unbewußten heraus, stammt aus dem dunklen Muttergrunde, dem Wurzel- und Nährboden aller unserer Persönlichkeitskräfte, dem keimträchtigen, geheimnisvollen Reiche der Triebe, Wünsche, Gefühle, das wir, je nachdem, die allgemeine Lebensstimmung, oder die Gesinnung zu nennen berechtigt sind — es ist das, woran wir zuerst denken, wenn wir gefragt werden: Was ist das eigentlich für ein Mensch? Da sitzt für uns zunächst allein das Sein! Hier wissen wir den Sitz des Lebens, den Sitz der Gesundheit, des Gedeihens, des Wachsens, Erstarkens, der Jugend, der Kraft, der Zeugung; hier den Ort des Alterns, des Ermüdens, Versagens, des Moderns, Krankens und Verfallens. Was sich da oben vollzieht im Reiche der sichtbaren Gedankengestalten, sich da gern so herrisch gebart, so unbedingt und ersigeboren sich aufspielt, ist nichts als äußeres Kenn- und Wahrzeichen für den inneren Lebenszustand: Wären wir nicht so, dächten wir nicht so! Ein „Cogito, ergo sum" in besonderem Sinne.

So ist es bei einzelnen Menschen, so bei Völkern, so gilt es für deren wie für jener innere Lebenszustände, Lebensabschnitte. Immer sind wir darum, wo uns eine bestimmte, kennzeichnende Gedankenrichtung bemerkenswert erscheint, bei Menschen wie bei Völkern, berechtigt, ja genötigt, alle Fragen zurückzustellen, bis wir über die Vorfrage nach den seelischen Voraussetzungen für das Aufkommen und die Herrschaft solcher Gedanken, solcher Weltanschauung uns klar geworden sind, das heißt: über die allgemeine Lebensstimmung, Lebensfülle und Mächtigkeit, die inneren Antriebe und Hemmungen, ihr Woher und Wohin. Was wir unter den geltenden Anschauungen, Neigungen und Forderungen auf den verschiedenen Lebensgebieten Gemeinsames finden, das leitet uns mit Sicherheit wie winkelstrebige Grade zu dem Werde- und Keimpunkte im Lebensgrunde selber hinab.

Intellektualismus — Monismus — Mammonismus — Demokratismus — Parlamentarismus — Pazifismus — Feminismus und was dergleichen mehr ist: all diese lieblichen Dinge haben wahrlich mehr denn die verdrießliche Endung gemein. Wer sich je über sie redlich geärgert hat, der hat das tief gefühlt. Wie die reisigen Geschwader der Plage Ägyptens, wie Heuschreckenscharen, so hat sich eine Wolke neuer Gedanken über die Blüten- und Saatgefilde deutschen Geistes- und Gemütslebens ergossen, das

verdunkelt uns die Gottessonne, das frißt alles Blühens Schönheit, alles Hoffens Grün, all unsrer Ernten Seelennotdurft grausam hinweg und hinterläßt allerenden zähen, stinkenden Unrat.

Das Gleichnis ist wohl lieblos, nicht wahr? Aber das soll es sein: zur Leidenschaft soll uns das notwendige Erkennen werden, daß es tausendfache Vernichtung ist, was da über unser völkisches Leben kommen will, tötliche Hemmung unseres Gedeihens, nicht aber — Freiheit und Fortschritt! Ach ja, Freiheit und Fortschritt — zumeist sind diese Worte, bei denen uns eigentlich das Herz höher schlagen sollte, die Köder der dreistesten Bauernfängerei gewesen, also daß sie heutzutage vielen anständigen Menschen schon eine Art Brechreiz verursachen und zu Ekelnamen geworden sind, zu Worten, die man nur noch mit der Gänsefüßchenzange anfassen mag; aber ach, die große Masse, zu der übrigens viele gehören, die mit Verachtung von dieser Masse reden, fällt ja, warenhausgläubig wie sie ist, noch immer auf die Aufschriften und Anpreisungen der Auslage herein, denn ihre Gedankenfaulheit währet ewiglich. So steht's mit gar manchen der neuzeitlichen Kulturgedanken: Es ist der bewährte Gaunerkniff unserer Zeit, aus jeglicher Not eine Tugend zu machen, aus jeder neuen Gebundenheit eine neue Freiheit, jede Krankheit in eine berechtigte „Entwicklungserscheinung", jedes Nicht-anders-können in ein selbstherrlich Wollen, jedes Stümpern der Unfähigkeit in einen neusten Stil, Zerfahrenheit und Entwurzelung in stolze Vorurteilslosigkeit, hemmungloses Mitgerissenwerden und wehrloses Hintreiben mit dem Strom in Eigenbewegung und selbstgewähltes Steuern umzulügen. Darum müssen wir uns endlich das scheinbar Widersinnige zum Gesetz machen: Vor dem stolzen Schauspiel neuzeitlichen Geistes-lebens immer zuerst zu fragen: Wo fehlt's denn?

So wahr wir sorgenden Deutschbewußten es mit schmerzlichem Ernste empfinden: neue Seelenkräfte sind uns not, Erneuerung in den innersten Lebenstiefen, so gewiß handelt sich's auch hier mit nichten um redliche „Errungenschaften" berufener Mehrer des Reichs, um wertvolle Gedanken, die in innerer Freiheit, aus zeugender Seelenkraft geboren wären, mannhafte Gedanken, vom deutschen Gott zu unserem Heile erweckt, die sich's also lohnte, zu erwägen — zu viel der Ehre! Auch hier handelt sich's zunächst lediglich um die Frage seelischer Kraft- oder Unkraft, um jenen allgemeinen inneren Lebenszustand, jene Lebensstimmung und Gesinnung, deren Äußerung nur, deren untrügliches Wahr- und Kennzeichen nur jene Anschauungen sind. Um dies innere Sein gilt es sich zunächst einmal kümmern — schlimm genug steht's darum! Dann werden wir von Haus aus wissen, was jene Anschauungen wert sind: Unkraft ist dies innere Wesen, Verfall, Ermüdung, Abstumpfung, Nachlassen jeglicher Spannung; Ermüdungserscheinung ist die ganze Herrlichkeit, Unfreiheit und Bedingtheit, ein gar traurig Müssen und Nicht-anders-können — und es tritt uns doch mit der Gebärde wegeweisender, zukunftgewisser Gedankenkraft so anmaßlich entgegen und weiß jedem, der jenes einfache Gesetz der Voraussetzung nicht beachtet, das da heißt: wie ich bin, so denk ich — so trefflich einzuschüchtern oder zu betören! Wenn wir uns nur immer gegenwärtig halten, daß hinter all dem angeblichen Fortschritt, der forschen Voraussetzungslosigkeit ein großes Negativum steht, seelische Verarmung und Verelendung, trostlose Mängel hinter der protzenden Fülle, dann lernen wir endlich das Wichtigste

wieder, was deutsche Männer heut zu lernen haben: Ein freies Lachen und — wenn jene unser und unserer „Zurückgebliebenheit" lachen: herzhafte Verachtung! Denn, Gott sei's geklagt, das ist für uns heut die große Kunst, auf die es ankommt: die Kunst selbstsicherer Verachtung; hat sich doch längst zu all den tausend Ängsten, die den deutschen Spießbürger zieren, die allerkümmerlichste und dümmste gesellt: die ständige Angst, ausgelacht und begrinst zu werden von jenen „Überlegenen" — begrinst um unserer angeborenen deutschen Art, um vermeintlicher Rückständigkeit willen; die trottelhafte Kleine-Leute-Angst, nicht für intellektuell-zahlungsfähig durchzugehn, eine schlechte Provinzler-Gestalt zu machen auf dem Jahrmarkt der neuzeitlichen Eitelkeiten; wieviel Gutes und Bestes hat sich doch der deutsche Nachtwächter in dieser untergeordnetsten aller Ängste bereits von der Maulfertigkeit der neusten Kulturschieber aus der Seele schwatzen lassen! Wie viel Eigenstes, Unentbehrlichstes!

So verdienstlich also und unerläßlich im einzelnen die Bekämpfung und Widerlegung all der innerlich verwandten, der grundstürzenden „Heilslehren" ist, so dankenswert zum Beispiel jede Aufklärung über den armseligen Schwindel des Monismus, und so wichtig es ist, die Tollheit zu betonen, die darin liegt, daß das Schul- und Musterbeispiel eines religionsfremden Geistes — der Mann mag auf seinem eigensten Gebiet noch so bedeutend sein — daß ein schlechthin religiös Ahnungloser sich zum Künder einer neuen „Religion" berufen wähnt — noch wertvoller und entscheidender ist die Besinnung auf jene große Vorfrage: *Wo fehlt es da überall?*

Wir wissens bereits: An seelischer Kraft und Lebensfülle. Wo bewährt die der Mensch am überzeugendsten? Da, wo sie die härteste Probe zu bestehen hat, wo sie sich an der unbezwinglichsten aller Weltgewalten mißt, am Vernichter Tod; da, wo die große und beglückende Erkenntnis edelster Völker, in der sich der Mensch auf seine Geisteswürde, seine eigentlichste Menschenwürde besinnt, zum wundervollen *Erlebnis* wird: „Das Leben ist der Güter höchstes nicht". Erlebnis, sage ich: Kein Hirn hätte je diesen Adelsgedanken unserer Art erdacht, kein Verstand hätte ihn, so einfach er zu begründen ist, aus sich heraus gefunden, wenn er nicht vorher erlebt, im tief ergriffenen Gemüte erlebt wäre; dann war es dem Verstande freilich ein Leichtes, für des Herzens beseligende Gewißheit auch das Warum zu finden — und nun auch ein *ganzes Weltbild* zu schaffen, in dem diese Erkenntnis, diese Offenbarung den Licht- und Kraftquell darstellt für ein weites Reich mannhaft starke, freier, heiliger Gedanken; welch ein Weltbild, welch ein Königreich des Menschengeistes! Das einzige, dünkt mich, darinnen deutsche Menschen, hohe wie geringe, wahrhaft zu leben, zu atmen vermögen! Würdebar aber, recht eigentlich nichtswürdig ist jedes Leben, in das kein Strahl dieser Sonne dringt, und das elendeste kann niemals ganz entadelt sein, wenn auch nur in seltensten Feierstunden das Dunstgrau seiner Alltagsnot ein huschender Schimmer davon zu erhellen vermag; zum Lumpentum aber entwürdigt ist ein Volk, dem dieses Licht erlosch, und verflucht der freche Bubenwitz der Entarteten, Entmannten, im Lebensgrunde Siechen oder derer, die von Haus aus einen anderen Geist haben als wir: der sich unterfängt, einem Volke den Glauben an diese Sonne und die Welt, die von ihrer Gnade lebt, mit armselig-kaltherziger „Überlegenheit" hinwegzuspotten — der uns die Grundlagen einer *heroischen Lebensstimmung* erschüttert!

„Geistreich" im Sinne der Nichts-als-Geistreichen ist diese Lebensstimmung und ihre Weltanschauung nicht, gottlob; auch vielleicht nicht „reif" im Sinne jener: dieweil sie ewig jünglinghaft ist, und die Welt, die sie denkt, eine Welt gläubiger, herzwarmer Jugend — es ist „jene Jugend, die uns entfliegt", ist jener Glaube, jener Mut, von denen Goethe in seinem Nachruf an den Dichter des Ideals spricht —; weil sie einfach ist wie der fromme Heldengeist einer stark fühlenden Vorwelt, aus dem all die großgestalteten Schöpfungen junger Menschenandacht stammen, Mythos, Märe und Märchen, die niemals auszudeutenden Sinnbilder für das Tiefste und Reifste, das wir zu denken vermögen; weil sie verständlich ist dem Knaben wie dem Greise, jedem in seiner Art, im Umfange seines Erfassens, ursprünglich wie alle ersten großen Gefühle. Wann könnten wir je dieser Weltanschauung entwachsen, wann sie „überwinden", innerhalb deren ja auch der Aufgeklärteste, wirklich Überlegene sich anbauen kann, mit seinem Besten sich heimatlich ansiedeln? Nein, nirgends, ihr Hochkultivierten, findet ihr bessere Gesellschaft denn im erlauchten Kreise der Männer, die so einfach und groß gedacht und getan: Walhalls Glanz leuchtet von den Stirnen unserer kühnsten Denker, tiefsinnigsten Daseinsdeuter, unserer unsterblichsten Weisen gleichermaßen wie von den Helmen der Großen der Tat, der seelenstarken Wager und Weltgestalter. Alles Große ist einfach und ursprünglich, das Beste der Menschheit kennt kein Veralten, und was je unter Menschen Manneswürde, Tugend und Treue hieß, das ist es heute noch. Die Menschheit wird die Helden brauchen allezeit, ihnen wird allezeit das Letzte zu tun bleiben, den Helden des Gedankens, der Verantwortungskraft, wie denen des Schwertes, und Heldengeist wird immerdar der Völker Ja und Nein bleiben. Steigert alle Wunder der Technik ins Unvorstellbare, also daß unser Flug durch die Lüfte keines Aufhebens mehr wert erscheint, steigert die Kunst und Mittel des Krieges, zwingt der alten Erde mit allen Mitteln der Wissenschaft Werte über Werte ab, gestaltet das Leben der Gesellschaft, der Völker und Staaten zu einem unübersehbaren Lebenszusammenhange, einem enggesponnenen Netze der Wechselwirkung, des Kräfteaustausches — wenn darüber jenes ursprünglichste seelische Urvermögen euch abhanden kommt, ist all euer vermessenes Kulturtreiben nur ein Fieber der Selbstvernichtung: immer wieder wird es für die letzte Entscheidung über euren Wert oder Unwert, wird es, wenns ums Ganze geht, darauf allein ankommen, wieviel des alten Siegfriedgeistes in euch lebendig geblieben. Der Held kann nie „unmodern" werden, er überlebt alle Schwätzer und Besserwisser der Welt, des dürfen wir gewiß sein; ihm werden auch zuletzt immer die Herzen aller rechten Männer und Frauen entgegenschlagen — oder kein Volk müßte seiner Heimat, kein Mann der Frauenliebe mehr wert sein.

Heldisches Denken und Fühlen schafft aber auch allein aus einem Volke eine Einheit, es ist zugleich das heilige Feuer der Gemeinschaft und Brüderlichkeit, eines gegenseitigen Sichverstehens. Wenn Stand, Bildung und Besitz eines Volkes Glieder trennt, die Sprache des Verstandes bei hoch und gering, jung und alt eine andere ist — Heldensinn durchwärmt das gesamte Leben der Heimat mit einem Pulsschlage und schafft ein Verstehen von Herz zu Herzen. Das macht, er hat tausend Abstufungen und ist doch im Wesen, schlechthin als seelische Kraft, immer der gleiche: Was im feurigen Hurra des jungfrischen deutschen Wandervogels lebt — was ein verdienter

General, der ein Leben lang seinem Vaterlande gedient hat, als höchsten Sinn und Wert seines Daseins empfindet und zur reifsten Gedankengestalt geklärt hat: es ist im Grunde das gleiche, und sie wissen's beide, der deutsche Knabe wie der Feldherr auf der Höhe seiner Bildung, daß es das gleiche ist; hier ein triebhaftes, junges Wollen und Sehnen, da eine reich ausgebaute Weltanschauung. Dies große Gefühl überwölbt wie ein hoher Dom ein ganzes Volk zu gemeinsamer Andacht, in schlichtem, unentwickeltem Glauben die große Menge, indes seine Kuppel doch bis in „den gestirnten Himmel über uns" ragt, von dem der große Weise von Königsberg in seiner andachtvollsten Stunde sprach. Dort kann der Höchststehende dem schlichtesten deutschen Jungen die Hand drücken, wenn er nur jenes Aufleuchten der Mannheit, der Seelenkraft in seinem Auge sah, in der Gewißheit: Wir meinen im Grunde das gleiche; in ihm darf der Bescheidenste sich zur Ahnung erheben, was wohl der Gott in seiner eigenen Brust erst im Geiste eines Großen für Wunder zu wirken vermag, und mit Stolz und Demut zumal empfinden: Ich, der Geringe, Namenlose und Er, der Große, zu dem alle aufschauen — einer Art sind wir beide doch! Wie soll wohl das kostbare Gut der Ehrfurcht, das uns diese pöbelhafte Zeit auch verekeln will, Bestand haben, als dadurch, daß das Verwandte im kleinen das Verwandte im großen Menschen empfindet. Dieser Heldengeist ist es aber auch, der als Bekenner freudig an den Schild schlägt, ohne zu fragen: Was wird nun aus mir? Unser Luther war nicht der letzte deutsche Mann, der die Faust auf die Brust pressen mußte und sprechen: „Hier stehe ich, ich kann nicht anders!" Ein Welscher war es damals, der nicht begreifen konnte, daß jenem das lumpige Wörtlein revoco so schwer ward, um das er doch so billig Ruh und Friede hätt' erkaufen können — uns Deutschen wär' das ein schlechter Kauf; oder lernten wir darüber anders denken? Da sei Gott vor! Wo aber die Kraft des Bekennens verdorrt, da kümmert nicht nur im Herzen der Hochsinn, nein, auch im Kopfe das Meinen selber wird unsicher, wird siech, jede Bestimmtheit der Gedankentat hört auf, alle zugreifende Fähigkeit, überhaupt noch sich einer Ansicht zu bemächtigen, also daß die sittliche Entmannung die geistige zur Folge hat — gottlob, daß es so ist! Dieser Heldengeist ist aber auch der allein glaubensfähige Geist, der starke Auftrieb, das immer wache Empor in ihm findet mit Gewißheit den Weg zu Gott; wer soll fromm sein, wenn nicht der Held, der den Sieg des Geistes, des Seelischen in sich zu erleben vermag, dem die Gewißheit eines höheren Seins Lebensatem ist?

Wir sind müde geworden, lahm an der Seele, krank in jedem ursprünglichen, einfachen Vermögen; so gewannen die Anderen, so gewannen die neuen Lehren, die jene Ermüdung und Unkraft zur Voraussetzung haben, Raum in unserer deutschen Welt. Werden wir wieder erstarken und gesunden? „Gereift und gekräftigt in harter Prüfung, glaubten die Deutschen wieder an den Gott, der Eisen wachsen ließ, und jene einfachen Tugenden ursprünglicher Menschheit, die bis ans Ende der Geschichte der feste Grund aller Größe der Völker bleiben werden, gelangten wieder zu verdienten Ehren: Der kriegerische Mut, die frische Kraft des begeisterten Willens, die Wahrhaftigkeit des Hasses und der Liebe." So sagt Treitschke von der Zeit, deren Gedächtnis wir unlängst gefeiert haben.

Sehr erheblich war der Ertrag an geläuterten Gedanken, erkräftigter Gesinnung, an Belebung des heldischen Empfindens in unserem Volke nicht; es fehlte nicht an schnöseligen Stimmen der Nieergriffenen, wohl aber an denen, die den Spöttern gebührend aufs Maul schlugen. Wir Deutschen schämen uns allmählich der Begeisterung, als wär sie was Dummes, Ungeistiges, haben eine Heidenangst vor dem überlegenen Grinsen gewisser Leute, die ärmer sind als wir, weniger wert denn wir, eine dumme Angst z. B. vor dem schnöden Worte „Hurrapatriotismus", womit jene sicherheitshalber gleich *jedes* Vaterlandsgefühl beschimpfen; Kerls, die den Teufel nicht fürchten, vor dem Spott des armseligsten Kümmerlings ducken sie! So geschah es gar, daß, was unserer Festtage edelste Zier werden sollte, uns höhnisch um die Ohren geschlagen ward, und — die Empörung darob war nicht einmal allgemein! Wir wissen, warum. Es gibt keinen reinen Klang mehr zur Zeit, das deutsche Saitenspiel; klingt zu viel Fremdes darein! Wir wissen, was! Wird's wieder besser werden in deutschen Landen? Ist's doch nur ein herzhafter Ruck, ein frisches Ermannen, was dazu gehört, und, wie gesagt: das bewußte *Lachen* — über die, die unser so gerne lachen. Oder muß sich der Herrgott erst wieder unser erbarmen, und, damit das deutsche Wesen der Welt erhalten bleibe, uns die große heilige Not senden, das furchtbare Entweder-Oder, die letzte Probe, ob das heilige Feuer des Heldischen doch noch einmal aus der Asche der schwachgemuten Seelen zu erwecken sei, das heißt: ob wir des Lebens noch wert sind, oder wirklich und wahrhaftig reif, als Völkerkehricht hinweggefegt zu werden? Horch, da zieht's vorbei mit Sang und Klang: Wandervögel! Ich glaube, ich glaube, noch dürfen wir hoffen.

Die Verarmung unseres deutschen Volksgesanges

Von Wilhelm Schremmer, Breslau

Der deutsche Volksgesang ragt in seiner Kraft und Naturfrische herauf wie der deutsche Wald. Er hat dasselbe wunderliche Rauschen und dieselben unergründlichen Geheimnisse. Kein anderes Volk hat seinesgleichen.

Bald bricht es aus der Ferne wie Orgelton und wilder Schlachtgesang, bald umringen den lauschenden Wanderer alle Töne tiefster Schwermut und quellender Heiterkeit. Dann geht der Wanderer an tiefen Schluchten vorüber, darinnen die Leidenschaft wie der Bergbach braust, und tausend Hoffnungen und Herzenswünsche leuchten ihm wie die Blumen auf der verschwiegenen Waldaue entgegen. Immer neue Stimmungen und Offenbarungen halten das Herz gefangen. Oft wie im Zwielicht, wenn der Abendschein durch die hohen Waldbäume bricht. Dann weht es wie ein zartes Klingen heran, und jeder steht schweigsam, und ihm deucht, als halte alle Welt den Atem an. Das sind die Augenblicke, da man fühlt, daß das menschliche Herz noch verschlungener und reicher ist als die laute Welt da draußen mit ihren Strömen und Meeren und Ländern.

Trotz all der Fülle hat die Verarmung des Volksgesanges längst begonnen. Er verarmt, weil die Menschen verarmen. Je weiter sie sich von der Sonne, von Tannengrün und Buchenfrische entfernen, desto mehr bricht Stück um Stück der alten Herrlich-

keit zusammen. Es wird von Jahr zu Jahr stiller in unserem Volke; die alten Lieder verklingen immer mehr.

Dabei ist wohl zu beachten: das Volk, die lebende Einheit aller Seelen, hört auf zu singen, wahrhaft zu singen. Nicht darum handelt es sich, daß in dieser und jener Gegend, hier und da in der Familie noch Volkslieder gesungen werden; es gilt, unser Augenmerk auf das Volk in seiner Gesamtheit zu richten.

Heute kann der Volksliedersammler mehr Erfahrungen von der Verarmung des Volksgesanges als Volkslieder sammeln. Es bedarf gar nicht der jahrelangen Beobachtungen des Sammlers. Horche hinaus in das fernste Walddorf, wandere über das Land und über die Berge, tritt in die Stadt, besuche die Werkstätten und die einzelnen Stände, die ehedem so berühmt waren durch ihr Singen, ziehe die einsamsten Straßen: es geht langsam zu Ende mit dem Singen.

Wohl singt noch der Bauer, der treueste Hüter der Lieder, der Handwerker, der Wanderer ... Aber einzelne erfreuliche Erscheinungen können über die allgemeine Verarmung des Volksgesanges nicht täuschen.

Die Verarmung greift viel tiefer, als man gemeinhin glaubt: es fehlt an der Kraft, Neues in Wort und Weise zu schaffen. Die Volksseele wird heute nicht mehr bis in die tiefsten Tiefen ergriffen, weil sie längst zerspalten ist und nicht mehr schwingen kann. Leichte Ware wird als echtes Gut aufgenommen, und der Tingeltangel begeistert die Herzen. Man greift auf alte Lieder zurück, zersingt sie, verflacht sie, ohne ihnen von neuem frisches Leben verleihen zu können. Man hole eine einzige Ballade, wie sie etwa in unserer Zeit noch lebt, heraus, und vergleiche sie nach Wort und Weise mit dem gleichen Liede, wie es die Väter noch sangen. Welch schreckliche Verarmung in sechzig Jahren! Wie viel Lieder sind heute noch sicherer Singebesitz? Armut im Singen, im Neuschaffen, im Umgestalten, im Aufnehmen. Überall das trübe seelische Bild.

Die Verarmung aber schreitet fort und wird von Jahr zu Jahr augenscheinlicher.

Wo liegen die Gründe dieser Verarmung? Wir müssen mitten unter das Volk treten und auf sein Leben und Treiben, Sinnen und Arbeiten in der Gegenwart achten. Es gilt, Erscheinungen hineinzustellen in ihre Zeit. Die Zeit allein lehrt uns Wandlungen begreifen; denn um eine Wandlung des Menschen und der Dinge um ihn her kann es sich nur handeln. Der Mensch ist ein Kind seiner Zeit, was nicht heißen soll, daß die Zeitverhältnisse den Menschen machen. Aber wer will es bestreiten, wie sehr sie auf ihn zurückwirken!

Nicht plötzlich ist es gekommen, daß das Volk seine Lieder, die Kummer und Leid erhellten und immer neuen Glanz zur Freude legten, vergißt. Wir können die Spuren bis in die dreißiger und vierziger Jahre des vorigen Jahrhunderts und noch weiter zurück verfolgen. Da beginnen die Klagen laut zu werden, die nicht mehr verstummen sollten.

Eine Zeit geht zu Ende, still und langsam, die Zeit der Postkutschen, der Volksfeste, der gemütvollen Gelassenheit. Eine neue, unerklärliche Macht rückt heran mit Dampf und Elektrizität und packt die Seelen der Menschen und faßt ganze Völker und jeden Einzelnen hinab bis zum ärmsten Manne. Nichts hat die Geister vordem so bewegt. All die gelehrten Streitigkeiten bis hin zum Rationalismus rührten den gemeinen Mann

nicht. Unerhörte Wandlungen indessen vollziehen sich in unserm Zeitalter in wenigen Jahren. Ein großer wirtschaftlicher Umschwung setzt ein. Die Menschen ballen sich in Riesenstädten zusammen, der Wald fällt unter den Axtschlägen, das Spinnrad steht still, der Dampfpfiff gellt durch die einsamsten Täler, und eine fieberhafte Hast und Unruhe bemächtigt sich der Menschen. Man sinnt und sinnt, als sollte die Welt aus den Angeln gehoben werden. Alles gerät ins Wanken. Mit dem alten Frieden ist es vorbei. Ungeheure Reichtümer werden gesammelt; das Geld gewinnt die Herrschaft über die Seele. Es kommt das Zeitalter der Eisenbahnen, der Telegraphen, der Luftschiffe, der Dampfpflüge, die Zeit der Maschinen. Seht, wie es naht! Mit eisernen Armen wälzt es sich heran, die Erde bebt, eine Völkerwanderung beginnt, wie sie vordem keine Welt sah, es zittert der Wald der alten Mächte, es greift hinaus in alle Natur, schüttet die Leute durcheinander, stürzt den heiligen Wald, läßt sich an allen Flüssen und Bächen nieder. Und immer weiter rast die Zeit. Noch stehen wir an keinem Ende. Wo ist der Kern der Bewegung? Ist es der Kapitalismus? Wir ringen immer noch nach dem Ausdruck.

Darinnen aber steht der Mensch, mitten in dem Aufgange der materiellen Kultur, da der Verstand obsiegt und die Bornen des Gemütes stocken. Das Neue umringt seine Seele.

Sehet, dort steht der Mensch unter all den Maschinen. Hört, wie die Räder summen, wie die Eisenhämmer dröhnen! Die alten Lichter sind längst heruntergebrannt, und neue umgaukeln seine Sinne. Sie zeigen dem Verstande neue Bahnen. Wie schnell der Mensch jetzt neben seinem eisernen Gesellen zugreifen muß. Nun gilt es zu arbeiten um Brot und Gewinn, denn ein anderer steht neben ihm, der mit tausend Händen schafft und ihm alle Handgriffe abguckt. Der Mensch wird ein Handlanger der Maschine. Warum singt er nicht von der neuen Herrlichkeit? Es fehlt die Kraft, sich emporzuheben. Die Maschine hebt die Persönlichkeit auf. Immer nur der geistlose Handgriff! Das ist nicht mehr die Arbeit, die die Väter vollbrachten. Die neue Arbeit gibt wenig oder gar keine Freude, weil man sie nicht mehr überschauen und sie geistig durchdringen kann. Ein Teilarbeiter, ein Teilmensch! Und man hat auch keine Zeit mehr zum Singen, redet sich wenigstens ein, keine zu haben, da es mit der Lust am Singen zu Ende ging. Der äußere Glanz ist gestiegen, aber das Gemüt ist verödet. Denn auch die große, heilige Natur draußen redet nicht mehr zum Herzen wie ehedem zu den Herzen der Väter. Kaum daß man den blauen Himmel über sich sieht. Seht, wie der größte Teil der Menschen heute wohnt, schaut hinein in das steinerne Meer der Großstadt; schaut, dort eilen sie, über die die Unrast der Zeit kam, die Nerven zerrüttet und Seelen zerriß! Machen wir uns nur recht klar, wie sehr sich alles in kurzer Zeit wandelte, wie sehr z. B. die wirtschaftliche Entwicklung die Lebensweise änderte, wie gewaltig die Umschichtung der Bevölkerung ist! Noch um die Mitte des vorigen Jahrhunderts betrug die landwirtschaftliche Bevölkerung in den deutschen Staaten etwa zwei Drittel der gesamten Bevölkerung, heute ist sie auf weniger als ein Drittel zusammengeschmolzen. Im Jahre 1800 gab es auf dem Gebiete des heutigen Deutschen Reiches zwei Großstädte mit über 100000 Einwohnern; heute sind es 48. Hunderttausende müssen heute in den Großstädten in elenden Wohnungen

hausen. Die neue Kultur hat es verursacht, daß sich das Leben immer mehr von Licht und Luft entfernt.

Das Volkslied aber braucht zu seinem Gedeihen stille Zeiten und ganze Seelen, die große Gottesnatur und einen unverwüstlichen Glauben an alles Gute und Schöne unter dem Himmel. Es ist herausgeboren aus einem hochgemuten Herzen, das über den Leiden im Leben, die ehedem nicht kleiner als heute waren, die Freuden sieht. Man hatte noch nicht verlernt, sich wirklich zu freuen, da die Natur noch ihre alte Sprache redete, die Arbeit noch das Gemüt nährte und man noch Liebe und Treue und alle großen Werte des Lebens achtete.

Es war noch ein anderes Sinnen und Trachten, als man sang:

Der mayen, der mayen,
der pringt uns plümlein vil;
ich trag ain freis gemüte,
Gott wais wol, wen ichs wil,

oder

Es stand eine Lind' im tiefen Tal —

oder

Schönster Herr Jesu, Herrscher aller Erden,
Gottes und Marien Sohn.

Da standen die Väter noch fest im Glauben, fest in der Sitte und in der Natur. Welch feste Weltanschauung ruht nicht hinter dem Humor in dem alten Gesange! Die Freude und das Leid warf man getrost zum Himmel, vor nichts scheute man zurück, denn man blieb sich selbst getreu.

Heute, da die Einheit des Volkes längst verloren ging, ist es erklärlich, daß auch das schlichte, innige Volkslied in das Gedränge kam, daß man es vergaß. Das Ohr liebt nicht mehr das Innige, Schlichte, sondern das raffiniert Technische. Das entspricht der seelischen Gereiztheit unserer Tage. Man greift zum Gassenhauer im übelsten Sinn des Wortes, zu den Varieté- und Operettenweisen. Heute singt man das Lied, und morgen pfeift man es. Es ist kein wahrhaftes Singen mehr, da sich die Seele emporschwingt aus dem Getriebe der Tage, heraus aus allen Nöten und Ängsten. Das Singen ist nur ein hastiger Sport. Man singt die albernsten Worte, auch wenn man weiß, daß sie albern sind. Wie ein Bazillus hat der Gassenhauer das Volk ergriffen. Der Boden war bereitet.

In der neuen Zeit mit ihrem großen wirtschaftlichen und geistigen Umschwunge liegen die tiefsten Gründe der Verarmung verborgen. Sie hat die Seelen zerrissen, die Bevölkerung gesellschaftlich umgeschichtet und die Gelegenheiten zum Singen genommen. Die Dorflinde, der Brunnen am Tore, die alte Schenke, die Spinnstube werden immer mehr eine alte, schöne Sage.

Am ärgsten steht es in der Großstadt. Sie ist der Tod des Volksliedes, und immer weiter greift sie in das Land hinaus. Früher führten die Straßen aus den Städten aufs Land, heute führen alle vom Lande in die Stadt. Draußen summen auch schon die Maschinen; das Stilleben der Dörfer und kleinen Städte schwindet immer mehr.

An manchen Orten waren es die Polizei und auch vereinzelte Pfarrämter, die der Verarmung des Volksgesanges Vorschub leisteten. Herzlich wenig Verständnis für die Naturgeschichte des Volkes zeigt dieses Vorgehen. Der Dorfrundgang wurde verboten, das Singen auf öffentlichen Plätzen, das Sommersingen der Kinder usf. In manchen Dörfern fing man an, Sturm gegen die Spinnstuben zu laufen und behauptete, diese untergraben die Sittlichkeit. Man sagt, als das Spinnen aufhörte, war es vorbei mit der Spinnstubenherrlichkeit. Das ist eine irrige Ansicht. Für das Spinnen hätte ruhig eine andere Arbeit treten können. So war es auch in vielen Dörfern der Fall.

Heute sieht man, wie töricht man handelte. Man trieb das Volk in die Wirtshäuser, auf die Tanzböden, in die Tingeltangel und zog die Vergnügungen zweifelhafter Art groß. Die alten Singplätze boten die Gelegenheiten zur Vereinheitlichung des Volkes; immer mehr lösten sich „bessere Kreise" vom Volksganzen los.

Durch verständige Pflege des alten Volksgesanges konnten viele Singgelegenheiten für die Zukunft erhalten bleiben. Freilich, der Niedergang war nicht aufzuhalten.

Mit der Verarmung des Gesanges geht die Verarmung der gesamten deutschen Volksmusik Hand in Hand. Die alten Musikinstrumente verschwinden allmählich auch in den einsamen Bergen. Noch vor fünfzig Jahren wurde hier wacker mit Zinken, Lauten, Violen und Geigen musiziert. Von den Bergwiesen schallte der Schalmeien- und Pfeifenklang der Hirten; manch fröhlicher Wandergeselle zog mit seiner Geige und Flöte in die Ferne, und in manch alter Schenkstube trafen die sonderlichsten Musiker zusammen. Das hat aufgehört, da ganze Berufe wie die Schäfer, die echten Wanderburschen ausgestorben sind. Heute läßt man sich von den Grammophonen, die sich wie die Wasserpest verbreitet haben und den bedenklichsten aller Kulturfortschritte darstellen, Musik vormachen, anstatt sie selbst zu üben. Selbst Musikinstrumente wie die Mund- und Ziehharmonika werden immer seltener. Der Wegfall aber jedes einzelnen Musikinstrumentes bedeutet einen seelischen Verlust.

Ist es eine Verarmung ohne Hoffnung? Wird der Gassenhauer das Volkslied völlig ertöten und sich an seine Stelle setzen? Wir können das nicht glauben, solange der Gassenhauer Gassenhauer bleibt, der nicht die Herzen ergreift, weil er nicht aus dem Herzen kommt. Wir stehen heute in einer Übergangszeit und können nicht sagen, wie alles kommen wird. Der neuzeitliche Mensch hat äußerlich wohl gewonnen, doch innerlich viel verloren. Wird das die kommende Zeit ausgleichen? Das sind Fragen, deren Beantwortung in der Zukunft liegt. Wir dürfen an der Zukunft unseres Volkes nicht verzweifeln, so grell auch die Zeiterscheinungen sind. Heute herrscht die nützliche Verstandeskultur. Doch will es scheinen, als stehen hinter dieser Gegenwart und ihren unwägbaren Stimmungen neue unbestimmbare Kräfte wie Stimmung und Gefühl. Schaut, wie innerlich unglücklich diese Gegenwartsmenschen oft von Sinnesreizen zu Sinnesreizen hasten, wie sie seufzen unter dem Drucke dieser Zeit! Mit der Sangeslust geht es zu Ende, die alten Lieder werden vergessen, weil die guten Geister wie Liebe zur Natur, Liebe zur Heimat, Liebe zur Arbeit ... entflohen sind, die der Tage Mühen tragen helfen. Denn nur die Innerlichkeit allein hat wahren Wert und gibt dauernde Befriedigung.

Die Verarmung des Volksgesanges ist heute eine der wichtigsten Urkunden für das in dieser Zeit dahinsterbende deutsche Gemüt. Wie ein hoher Wald, vom Abend-

scheine umflossen, steht heute der alte Volksgesang in der Ferne. Er steht schon halb vergessen, aber noch immer leuchtet er gewaltig zu uns herüber als ein Wahrzeichen einer Zeit, da das deutsche Gemüt die Welt besiegte. Nur die gänzliche Umwälzung aller geistigen und völkischen Verhältnisse kann uns diesen Volksgesang rauben. Es wird eine Zeit kommen, da das deutsche Volk zu ihm zurückkehren wird. Dann wird auf dem alten Boden neue Kraft in grünes Gezweige springen. Die neue Zeit wird ihre Lieder haben und die alten auch wieder lieben, die unsere Voreltern erquickten. Diese Hoffnung wollen wir nicht aufgeben. Aber Arbeit tut not!

Zur Revolution des „Ureuropäers“*)

Von Heinrich Driesmans

Wenn wir die Gebiete des alten Kulturkreises durchgehen, auf den sich unsere Geschichte gründet, dann wandern wir über einen ungeheuren Todesacker, über ein gewaltiges Trümmer- und Gräberfeld. Die Länder dieses Kreises lagern sich um das Mittelmeerbecken als Zentrale, zu dessen Gestaden die Völker wie in einem geheimnisvollen Zuge aus allen Himmelsrichtungen heranströmten, um in der Zone dieses Binnenmeeres ihre Kulturwelten zu bauen und damit ihre Leben und Schicksal zu erfüllen. Von der iranischen Hochebene nach Mesopotamien, vom glücklichen Äthiopien in das Nilland herunter, vom Donaubecken in die Balkanhalbinsel und über die Pässe der Ostalpen nach Italien hinein ergossen sich die Völkerströme, welche den Grund zu den Kulturen legten, über deren Trümmer wir schreiten, wohin wir uns in dem ungeheuren Gebiete wenden. Man bezeichnet diese westasiatisch-(nordafrikanisch-)südeuropäische Zone neuerdings kurzweg und treffend als die *eurasische*, und wie verschieden rassig und mannigfaltig geartet die Völker gewesen sein mögen, die sich im Verlaufe der alten Geschichte hier zusammendrängten, sie alle verbindet ein gemeinsamer Zug, den wir in einem gewissen *Baudrange* erkennen und zwar einem *Hochbaudrange*, wie er sich bei keiner anderen Rasse der Erde, insbesondere des asiatischen Erdteils wiederfindet**). Die Chinesen als Kulturträger der mongolischen Rasse z. B. bauen durchweg flach und unterscheiden sich damit rassig grundlegend von dem hochstrebenden Zuge der weißen Rasse, zu der wir die Völker der Mittelmeerzone insgesamt zu zählen haben, ein Charakterzug, der sich in dem sagenhaften babylonischen Turme, mit dem die alten Sumerer und Babylonier den Himmel zu stürmen gedachten, sinnbildlich ausspricht, wie nicht anders in den Pyramiden der Ägypter, den auf Höhen ragenden Tempeln und Stadtburgen der Hellenen, den Kaiserpalästen der Römer, den Burgen und Domen der germanischen Völker, und als letzter verkümmerter Rest dieses einst so übergewaltigen Dranges in den spitzen Kirchtürmen unserer deutschen Städte und Dörfer. An diesem Hochbaudrang sind die Geschlechter der weißen Rasse aber zugrunde gegangen, er war

*) Auf Grund des Vortrages „Rassenkraft als Träger aller Kultur“ im „Alldeutschen Verbande“ zu Hannover am 20. Februur 1914.

**) Vgl. dazu den Aufsatz „Rasse als geschichtliche Macht“ im „Deutschen Volkswart“, Nr. 1; Oktober 1913.

ihr Glück und Unglück, ihre Tragik, in der sie ihre besten Kräfte erschöpft und verbraucht haben.

Die weiße Rasse war wie von einer verzehrenden Glut erfüllt, mit der sie sich versprühte und ihre Stämme und Völkerschaften einander aufrieben, indessen die gelbe in den Chinesen die natürliche Flamme wie zu einem erwärmenden Herdfeuer schuf und unterhielt, an dem sie sich in ihrem unverbrüchlichen Familien- und Staatskulte rassenökonomisch zusammenhielt und zu einer Kultur entwickelte, die mit unwandelbaren, unerschütterten Grundlagen bis in unsere Tage hineinragt. Dafür sind in den heutigen Chinesen noch die ältesten vorzeitlichen Geschlechter lebendig erhalten geblieben, wie die Nachkommen des großen Kung-fu-tse (Konfuzius), der zu Anfang des 5. Jahrhunderts vor unserer Zeitrechnung (479) etwa in den Tagen der Perserkriege lebte, und dessen Abkömmlinge gegenwärtig noch in der 70. Generation vorhanden sind. Wenn ein Volk Rassenökonomie und Menschenökonomie mit seiner Rasse zu treiben verstand, so waren es vor allem die Bewohner des Reichs der Mitte. Sie hatten die Lebenstechnik von Ursprung und Anfang am besten heraus und von der Natur sozusagen in die Wiege gelegt erhalten.

Vermöge dieser Lebenstechnik hat die tragende Kulturmacht der gelben Rasse sich bis in die Gegenwart hinübergerettet, während die weiße Rasse infolge ihres zügellosen Hanges und phantasieentbundenen Geblüts, ihrer Maßlosigkeit im Guten wie im Schlimmen nur Trümmerfelder hinterlassen hat und in ihren vorzeitlichen gleichaltrigen Stämmen vom Erdboden verschwunden ist. Es hat sie über die ganze Erde getrieben und zu den höchsten Schöpfungsleistungen auf allen Gebieten befähigt, hat sie zuletzt die Kräfte der Natur in ihren Dienst zwingen lassen, wie Wodan die Riesen zum Bau der Burg Walhall. Aber keine ihrer älteren Kulturgründungen hatte Dauer. Es war alles wie auf Sand gebaut. Hellas, Rom, Mittelalter, Renaissance, Spanien, ancien régime lösten einander ab. Die weiße Rasse verstand sich nicht auf die Gesetze der Natur im Menschenwesen, oder sie mißachtete diese. Und so beherrscht auch heute noch zwar ihre Technik die Natur, aber die Vernunft nicht ihren Leib. Diese Rasse hat sich nie auf die Technik des Menschenlebens in seinen grundlegenden Daseinsbedingungen verstanden; nie darauf, ihre Säfte und Kräfte zusammenzuhalten und weise zu verwerten. Überall ging ihre Natur mit ihr durch; sie hat sich heroisch aufopfernd ausgegeben und verschwendet. Es ist etwas wunderbar Ergreifendes um den erschütternden Heldengeist dieser Rasse; aber wenn es ihr Allgemeinschicksal sein soll, was das Schicksal ihrer Erstlingsstämme gewesen, dann sollten wir dem doch vorzubeugen suchen. Nicht zwar ein neuer Mongolensturm dürfte unserer Westkultur den Untergang drohen, wohl aber das geräuschlose langsame Vordringen des mongoloiden Elements in mannigfachen Kreuzungen und Verkleidungen, dem wir in der Lebenszeugung nicht gewachsen sind. Das ist die wahre gelbe Gefahr, daß wir im Laufe der Weltwirtschaft und des Weltverkehres in des Wortes eigentlicher Bedeutung „überzeugt" werden von der unterbietenden Schaffenskraft des mongoloiden Elements, das in jeder Rassenmischung durchschlägt. Gelingt es der weißen Rasse aber noch einmal, ihr Wesen zum Stehen zu bringen: nämlich auf vernunftgemäße Lebensgrundsätze, und ihre „häuslichen Verhältnisse" auf menschenwürdigerer Grundlage zu ordnen, dann

dürfte die große Entscheidungsschlacht um das Leben zeugende Übergewicht in der Menschheit, wenn sie auch nur in verborgenem wirtschaftlichem Rassenkampfe sich abspielt, doch noch zu ihren Gunsten ausfallen, zur Probe, welche der beiden herrschenden Rassen die lebenskräftigere und „überzeugendere“ ist. Dann dürfte die heldische Eigenart der weißen Rasse nicht den europäischen Chinesen, sondern den höheren Menschentypus hervorbringen*).

Inzwischen aber sind wir noch weltenweit von diesem Ziel entfernt und im Banne nicht allein der fernen gelben, sondern ungleich näher dräuender Gefahren. Diese unmittelbaren Gefahren drohen uns von den angestammten, einst vor Zeiten von den Ahngeschlechtern unserer Rasse unterdrückten niederen Völkerschaften auf dem Boden der europäischen Kulturzone, welche mit der politischen und wirtschaftlichen Entjochung der unteren Schichten in allen europäischen Kulturländern, die mit der ersten französischen Revolution eingesetzt hat, gegen die herrschenden Klassen aufbegehren. Die deutsche Einheitsbewegung des vorigen Jahrhunderts hat die kleinen entrechteten Völker der Slaven und Kelten in der Folge national-, und der Sozialismus wirtschaftspolitisch aufgerührt. In allen diesen politisch unselbständigen und abhängigen Völkerschaften aber, wie z. B. den Polen in Preußen, den Iren in Großbritannien — (welche zudem noch rasse- und stammverwandt sind, da den Polen ein starker keltischer Einschlag von den alten Bojern**) her gekommen ist, wodurch sie sich so wesentlich von den übrigen Slaven, besonders von den benachbarten Großrussen unterscheiden,) — regt sich vorgermanisches, wenn nicht gar vielleicht zugleich vorarisches Element gegen die späten Nachkommen der vorgeschichtlichen Unterdrücker ihrer Altvordern, deren Enkel sich noch immer als die angestammte, bodenständige und bodeneignende Rasse fühlen in altem unerloschenem triebartigem Hasse gegen die Herrengeschlechter, welche sie aus ihrem angestammten Besitze entrechtet haben. Dieses Gefühl ist besonders lebhaft und wirksam in den Kelten Großbritanniens, die sich in einer pankeltischen Bewegung, welche dort etwa seit zwei Jahrzehnten aufgelebt ist, das Bewußtsein wieder tief fühlbar gemacht haben, daß sie das ältere Kulturvolk auf westeuropäischem Boden seien, und zumal das feiner fühlende, gegenüber dem groben Angelsachsentum, das sich Schritt für Schritt sein altes Herrenrecht an dem angestammten Grund und Boden wieder erkämpfen müsse mit der untrüglichen Gewißheit, daß ihm der endliche Sieg in der Abschüttelung des „germanischen Joches“ beschieden sei. Daß dieses Gefühl kein ganz unrechtes war und die Kelten nicht getäuscht hat, zeigen die parlamentarischen Erfolge der Iren in unseren Tagen, die wenigstens ihr home rule doch durchgesetzt haben; und schon taucht die

*) Vgl. „Deutsche Kulturliebe“, S. 23/24. Vaterländischer Schriftenverband, Berlin SW. 11.

**) Nach Tazitus hatten die früher mächtigeren Gallier auch in Germanien Besitz; östlich in Böhmen saß der keltische Stamm der Bojer, und weiter im Osten an den Karpathen die keltische Völkerschaft der Cotini, die dort im Besitz von Eisengruben waren und unter der Herrschaft der Germanen ihre keltische Sprache bewahrten. Diese Stämme der Bojer und Cotini waren die letzten Trümmer einer großen zusammenhängenden keltischen Masse, die einst ganz Mittel- und Süddeutschland überzog bis hin zu den Karpathen, und von den nordher vordringenden Germanen gesprengt wurde, die sich wie ein Keil in sie hineingeschoben haben müssen. Ein Teil wurde westwärts, der andere ost- und nordostwärts gedrängt, und mischte sich dann im heutigen Polen mit den nach Abzug der Ostgermanen in der Folge der Völkerwanderung vorstoßenden Sarmaten.

Frage nach home rule auch für die Schotten und Walliser auf. Minister Asquith hat es für die Folge in Aussicht gestellt. Das heißt aber nichts Geringeres als die Auflösung des großbritannischen Einheitsstaates at home — das Ende der letzten Weltherrschaft auf germanischer Grundlage.

Wie die Kelten gegen die englische Herrschaft im Nordwesten, so begehren im Südosten unseres Erdteils die verschiedenen slavischen Völkerschaften überall gegen das Deutschtum auf. Und wie dort, zumal in Irland, so steckt auch in dem Süd- und Mittelslaventum viel ureuropäisches, vorarisches, mongoloides Element verborgen, das in altgewurzeltem Hasse sich vom Boden erhebt gegen die Völker, die es vorzeiten niedergeworfen und zum bodengebundenen Hörigen gemacht, der ihnen die niedrigste Arbeit verrichten mußte. Dieser Ureuropäer scheint mir besonders in dem zähesten und fanatischsten der Slavenvölker und ihrem Hasse gegen die Deutschen laut zu werden, nämlich in den Tschechen, die sich auch körperlich dem mongoloiden Urbilde mit betonten Jochbeinen, Schlitzaugen und gelblicher Hautfarbe am meisten nähern. Denn der Ureuropäer, der Vorarier, war mongoloid. Dabei denke ich jetzt nicht an die sogenannte Cro-Magnon- und Neandertal-Rasse der Anthropologen, die in Europa für eingeboren gilt, sondern an eine mongoloide Ureinwanderung aus Asien, die den urständigen Homo pithecus in Europa, den Homo primigenius europaeus, vielleicht zuerst überwältigt und verdrängt hat, um in der Kreuzung mit ihm den sogenannten Homo alpinus zu erzeugen, der gegenwärtig wissenschaftlich als letzter Rest der ureuropäischen Bevölkerung angesprochen wird.

Dieser Homo alpinus findet sich aber nicht nur in entlegenen Alpentälern, wie dem Engadin und Valtellin, sondern ist noch überall im Höhen- und Küstengebiete Europas nachweisbar, wie besonders im badischen Schwarzwalde und an den südlichen und westlichen Ufern unseres Erdteils, wo das Meer seiner Flucht vor den nordher dringenden Stämmen der Kelten und Germanen ein Ziel gesetzt, die ihn, zunächst die Kelten, überwältigten, um auf seinem Sklavenrücken ihre Kulturen zu errichten. Zu den vorgeschichtlichen Volksresten gehören neben den Iren vor allem die Iberer und Basken in Spanien und Südfrankreich. Solche Reste sind außerdem auch in Jütland und auf der norwegischen Küsten- und Inselwelt nachgewiesen worden. Diese rundköpfige, dunkelhaarige, breitschulterige untersetzte oder mittelgroße Rasse hängt aber auch mit der der alten Helvetier zusammen, die unseres Erachtens wiederum auf den Typus des Homo alpinus, des europäischen Urmenschen zurückgeht, der sich vor dem Andringen der arischen Stämme aus dem Norden in die Alpen wie in eine uneinnehmbare Burg zurückgezogen hat, so wie er andernteils von den westwärts gewendeten Erstlingen und gleichsam Bahnbrechern des arischen Hauptstammes, den Kelten, an die europäische Westküste und auf die Inseln geworfen wurde. Danach hängt der Homo alpinus mit der iberischen Völkergruppe zusammen, deren letzter Kern noch im Nordwesten Spaniens seßhaft ist, und deren Rassenverwandte noch in Irland, Jütland und selbst an der norwegischen Küste gefunden werden. Der englische Anthropologe Mackintosh hat auf den großbritannischen Inseln einen Rassentypus gefunden, der sich sowohl von dem langköpfigen sächsisch-normännischen wie von dem kurzköpfigen keltischen merklich unterscheidet, und der im westlichen Irland besonders überwiegt. Der Wuchs

ist klein, bei dunkler Hautfarbe, der Kopf lang und breit, das Haar schwarz und zottig, die Augen dunkelbraun mit feurigem Glanz, der Vorderkopf zurücktretend, der untere Teil des Gesichts vorspringend, die Augenbrauen etwas schief zur Nase gestellt. Dieser Typus hat warmes Gefühl, feuriges Blut und außergewöhnliche Schlauheit, und kommt in seinen wesentlichen Zügen, körperlich wie geistig, auf den iberischen Typus heraus, der noch in den Basken lebendig ist, die auch nach Wirth und Tomascheck auf den Homo alpinus zurückzuführen sind. Den ausgeprägten helvetischen Typus, der auf den alpinen zurückgeht, möchte ich nun, unter alpinem Einschlage, als den kelto-alpinen bezeichnen, den Typus der Alpenkelten, der sich bis in den Schwarzwald wie in das oberbayrische Gebirgsland hinein erstreckt. Ein besonderes Merkmal dieses Typus ist die starke Adlernase in den großen Gesichtszügen, sowie die Gepflogenheit, die Füße beim Gange weit auswärts zu setzen, oft fast im rechten Winkel.

Diese Gepflogenheit findet man übrigens auch bei einem Zweige der Juden, der zu den Sephardim gehört, die über Nordafrika und Spanien nach Europa hereingekommen sind. Danach könnte Theodor Fritsch mit der Betonung von besonderen Merkmalen wie der starken Nasenbildung und des Auswärtsgangs noch recht behalten, daß der alpine Typus (nach seiner Meinung der keltische) mit dem altisraelitischen wurzelhaft rasseverwandt ist; genauer, mit dem hethitischen Typus, der dem israelitischen zugrunde liegt, und aus dem dieser die „Nase“ haben soll, ebenso wie die Armenier, die mit den Juden außerdem soviel Charaktere gemein haben*).

Dieser überall bodenständige Ur-Typus in unserer Kulturwelt hat an der europäischen Geschichte und Kulturentwicklung nicht teilgenommen. Er steht ihr auch heute noch fremd und verständnislos gegenüber, als ein geistiger Analphabet innerhalb dieser Entwicklung, auch wo er lesen und schreiben gelernt hat. Und dies hat er in den letzten fünfzig Jahren sogar ausnehmend gut gelernt, zum Zeichen, daß er nicht unbegabt, sondern nur von Grund aus anders begabt ist, als seine Herren, die Kulturvölker, welche die europäische Geschichte gemacht haben und ihn Jahrtausende lang am Boden niederhielten, so daß er gegen sie nicht aufkommen konnte. Das hat dieser Typus des Ureuropäers in seinen vorhandenen Resten in der sozialistischen Bewegung gelernt, welche die Völker bis in ihre untersten Schichten und damit zumal diese urständige Masse mit aufgerührt und emporgebracht hat**). In der sozialistischen Bewegung schlägt uralter, bodenständiger Haß gegen die herrschende Gesellschaftsordnung und ihre Träger wieder durch, besonders gegen die germanische Lehnsherrschaft, die den Ureuropäern vorzeiten aufgezwungen worden ist, und der sie auch heute noch gänzlich wesen- und willensfremd gegenüberstehen. In dieser Bewegung ist naturgemäß all das Rassenelement zusammengeflossen, das mit der europäischen Kultur auf germanisch-lehnsrechtlicher Grundlage keine Fühlung hat und nie Fühlung hatte. In dieser Bewegung erkenne ich im letzten, tiefsten Grunde einen Rückschlag und die Revolution

*) Auch Chamberlain kommt in seinen „Grundlagen“ zu einer entsprechenden Auffassung.

**) Ich muß vorausschicken, daß im Folgenden keine politischen Werturteile gefällt werden sollen. Es handelt sich hier lediglich darum, diese Bewegung rein rassenpsychologisch zu deuten und auch nur eine gewisse Unterströmung in ihr zu treffen, nicht die Bewegung in ihrer ganzen Bedeutung damit zu erschöpfen.

des Ureuropäers, des Vorariers — ob wir diesen nun als mongoloid oder als eingeboren, als Homo pithecus auf unserem Erdteile ansprechen wollen — gegen die historisch gewordene Staats- und Gesellschaftsform auf arischer Grundlage, die allen Kulturen und Kulturgebilden von den ältesten Zeiten her gemeinsam war, in Griechenland und Rom nicht anders wie in Gallien und Germanien. Überall wurden lehnsrechtliche Ordnungen von eingewanderten, erobernden Herrengeschlechtern dem in Kasten unterworfenen bodenständigen Volke auferlegt. Im alten Hellas waren es die ursprünglichen Pelasger, die zu Heloten erniedrigt und auf deren Rücken die Kulturen der Spartaner und Athener erbaut wurden, besonders durch jene unerbittlich harten und grausamen Dorier, die als reinrassige Vollarier die eigentliche Herrschaft im alten Griechenland durch dessen ganze Geschichte behauptet haben und mit deren Niedergang auch die übrigen Griechenstämme verloren waren. In Rom sind es die sogenannten Plebejer, die sich aus den latinischen und samnitischen Stämmen zusammensetzten, welche keltischen Ursprungs mit urständigem vorarischem Bodeneinschlage waren und sich durch die ganze römische Geschichte in Unterdrückung und ewiger Auflehnung gegen die eigentlichen Römer befanden, die Quiriten, Patres und Optimaten, — eine unausgesetzte wechselnd verhaltene und ausschlagende Krisis zwischen diesen beiden Rassenfaktoren, bis jene sich schließlich doch in dem großen Plebejer Julius Cäsar siegreich durchgesetzt hatten, von dem der letzte vollarische Aristokrat Sulla kurz vor seinem Tode noch geweissagt hatte, in ihm stecke mehr als ein Marius. So wie in Rom hat überall auf europäischem Boden das vorarische, demokratische, gleichheitfordernde, Gleichberechtigung für alle Staatsbürger heischende Element allmählich obgesiegt oder befindet sich in mächtigem, unaufhaltsamem Siegeszuge gegen die durch Meuchelmord oder konstitutionelle Verfassung mehr oder weniger gemilderten Lehnsherrschaften, die es endgültig wieder einzuschlingen und mit den herrschenden Geschlechtern in den breiten Volksmassen aufzulösen droht. Der Kampf und Obsieg der Volksherrschaften in den alten Griechenstädten ist wie ein Schulbeispiel für den Verlauf dieses Prozesses, und dieser hat sich ähnlich in den mittelalterlichen deutschen Städten wiederholt in dem Kampfe der Zünfte und Gewerke mit den Geschlechtern, in dem diese so unrettbar erliegen mußten wie ihre vorzeitlichen Rassen- und Schicksalsgenossen, die Oligarchen in Athen und die Optimaten in Rom.

Es ist ein ungeheurer Rückschlagsprozeß, der sich damit seit etwa zwei Jahrtausenden durch ganz Europa vollzieht, und dessen Ablauf noch bis in diese Tage unter unseren Augen fortspielt.

In einer Abhandlung über „Werdegang und Formdrang deutscher Art“*) habe ich unlängst nachzuweisen versucht, daß in der Entwicklung des deutschen Städtelebens überall eine tiefere Schicht die obere vor sich herdrängte wie in einem ewigen politischen Häutungsprozesse. Die Handwerker der Zünfte und Gewerke waren einst als Leibeigene vor der Bedrückung durch die Lehnsherren und Ritter vom Lande in die Städte geflüchtet, wo sie Unterkunft und Unterhalt fanden. Nachdem sie sich in ihren Nachfahren eingelebt und eingegliedert hatten, wohlhäbig und seßhaft geworden waren, drängten sie gegen die Geschlechter und machten sich zu Herren oder doch Mitberech-

*) Werdandi-Bund, Berlin; Juni/September 1912.

tigten der städtischen Verfassungen und Staaten. Aber es erfolgte weiterer Nachschub vom Lande, der auch sie wieder bedrängte und warf, und so folgte Schicht auf Schicht, welche die Gesellschaft der Städte ersetzte und ergänzte, auch auffrischte und verjüngte, so daß man etwa sagen kann, die heute herrschenden Gesellschaftskreise im höheren Beamtentume wie in den freien Berufen dürften die Nachkommen der Bauern und Leibeigenen sein, die einst vor Jahrhunderten in die Städte gezogen, während die damals herrschenden Geschlechter bis auf ganz verschwindende Reste dahingewelkt und weggestorben sind. Aber es war immer noch deutsche Schicht, was damals in die Städte zog, um sich dort zu verbrauchen. Die deutsche Oberschicht unseres Volkes ist jedoch gegenwärtig verbraucht oder im Verbrauchtwerden begriffen, und was jetzt noch von unten nachrückt, das ist bereits vorarisch durchsetzt — das ist unterste, bodenständige Masse, die an deutscher Denk- und Empfindungsweise kaum noch Teil hat, die unsere geschichtliche und Kulturentwicklung nicht mitgemacht und mitgelebt hat, aber nun mehr und mehr unsere gesamten Verhältnisse durchdringt, um sie allmählich umzumodeln und ihrer ursprünglichen Verfassung zu entkleiden. In der sozialistischen Bewegung unserer Tage ist dieses letztnachdrängende Element meines Dafürhaltens der eigentliche tiefere, treibende Anstoß, das unerbittlich haßglühende, unbewußt Rache heischende Urelement des deutschen Grund und Bodens, auf dem wir anderen Arier und Deutsche, wie wir eingestehen müssen, auch heute noch Fremdlinge sind wie die Dorier in Griechenland. Wir sind nicht bodenständig in Mitteleuropa, und es erfüllt sich in der sozialistischen Bewegung, tiefer betrachtet, an uns ein Geschick. Der vorarische Antrieb dieser Bewegung reißt freilich deutsche um deutsche Schichten mit sich fort in einem unaufhaltsamen Ansturme gegen die Grundlagen unserer Staats- und Gesellschaftsordnung; aber diese mitgerissenen Deutschen, diese „Mitläufer“ machen sich in der sozialistischen Bewegung sehr deutlich bemerkbar — sie fallen auf und heben sich unverkennbar ab von der starren sozialistischen Masse, deren entscheidendes Merkmal ist, daß sie völlig unhistorisch denkt und empfindet, und alles, was in ihren Reihen nur irgendwie und noch so leise den geschichtlichen Zusammenhang mit unserer Kultur und Entwicklung zu wahren sucht, rücksichtslos und unerbittlich abstößt. Das ist vorarisch-urständlich geschlossene fanatische Durchschlagskraft, die für uns höchst verhängnisvoll werden und den Untergang oder den unheilvollsten Bruch mit unserer Kulturentwicklung nach sich ziehen kann, der die Schicksalsstunde und das jüngste Gericht über die weiße Rasse insgesamt bedeuten würde. Die schichtenden Schiebungen innerhalb der sozialistischen Bewegung haben wir in den letzten zehn Jahren mehrfach erfolgen sehen, von den wiederholten Revisionistenabstoßungen bis zum jüngsten Fall Hildebrand. Das ist überall noch deutschblütige Schicht, die sich in gutem Glauben und ehrlicher Überzeugung der sozialistischen Bewegung als einer vermeintlich politischen Wiedergeburt unseres Volkes angeschlossen hat, aber fortgesetzt von nachdrängender fremdartiger doktrinärer Masse abgestoßen wird. Sie dient dieser eine Weile als Mittel zum Zweck, bis sie nicht mehr gebraucht wird oder mit ihren Resten deutscher Gemüts- und Kulturfühlung den letzten wahren Zwecken der proletarisch-zeugenden, unarischen Grundmasse hinderlich wird. So ist die sozialistische Bewegung meiner Auffassung nach rassenpsychologisch zu deuten als Massensolidarität einer Grundschicht, die darauf aus ist, alles zu stürzen und auszumerzen, was mit

der uralten lehnsrechtlichen Kultur und Geschichte auf arischer Grundlage zusammenhängt oder auch nur an diesen Zusammenhang erinnert — alle Brücken abzubrechen, alle Fäden zu zerreißen, die in unsere Vergangenheit hinüberführen, und die europäische Bevölkerung wie ein unbeschriebenes Blatt vor einen neuen Anfang zu stellen. Dahin geht der wahre letzte Zug dieser ganzen Bewegung, die mit der ersten französischen Revolution einsetzte und ihre umstürzende und ausgleichende Zerstörungsarbeit bis heute unentwegt und unerbittlich fortgesetzt hat. Diese Revolution war das erste blutige Vorspiel zum letzten Akte des ungeheuren Prozesses, dessen ersten man vielleicht mit dem Kampfe des Perikles wider dem athenischen Demos einsetzen lassen kann; in der Folge dürfte er sich aber wohl völlig unblutig vollziehen als unwiderstehliche Durchsetzung unserer Verhältnisse mit urwüchsiger Stoßkraft Schicht um Schicht von unten herauf, bis unser Volk durchgängig *umgeschichtet*, das heißt aber *umgeartet* sein wird im Sinne eines blut- und kulturfremden Rassenelements, das uns weniger in der sogenannten gelben Gefahr von Asien herüber als aus unseren eigenen Volkstiefen *von unten herauf* bedroht. Wir würden Mongolenstürme mit Waffengewalt zurückweisen, aber gegen diese versteckte Durchsickerung sind wir wehrlos. Das Unheil ist im Zuge und nichts, das ihm zu begegnen vermag.

Dieses Wiederdurchschlagen der Grundrassen und Bodenelemente in allen Kulturreichen, das man neuerdings unter den Ausdruck der sogenannten *cyklischen Katastrophentheorie* gebracht hat, ist bereits von Schiller, dem noch keine Rassenlehre vorgearbeitet hatte, selten klar erkannt worden. In der „Braut von Messina“ läßt er im Chore den Berengar dem andern Halbchore zusingen:

Dich nicht hass' ich! Nicht Du bist mein Feind!
Eine Stadt ja hat uns geboren, —
jene sind ein fremdes Geschlecht.
Aber wenn sich die Fürsten befehden,
müssen die Diener sich morden und töten,
das ist die Ordnung, so will es das Recht.

Jene, die „Fürsten“, das sind die normannischen Herren, die sich auf ihren Eroberungszügen über die altangestammte sizilianische Bevölkerung gesetzt hatten, die im Laufe der Jahrtausende schon so viele Erobererstürme über sich ergehen sah, wie Wogen über ihre Küsten gegangen sind. Berengar aber fährt in dem Gedanken, wofür sie einander eigentlich bekämpfen, sich immer eifriger steigernd fort:

Warum ziehn wir in rasendem Beginnen
unser Schwert für das fremde Geschlecht?
Es hat an diesen Boden kein Recht.
Auf dem Meerschiff ist es gekommen
von der Sonne rötlichtem Untergang;
Gastlich haben wir's aufgenommen,
(unsere Väter — die Zeit ist lang)
und jetzt sehen wir uns alle als Knechte,
untertan diesem fremden Geschlechte!

Aber ein anderer Chorführer, Manfred, erinnert daran:

Nicht wo die goldene Ceres lacht
und der friedliche Pan, der Flurenbehüter,
wo das Eisen wächst in der Berge Schacht,
da entspringen der Erde Gebieter.

Damit sehen wir auch schon die Milieu-Theorie von Schiller angeschlagen, aber im Sinne der Rassenmilieu-Theorie, wie ich sie vertreten habe, nämlich, daß jeder Boden sich seine Rasse erzüchtet wie das Nordland die eisenstarken Normannenkrieger, und daß diese dann überall, wohin sie auch im Südland steuern, gleichsam den Eishauch und Atem ihrer gewaltigen Natur mitbringen und in großartigen herrscherlichen Einrichtungen und Schöpfungen den Völkern auferlegen. Sie schaffen und bereiten sich überall ihr Milieu, die ihrer Natur eigene Umwelt und das geistige Klima, wohin das Schicksal sie trägt, ohne sich dieser anzupassen, und behaupten sich, solange sie dies nicht tun, und gehen zugrunde, sobald sie sich der bodenangestammten Welt angleichen und sich mit ihren Vertretern vermischen. Damit finden wir die ganze Rassen- und Milieutheorie nach Gobineau und uns andern schon bei Schiller im Kerne. Einen dritten Chorführer, Cajetan, läßt unser Dichter dann singen:

Ungleich verteilt sind des Lebens Güter
unter der Menschen flücht'gem Geschlecht;
Aber die Natur, sie ist ewig gerecht.
Uns verlieh sie das Mark und die Fülle,
die sich immer erneuernd erschafft,
jenen ward der gewaltige Wille
und die unzerbrechliche Kraft.
Mit der furchtbaren Stärke gerüstet,
führen sie aus, was dem Herzen gelüstet,
füllen die Erde mit mächtigem Schall;
aber hinter den großen Höhen
folgt auch der tiefe, der donnernde Fall.
Darum lob' ich mir, niedrig zu stehen,
mich verbergend in meiner Schwäche ...
— — — — — — — — — — — —
Nichts ist, das die Gewaltigen hemme,
doch nur der Augenblick hat sie geboren,
ihres Laufes furchtbare Spur
geht verrinnend im Sande verloren,
die Zerstörung verkündigt sie nur.
Die fremden Eroberer kommen und gehen;
wir gehorchen, aber wir bleiben stehen!

In diesen Worten Schillers ist alles enthalten, was sich über die Rassenlehre im Kerne sagen läßt. Diese Lehre läßt sich noch an ungezählten Völkerschicksalen erweisen, und die Zusammenstürze spielen sich in den mannigfaltigsten Wandlungen ab. Allein der Schicksals-

verlauf bleibt überall und immer derselbe: der endliche Fall und Untergang der Herrengeschlechter, ihre Auflösung und Auffaugung durch die breite rückschlagende bodenständige Masse.

Indessen brauchen wir den Normannen nicht nach Sizilien zu folgen, um ihr Schicksal zu erfahren; auch in ihrer nordischen Heimat hat sie ein ähnliches, wenn nicht das gleiche Schicksal ereilt. Vor König Harald Harfagr (Haarschön) flüchtend, der Norwegen unter sein blutiges Zepter beugen wollte, waren Nordmannen von dem mächtigen riesenhaften Geschlechte, das damals schon vor dem kleinen Menschenschlage im Schwinden war, nach Island gekommen als die ersten Besiedler der „ultima Thule". Von einem Abkömmling dieses Geschlechtes, Kjartan, erzählt die Geschichte, wie er sich mit einem ebenbürtigen jungen Weibe, Gudrun, versprochen, als er in die Heimat seiner Vorfahren schiffte, um sich mit dem König Olaf Tryggvason von Norwegen (996—1000) in Kampfspielen zu messen. Des Königs schöne Schwester Ingeborg faßte ein Herz zu dem herrlichsten Helden Islands, und als er die Heimkehr bereitete, um Gudrun sein Wort einzulösen, da entließ sie ihn mit kostbaren Geschenken für diese. Da er aber landete, mußte er erfahren, daß Gudrun, die von Kjartans Verhalten zu Ingeborg Kunde bekommen, inzwischen seinem Halbbruder Hal die Hand gereicht. In wildem Trotze nahm sich unser Held ein ander Weib, und nun begann ein Ränkespiel zwischen den einst Versprochenen, mit Tücken und Kränkungen voll Schmerz und stolzem Hohn, das wie ein später geschichtlicher Nachklang der Siegfriedsage anmutet. Als Kjartan aber der Gudrun eine schwere Beleidigung antut, da stachelt sie rachedürstend Gatten und Brüder zu seiner Vernichtung an. Die lauern ihm an einem Wege auf, den er von einer Reise kommen mußte. Kjartan wehrt sich wie ein Löwe und verwundet ihre Brüder. Als aber sein Halbbruder Hal, Gudruns Gatte, gegen ihn angeht, läßt er die Waffe sinken und sich die Todeswunde willig beibringen. Gegen den Bruder kämpfe er nicht, haucht er im Verscheiden aus. Ein Bonde, der Kjartan ahnungslos des Weges kommen und dem Kampf zugesehen hatte, — und um dieses Bonden (hörigen Bauern) willen erzählen wir die Geschichte, — entgegnete, als er später gefragt wurde, warum er Kjartan nicht vor der Gefahr gewarnt habe: „Was gehen mich die Herren an, ich werde mich in ihren Streit nicht mischen!" Diese Antwort ist ungemein bezeichnend und lehrreich auch für die nordischen Standesverhältnisse in ihrer Schichtung. Der Bonde dachte wohl insgeheim: Mögen die Herren sich töten, das bedeutet nur unsere Selbstherrlichkeit als ihre Erben im Lande. Also auch dort, im Island des 10. Jahrhunderts, lauerte und drängte schon eine Unterschicht gegen die Geschlechter der Herren, die keine Fühlung, keine Rassengemeinschaft mit ihnen verband. Ein moderner Sozialist hätte nicht anders denken und empfinden können wie jener Bonde, oder dieser dachte und empfand genau wie ein moderner Sozialist. Als aber die Mutter des Kjartan ihre Sippe zur Rache entbot, da wehrte ihr der alte Gatte und Vater mit den Worten, daß man an seinen anderen Sohn Hal nicht rühren möge, denn es gäbe nicht mehr viele von dem hochwüchsigen, riesenstarken Geschlechte; die besten seien schon dahingestorben oder hätten einander gefällt, zur Freude der Bonden, des kleinen und unwerten Menschenschlags, ihrer Erben!

Wir ersehen also an der Hand dieses Gedankenganges und der gegebenen Beispiele, daß die weiße Oberschicht der arischen Rasse in Europa bereits seit einem Jahr-

tausend im skandinavischen Norden wie im Mittelmeergebiete, in der ultima Thule wie in Sizilien, im Absterben und Schwinden begriffen ist, dergestalt, daß diese oberste rassige Schicht von unaufhaltsam und unwiderstehlich nachdrängenden tieferen, mehr und mehr fremdartig und bodenständig durchsetzten Schichten verdrängt wird, die ihrerseits das gleiche Schicksal erleiden, bis, wie in unseren Tagen, die unterste Bodenschicht, der ursprüngliche homoprimigene und alpine, mongoloide Bodensatz Europas sich erhebt und im Begriffe steht, sich der Führung und herrenschaftlichen Stellung in unseren Verhältnissen und Einrichtungen zu bemächtigen.

Ihre höchste Ausdehnung und Macht hatte die weiße Oberschicht in den Tagen des Mittelalters bis zu den Kreuzzügen erreicht, und ihr letzter Anstieg dauerte bis zur Reformation und Renaissance in der Zeit Karl V., des letzten spät-mittelalterlichen Kaisers, in dessen Reich die Sonne der weißen Rasse nicht unterging. Schon in den Kreuzzügen aber hatte unsere Rasse ihre beste Kraft gelassen, und mit dem Reiche der in der Tat dem Untergange sich neigenden Sonne des fünften Karl begann auch ihr Niedergehen. Hier lag in Wahrheit ihr Scheitelpunkt, den sie überschritten. Karl selbst bereitete ihr diesen Abstieg, indem er zuerst die Renaissance in Italien, dann die Reformation in Deutschland zertrat. Die Gegenreformation und der dreißigjährige Krieg vollendeten den Rest. Das Kernvolk der weißen Rasse war in den Deutschen ins Herz getroffen und um das beste Drittel vermindert. Damit begann der Einstrom fremden, slavischen und romanischen Elements, der den Prozeß der Entgermanisierung Deutschlands einleitete. Die napoleonische Zeit besorgte das weitere, so daß Deutschland heute nicht nur entgermanisiert, sondern entdeutscht ist und weiter zu werden droht, indem unsere Großindustriellen diesen Prozeß damit fortsetzen, daß sie ganze Siedelungen russischer, polnischer, ruthenischer und italienischer Arbeiter ins Land ziehen, die unser Volk gerade in seinem kernhaftesten und noch rein-rassigsten Teile, in Westfalen, dem alten Sachsen, fremdblütig durchsetzen und herunterzüchten. „Alt-Rom“ hatte Korinth und Karthago zerstört; aber es erlag dem griechischen Artisten- und Sophistentume wie der punischen Verderbtheit, die es in dem Rassenwirrwarr des kaiserlichen Rom wie einen letzten Felsen im Meere umbrandete und in seinen Grundlagen erschütterte, zermürbte, zerbröckelte. Deutschland erlag den Jesuiten und keltischen Virtuosen. Seine wiedergewonnene jüngste Aufwärtsbewegung nach dem siebziger Kriege mit der Wiederherstellung des Reichs unter Entfaltung neuer großer Spannungskräfte dürfte trotz aller Verheißung doch auch bereits ihren Höhepunkt erreicht und überschritten haben. Man ist darüber so ziemlich einig, daß Deutschland das Übergewicht (Prestige), das ihm Bismarck in der Welt erobert, zum großen Teile wieder eingebüßt habe. Aber weit bedenklicher und verhängnisvoller als ein verlorenes Ansehen ist verlorene Rassenkraft und Volkszahl. Ein „Prestige“ kann wieder errungen werden. Nicht so leicht ein stetiger Rückgang der Geburtenziffern, wie Frankreich lehrt, in dem trotz aller vorsorgenden Maßnahmen, Heirats- und Geburtenprämien, ein Abbau der Fortpflanzung und des Volksbestandes stattfindet, den man schon als unaufhaltsamen Absturz bezeichnen könnte. „Die gesamte Kulturgesellschaft lebt heute weitaus über ihren Verhältnissen“ — läßt sich daraufhin mit Goldscheid*) sagen — „weil sie von ihrem organischen Kapital, statt nur von dessen Zinsertrag zehrt.“

*) „Höherentwickelung und Menschenökonomie“ S. 498.

Ein lehrreiches Seitenstück zu der Rolle der Iren in England und den Vereinigten Staaten von Nordamerika bildet übrigens die wachsame rassenwerbende Betriebsamkeit der abstammungsverwandten Basken in Südamerika, besonders in Argentinien. Dieser Rest europäischen Urvolks aus dem Golf von Biskaya arbeitet sich dort zu einer ähnlichen wirtschaftlich und gesellschaftlich führenden Rolle empor durch nüchterne Arbeitsamkeit bei ungewöhnlichem praktischem Verstande und eisernem triebartigem Zusammenhalten in der Rassenverbindung, wobei er in seiner Sonderstellung als anderes ureuropäisches Keimauge in dieser südspanischen Welt durch die ringsum völlig unverstandene Sprache unterstützt wird. Diese Basken ehelichen nur streng untereinander und stützen ihre Volksgenossen in allen Lagen, keiner wird von dem instinktiven Zusammenhange je fallen gelassen und preisgegeben. Aller Erwerb der Einzelnen, der Reichsten wie der Vornehmsten, fließt wie in einen gemeinsamen Rassenbesitz, der durch die größte, immer bereite Opferwilligkeit aller stets auf der Höhe gehalten wird, ganz oder wohl noch weit ausgiebiger wie bei den Iren und Polen. Diese Basken leben wie eine verborgene Rassenverschwörung innerhalb ihrer Wirtsvölker, aber still und bescheiden, anspruchslos, weder fanatisch begeistert wie Iren und Italiener, noch exaltiert wie die Polen. Sie leben nur ihrem nüchternen Rassendienst, ihrer Rassenhingabe, ihrem Rassenkult, um in aller Gleichmut und Ruhe einst das Erbe des vom Lebensrausche entnervten, in politischen Erregungen verzuckenden Wirtsvolkes anzutreten, daß sich in Raubbauwirtschaft und prunkvollen hohlen Aufmachungen erschöpft.

Reichen sich dann einst in fernen Jahrhunderten, — aber vielleicht ist das Jahrhundert nicht mehr allzufern! — dergestalt Basken und Iren in der neuen Welt mit Iren und Slavo-Mongolen im alten Europa über dem Erdball die Hände, und ziehen im fernen Osten die im tiefsten untersten Grunde rasseverwandten Japaner mit in ihren Bund, dann wäre ein Ring gebildet von wiedererstandener Urmenschheit zur letzten rächenden Abrechnung mit den Resten der heutigen Kulturnationen als den Abkömmlingen der alten arischen Eroberervölker, welche die Urmenschheit einst niederwarfen, um sie in Jahrtausende langer Abhängigkeit und Botmäßigkeit zu halten. Ein Bund, in dem alle die tüchtigen Eigenschaften vereinigt wären, deren unsere Kulturvölker geradeso durchgängig ermangeln, nämlich nüchterne anspruchslose Arbeit und Betriebsamkeit, Rauschlosigkeit und kluge, kühle, abwartende Berechnung auf den Fall des Unterdrückers hin, der sich selbst gegenseitig schwächt und zerfleischt, entartet und entnervt, — ein Ring, aus dem es für uns kulturtrunkene Nachkommen kein Entrinnen gäbe und in dem wir erdrückt werden dürften!

(Schluß folgt.)

Die deutschen Belange und die südslawische Frage in Österreich-Ungarn

Von Dr. Hans Hartmeyer, Wien

Die große Balkankrise des vergangenen Jahres, die durch die Besiegung der Türkei und den militärischen und diplomatischen Zusammenbruch Bulgariens äußerlich zwar ihren Abschluß erfuhr, deren innere Gründe aber fortwirken und zu gegebener Zeit zu einer neuen Entladung führen müssen, hat der weitesten Öffentlichkeit die verschiedenen Gefahrenmittelpunkte offenbart, von denen Österreich-Ungarn umgeben beziehungsweise durchsetzt ist. Da ist äußerlich zunächst die russische Gefahr, hervorgerufen durch die Treibereien der allslawischen Nationalisten, die es auf die Zertrümmerung Österreich-Ungarns abgesehen haben und die künstlich angefachte und durch reiche Geldmittel und Aufwiegelung unterhaltene russenfreundliche Bewegung in Ostgalizien zur Grundlage ihrer Machenschaften machen. Rußland, das selbst annähernd zwei Dutzend verschiedene Völkerstämme in einen einzigen russischen Nationalstaat einspannen will, zeigt eine überaus sonderbare Anteilnahme für die Ostgalizien bewohnenden Ruthenen oder Kleinrussen, die es im eigenen Lande gar nicht kennen will; die Tatsache allein schon beweist, daß die Liebe zu den Ruthenen nur Mittel zu dem größeren Zweck ist, an der österreichisch-russischen Grenze keine Ruhe aufkommen zu lassen und stets Gründe zu einer, wie es im Diplomatendeutsch heißt, Grawaminalpolitik auf Vorrat zu haben. Nach Osten weiterschreitend, muß man zu den äußeren Unzuträglichkeiten leider auch das unerfreuliche Verhältnis, das zwischen Österreich-Ungarn und Rumänien besteht, rechnen. Die Erregung, die von den Nationalisten angestachelt wurde und sich in erster Linie gegen die ungarische Rumänenpolitik wendet, wird zwar in den amtlichen Kreisen von Bukarest als ziemlich bedeutungslos hingestellt und auf das ausschlaggebende Gewicht des Königs in allen Fragen der auswärtigen Politik hingewiesen. In Wien wird dieses Auskunftsmittel in einer bestehenden Verlegenheit wiederholt; das kann aber die Volksstimmung in Rumänien, einerlei wie sie entstanden ist, nicht daran hindern, ihre eigenen Wege zu gehen, die bei Gelegenheit sehr leicht auch die Wege der jeweiligen Regierung werden können oder müssen. Ohne Zweifel liegt die Schuld an der österreichisch-rumänischen Verstimmung auf österreichischer Seite, da die Wiener Regierung sich zu einer Zeit für Bulgarien einsetzte, wo neue Unzuträglichkeiten, aber kein Nutzen dabei herauskommen konnte. Für Rumänien bedeutete die Wiener Politik die Zumutung, seine Uneigennützigkeit bis zu einem Punkt zu steigern, wo sein staatliches Ansehen in Mitleidenschaft gezogen worden wäre, für Bulgarien war sie die unnütze Bezeugung einer platonischen Freundschaft, unnütz, weil Österreich nur gewillt war, sich diplomatisch für den Bulgarenzar einzusetzen, und damit auf das siegesübermütige Serbien keinen Eindruck machen konnte; unnütz nebenbei ferner auch für die eigenen österreichischen Belange, weil Bulgarien die russische Richtung in seiner Politik wohl zeitweilig ablenken, aber nie völlig aufgeben wird, wie gewisse Kreise in Wien glaubten oder wenigstens glauben wollten, besonders als die inzwischen wieder verstummte Bewegung für den Übertritt zur römisch-katholischen Kirche zu durchsichtigen Zwecken verbreitet wurde. —

Der dritte schwerwiegendste Gefahrenmittelpunkt endlich liegt im Süden und Südosten und knüpft sich an Serbien.

Mit Serbien liegt Österreich-Ungarn seit der Einverleibung Bosniens im Jahre 1908 in einem wirtschaftlichen, diplomatischen und Zeitungskrieg, der seit dieser Zeit nicht abgerissen ist, bisweilen, wie während der Balkankriege, gefährlich anschwillt, dann wieder, wie augenblicklich, nachläßt, in seinen letzten Gründen aber ein überaus ernstes Ringen darstellt; darüber kann die Tatsache, daß hier ein balkanischer Kleinstaat gegen eine durch feste Bündnisse noch besonders gesicherte Großmacht steht, nicht hinwegtäuschen, denn eine endgültige Beendigung des Kampfes könnte nur mit der Vernichtung des Bestehens eines der beiden Gegner herbeigeführt werden, da Serbiens Zukunftspläne auf die Errichtung eines großserbischen Reiches zwischen Donau und Adria mit Einschluß von Bosnien, Dalmatien und Kroatien ausgehen, was die Abdrängung des Habsburgerstaates von der Adria und damit seinen Erstickungstot durch die festländische Einschnürung bedeuten würde. Österreich-Ungarn dagegen müßte gegebenenfalls mit der Einbeziehung des Königreichs in seinen balkanischen Besitz vorgehen, wenn es die serbische Frage restlos lösen wollte. In der Tat war es ja auch nahe daran, während der Annexionskrise in Serbien einzumarschieren und die Entscheidung auf der Spitze des Schwertes zu suchen. —

Mit der Darlegung dieses österreichisch-serbischen Gegensatzes, der sich auf österreichischer Seite aus dem Trieb der Selbsterhaltung, auf serbischer aus dem Glauben an den siegreichen Anmarsch des einigenden, Grenzen überschwingenden völkischen Gedankens herleitet, stehen wir mitten in der sogenannten südslawischen Frage. Serbien ist in diesem Kampf der Angreifer und zugleich der Schrittmacher des großen, mit viel Anmaßung verfochtenen, allslawischen Gedankens, dazu von Rußland gedeckt; Österreich-Ungarn der Verteidiger, und zwar als Vertreter eines Staatsgebildes, das zufolge seiner Zusammensetzung der natürliche Gegner aller volkseinigenden, gezogene politische Grenzen außer Acht lassenden Bestrebungen sein muß. Wer die bessere Stellung innehat, ist nicht schwer zu entscheiden. — In der südslawischen Frage berühren sich die Grenzgebiete zwischen innerer und äußerer Politik Österreichs am innigsten, die Aufgaben fluten am sinnfälligsten durcheinander, und nirgends kommen dem Beobachter die Schwierigkeiten derart zum Bewußtsein, die der Donaustaat tagaus tagein mit der Widerspenstigkeit seiner völkerschaftlichen Bestandteile und der wenig oder gar nicht mehr verhüllten politischen Lüsternheit seiner verschiedenen Nachbarn von außen durchzukämpfen hat, wie eben im Rahmen seiner südslawischen Politik. Der Kampf in Galizien trifft allenfalls politisch ein Festungsgelände, dasselbe gilt auch für Siebenbürgen Rumänien gegenüber, wennschon auch der Verlust dieser Gebiete — als eine rein theoretische, praktisch kaum eintretende Annahme gefaßt — als ein nicht mehr auszugleichender Schaden angesehen werden müßte und nicht viel mehr als der vorletzte Akt eines Dramas bewertet werden könnte, dessen Abschluß Sieg oder Untergang bringen muß. Die Lösung der südslawischen Frage aber im Sinne Serbiens würde mit einem Schlage die Vernichtung nicht allein Österreich-Ungarns bedeuten, es würde damit auch die Schicksalsstunde für den germanischen Einfluß in Mitteleuropa geschlagen haben, denn die slawische Welle, die ohne Unterlaß die östlichen Grenzen des Deutschen Reiches be-

spült und überall einzudringen sucht, würde in ungeheueren Wogen dann auch von Süden her anstürmen und die deutschen Provinzen Österreichs und den ganzen Süden Deutschlands in einem einzigen Zusammenschlag zu zertrümmern suchen. Die Vorhut des Allslawentums würde an den Grenzen Tirols Posten beziehen, und Wien und München wären nur noch eine Tagereise von ihr getrennt. Der Ausgang zum Meere aber wäre versperrt, und die eine große Landveste zwischen Nordsee und Adria aus den Tagen des alten römischen Reiches deutscher Nation und neu errichtet im deutsch-österreichischen Bündnis wäre zertrümmert und zerschlagen, versunken im slawischen Meer. So entscheidende gemeindeutsche Belange stehen bei der südslawischen Frage auf dem Spiele, und es verlohnt sich wohl, ihre Grundlagen, ihre Entstehung und die Vorschläge zu ihrer Lösung in großen Umrissen durchzudenken.

Die südslawische Frage in ihrer Gesamtheit ist eine Frucht des slawischen Geblüts, der geschichtlichen Erinnerungen an die Vergangenheit, der großen Ereignisse der Gegenwart, die sich an den siegreich durchgefochtenen Balkankrieg, der gerade Serbien die reichsten Erfolge gebracht hat, knüpfen, und der Zukunftshoffnung, daß der slawische Vormarsch noch nicht abgeschlossen ist, sondern in jenen Gebieten endigen wird, wo die unerlösten Brüder unter der Herrschaft der Habsburger seufzen, die nach slawischer Auffassung — fast klingt es wie blutiger Hohn — weiter nur als eine Anstalt zur Eindeutschung der slawischen Bestandteile des Kaiserreichs zu bewerten ist. Die jüngste Zeit hat nun eine gewisse Einigkeit in diese Bestrebungen zwischen Serben und Kroaten gebracht; insolange kann man durch die ganze Geschichte des Balkans den Gegensatz zwischen Serben und Kroaten von ihrem ersten Auftreten bis zur Unterwerfung unter die Türkenherrschaft verfolgen. Dieser Gegensatz gründet sich in kurzen Worten auf die Nachwirkung der Gegnerschaft zwischen Rom und Byzanz; die Kroaten sind römisch-katholisch und bedienen sich lateinischer Schriftzeichen, die Serben sind griechisch-orthodox und haben die cyrillische Schrift (der Altslawen) angenommen; daraus folgt ohne weiteres eine Einstellung ihrer gesamten Kultur einerseits nach Westen, nach Österreich mit Wien als Mittelpunkt, andererseits nach Osten, zu den Quellen der sogenannten prawoslawischen Rechtgläubigkeit. Die geschichtliche Erinnerung der Serben huldigt dem Andenken der Dynastie des großen Stefan Nemanja, die nach Unterwerfung feindlicher Zupane einen einheitlichen serbischen Staat gründete und, selbst zum griechischen Glauben übergetreten, die morgenländische Kirche zur serbischen Staatskirche machte; sie gedenkt weiter in Sagen und Liedern des mächtigen Stefan Duschan, der Serbien in den Jahren 1336—1340 durch die Eroberung von Albanien, Makedonien und großer Teile von Griechenland zur höchsten Höhe seiner Macht führte; wenngleich er Bosnien niemals völlig seinem Reiche einverleibt hat, so gründet sich der neuzeitliche Anspruch Serbiens nicht weniger auf dieses Land, das überhaupt aus diesem goldenen Zeitalter des serbischen Reiches, da es über Bulgarien und Byzanz triumphierte, die Grundlage für seine großserbischen Hoffnungen herleitet. Der Vergleich zwischen der damaligen Ausdehnung und verhältnismäßigen Geschlossenheit des serbischen Stammes mit seiner heutigen Lage, wo er, vom Königreich abgesehen, über Österreich, Ungarn, Kroatien und Bosnien, also staatsrechtlich lauter verschieden aufgebaute Gebiete, zerstreut ist, muß unweigerlich zu immer sehnsüchtiger verfolgten Bestrebungen der Serben führen; dazu kommt als hauptsächliches

Anreizmittel das Gefühl, Österreich-Ungarn, weil in sich zerrissen, für schwach, sich selber aber für kriegstüchtig und im Vertrauen auf Rußland vor jeder entscheidenden Niederlage für bewahrt zu halten. Ist demnach das südslawische Ideal Österreich-Ungarn gegenüber auf serbischer Seite abweisend gerichtet, so bewegt es sich auf kroatischer auf mehr bestimmter Linie, derart, daß die Kroaten zwar die Lösung auf großserbischer Grundlage mit Ausschluß des Herrscherhauses ablehnen, andrerseits aber eine Änderung des bestehenden Zustandes verlangen; sie wollen die südslawische Frage mit Habsburg lösen, das bedeutet aber, in ihre Forderungen aufgelöst, Zerschlagung der staatsrechtlichen Zweiheit der Monarchie und Errichtung der Dreiheit, wobei neben Österreich und Ungarn als Dritter im Bunde eine Zusammenfassung von Kroatien, Dalmatien und Bosnien als engere Begrenzung, und von Krain, Untersteiermark und dem Küstenlande mit Triest und Istrien in weiterer Angliederung zu treten hätte, als Königreich Illyrien oder wie man es nennen will, mit einem Habsburger an der Spitze. Daß die slawische Begehrlichkeit den größeren Kreis der namentlich angeführten Länder als gegebenes Ziel ins Auge faßt, braucht natürlich nicht besonders vermerkt zu werden. Dieser neue Teil des Habsburgerreiches hätte dann von sich aus die Rolle des Magneten auf das außerhalb gebliebene Königreich Serbien auszuüben. Hält man die serbische und kroatische Lesart der Lösung der südslawischen Frage nebeneinander, so ist ihnen die Absprengung oder zum mindesten Verselbständigung des südslawischen Südens des Gesamtstaates gemeinsam, und damit auch seine Schwächung, denn Österreich wäre vom Meere abgeschnitten, und auch die jetzige Stellung Ungarns, das aus Kroatien herausgedrängt und die Meeresküste verlieren würde, wäre dahin; darum bedeutet für jeden Magyaren auch nur der Gedanke an die Dreiherrschaft Hochverrat an dem sogenannten einheitlichen ungarischen Nationalstaate, der sich Kroatien und Fiume faktisch zurechnet, im Grunde ein Widerspruch, denn dieser einheitliche Nationalstaat fühlt sich beschwert, wenn ihm nicht magyarische Bestandteile abgenommen werden, anstatt sich darüber zu freuen, ja er verlangt bekanntermaßen auf Grund alter geschichtlicher Erinnerungen auch noch Bosnien für sich und getraut sich zu, um die Einbeziehung Bosniens in Serbien und damit die Gründung eines serbischen Nationalstaates zu verhindern, auch noch diese Gebiete zu magyarisieren. In Wien hat man aber nach den Erfahrungen in Ungarn keine Lust, den Magyaren auch noch dieses Land zu überantworten und damit totsicher die allgemeine Erhebung hervorzurufen.

Die Richtung, die die kroatische Politik nimmt, ist gleich der serbischen ebenfalls in ihrer Geschichte begründet. Die kroatische Treue gegen das Haus Habsburg ist bekannt; auf zahllosen Schlachtfeldern ist kroatisches Blut für das Herrscherhaus vergossen. Immer kehrte Kroatien von gelegentlichen Verbindungen mit Ungarn, so unter König Ludwig dem Großen, zu den Habsburgern zurück. Nach der unglücklichen Schlacht bei Mohacs wählten die Kroaten Ferdinand von Österreich zu ihrem König, in den Türkenkriegen trugen sie und ihr Land die Hauptlasten, als deren sichtbaren Ausdruck die Einrichtung der sogenannten Militärgrenze zu gelten hat. Schon 1712 gaben sie ihre Zustimmung zum Staatsvertrage Karls VI., elf Jahre früher als Ungarn, und nach einer vorübergehenden Hinneigung zu Ungarn unter der Herrschaft Kaiser Josefs II. retteten sie im ungarischen Aufstand 1848/49 den Kaiser aus unerhörter Verlegenheit.

Nichtsdestoweniger gehören auch sie zu den Leidtragenden der Entwicklung, die nach dem Schicksalsjahre 1866 einsetzt und in der Ungarn nicht allein den Ausgleich mit Österreich von 1867, sondern auch jenen mit Kroatien von 1868 durchsetzte, und aus dessen unklarer Fassung und teilweise willkürlichen Auslegung durch die Magyaren die langsam einsetzende Entfremdung Kroatiens von Österreich beruht, das noch lange in ihm den Träger des gesamten Reichsgedankens sehen wollte. Diese Entfremdung hat in dem letzten Jahrzehnt sogar zu einer allerdings wieder vorübergehenden Verbindung mit Ungarn geführt, das geschah in der sogenannten Fiumaner Resolution vom Jahre 1905 zwischen der ungarischen Koalitionsregierung unter Kossuth und der sogenannten serbisch-kroatischen Koalition in Kroatien, die aber bald darauf an der kroatenfeindlichen Regierung Kossuths, als er die Macht in die Hände bekam, scheiterte. Geblieben ist aber seitdem auf kroatischer Seite der Gedanke des Zusammenschlusses von Kroaten und Serben, der bis heute geradezu entscheidende Fortschritte beispielsweise hinsichtlich der Schrift gemacht und auf der ungarischen Seite, namentlich in den Kreisen der Jungen, die Anschauung, daß die allslawische Gefahr nicht mehr so schwerwiegend sei wie früher, daß sie zum mindesten nicht schlimmer einzuschätzen sei als jene, die — in der Einbildung der Magyaren natürlich — von Wien dem ungarischen Staat und seiner Einheit droht. —

Überblickt man den derzeitigen Stand der südslawischen Frage im ganzen Reich, so stellt er sich folgendermaßen dar: In Kroatien ist die Verfassung nach einem lange währenden Ausnahmezustand, dessen Träger der Banus Cuway war, wiederhergestellt, nachdem Ungarn die hauptsächlichsten Beschwerden der Kroaten auf dem Gebiete der Eisenbahnen und bestimmter sprachlicher Bestimmungen abgestellt hat; Bosnien war in seiner politischen Weiterentwicklung durch die Widerstandspolitik der Serben bis zu dem Zeitpunkt schwer behindert, als die Regierung in Wien sprachliche Einräumungen auf Kosten der deutschen Sprache und große wirtschaftliche Versprechungen machte, deren Ausführung nunmehr in die Wege geleitet wurde; ein Teil der Serben ließ sich dafür zu einer geregelten Mitarbeit im Landtage bewegen. In Dalmatien und in Istrien macht der Nationalitätenhader jede parlamentarische Arbeit und damit jeden wirtschaftlichen Aufschwung unmöglich, und will man endlich die südslawischen, das heißt serbischen Minderheiten in Ungarn noch heranziehen, so teilen sie das Schicksal aller Nationalitäten in Ungarn, das heißt, sie werden unterdrückt.

Im ganzen genommen bieten sich den Südslawen die verschiedensten Gelegenheiten, mit ihren Forderungen und Wünschen heranzutreten; die Kroaten heften ihr Augenmerk immer wieder auf den Punkt, wo sie mit Ungarn auf Gnade und Ungnade auf teilweiser nicht ordnungsgemäß zustande gekommener Grundlage verknüpft sind, und wodurch gleichzeitig die Gewißheit genährt und wacherhalten wird, daß man in Wien entweder nicht die Kraft oder nicht den Willen habe, ihnen zu geben, was ihnen nach ihrer geschichtlichen Stellung im Staat und nach ihren Verdiensten zukommt; es ist also das Gefühl unverdient schlechter Behandlung und die daraus immer stärker zur Oberfläche sich ringende Forderung, das Schicksal in die eigene Hand zu nehmen und sich, koste es was es wolle, durchzusetzen, mag die jetzige Staatsform darüber auch in die Brüche gehen. Die Serben hingegen, mit Gefühlsregungen wenig oder gar nicht belastet, treiben

eine reine Machtpolitik; sie suchen die Regierung mit ihrer Ungebärdigkeit in Bosnien und mit ihrem Rückhalt an Belgrad und dem slawischen Überschwang der bewußten Petersburger Kreise zu schrecken; sie schlachten die Ereignisse auf dem Balkan für sich aus und lassen alle Minen springen, um die Kroaten zur großen südslawischen Gemeinsamkeit hinüberzuziehen, was ihnen in mancher Hinsicht mehrmals gut gelungen ist. Der Geist der Unruhe in Dalmatien, der sich bei den serbischen Siegen im ersten Balkankrieg besonders hinfällig zeigte und der dumpfe Zorn in Südungarn, der sogenannten Wojwodina, über die magyarische Bedrückung, sind billige und nie versagende Vorspannmittel. So stellt sich die südslawische Frage, obwohl räumlich getrennt und von verschiedenen Ursachen ausgehend und auch teilweise zu verschiedenen Enderfolgen trotz alledem hinstrebend, unter einem einheitlichen Gesichtswinkel dar als die Gesamtforderung der das Reich bewohnenden Südslawen nach einer gesonderten Behandlung auf allen Gebieten ihres völkischen Daseins; es ist eine Unabhängigkeit im großen, die über die bislang bestandenen niedrigen Trennungslinien hinausstrebt und aus einer bisherigen Vielheit eine Einheit heraufführen will, deren Einordnung oder besser deren Anschluß an die Donaumonarchie auf irgendeine Weise theoretisch nicht von der Hand gewiesen werden soll. Der Vorgang wäre eine Wiederholung der Verselbständigung der Magyaren im Rahmen der Doppelherrschaft, die man aber mit dem besten Willen nicht als Segnung für den Staat ansprechen kann und auf der neben dem Jammer der innerösterreichischen Wirren die ganze Schwäche Österreich-Ungarns vornehmlich nach außen beruht; man denke nur an das alle zehn Jahre sich wiederholende Trauerspiel des Abschlusses des Ausgleichs zwischen Österreich und Ungarn, das nachgerade wie eine Posse anmutet, an die Verlegenheitsauskunft der Ausschüsse für die gemeinsamen Angelegenheiten, an die staatsrechtliche Gebundenheit des Leiters des Äußeren, an die ungelöste Frage, wem Bosnien eigentlich gehört und das namenlos zwischen Österreich und Ungarn im Raume schwebt; die Unzulänglichkeiten und Widersinnigkeiten ließen sich noch ins Ungemessene vermehren. Und auf diese Doppelherrschaft mit ihrer schwankenden Grundlage soll nun noch die Dreiherrschaft getürmt werden? Die Ausführung schon könnte den Staat vollends zerreißen, und in seinen Sturz würde das Deutschtum der Ostmark mit hineingezogen. Nur mühsam hat es sich nach 1866, belastet mit den Fehlern kurzsichtiger, in freisinnigen Gedanken befangenen Führern, die die Zeit verschliefen und ihre Zeichen nicht erkannten, nach einem Zeitabschnitt politischer und völkischer Herabwirtschaftung wieder aufgerafft und steht da als eine Kraft, die weiß, was sie dem Staat geben kann, wenn nur eben dieser Staat einsehen wollte, was für Gaben ihm die Deutschen darzubringen willens sind: nämlich Staatstreue, Wirtschaftlichkeit und jenen unbegrenzten Reichtum, der in ihrer Wesenheit als das Kulturvolk der Erde tief begründet liegt. Aber der Staat verkauft sich statt dessen an die Erpresserpolitik der Slawen, die nur als Erwerbsgesellschaft zur Herbeischaffung aller jener Mittel ausziehen, mit denen sie ihren Nährvater im gegebenen Augenblick zu Boden werfen werden; allenfalls noch macht er seine Geschäfte mit dem deutschtümelnden Judentum und merkt oder will nicht merken, daß diese Gemeinschaft trauliche Zwiesprache pflegt mit ihren Freunden jenseits der Grenzen, zunächst, um mit seinen ständigen Notlagen einträgliche Geschäfte zu machen.

Eine Lösung der südslawischen Frage nach dem Herzen der Nächstbeteiligten, sei es

als großserbisches Reich, sei es als trialistisches Gebilde im Zusammenhang mit dem bisherigen Österreich-Ungarn, würde in jedem Falle für die Deutschen, nicht allein in Österreich, sondern auch im Deutschen Reiche, eine Kampfansage auf Leben und Tod bedeuten; kraft ihrer wirtschaftlichen und politischen Stellung und als einzig aufrichtige Träger und Verfechter des Bündnisgedankens sind ihre Belange allen anderen im Reich übergeordnet und müssen es bleiben. An dem Tage, wo da eine Änderung eintritt, wankt der Grund, auf dem Österreich gegründet wurde und der immer noch sehr fest verankert ist. Der Ausgang zur Adria und das Land bis zu den Alpen großserbisch oder südslawischer Eigenbestimmung ausgeliefert, wäre ein Unglück für die gesamte deutsche Gemeinbürgschaft Mitteleuropas; an diesem Tage würde auch das Deutsche Reich zum Kampfe ausziehen müssen, denn es handelt sich dann um die Frage, ob zu der Einschnürung von West und Ost noch eine von Süden her dazutreten soll. Seine Feinde sind geschäftig an der Arbeit, die Fesseln zu erproben, die dieses bestgehaßte Reich für alle Zeiten unschädlich machen sollen. Möchte es sich diese Gefahren immer vor Augen halten.

Von isländischen Helden*)

Es lebt noch viel Sehnsucht nach alter Germanenart im deutschen Volke, wenn auch mächtige Feinde am Werke sind, uns ein möglichst großes Behagen der Masse als weltbeglückendes Hochziel aufzuzwingen. Wir wissen heute, daß dieses Traumbild ein leerer Schemen ist, daß im Gegenteil unsere ganze Kulturherrlichkeit auf den Kampfestugenden unserer Ahnen aufgebaut ist, und daß ihr Bestand auch in Zukunft davon abhängen wird, ob die kommenden Geschlechter tat- und wehrkräftig bleiben.

Wir lassen uns deshalb durch das mitleidige Kopfschütteln der „zivilisierten" Welt nicht irremachen, und, auf besseres Wissen gestützt, sprechen wir es ruhig aus: die Völker Nordlands haben bereits vor tausend Jahren eine Kultur von einer inneren Größe, Schönheit und Reife besessen, um die wir sie trotz allen technischen Errungenschaften und unserer unleugbar größeren „Menschlichkeit" beneiden können.

Erst seit die Literaturschätze Islands durch den Verlag von Eugen Diederichs, Jena, der Allgemeinheit erschlossen sind, vermögen wir uns ein einigermaßen entsprechendes Bild von jener Kultur zu machen. Denn die geheimnisvolle Insel im hohen Norden ist der Ausstrahlungspunkt für die nordische Dichtung gewesen; auf Island ist die Edda entstanden, in der die altgermanische Religionswelt bis zu unseren Tagen weiter lebt, hinüberströmend in die deutsche Kunst vom Nibelungenliede bis zu Richard Wagner. Wie die gefälschten Ossian-Dichtungen im Jahre 1760 das Schrifttum Europas erschütterten und sogar in einem Goethe den Homer zu verdrängen

*) Thule. Altnordische Dichtung und Prosa. Herausg. v. Prof. Felix Niedner. Das ganze Werk wird 24 Bände umfassen. Bisher erschienen: Bd. 1: Edda I, Heldendichtung, geh. 3 Mk., geb. 4,50 Mk. — Bd. 3: Die Geschichte vom Skalden Egil, 4 Mk., geb. 5,50 Mk. — Bd. 5: Die Geschichte von dem starken Grettir, dem Geächteten, 5 Mk., geb. 6,50 Mk. — Bd. 6: Die Geschichte von den Leuten aus dem Lachswassertal, 4 Mk., geb. 5,50 Mk. — Bd. 9: Vier Skaldengeschichten, 4,50 Mk., geb. 6 Mk. — Bd. 10: Fünf Geschichten aus dem westlichen Nordland, 5 Mk., geb. 6,50 Mk. — Bd. 12: Sieben Geschichten von den Ostlandfamilien, 3,50 Mk., geb. 5 Mk. — Bd. 13: Grönländer und Färinger Geschichten, 5 Mk., geb. 6,50 Mk. — Dazu ein Einleitungsband: Niedner, Islands Kultur zur Wikingerzeit. Mit 24 Tafeln. 4,50 Mk., geb. 6 Mk. — Dieses bedeutsame Unternehmen, das sich recht als ein Jungborn für das germanische Geistesleben erweisen könnte, sei jedem Deutschen zur seelischen Erfrischung eindringlichst empfohlen. Bei der Fülle der wissenschaftlichen Erkenntnisse, dem Reichtum an dichterischen Schätzen und nationalen Kräften, die durch dieses Werk zu neuem Leben erweckt werden, halten wir es für angebracht, demnächst noch einmal eingehend darauf zurückzukommen. Die Schriftleitung.

drohten, so wird mit größerem Recht ein neuer Germanengeist über die schwächliche Verfalldichtung unserer Tage (Naturalismus, Neuromantik) hereinbrechen durch die Auferweckung Thules, des echten Nordlandvermächtnisses. Und dieser Geist ist es, den wir in uns aufnehmen müssen, aus dem wir gestählt wie aus einem Bade im Eiswasser auftauchen werden.

Wie einst die Blüte der homerischen Dichtungen nicht auf altgriechischem Boden aufgegangen ist, sondern in den jonischen Siedlungen Kleinasiens und des Archipels, so hat auch die germanische Kultur den geeigneten Boden für ihre volle Entfaltung nicht zuerst in Skandinavien oder Norddeutschland, sondern auf Island gefunden, das erst im 9. Jahrhundert von Norwegen aus besiedelt wurde. Wie die gesamte griechische Geisteswelt auf der Dichtung Homers, so kann man ferner sagen, daß die germanische Geisteswelt großenteils auf Island fußt. Die Nibelungen, Wagner, Hebbel, Ibsen, Björnson sind gleichsam Findlinge, die aus jenen gewaltigen Felsmassen abbröckelten.

Ihre einzigartige Rolle verdankt die norwegische Kolonie Island den eigentümlichen staatlichen Verhältnissen, die ihrerseits das Urbild eines germanischen Staates darstellen. Stolze Norweger, die sich nicht unter das Joch des gewalttätigen Königs Harald beugen wollten, besiedelten die Insel. Sie lebten als freie Großbauern, Krieger und Skalden innerhalb einer eigenartigen Rechtsgemeinschaft, in der die häufig wiederkehrenden blutigen Fehden den kriegerischen Geist niemals erlahmen ließen; die alljährlichen Wikingerzüge ins Ausland stärkten ihn noch mehr. Auch durch das allmählich vordringende Christentum wurde der streitbare Geist der Isländer zunächst kaum beeinflußt.

Im germanischen Volksverbande der Wikingerzeit findet sich der Gedanke der Völkerschaft in seinen einfachsten und klarsten Grundzügen. Die Todesfeindschaft gegen den Außenstehenden wird durch die Treue auf Leben und Tod unter den Waffengenossen und Blutsverwandten ergänzt. Für den Menschlichkeitsschwärmer bieten die Krafttaten jener „rohen Barbaren" bestenfalls geschichtlichen Reiz. Indes beweist die Geschichte immer aufs neue, daß nichts soviel Dauer hat wie die innere Geschlossenheit einer Persönlichkeit; daher der gewaltige Eindruck, den uns die Helden Islands noch nach einem Jahrtausend machen. Aus der Sehnsucht nach Kraft, die in unserm zahmen Zeitalter noch lebt, ist ein neues Übermenschenurbild erstanden: aber nirgends findet es sich großartiger verkörpert als in den Helden der Isländersage, die nicht nur gewaltige Krieger waren, sondern durch ihre reichen Geistesgaben gleichzeitig als Skalden noch größeren Ruhm erlangten. Schon der ewige Kampf mit einer unerbittlichen Natur mußte diesen Nordlandmenschen den Mut und den Stolz von Halbgöttern geben.

In den Sagas, die im Gegensatze zu den Eddaliedern durchaus wirklichkeitsgetreu auf geschichtlichen Ereignissen fußen, sind es vor allem drei Gestalten, die geschichtlich beglaubigt sind und unsere Aufmerksamkeit fesseln. Das Urbild eines Übermenschen ist Egil, der schon als Knabe fürchterliche Gewalttaten begeht. Dem Wesen der Saga widerstrebt es, ihn zu beschönigen; Egil ist körperlich von abstoßender Fürchterlichkeit, in seiner Sinnesart habgierig und roh. Dennoch erweckt er durch sein Schicksal, den Verlust seiner Söhne im hohen Alter, durch seine Sippen- und Eidestreue eine gewisse Teilnahme, vor allem aber durch seine Dichtergabe, die ihn ausrufen läßt: „Der Ruhmeshügel, den ich errichtet, wird dauernd stehen im Reiche der Dichtung." Egils Wesen ist Kraft.

Menschlich näher als er steht uns heute der leidende Held, Grettir, der Geächtete. Die Erzählung von Grettir in ihrer knappen Darstellungskunst und tiefen Tragik gehört zu den großen Dichtungen der Weltliteratur. Mit äußerster Wahrheit und Folgerichtigkeit ist die Eigenart des unseligen Mannes entwickelt. Der junge Grettir (geschichtlich, 996 geboren), allen Isländern überlegen an Heldenkraft, hat einen Gegner im Streit erschlagen und wird deshalb nach dem Rechte des Landes in den Bann getan. Zwanzig Jahre, bis zu seinem Tode, verfolgt ihn nun der Fluch seiner Tat. In der Einöde der Gletscher, in den Schrecken der Steinwüste muß er seine Zuflucht suchen. Er wird zur Geißel seiner Feinde, zum Helden von unglaublicher Kühnheit; aber seine Sehnsucht, vom Banne befreit wieder im Frieden unter Menschen leben zu dürfen, wird niemals erfüllt. Der Geächtete erliegt schließlich dem Verrat. Sein Schicksal erinnert an das des irrenden Odysseus der Hellenen; auch wohl wie Wagners traurig-herbe Wehwalt-Akkorde klingt es durch sein Leben.

Ein beklagenswertes Ende beschließt auch die Laufbahn des dritten unter den größten Männern Islands, des gelehrten Snorri Sturlu-

son. Im 13. Jahrhundert erlebte die Isländische Glanzzeit ihre Nachblüte. Snorri, ein Nachkomme Egils, ein weltumspannender Geist, der glänzendste Häuptling und Politiker seiner Zeit, ward der Aufzeichner und Nachdichter der alten Sagas. Er fiel als Opfer der Rache des Norwegerkönigs Hakon, und kurz nach seinem Tode endete die große Zeit Islands mit der Einverleibung in Norwegen.

Um diese drei großen Gestalten scharen die Sagas einen bezaubernden Reichtum von wundervollen Bildern, Einzelzügen und Menschen. Die kräftige Sprache ist von einer dramatischen Knappheit, wie sie sich kaum in der Prosa irgend einer Zeit wiederfindet. Alle Erzählungen berichten von Kampf und Heldentat, die das Denken und Trachten jener Männer ganz ausfüllten. Die eingeflochtenen Liebesgeschichten, wie die von Gunnlang Schlangenzunge oder von Gudrun in der Lachstalsage, behandeln meist den Widerstreit zwischen Liebe und Freundschaft. Den Hintergrund bildet die Geschichte der großen Norwegerkönige von Harald Haarschön bis Olaf Tryggvason und dem Dänenkönig Knut. Die Entdeckungsfahrten der Isländer führen bis zum Weinland Amerika, das von jenen selben Nordmännern zum erstenmal entdeckt wurde, deren Geist in den Staatengründungen Rußlands, Frankreichs, Englands und Süditaliens fortlebte. Nun ist dieser Geist mit der ganzen Sagenwelt Islands auch für uns neu erstanden, und wir werden seine Wirkung sicherlich spüren.

Dr. Kuno van der Schalk.

*

Bücherschau

Auf falschem Wege. Beiträge zur Kritik der radikalen Frauenbewegung. Von Professor Dr. Langemann. Verlagsbuchhandlung Fr. Zillessen, Berlin. Geheftet 1,50 M.

Schon die Überschriften der zum Teil recht umfangreichen 11 Kapitel des Büchleins deuten auf seinen Reichtum wie auf die klare, übersichtliche Gliederung desselben hin. Schwere und ernste Gedanken sind es, die hier in Erwägung gezogen worden sind, und aus jeder Seite ertönt die Bitte an die Volksgenossen: Kommt und prüft selbst! Erkennt, daß die Frauenfrage in diesem Stadium, zu dem die radikale Frauenbewegung sie geführt hat, nicht nur eine tiefernste nationale Frage geworden ist, sondern Frage einer gesunden, edlen Menschheitsentwicklung und Steigerung überhaupt. Alle Kreise geht sie darum an! Und alle Kreise kann die Art, wie dieses Problem hier aufgerollt und von allen Seiten beleuchtet worden ist, im höchsten Grade fesseln und bereichern — der gewiegteste Politiker wird sich genötigt fühlen, hier nachdenkliche Schlüsse zu ziehen, wie der weltfremdeste Idealist, die parteifernste Frau, sofern sie sich überhaupt der sittlichen Verantwortung dem Ganzen gegenüber bewußt ist.

Ja, besonders die Frauen möchte ich bitten, das Büchlein zur Hand zu nehmen. Die es ernst meinen mit ihrem Volke, und die sich in dieser lauten Zeit des Streites noch die Gewohnheit innerer Einkehr behufs wesensklarer Selbsterkenntnis gewahrt haben, sie werden doppelt dankbar von diesen Ausführungen aufschauen, die vielleicht manchen schwachen Mut stärken, mit Längstgefühltem offen hervorzutreten. Besonders aufmerksam mache ich auf die drei Frauenbekenntnisse auf Seite 95, die Ergebnisse langjähriger Erfahrung sind.

Freilich werden vielleicht gerade wir Frauen beim Durchlesen hie und da das Gefühl haben, gar zu scharf und unerbittlich vom Verfasser „angefaßt“ zu werden. Und doch ist das eine Täuschung. Wir „unmodernen“ Frauen sind es nur gottlob bisher nicht gewohnt gewesen, so rein „sachlich“ gewertet zu werden, wie es hier aus Gründen der Unparteilichkeit geschehen mußte. Doch die Zeiten sind andere geworden: die Notwendigkeit einer Streitschrift wie diese beweist es am besten. Helene Dose.

Hentschel, Dr. Willibald. Vom aufsteigenden Leben. Ziele der Rassen-Hygiene. Herausgegeben vom Mittgart-Bunde. Verlegt bei Erich Matthes. Leipzig 1914. 130 S., geheftet 1,80 Mk., gebunden 2,50 Mk.

Hentschel hat als Chemiker und Landwirt reiche Gelegenheit gehabt, die Gesetzmäßigkeiten der Natur kennen zu lernen und hat sich bemüht, die Geschichte der Völker im Sinne einer Lehre entwicklungsgeschichtlichen Aufstieges und Verfalles zu ergründen. Er hat immer mehr die Rassenfrage zur Hauptsache gemacht und glaubt seit einer Reihe von Jahren, nur Menschenzuchtheime könnten die Keimstätten des blonden Menschen der Zukunft sein.

Er geht von der irrigen Meinung aus, die alten Germanen hätten sich in ihrer Mehrzahl jederzeit gegenseitig erschlagen, und so sei wie in manchen Gruppen der Tierwelt nur die Auslese

der Tapfersten zur Fortpflanzung gekommen. Da die Germanen seit etwa 10000 Jahren ein seßhaftes Bauernvolk sind, daß zwar Kriegsfahrten liebte, aber in ganzen Stämmen doch nur gezwungen Wanderzeiten einschaltete, so muß die Einehe uraltes Kulturweistum sein, das nur vor den Höfen der Großen (wie ziemlich bei allen Zeiten und Völkern) halt machte. Vielehe ist immer Gewaltehe, wird in nomadischen Zeiten und von nomadischen Völkern geübt und hat noch jede Rasse heruntergebracht.

In dem von Hentschel herangezogenen Island ist es, schon wegen des Fehlens von Wald und Ackerland, niemals zu einer strengen Nachbildung festländischen Brauchtumes gekommen, und die Vermengung zwischen Herrenschicht und nichtgermanischer Dienerschicht ist dort vollkommen. Noch weniger ist es Hentschel möglich, seine sogenannte „Tanzauslese" geschichtlich zu stützen, er verlangt von seinen (meist sehr jugendlichen) Anhängern ebensolchen Glauben an Stelle wissenschaftlicher Überzeugung wie etwa Guido List. Die „geschichtliche" Stütze seiner Menschenzuchtheime ist lediglich der „mehr für Götter als für Menschen passende" platonische Staat.

Hentschel gibt dann auch gelegentlich zu, nur die Kritik des Bestehenden geschehe mit Hilfe geschichtlicher Erkenntnisse, die Rettung sehe er nur in etwas völlig Neuem, und das sei sein Mittgart mit seinen neuen Menschen. Trotzdem will er (S. 43) durch dieses völlig Neue das „historische Leben" retten! Er steht bei aller Biologie auf dem Standpunkte eines Rousseau und des Fichte von 1793, die alle Geschichte für Unsinn und den Menschen kraft seiner Vernunft für absolut erklärten. Wir müssen Hentschel seinen eigenen Satz entgegenstellen: „Die Völker können sich wie alle anderen organischen Gebilde nur mit jenen Mitteln erhalten, durch die sie geschaffen worden sind (S. 26)".

Tatsächlich sehen wir in den ältesten germanischen Kulturen und Rechtsüberlieferungen überall die Heiligung der Rasse, der Familie, des Glaubens, überall gestützt auf der Gemeinschaft des Wertens. Während Hentschel dem Zerfall der gegenwärtigen Kulturen gelassen zusieht, sofern nur seine Zuchtstätten rechtzeitig sich füllen (als Rettungsarchen vor der neuen Sintflut) halten wir das deutsche Volk für verloren, wenn es nicht im letzten Augenblicke gelingt, die Wertungen, welche auf rassische Gesundheit zielen, wieder zur allgemeinen Geltung zu bringen.

Dabei flüchten wir uns nicht in volksfremde Zuchtheime, sondern wenden uns an die deutschblütige Oberschicht und Mittelschicht des Volkes, damit von ihr aus die Erneuerung deutschen Volkstumes erkämpft werden. Was dem Wesen des deutschen Volkes entspricht und es die Jahrtausende hindurch, wenn auch unter wechselnden staatlichen Formen, erhalten hat, das soll wieder zur Herrschaft gebracht werden. Eine schädliche Wirkung des Christentums schlechthin, das Hentschel wohl wesentlich als vermeintlichen Bringer der Einehe verwirft, können wir dabei ebensowenig entdecken, wie wir das Fehlen des Körungs-Grundsatzes für ein Unglück halten.

In der Wertung der germanischen Rasse und ihres geschichtlichen Wirkens stimmen wir Hentschel bei: „Es ist unsere erste Pflicht (S. 43), das im Umkreise unseres Volkes noch erhaltene rassisch wertvolle Menschenmaterial zu pflegen und wenn möglich zu vermehren. Es darf uns nicht gleichgültig sein, ob in Zukunft Germanen oder Chinesen Europa bevölkern. Wir müssen die blasierte Gleichgültigkeit gegen die Rassenfrage, wie sie sich breit macht, als Verlotterung, ja als Verbrechen brandmarken." Nur bedauern wir, daß Hentschel seine Kreise selber zu jener blasierten Gleichgültigkeit gegen die Frage des Volkstums verleitet, welche er gegenüber der Rasse mit Recht bekämpft. Die Rassen sind aber keine Dinge an sich, sondern sie wirken einzig und allein in den Volkstümern. Wo diese vernichtet sind, kommen die wertvolleren Rassenteile niemals wieder obenauf!

In die gesamte Aufsatzfolge der vorliegenden Schrift ist eine besondere Reihe über „Gründe und Abgründe des Verfalles" eingeschlossen (S. 53—117). Ihr Inhalt hält sich an erweisbare Tatsachen und bietet einen vortrefflichen Einblick in die Schäden des Volkskörpers. Er ist der von Osborne gegebenen Form („Die Gefahren der Kultur für die Rasse usw.") überlegen, trennt aber auch nicht Kultur von Zivilisation, Hygiene von Siechenpflege. Wer die Gedankengänge Hentschels in ihren Vorzügen und Schwächen kennen lernen will, wird von dem Buche nicht enttäuscht sein. Der gelegentlich sich aufdrängende Zarathustra-Stil belehrt ihn zugleich, daß Hentschel nicht sowohl Tatkämpfer wie Prophet ist. Dr. H. W.

Das neue Geschlecht. Ein Erziehungsbuch von Lic. Richard Kablisch, Regierungs- und Schulrat in Düsseldorf, Vandenhoeck u. Ruprecht, Göttingen 1913, 500 S. 5,60 Mk.

Wenn es nach der Menge der Erziehungsbücher in Deutschland ginge, müßten wir das besterzogene und bestgebildete Volk sein. Zugleich aber auch die ethisch-moralische Variante unsrer amerikanischen Vettern und Pseudovettern. Das läßt sich zahlenmäßig sehr leicht an den fast unerhört hohen Auflageziffern der amerikanischen Erziehungsapostel — Emerson, Trine, Svet Warden usw. — beweisen. Zweifellos haben sie auf unsere neuzeitliche Innenerziehung einen starken Einfluß gehabt, oft sogar so stark oder gar noch so stark, daß wir nach echt alter deutscher Art die tüchtigen Eignen ungehört reden und schreiben ließen, wodurch ihr Mut und ihre Freude nicht grade gestärkt wurden. Allmählich aber beginnt sich eine stille, stetige Wandlung zu vollziehen. Der auf die Länge nicht mehr erträgliche Glückseligkeitston, die oft theosophisch-mystisch anmutende Dauerpredigt über die Harmonie mit dem Unendlichen, über die Welt in mir, über die Bezwingung des Glücks und andere ähnliche nützliche und schöne Dinge hat eine gesunde Gegenwirkung bei Lesern und Schriftstellern in deutschen Landen hervorgerufen.

Man stellt sich wieder mit festen, markigen Knochen auf die wohlgegründete, dauernde Erde, schaut sie sich mit blanken, festen Augen an, nimmt das Leben mit frischem Griff zwischen die Hände und findet mit immer wachsender Freude, daß es doch eine Lust ist zu leben, dies Erdenleben als bewußter Erdenbürger zu leben, nicht mehr wegen des pflichthaften Glückes, sondern um der glückhaften Pflicht willen, das Leben zu formen und rechtwinklig an Form und Inhalt zurecht zu hauen. Es geht ein freier, starker Ton der freudigen Lebensbejahung durch die besten unserer deutschen Erziehungsbücher, einer Lebensbejahung, die Kabisch ausklingen läßt in das Goethewort:

„Er stehe fest und sehe hier sich um,
dem Tüchtigen bleibt diese Welt nicht stumm!"

und wurzeln läßt in dem Bewußtsein, daß alles Vergängliche doch nur ein Gleichnis ist, daß diese Welt, wenn sie anfängt, dem Tüchtigen zu reden, ihn aufwärts weist zu höheren Stufen, wo das Unzulängliche Ereignis wird. Ereignis nicht als erstarktes Sein, sondern, soweit wir Menschen das fassen können, als ewiges, allumfassendes Wirken.

Da ist nichts von dem ewigen Sehnen und Rufen nach Glück und Ruhe, das auf die Dauer zu seelischer Markerweichung führt. Wirken, Bauen, Emporreißen: das ist die Lebensdominante: „Im Anfang war die Tat. Nun aber scheitern die Menschen daran, daß sie nicht die Bewegung wollen, sondern die Ruhe. Es ist die Trägheit in uns, und sie ist vom Teufel und raubt uns das Leben und überantwortet uns der Hölle." Ins Leben hineinwachsen, das Leben wollen, das Sehnen nach Gott nicht in klapperndes Totengebein kleiden, sondern in das warme, pulsende Blut des Lebens einströmen lassen: „Aufwachen zur Tat, in der Zeit zur Ewigkeit erwachen — vielleicht ergreifen wir darin den Zweck des Lebens."

Aber vor den Willen zur Tat ist der Wille zum Leiden gesetzt: das Leiden um der Befreiung des Ichs willen: „Ihr müßt das Ich fahren lassen und zum Ganzen werden, dann seid ihr gerettet." Das Ich ist unsere größte Lüge, und alle Schuld liegt in dieser Lüge beschlossen. „Das Leiden aber ist die leise anhebende Zerstörung dieser Lüge. Und diese Zerstörung müßt ihr wollen, es gibt anders keine Rettung, und diese gibt es." Willen zum Leiden kann aus dem Leiden eine Freude machen. Den Weg dazu versucht Kabisch zu zeichnen. Über die Erziehung der ersten Kindheit setzt er den Satz:

„Das Leben ist hart. Darum sollt ihr die Kinder nicht weich machen, das ist der rechte Philanthropismus,"

und über die Erziehung der Kindheit, da der Junge zum Mann heranreift, das Mädchen zur Frau, stellt er die Frage:

„Was können wir tun, um dem neuen Geschlecht die Freude, die Lust, den Willen zum Familienleben, zum Gemeinsinn, zur Staatsgesinnung zu wecken?"

Fest, in sich sicher, geistvoll baut er seine Gedankenwelt zu diesen Kernfragen deutscher Erziehung auf. Sachen und Menschen packt er bei der Wurzel. Und das Einfache, Ehrliche, Grade, das Warme, Strömende, Mitreißende, — das sind unsere besten Helfer in der schweren Kunst, in unserer Schule unseren Nachwuchs zurecht zu hämmern, aus ihr kein botanisch-zoologisches Mumien-Institut, sondern eine Schmiede deutscher Zukunft zu machen, aus der es herausklingt wie Hammerschlag und Funkensang, aus der einst „das neue Geschlecht" in die alten, festgefügten Heimstätten deutschen Wollens und Wirkens hinaus ziehen soll: „Gesund und stark wollen wir das neue Geschlecht, nicht gebeugt durch Gespensterfurcht, stolz seinem Volk, seinem Staat als dem Gottesboten innerer Erhebung sich weihend. Reinen Herzens, nicht scheu und

weltverloren, sondern die Welt als Gottes Garten bebauend und bewahrend. Nicht verloren aus der Welt, aber auch nicht verloren an die Welt... Heil dir neues Geschlecht."

Erziehender Geschichtsunterricht. Versuch einer preußisch-deutschen Staatsgeschichte f. Volksschulen. Von Lic. Richard Kabisch, Regierungs- u. Schulrat in Düsseldorf. 2. verbesserte Aufl. Vandenhoeck u. Ruprecht, Göttingen 1913. 438 S. 6,50 Mk.

Im „neuen Geschlecht" ist ein besonderes Kapitel der Erziehung zum Staatsbürger gewidmet, die aber nicht durch die fürchterliche Systematik trockner Staats- oder Bürgerkunde geht, sondern durch innerlich erlebte Geschichte, die der Kern aller staatsbürgerlichen Erziehung bleibt. Diese Geschichte soll und darf in deutschen Landen nur oder der Hauptsache nach die Geschichte deutscher Völker und Zeiten sein: „Was gehen uns die fremden Völker an, soweit nicht ihre Helden in Gesang und Denkmal noch heute leben? Lassen wir sie begraben sein, Staub und Asche. Was lebendig ist, das kann dem neuen Geschlecht die Lebenskraft spannen." Hinaus auch „mit den Phrasen und dem Lügengewebe einer umfassenden, vollständigen, akademisch pragmatischen Geschichtswissenschaft, die in blutleerer Kürze, in zusammengedrängten Abstraktionen auftritt und von der Jugend abrollt wie Quecksilberkügelchen." Der Geschichtslehrer muß selbst mitten drin in dem breiten Strom inneren Erlebens stehen, seine Phantasie soll die Vergangenheit zur lebenden Gegenwart gestalten können, soll dem Toten wieder Form und Farbe geben: das zwingt unser Jungvolk in die rechte Bahn, zwingt sie zu empfinden, nicht nur zu wissen!

Und wenn ihr das lernen wollt? dann geht und lernt von Carlyle, dem englischen Schöpfer von Zeiten und Menschen. Seine Meisterhand vermag den Schaumfetzen zeitlichen Geschehens im Fluge zu haschen und aus der Finsternis den flimmernden vors Auge zu malen, ehe er vorüberhuscht zurück in die Finsternis. —

So bildet dies Kapitel aus dem „neuen Geschlecht" fast eine bessere methodische Einleitung zu dem, „erziehenden Geschichtsunterricht" als die, die Kabisch diesem Buche vorgestellt hat. Pädagogisch einwandfrei und das Rechte treffend fehlt ihr doch dieser reiche, starke Fluß der Gedanken, das unbedingt Mitreißende, Erlebenlassende, wie es beides so unverfälscht in dem Staatsbürgerkapitel des Erziehungsbuches das Wissen zum Erleben und damit zum Wollen gestaltet.

Die Form der Darbietung des Stoffes lehnt sich bewußt an Berthold Otto an: „Es muß ein Sturm der Begeisterung durch die Geschichtsstunde gehen... Dazu ist vor allen Dingen nötig, daß der Lehrer sich einer Sprache bedient, die den Schüler mit dem unmittelbaren Gefühl der Wirklichkeit erfüllt. Wir haben eine Schulsprache, die schon bloß durch sich selbst den Dingen, von denen sie redet, alle Wahrhaftigkeit nimmt, alle Säfte des Lebensblutes wie im Wüstenwind austrocknet, Gott behüte jeden tüchtigen Lehrer vor dieser Schulsprache!"

In jedem der behandelten Abschnitte (die sich in die Stoffe der Ober- und Unterstufe gliedern) gibt Kabisch die Sachen im frischen, guten Deutsch des Alltags, um erst den Inhalt und dann den Begriff erstehen zu lassen. Überall tritt das Bestreben hervor, die Schüler Taten, Ereignisse, Persönlichkeiten sehen zu lassen, ihnen nicht mit bedeutungslosen Einzelheiten und langweiligen, summarischen Übersichten den Kopf zu verkeilen und das Herz einzustumpfen. Trotzdem oder gerade deswegen wird aber dafür gesorgt, daß das einmal Gewonnene bleibt, nicht durch Pauken und Drillen, sondern durch öfteres Wieder-zur-Sprache bringen, denn „es gibt auch ein vaterländisches Einmaleins, und für dessen Unverlierbarkeit müssen wir sorgen".

Die beiden Werke von Kabisch sollten zum festen Bestand jeder Lehrerbücherei gehören, nicht sowohl zum Zwecke der Erziehung an unserer Jugend, als gerade auch zum Zwecke der eignen Weiterentwicklung und klareren Lebenseinsicht.

Gotthard Erich.

Deutsches Liederbuch. Verlag der Deutschbundgemeinde Berlin. 96 S. Preis 25 Pfg. Bei Massenbezug durch Oberpostinspektor K. Heinecke in Berlin W 66 Ermäßigung auf 20—14 Pfg.

Der Name des Deutschbundes bürgt für den Geist dieser Sammlung. Sie enthält eine Fülle völkischer Lieder, deren wir bei unseren Festen nicht entraten können, die wir aber sonst nicht finden. Auch Wander-, Volks- und Liebeslieder fehlen nicht. Wir empfehlen das Büchlein allen Vereinen, die sich noch an deutschem Geist und deutschem Lied erbauen wollen. K.

Für die Schriftleitung verantwortlich: i. V. Wilhelm Lennemann, Cöln a. Rh., Mainzer Str. 18. — Verlag Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung Theodor Weicher in Leipzig. — Druck von Oscar Brandstetter, Leipzig.

Deutscher Volkswart

1. Jahrgang — Heft 11 — August 1914

Weimar und das Deutschtum

Weiherede zum Hermannsfeste des Deutschbundes an der Fürstengruft in Weimar

Von Professor Adolf Bartels

Wir stehen hier an einer der denkwürdigsten Stätten Deutschlands: Was sterblich war von den beiden größten Dichtern unseres Volkes, hat wenige Schritte von uns die ewige Ruhe gefunden. In einer Fürstengruft! Man pflegt unsere deutsche Geschichte wohl auch als eine Kette von Verfehlungen anzusehen — hier ist dank einem echten Fürsten, Karl August von Weimar, nichts verfehlt worden: unsere Dichterfürsten schlafen neben den Angehörigen eines alten Herrscherhauses, neben Karl August selbst, der ihnen den Weg leicht machte, soviel er konnte, neben seinem Enkel Karl Alexander, der sein ganzes Leben — man darf es sagen — ihrem Gedächtnisse geweiht hat. Alljährlich kommen nun tausend und abertausend Deutsche und treten in diese Gruft, gedenken der beiden Dichter und ihres Fürsten, und wenn sie fortgehen, dann nehmen sie für ihr ferneres Leben die Empfindung mit, daß das stolze Wort eines der beiden Dichter

„Es soll der Dichter mit dem König gehen,
denn beide wandeln auf der Menschheit Höhen"

doch auch in Deutschland einmal Wahrheit geworden ist.

Es ist noch in einem viel weiteren und tieferen Sinne Wahrheit geworden, als man gemeinhin weiß: In der Tat verdanken wir das Wiederaufkommen unseres Volkes nach einer Periode schlimmsten Verfalls unseren Fürsten und unseren Dichtern oder, allgemeiner, unseren Geistesgrößen. Noch heute stehen wir vor einem Rätsel, wie das deutsche Volk nach den Tagen Luthers, nachdem es eben noch das ungeheure Werk der Reformation geleistet, so herabkommen, so versinken konnte — denn der Dreißigjährige Krieg ist ja nicht die Ursache des Verfalls, sondern die Folge. Geradezu wunderbar aber ist es, wie sich unser Volk aus dem unermeßlichen Jammer und Elend dieses Krieges wieder erholt, wie es, trotzdem es doch zweifellos auch einen großen Teil seiner bestrassigen Elemente verloren hatte, nun auf Jahrhunderte hinaus einen großen Mann

nach dem anderen hervorbringt, die alle zusammen nicht nur uns emporheben, sondern auch der ganzen Menschheit unvergängliche Schätze spenden, Fürsten, Dichter, Staatsmänner, Philosophen, wie sie die Menschheit nur selten in solcher Anzahl aus einem Volke hervorwachsend gesehen. Aus dem Dreißigjährigen Krieg heraus kommt Friedrich Wilhelm der große Kurfürst und legt den Grund zum brandenburgisch-preußischen Staate, der vielleicht das in sich gefestigteste Staatsgebäude geworden ist, daß je auf Erden existiert hat. Und aus dem Dreißigjährigen Krieg heraus kommt Gottfried Wilhelm Leibniz und schafft das erste geistige Weltgebäude, in der germanische Größe rein und voll zum Ausdruck kommt. Nicht nur die Großen aber, auch die Kleinen tun ihre Pflicht: hier auf Thüringer Boden gibt Herzog Ernst der Fromme nach dem schrecklichen Kriege seinen Untertanen die Möglichkeit des Gedeihens wieder, und noch während des Krieges bilden drei weimarische Herzoge mit einem Fürsten von Anhalt die Fruchtbringende Gesellschaft oder den Palmenorden, der sich vornimmt, die deutsche Muttersprache „in ihrem gründlichen Wesen und rechten Verstand zu erhalten", und dessen Geschichte der hier in Weimar wohnende Dichter des schönen Liedes „Wer nur den lieben Gott läßt walten", Georg Neumark, schreibt. Wohl gibt es ja dann deutsche Fürsten und Dichter genug, die wie geblendet und verwirrt nach dem glänzenden Hofe des „Roi Soleil", nach dem Versailles Ludwig XIV., hinüberstarren und ihres Volkstums vergessen, aber dennoch darf man nicht, wie die gewöhnliche demokratische Geschichtschreibung es tut, das deutsche Fürstentum des 17. und 18. Jahrhunderts als eine Gesellschaft von Ausbeutern und Prassern hinstellen, trotz zahlreicher Sünden und Verbrechen hat es doch im Dienste einer aufwärts gehenden Kulturbewegung gestanden, so gut wie die kleinen Hofpoeten, die die Deutschen wieder dichten lehrten, und es gibt treffliche deutsche Männer unter ihnen. Ja, es geht vorwärts, aufwärts, und mit dem größten aller Fürsten dieser Jahrhunderte, mit Friedrich dem Großen gelangt auch die deutsche Dichtung auf ihre Höhe, keineswegs durch sein Verdienst, eher im Gegensatz zu ihm, aber doch, wie es schon Goethe bezeugt hat, mit aus dem Preußengeiste geboren, der es damals mit ganz Europa aufnahm und dem deutschen Volke den Stolz auf deutsche Kraft wiederbrachte. So kommen wir nach Weimar. Zwar, der erste der neuen deutschen Klassiker, Klopstock, der, wie Hebbel so schön sagt, dem Instrument der deutschen Sprache wieder die Saiten schuf, ist nie in Weimar gewesen, und auch der Kämpfer Lessing nicht, der allem Deutschen die Bahn frei machte, wenn er vielleicht auch neben die Götter unseres Volkes einige Götzen stellte — dann aber erscheinen sie alle hier an der Ilm, Wieland, der zwar sein Leben lang den Franzosen nahe blieb, aber eben darum auch die französische Unterhaltungsliteratur durch deutsche zu verdrängen vermochte, Goethe, der Götterjüngling, mit dem die deutsche Natur zu vollem Leben erwachte, Herder, der weltüberschauende und doch in richtiger Erkenntnis des Volkstums wurzelnde Geist, Schiller, der ewige Stürmer und Dränger, erst zu politischer Freiheit und dann zu den Höhen ästhetischer Kultur empor. Nie hat ein Ort der Welt vier solche Geister vereinigt gesehen, das Florenz der Medizeer nicht und nicht das London der Königin Elisabeth, nicht das Madrid König Philipps III. noch das Paris Ludwigs XIV., und es ist ganz recht, daß wir in dem Namen Weimar die Blüte deutschen Geistes und deutscher Poesie beschlossen finden. Neben den Dichtern wollen wir die Fürsten nicht

vergessen: Nicht Anna Amalia, die Freundin Wielands und Vertonerin Goethischer Singspiele, deren feinen Kulturgeist die Besichtigung ihrer Schlößchen noch heute so deutlich spüren läßt, nicht Karl August, die dämonische Natur, die doch wieder so viel schlichte Kraft und reine Helle und volkstümliche Gemütlichkeit besaß, nicht die Herzogin Luise, deren stolzes Fürstengefühl einem Napoleon Respekt abzunötigen vermochte, nicht Maria Paulowna, die, in der Sonne der Großen gereift, dann ihr Leben lang den Idealen der hohen Zeit treu geblieben ist, ebenso wie ihr Sohn Karl Alexander. Schaut man die deutsche klassische Dichtung in ihrer Ganzheit, so erstaunt man immer wieder, daß hundert Jahre nach dem Dreißigjährigen Kriege so etwas erwachsen, daß es sich so allseitig und geschlossen bilden konnte. Denn unsere klassische Dichtung ist mehr als die irgend eines anderen Volkes: Der Horizont ist weiter, die Bebauung des Bodens ist intensiver, es ragen mehr und verschiedenartigere Größen empor; schließt sich doch an die Klassik gleich die Romantik an, die auch auf Weimarer Boden hinüberspielt — die Schlegel und Tieck sind Gäste Goethes und Kleist ist Gast Wielands gewesen — und an diese wieder die mächtige Entwicklung des Realismus, von dessen Vertretern der eine oder der andere, wie Hebbel, auch auf Weimarer Boden erscheint. Wahrlich, wir Deutschen haben alle Ursache, auf Weimar, das eine Wort für die ganze große Sache genommen, stolz zu sein, geht doch im Bunde mit der Dichtung auch die Philosophie einher, mit Schiller und Goethe Kant, mit der Romantik Fichte, Schelling, Hegel ... „Ja so gut wie ihr", rief einmal ein deutscher Dichter den fremden Völkern zu, „können wir nichts machen, wir machen alles unendlich viel schlechter oder unendlich viel besser, und diesmal haben wir es unendlich viel besser gemacht."

Freilich, so meint man jetzt vielfach noch, auf Kosten unseres staatlichen, überhaupt des äußeren Gedeihens: Man verglich das deutsche Volk mit dem Poeten in Schillers „Teilung der Erde", den der liebe Gott, nachdem die Welt, der Herbst, die Jagd, der Markt weggegeben, in seinen Himmel einladet. Und man tadelt noch immer den kosmopolitischen Geist unserer Dichter, der, im Dienste eines allgemeinen Humanitätsglaubens, die notwendigen nationalen Aufgaben zu lösen versäumt habe. Wer genau Bescheid weiß, sieht auch diese Dinge heute etwas anders. Haben unsere Vorfahren unter ihren kleinen Fürsten nicht doch vielfach behaglicher gelebt als der französische Bürger und Bauer unter den Ludwigen und selbst der englische Bürger in seinem Verfassungsstaate, in dem Bestechlichkeit des Parlaments gang und gäbe war und das ganze Elend der Industriearbeit schon heraufdrohte? Das ist nicht zu leugnen, der volksfremde Geist ist da gewesen, Lessing hat einmal erklärt, daß er das Nationalgefühl einfach nicht begriffe, und noch Schiller meint: „Es ist ein armseliges kleinliches Ideal, für eine Nation zu schreiben; einem philosophischen Geiste ist diese Grenze durchaus unerträglich. Dieser kann bei einer so wandelbaren, zufälligen und willkürlichen Form der Menschheit, bei einem Fragmente (und was ist die wichtigste Nation anders?) nicht stille stehen." Eben Schiller hat dann auch seinem Volke entgegengerufen:

„Zur Nation euch zu bilden, ihr hofft es, Deutsche, vergebens.
Bildet, ihr könnt es, dafür freier zu Menschen euch aus",

eine Gegenüberstellung, die wir einfach nicht mehr verstehen. Aber die Weltgeschichte hat dann doch bei Schiller korrigierend eingegriffen. Da heißt es plötzlich in der „Jungfrau von Orleans":

„Nichtswürdig ist die Nation, die nicht
Ihr alles freudig setzt an ihre Ehre"

und weiter:

„Dies Reich soll fallen? Dieses Land des Ruhms,
Das schönste, das die ew'ge Sonne sieht
In ihrem Lauf, das Paradies der Länder,
Das Gott liebt wie den Apfel seines Auges,
Die Fesseln tragen eines fremden Volkes?
Wir sollen keine eignen Könige
Mehr haben, keine eingebor'nen Herrn?"

Ferner im „Tell":

„Unser ist durch tausendjähr'gen Besitz
Der Boden — und der fremde Herrenknecht
Soll kommen dürfen und uns Ketten schmieden
Und Schmach antun auf unsrer eignen Erde?
Ist keine Hilfe gegen solchen Drang?"

Darauf die Antwort:

„Zum letzten Mittel, wenn kein anderes mehr
Verfangen will, ist uns das Schwert gegeben —
Der Güter höchstes dürfen wir verteidigen
Gegen Gewalt — wir stehn für unser Land,
Wir stehn für unsre Weiber, unsre Kinder."

Das ist deutsch, und der deutsche Schiller kommt auch durch, wenn es im „Demetrius"-Fragment lautet:

„Was ist die Mehrheit? Mehrheit ist der Unsinn.
Verstand ist stets bei wen'gen nur gewesen.
Bekümmert sich ums Ganze, wer nichts hat?
Hat der Bettler eine Freiheit, eine Wahl?
Er muß dem Mächtigen, der ihn bezahlt,
Um Brot und Stiefel seine Stimm' verkaufen.
Man soll die Stimmen wägen und nicht zählen;
Der Staat muß untergehn, früh oder spät,
Wo Mehrheit siegt und Unverstand entscheidet."

Man möchte dem großen Freiheitsdichter diese Worte gern als persönliche Meinung absprechen, aber man vergißt dann, daß er auch sein ästhetisches Kulturideal, „wie die reine Kirche und die reine Republik", auf einige wenige auserlesene Zirkel beschränkt hat. Bis zu einem gewissen Grade ist Schiller ja freilich immer Aufklärungsmensch, Rationalist geblieben, in viel höherem Grade als Goethe, der immer nur Deutscher, allseitiger Deutscher war. „So wie Goethe nur die Augen auftat", schreibt Ludwig Tieck „und sie anderen öffnete, war Deutschland unmittelbar auch da, und so viel herrliche Anlagen, Trefflichkeit, Gesinnung und Gemüt, Herzlichkeit und Wahrheit, kurz, so viel eigentümliche Kennzeichen, die den Deutschen kundgeben und von allen Völkern so sicher absondern, zeigten sich auf einmal, daß der Erweckte sich selbst anstaunte, in einem solchen

Lande der Wunder, in einer solchen poetischen Gegenwart zu leben. Es ist kein Bild mehr, daß ein Frühling mit unzähligen Blüten und Blumen aus allen Zweigen, Wäldern und Fluren drang — und der trockene, alltägliche Kleinstädter verdutzt dastand und seine Erscheinung nur in Zweifel und Tadel oder in der Hoffnung, daß dieser törichte Blütensegen mit der Zeit abfallen würde, Luft machen konnte. Denn nicht das Talent und die Vollendung ist es allein, die Goethe, mit dem also nach meiner Einsicht die neue deutsche Poesie anhebt, charakterisiert, sondern die deutsche Gesinnung, die Verklärung des Volkes und Vaterlandes, das durch ihn gleichsam im Bewußtsein erst entstand und entdeckt wurde. — Wer hatte vor ihm auf diese deutsche, reine, zarte, sinnliche und wehmütige Weise von der Liebe gesprochen? Wer hatte sich nur träumen lassen, daß man alte Erinnerungen, erloschene Verhältnisse so für die Phantasie beleben könne? Allenthalben, wo trockene Steine, dürre Heide, Langeweile und das traurige Altfränkische gewesen waren, kamen Geister, hold und freundlich, um den Menschen wieder zu dienen, so wie der Glaube an sie wieder bei den Sterblichen eingekehrt war. Über Lebensverhältnisse, Religion, die Herrlichkeit unserer deutschen Baukunst, über deutsche Natur ließen sich Lebensworte vernehmen." In unserer Zeit hat man ja dann behauptet, daß nur der junge Goethe, der Goethe des Sturmes und Dranges, der Verfasser des „Götz", des „Werther", des „Egmont", des „Urfaust", echt deutsch gewesen sei. Aber das ist ein Irrtum: Wo steht denn geschrieben, daß ein Deutscher eng sein müsse, daß er sich nicht auch das Schönheitsideal der uns nahe verwandten hellenischen Rasse, wohlgemerkt, wenn es die Zeit erfordert, zu eigen machen könne? Ist denn die „Iphigenie" wirklich griechisch, sieht man nicht durch den hellenischen Marmor hindurch die roten Adern deutschen Blutes? Ist nicht Tassos Geschick auch das eines deutschen Dichters? Steckt in Wilhelm Meister nicht unendlich viel deutsches Leben? Klingt nicht auch aus den Hexametern von „Hermann und Dorothea" mannhafte deutsche Gesinnung?

„Denn der Mensch, der zur schwankenden Zeit auch schwankend gesinnt ist,
Der vermehret das Übel und breitet es weiter und weiter;
Aber wer fest auf dem Sinne beharrt, der bildet die Welt sich.
Nicht dem Deutschen geziemt es, die fürchterliche Bewegung
Fortzuleiten und auch zu wanken hierhin und dorthin.
Dies ist unser! so laß uns sagen und so es behaupten!
Denn es werden noch stets die entschlossenen Völker gepriesen,
Die für Gott und Gesetz, für Eltern, Weiber und Kinder
Stritten und gegen den Feind zusammenstehend erlagen.
Du bist mein; und nun ist das meine meiner als jemals.
Nicht mit Kummer will ich es bewahren und sorgend genießen,
Sondern mit Mut und Kraft. Und drohen diesmal die Feinde
Oder künftig, so rüste mich selbst und reiche die Waffen.
Weiß ich durch dich nur versorgt das Haus und die liebenden Eltern,
O so stellt sich die Brust dem Feinde sicher entgegen.
Und gedächte jeder wie ich, so stünde die Macht auf
Gegen die Macht und wir erfreuten uns alle des Friedens."

Ja, so sagt man wohl, das hat er 1796 gedichtet, aber als dann Napoleon

nach Deutschland kam, da ward er einer seiner größten Verehrer und sprach noch, als die Befreiuungskriege schon begonnen hatten: „Rüttelt nur an euern Ketten, der Mann ist euch zu groß.“ Gewiß, das hat er gemeint, aber er hat sich doch auch gerade in der Zeit der tiefsten Demütigung Deutschlands in die Nibelungen vertieft und einen Kongreß deutscher Männer der Wissenschaft und Kunst in Weimar geplant: „Eben in diesem Zeitpunkt, wo Deutschland sich aufgelöset und seine Art von einem fremden Sein gedrängt fühlt, ist es vorzüglich ratsam, die Bande der deutschen Kultur und Literatur, wodurch wir bisher einzig als eine Nation bewahrt sind, auf alle Weise fest zusammen zu ziehen.“ Hand aufs Herz dann, haben wir Kleinen das Recht, das Genie Goethe zu tadeln, weil ihn das Genie Napoleon als Phänomen mächtig reizte, war dies nicht einfach natürlich? Er hätte stärkeren Glauben an sein Volk haben, er hätte seinen Sohn mit ins Feld ziehen lassen sollen? Ach Gott, Goethe stammte tief aus dem 18. Jahrhundert, das unser erst durch die Befreiuungskriege entstandenes Nationalgefühl noch nicht hatte, er war, als diese Kriege ausbrachen, 64 Jahre alt, und er hatte nur den einen Sohn. Zum Überfluß hat er noch seine Reue ausgesprochen:

„Doch schäm' ich mich der Ruhestunden,
Mit euch zu leiden war Gewinn:
Denn für den Schmerz, den ihr empfunden,
Seid ihr auch größer als ich bin.“

Und als der Sieg errungen war, da fand er mit die kräftigsten Worte:

„So rissen wir uns ringsherum
Von fremden Banden los!
Nun sind wir Deutsche wiederum,
Nun sind wir wieder groß.
So waren wir und sind es auch,
Das edelste Geschlecht,
Von biederm Sinn und reinem Hauch
Und in der Taten Recht.
Und Fürst und Volk und Volk und Fürst
Sind alle frisch und neu!
Wie du dich nun empfinden wirst
Nach eignem Sinne frei.
Wer dann das Innere begehrt,
Der ist schon groß und reich.
Zusammen haltet euren Wert,
Und euch ist niemand gleich.“

Nein, man soll uns Völkischgesinnten unsern Goethe schon lassen.

Wir erheben auch noch in weiterer Beziehung Anspruch auf ihn, wir nehmen ihn, den angeblich ganz kosmopolitischen Verkünder der Weltliteratur, in vieler Hinsicht als direkten Vorläufer unserer besonderen Anschauungen in Anspruch. Weltliteratur! Ja, Goethe hat gewollt, daß sich von Pol zu Pol Gesänge erneuten,

„Ein Sphärensang, harmonisch in Getümmel“,

aber er hat nie daran gedacht, daß ein Volk seine Weise aufgeben und die eines anderen

annehmen sollte, daß sich ein Klang bei allen ausbilden würde, nein, er sagt ausdrücklich, daß die weite Welt uns nicht mehr geben wird, als uns der einheimische Boden auch verlieh, er spricht jeder Nation Eigentümlichkeiten zu, wodurch sie von der andern unterschieden wird, und glaubt, daß diese inneren Eigentümlichkeiten, diese Innerlichkeiten, wie er geradezu sagt, nicht gekannt noch erkannt werden, nicht von Fremden, sogar nicht von der Nation selbst, aber daß die innere Natur einer ganzen Nation wie die des einzelnen Menschen unbewußt wirkt und man zuletzt zu erstaunen hat über das, was zum Vorschein kommt. Das ist der Glaube an das Volkstum, den auch wir haben, und den wir uns von den superklugen Rationalisten fremder Rasse und ihren Nachbetern nicht rauben lassen. Goethe und Rassenverständnis — unsere Gegner spotten vielleicht darüber, daß wir so kühn sind, auch dieses bei dem Ahner so vieler alter und neuer Weisheit anzunehmen. Aber mögen sie spotten: es findet sich doch schon bei dem jungen Goethe das Wort: „Nicht der Boden, sondern die Verhältnisse eines Volkes, deren zwar viele aus dem Lande, das sie bewohnen, hervorspringen, bestimmen Nation. So haben die Juden Nation und Patriotismus — selbstverständlich: jüdischen — mehr als hundert leibeigene Geschlechter". Und der alte Goethe regte sich über das weimarische Judengesetz vom Jahre 1823 auf, welches Mischheiraten gestattete, und ahnte die schlimmsten und grellsten Folgen davon: Alle sittlichen Gefühle in den Familien, die doch durchaus auf den religiösen ruhten, würden durch ein solch skandalöses Gesetz untergraben; überdies wolle er nur sehen, wie man verhindern wolle, daß einmal eine Jüdin Oberhofmeisterin werde. Wie richtig er geahnt, beweist der Umstand, daß heute der Sohn der Jüdin Berta Bonn am deutschen Kaiserhofe Oberhof- und Hausmarschall ist. Sehr merkwürdig ist auch die Äußerung vom 23. August 1827 zum Kanzler von Müller: „Die Sachsen, vornehmlich aber die Ostfriesen hatten von jeher mehr Kultur als die südlicheren Deutschen. Was ist Kultur anderes als ein höherer Begriff von politischen und militärischen Verhältnissen?" Der in der Rasse liegt, fügen wir hinzu. Bekannt ist, wie der alte Dichter sich auch gegen die Einführung des fremden Parlamentarismus wandte: „Wiederum ist für eine Nation nur das gut, was aus ihrem eigenen allgemeinen Bedürfnis hervorgegangen, ohne Nachäffung einer anderen. Denn was dem einen Volk auf einer gewissen Altersstufe eine wohlthätige Nahrung sein kann, erweist sich vielleicht für ein anderes als ein Gift. Alle Versuche, irgendeine ausländische Neuerung einzuführen, wozu das Bedürfnis nicht im tiefen Kern der eigenen Nation wurzelt, sind daher töricht, und alle beabsichtigten Revolutionen solcherart ohne Erfolg; denn sie sind ohne Gott, der sich von solchen Pfuschereien zurückhält. Ist aber ein wirkliches Bedürfnis zu einer großen Reform in einem Volke vorhanden, so ist Gott mit ihm und sie gelingt." Wer von uns Völkischen unterschreibt das heute nicht? Aber die Zeitgenossen des alten Dichters haben nicht auf ihn gehört und dem verlogenen Gerede, daß er ein beschränkter Hofmann geworden sei, geglaubt, sie haben den fremden Geist angenommen, und so haben wir es denn auch so herrlich weit gebracht, wie wir es heute allmählich einzusehen beginnen, daß wir beinahe schon Fremdlinge auf unserem eigenen Grund und Boden, macht- und wehrlos geworden sind.

Doch wir wollen in dieser Stunde nicht anklagen, nicht unsere Väter und Großväter, auch nicht unsere Brüder. Die hohe und echtdeutsche Kultur, die Deutschland

in den Alterstagen Goethes hatte, als neben diesem Dichter wie Tieck, Uhland und Grillparzer, Musiker wie Beethoven, Karl Maria von Weber, Schubert, Maler wie Cornelius und Schwind, Gelehrte wie Schelling und Hegel, Wilhelm und Alexander von Humboldt, die Gebrüder Grimm standen, war auf die Dauer nicht zu halten, ein Sinken mußte eintreten, und wir dürfen immerhin noch stolz sein, daß auch aus der sinkenden Periode große Namen wie Schopenhauer, Friedrich Hebbel, Richard Wagner aufleuchten. Kein Zweifel, wir sind ein großes, allseitig begabtes Volk, wir können zuletzt, was wir wollen. Und so haben wir denn auch einmal anderes gewollt, als das, was in dem Namen Weimar beschlossen liegt, haben Meere beherrschen und Länder gewinnen, haben so reich werden wollen wie andere Völker auch. Und wir haben es erreicht, aber wir haben dabei einen Teil unsrer Seele verloren, sind in mancher Hinsicht Knechte dabei geworden, Knechte fremder Mächte, deren Gewalt wir unterschätzt. „Ihr könnt nicht Gott dienen und dem Mammon", rief der Heiland, dessen Blut vielleicht von unserem Blute war, vor zweitausend Jahren der Menschheit zu; wir haben's, wie die großen Völker des Altertums, auch wiederum am eigenen Leibe erfahren, wir stehen am Scheidewege, und unsere Besten beginnen zu rufen und zu flehen: „Halt, halt, nicht weiter dorthin, dort winkt der Untergang." Und, Gott sei Dank, der warnende Ruf wird vernommen. Nein, wir wollen unsere Väter und Großväter nicht anklagen — die Zeiten waren andere geworden, sie mußten mit ringen um die Güter dieser Welt, konnten nicht zurückbleiben in dem gewaltigen Ausbeutungskampfe der Naturkräfte, der sich überall erhob, sie mußten mit erfinden und mit hämmern und auch mit spekulieren — die Zeit wollte es. Wenigstens haben sie doch auch ihr, unser Reich gegründet und sind dem alten Geiste von Weimar nicht ganz untreu geworden, haben Goethe und Schiller und was auf deren Pfaden ging, immer noch geliebt. Erst bei unsern Brüdern, bei dem Geschlecht, dem wir angehören, ist Alt-Weimar versunken, und es sind andere Götter und Götzen aufgekommen, in denen von deutschem Geiste wenig mehr lebt. Ich will auch sie nicht anklagen, wenigstens hier nicht, in der Nähe der Asche Goethes und Schillers und Karl Augusts: die Stunde wird ja kommen, wo sie sich selber nichts mehr vormachen können, vom Fürsten bis zum Arbeiter herab, wo sie erkennen, daß unsere materielle Blüte durch Hingabe der wertvollsten seelischen Güter und der wahren Volkskraft erkauft und unsere ganze gerühmte moderne Kultur nur eine jämmerliche Scheinkultur ist, die dem klaren Sinne, dem warmen Herzen nichts zu geben vermag. Bei manchen dämmert's schon jetzt, die volle Erkenntnis kann, zumal wenn ernste Zeitereignisse eintreten, rascher kommen als man denkt. Wir vom Deutschbunde, die wir die völkische Erziehung genossen haben, die unsern Brüdern gefehlt hat, wissen schon jetzt, wie es steht. Das sagen wir ohne Überhebung; denn die Erkenntnis, die wir haben, ist schmerzlich, und wir sind keineswegs gewillt, unsern Anteil an der allgemeinen Schuld von uns abzuwälzen. Aber wir sagen es doch mit Hoffnung: Erkenntnis ist das erste, dann kommt das Wollen und zuletzt die Tat. Die Erkenntnis haben wir, auch das Wollen ist schon wach geworden — werden nun die Taten ausbleiben? Liebe deutsche Brüder, ich glaube es nicht. Ganz gewiß, es wird schwer sein, das deutsche Volk vom falschen Wege fortzuführen, der einstweilen noch zwischen Blumen dahingeht. Aber der Wille kann viel, zumal wenn er ein klarer Wille, frei von Phantasterei ist.

Es gibt viele Deutsche, die über uns spotten, weil sie uns für Deutschtümler, Rassenfexe, verbohrte Weltverbesserer halten: Wir sind es nicht, wir wollen nicht nur, wir wissen auch, was wir wollen, wir wollen nicht zurück, wir wollen auch vorwärts, aber auf dem Boden und innerhalb der Grenzen unseres Volkstums. Das lieben wir und das verstehen wir, weil wir in ihm leben, und alle seine großen und guten Geister stehen neben uns und helfen uns, indem sie uns den Weg zeigen, Johann Wolfgang Goethe und Friedrich Schiller, Karl August von Weimar und sein Enkel Karl Alexander, Ernst Moritz Arndt und Friedrich Ludwig Jahn, Friedrich Hebbel und Richard Wagner, Heinrich von Treitschke und Paul de Lagarde. Sucht neue Formen für den alten Geist, sagen sie uns alle, neue Lebensformen, in denen ihr euerm deutschen Wesen, aber auch den veränderten Anforderungen der Zeit gemäß leben könnt, gebt den Mammonsdienst auf, aber kämpft für eure wahren Güter, kämpft um den Heimatboden, den rechten Glauben, die gute Sitte, eurer Seele Heil. Wir, die Toten, haben unseres gefunden in unserer Zeit, findet ihr eures in der euren, aber betrügt euch nicht: das Schlicht-Männliche und das Tief-Sittliche ist immer das Ideal der deutschen Seele gewesen, das Prunkend-Dekorative und die neue Moral eurer Zeit sind Trugbilder, die euch ein fremdes Volk vorgegaukelt hat, das eure Seele nicht hat. So rufen unsere Großen, ruft vor allem auch Goethe, der sein Leben lang ein schlichter Mensch geblieben ist, und wir vom Deutschbunde vernehmen es und tragen den Ruf weiter:

Im deutschen Namen, im deutschen Geiste, in deutscher Seele
Heil!

Vom Lebenswert der Dichtung

Von Eberhard König, Hermsdorf b. Berlin

Mea culpa, mea maxima culpa!

„Wer der Dichtkunst Stimme nicht vernimmt,
„Ist ein Barbar, er sei auch wer er sei."

Ob es wohl jemals eine Zeit gegeben hat, die sich des Tassodichters hochgemutes Wort ganz und gar, gern und willig zu eigen gemacht hat? Jene Zeit etwa, da der stolze Vers pro domo geschrieben ward? Schillers leidenschaftlicher Anruf an die Muse:

„Was ich ohne dich wäre, ich weiß es nicht, aber mir grauet,
„Seh ich, was ohne dich hundert und tausende sind" —

klingt nicht eben nach allzu glücklichen Erfahrungen!

Und in der Tat, sobald wir uns näher mit jenen weltgeschichtlichen Tagen, da Weimar die Leuchte der deutschen Welt schien, beschäftigen, jener Zeit, die, aus verklärender Ferne geschaut, uns heute so reich, so gesättigt an dichterischem Leben, dichterischer Wärme anmuten will, so stellt sich uns die — eigentlich doch gar nicht überraschende Tatsache dar, daß auch damals das Philistertum — im goethischen und in jedem Sinne — die Welt beherrschte, auch damals der rechte Dichter, wie jeder geistige

Mensch, ein Fremdling unter seinem Volke war, ja daß selbst der Anerkennung und dem Beifall zumeist ein gröblich Mißkennen zugrunde lag — „ihr Beifall selbst macht meinem Herzen bang"; Viktor Hehn hat uns darüber in seinen „Gedanken über Goethe" ein langes, tiefernstes, überaus nachdenksames Kapitel geschrieben: „Goethe und das Publikum". Das also gilt von Tagen, die doch anscheinend an geistiger Bildung, allgemeinem Anteil am Schaffen der Dichter und Denker, an bewußter Pflege des inneren Menschen, an vornehmer Muße und Würdigung jener Werte, die sich in Zahlen und Geldwert nicht ausdrücken lassen, unserer kulturprotzenden Zeit so beschämend überlegen waren!

Immerhin aber darf man wohl so viel behaupten: Laut zu bestreiten hätte damals keiner das herausfordernde Tassowort gewagt, anstandshalber: es war wohl Ehrensache, Sache des guten Tons, für einen zu gelten, der „der Dichtkunst Stimme vernimmt" — mocht's gleich mit dem Vernehmen nicht immer allzu weit her sein. Immerhin — es war schon etwas. Ja, dies Etwas — eigentlich war's doch recht viel. Der Vergleich wird es uns lehren.

Denn heute? Ich glaube, es leben im gesegneten Zeitalter der Technik und der Naturwissenschaften viele, die der Herausforderung des von seiner Würde, seinem Amte überzeugten Dichters mit einem sehr herzhaften Oho! begegnen möchten: „Barbar? WJR! Die wir im Automobil zum Kammerkientopp sausen? Wir danken heut allerdings dafür, noch das Volk der Dichter und Denker zu heißen. Das war einmal. (Wirklich? war's im Ernst einmal?) Dazwischen liegt Sedan, liegt Bismarck, der Aufschwung von Industrie, Handel, Technik, Presse, eines internationalen Kapitalismus, Häckel, Oswaldt, Zeppelin, Deutsch-Ost, Südwest — was weiß ich? Barbar?! Was so ein Dichtersmann sich einbildet, welche Wichtigkeit er sich beimißt, der doch, bei Lichte besehn, der entbehrlichste aller arbeitenden Menschen ist! Ihm mag's Spaß machen, sich geistig selber zu bespiegeln und sein mehr oder minder schönes Innere in mehr oder minder schönen Versen zum besten zu geben — haben wir ihn darum gebeten? Danach gefragt? So hat er unseres Wissens auf besondere Beachtung keinen Anspruch. Hat er sich zu seinem Troste ein Wunschbild seiner Würde zurechtgedünkelt, sei's ihm gern vergönnt; im übrigen geht's uns wenig an, wir haben ernstere Dinge im Kopfe. Die Damen — na ja! Die haben meist für derlei Kinkerlitzchen was übrig, haben Zeit dafür; schön, so mag er sich an die Damen halten und meinetwegen bestens bedankt sein, wenn er's denen zu Dank tut."

So ungefähr, nicht? Ja, Hand aufs Herz, nicht viel anders schaut es heutzutage mit der Schätzung der Dichter im Vaterlande Goethes und Kleists aus — leider, leider auch gerade bei denen, an deren Schätzung dem rechten Dichter deutschen Blutes und Wesens am allermeisten gelegen ist, ja nahezu allein gelegen ist.

Freilich — deutschen Blutes, und Wesens sogar! Ich begreife wohl, ihr meint, und meint mit scheinbarem Rechte: Wer sind denn schließlich jene Herrschaften, die solchen Respekt von uns verlangen? Denn ihr sprecht mit Fontane: „Wir lassen das andere machen"; wir haben ja doch, wo mir recht ist, dafür unsere Leute! Da liegt's, Gott sei's geklagt, warum laßt ihr das andere machen? Warum habt ihr für euer Eigenstes eure Leute? Warum? Auf euch bleibt es sitzen, nicht auf jenen, den anderen, die ihr „das machen laßt"!

Fontane! Man kennt des Alten launiges Gedichtchen „An meinem Fünfundsiebzigsten" mit dem lapidaren Schluß: „Kommen Sie, Cohn!" Ist wieder einmal eine echt Fontanesche Schlußwendung, zum Totlachen, nicht wahr? Wenn ihr nur nicht am bitteren Ernst dieses drolligen Verschens vorbeilachen wolltet! Wir wollen gar nicht untersuchen, ob diese wuchtige Apostrophe wirklich nur ein Schlußwort bedeute, eine Art von Lebensschlußwort zugleich, den Ausdruck galgenlauniger Ergebung in ein deutsches Unvermeidliches; oder ob nicht gar von Haus aus schon so manches in des Ruppiners Wesen und Gedicht betulich gen Ost gegrüßt habe: „Kommen Sie, Cohn!" denn — „jedem bin ich was gewesen, alle hatten sie mich gelesen, alle kannten mich lange schon —": wie dem auch sein mag, Herr Cohn und die Seinen haben auch hier wieder einmal ein gutes Recht, stolz zu sein, uns ins Gesicht, das immer ahnungslose, ein gutes Recht, sich als die Überlegenen zu fühlen. Und wenn ihr, meine Freunde, in eurer Art hierfür wieder mal nur ein Achselzucken habt und kaum für nötig haltet, deswegen von eurem Leibblättchen einen Augenblick aufzugucken, so will ich die für die deutschen Dichter grausame, empörende Tatsache einmal in dürren Worten solchermaßen zusammenfassen: Der Dichter, der heutzutage für seine Kunst kein jüdisches Publikum findet, der findet — überhaupt kein Publikum. Wir aber nennen uns ein „Kulturvolk".

Wie? Noch immer Achselzucken? Das ist freilich schlimm. Red' du dem ins Gewissen, der die Röte der Scham verlernte, sprich du dem von Ehre und Pflicht, der gedankenlos und schwunglos, sein Ich nie zu einem großen, stolzen Wir zu erweitern gelernt hat! Da hilft ja wohl auch das Tassowort mit dem ganzen Vollgewichte Goethes dahinter nichts mehr: Ihr schüttelt's ab und glaubt's einfach nicht, daß ihr Barbaren seid! Ja, in der Tat, es gibt viele unter uns, viele unter den sogenannten Besten, den zuverlässigsten Deutschen, die sich wirklich bei jener „Kommen Sie, Cohn" = Tatsache nichts Sonderliches denken, sich gar nicht dazu herbeilassen wollen, ihre Tragweite zu erwägen: ob sie nicht vielleicht am Ende auch für unser Deutschtum — Deutschsein eine Bedeutung haben könne, ebenso gut wie eine handels- oder zollpolitische Frage — vielleicht gar mehr! Und herzlich wenig sind ihrer, die diese Tatsache, mit Wirklichkeitssinn und Verständnis für wirkliche Lebensmächte, in allem Ernste himmelschreiend, unerträglich finden: ein Zeitübel, verhängnisvoller denn irgendeines, darwider die Besten mit Rede und Schrift, in Vereinen und Versammlungen, mit Opfern an Geld und Arbeit wirken und werben.

Diese Gleichgültigkeit gegen die geistigen Werte, in diesem Umfange, sie ist wirklich eine Errungenschaft unserer vielgerühmten Tage, unserer Tage voll nie dagewesenen Kulturgeplärrs, nie dagewesenen Fortschrittsdünkels, dieser Tage von beschämendster Unvornehmheit. Wir sind schmählich heruntergekommen an Bildung und Gesittung, verglichen mit jenem Geschlechte, dem einst, mocht' es noch so viel einem wirklichen Verständnis für seine Großen im Geiste schuldig bleiben, naturnotwendig schuldig bleiben, dem tatsächlich die Poesie noch eine Lebensmacht bedeutete; verglichen mit einem Geschlechte, das in Sammlung und Selbstbesinnen aus den Worten der berufenen Welt- und Lebensdeuter, der willig anerkannten Hüter des Menschenwertes, seelische Stärke sich trank; mit jenem Geschlechte, das Schillern sein großes Wort der Weihe an die Künstler und Dichter mit nichten als vermessene Selbstüberschätzung an-

rechnete: „Der Menschheit Würde ist in eure Hand gegeben!“; das vielmehr die aufbauenden Kräfte der Dichtung mit reifem Bewußtsein als Helfer begrüßte in seinem großen Volkeskampfe und so vor lauter „Poesie“ den Hohenzollernthron rettete, ja, mehr als das: „das menschliche Antlitz wieder zu Ehren brachte“ — nach dem Worte eines Franzosen! Begeisterung — entschuldigen Sie, Herr Zeitgenosse! so muß man ja wohl heute sagen, wenn man dieses Wort in den Mund nimmt, als wär's eine Unanständigkeit oder, was noch schlimmer, ein Wort der Unbildung; indessen, so was soll's wirklich bei etlichen altmodischen Querköpfen noch immer geben — was ist aber die dumme Begeisterung denn andres als Poesie, poetisches Empfinden für gewisse Werte des Lebens in leidenschaftlicher, tatbereiter Steigerung? Für höhere Werte, versteht sich, die unsere kindlichen Väter die ewigen nannten? (Gottlob, die anderen, sie, die heutzutage die Mehrzahl der gescheiten Zeitgenossen ausschließlich die „wirklichen“ heißt, sie entziehen sich spröde und böswillig poetischer Betrachtung und Einschätzung: man kann auf anständige Weise keine Speisekarte in Musik setzen, auch keinen Börsenbericht — oder wär das ein beleidigender Zweifel an der Unbegrenztheit des Genies eines Richard Strauß?)

Bezeichnend genug war übrigens schon vor hundert Jahren bei gewissen Leuten das Wort „Poesie“ zum Schimpfwort geworden. Bei wem wohl? Bei den Feigen, den Opportunitätskämmerlingen, den „Vernünftigen“, die mit allem Bestehenden, noch so Schmachvollen, klug ihren Frieden zu machen wußten, die nicht an die sittliche Kraft des Volkes, an die siegende Macht der Idee zu glauben vermochten und die vermessenen Hoffnungen der Guten und Wehrhaften achselzuckend abwiesen. Das waren die einen. Wem aber hatte das Wort noch einen Ekelsinn? Einem gewissen Bonaparte, der in jener „poésie“ der „Ideologen“ die geheimnisvolle, unfaßbare, unwägbare Macht witterte und zu verachten vorgab, die Naturkraft des Geistes, davor das Werk seiner Selbstsucht zuschanden werden sollte.

Was ist uns vom Geiste jener Tage geblieben? Jener Heldenzeit des dichterischen Gedankens? Welche Rolle spielen im Haushalte unserer Begriffe noch die dichterischen Werte? Treitschke schon hat es gebucht als tief beklagenswerten völkischen Verlust, daß Kunst und Dichtung in der Wertschätzung der deutschen Männer zur Unwürde einer mehr oder minder entbehrlichen Unterhaltung herabgesunken sei, „gut genug, einige müde Abendstunden auszufüllen“. Nebenbei: Wer nur das bei der Kunst sucht, der sucht es bald nicht mehr bei der Kunst, sondern bei ihrem gemeinen Ersatz; ist doch des Angebots da, dank dem rohen Geschäftsgeist unserer Zeit, kein Mangel. Seit Treitschkes Tagen ist es noch schlimmer geworden, unendlich viel schlimmer, die Toten reiten schnell! Die Kunst ward völlig Ware — folgerecht ist sie denn auch danach! Hei, wie die Operettenwalzer so schmalzig locken — es lebe das ewig Gemeine, das einzig Wahre! Wie das süße, alberne Gedudel all die peinlichen Unbequemlichkeiten, womit das deutsche Gemüt erblich belastet ist, Anstand, Ehre, sittlichen Ernst und wie der Altvätertrödel noch heißt, in wohltätigen Schlaf wiegt; die Herren da drüben machen so was ja ganz famos, was wollen Sie eigentlich? Mit Vergnügen überlassen wir diese höchst überflüssigen, eigentlich wenig standesgemäßen „Gehirnchosen“ unseren geschätzten Mitbürgern von der anderen Konfession, die wirklich viel amüsanter sind als unsere Leute. Warum also nicht?

Die Schuld an dieser Schmach des Jahrhunderts, darin hat Bierbaums feinsinniger Serenissimus recht, trägt zum guten Teil auch unser Adel, „der ästhetisch nicht etwa rückständig geworden ist, denn das könnte unter Umständen eine Auszeichnung sein, sondern ganz einfach indifferent. Er ist teilweise verbauert, teilweise zum reinen Kasernenadel geworden. Agrarische und militärische Interessen haben die kulturellen so gut wie völlig verdrängt. Er ist materiell und äußerlich geworden. Ich weiß wohl, daß Entschuldigungen dafür vorhanden sind. Der Reichtum des Adels ist zurückgegangen; andere Kreise, die der Hochfinanz und Industrie, haben ihm hierin den Rang abgelaufen. Und, da tätige Kunstförderung ein Luxus ist, den sich nur sehr Reiche in großem Stile erlauben können, so möchte man wohl sagen, es sei ganz natürlich, daß die alten großen Namen das Mäcenatentum den neuen großen Geldbeuteln überlassen. Aber das hieß nichts anderes als abdanken. Eine Aristokratie, die nicht mehr auf der Höhe der ästhetischen Kultur ihrer Zeit steht, die den Anschluß an die Aristokratie der Kunst versäumt, es gleichgültig mit ansieht, wenn die Pflicht der Kunstförderung von anderen Schichten ausgeübt wird, beraubt sich selbst um die wertvollsten Voraussetzungen ihrer Zukunft. Die Herrschaft gehört immer denen, die zum Geiste halten ... wie das ein Denkender unter der Herrschaft der Preßfreiheit übersehen kann, ist mir unbegreiflich. Aber nur die Juden und die Sozialdemokraten übersehen es nicht. Muß ich es Ihnen sagen, welche Gefahr darin liegt? Kann eine hohe, allgemeine, lebensstilbildende Kultur, kann mit andren, aber dasselbe bedeutenden Worten: eine aristokratische Kultur entstehen (denn um ein Entstehen handelt es sich heute), wenn der Geist einerseits von einem traditionslosen Reichtum, andrerseits von den traditionsfeindlichen Führern der Bedürftigen repräsentiert wird? Reichgewordene Plebejer hier, trotzige Proletarier dort; in der Mitte das Bürgertum, das entweder von den einen oder anderen betört wird, wenn es nicht, gleich dem Adel, völlig indifferent den lieben Gott einen guten Mann sein läßt, ohne jede Spürung dafür, daß es sich inmitten einer Zerreibungszone befindet.“ So der Bierbaumsche alte Fürst. Es sind bitter ernste, bitter wahre Worte, wie man solchen im üppigen Garten der Bierbaumschen Vorurteilslosigkeiten gar oft begegnet, wenn man gerade im Begriff stand, das Buch an die Wand zu schmeißen.

Also kein Schimpfen, bitte, kein Anklagen wider die Unbill der jüdischen Besitzergreifung; es hört sich gar zu läppisch an: Ihr habt kein Recht dazu, und wenn's euch noch anmaßlicher ins Gesicht geschrieben wird als von Herrn Goldstein im Kunstwart! Schimpft auf euch selber, klagt eure eigene Trottelhaftigkeit und Unkultur an. Ist das Verdrängen gleich die jahrtausendalte Kunst der jahwegeführten Eroberer Kanaans, grenzt ihre Übung, einander immer und allerorten in die Hände zu arbeiten und einer für alle einzustehn, gleich ans Wunderbare, ein Vorbild für alle Völker der Erde — wer zum Donner läßt sich kampflos verdrängen? Nein, in der stumpfen Gedankenlosigkeit des Weltmenschen, der nur Geldwerte und grobe Genußwerte kennt, habt ihr den wichtigsten Posten schmählich geräumt, über den ihr heut scheinheilig greint, jene haben nur den Raum eingenommen, den ihr leer ließet; sie wären ja so gedankenbar wie ihr, wenn sie's nicht getan hätten: berufen oder nicht zur Verwaltung eures geistigen Erbes, ob die Kunst dabei gedeihe oder auf den Hund komme, sie wußten sofort, daß da nicht nur ein Geschäft zu machen sei, daß da und da vor allem Macht

zu gewinnen sei. Macht über die deutschen Seelen. Und dazu habt ihr, ihr himmlisch Unbefangenen, brav geholfen, und helft noch fürderhin, und nennt diese größte Hirnlosigkeit der Weltgeschichte Vorurteilslosigkeit, Bildung, Idealismus, Liberalismus, Humanität — genau wie's jene euch tagtäglich in den Mund schmieren, von denen ihr euch, wie von eurem Bäcker mit dem allmorgenlichen Frühstücksbeutel, mit eurem Bedarf an Gedanken, Urteilen, Schlagworten vertrauensvoll versorgen laßt — auch dafür habt ihr ja „eure Leute"; ach nein, sie haben euch!

Wenn man's euch doch begreiflich machen könnte, was das eigentlich bedeutet, was ihr da so gedankenlos und leichtfertig den Stammesfremden überlassen habt! Freilich begreifen's Gevatter Krämer und Handschuhmacher nicht, trotz einem allgemeinen Wahlrecht nie — oder sollte unsere soziale Verblödung schon so weit gediehen sein, daß das Vorhandensein dieser sehr ehrenwerten Gevatterschaft ernstlich bestritten wird, heut, wo die „Bildung" epidemisch geworden ist, die ganzen „Welträtsel" 10 Groschen kosten und der Schwindel „Die Kunst dem Volke" den Mann mit den unentwickeltsten Begriffen vor Ibsen und Wedekind führt? Nein, ganz heimlich wollen wir's uns gestehn: sie leben, die braven Gevatterslent, es ist ein Segen, daß sie leben, und erst recht lebt die große Brüderschaft Banausia, bis hinauf in die höchsten Steuerklassen und die akademischen Grade. Bei ihnen fragen wir also nicht an, wenn wir wissen wollen: Was ist das eigentlich, was wir da den jüdischen Mitbürgern klanglos ausgeliefert haben?

Aber an Leute von einigem geschichtlichen Wissen und stillem Besinnen will ich mich wenden und fragen: Wenn ihr zurückschaut auf irgendeinen wichtigen Zeitabschnitt, der bedeutsam ward im Werden des Menschengeschlechts oder auch nur eines Volkes, was bleibt da weithin sichtbar, am deutlichsten wahrnehmbar? Ein paar Haupt- und Staatsaktionen, ein paar Männergestalten, nicht wahr? und dann — die redende Seele, die nie verstummende, unsterbliche Seele der Zeit: will sagen, ihre Literatur, ihre Dichtung. Im geschichtlichen Rückblick gewinnt die Dichtung eine überraschende Bedeutung und Würde; sie weiß uns am meisten, am unmittelbarsten zu sagen von den Menschen, die dereinst gewesen, und ihrer Art, wie es in Kopf und Herzen bei ihnen ausgeschaut; durch sie verstehn wir deren Tun und Leiden, sehen nicht nur Anlässe mehr, sehen innere Gründe, verstehen alles Geschehen, nun erst ist es beseelt, ist es menschlich Tun und Leiden geworden. Eine Geschichtsschreibung, die etwa die Zeitdichtung unberücksichtigt ließe, wäre denn auch hilflos, blind und taub.

Doch, mag einer einwenden, keinen Trugschluß, bitte: Daß die Dichtung oder, allgemeiner gesagt, das Schrifttum ein Kenn- und Wahrzeichen, ein Exponent, ein Symptom von unübersehbarer Wichtigkeit für den Beurteiler ist, wer leugnet's? Doch Symptom ist nicht Ursache: so braucht darum das Schrifttum durchaus nicht wirkende Kraft des Lebens zu sein, eine ernst zu nehmende Lebensmacht ... Nun, man kennt die schönen Worte Goethes, die die bereits machtvoll einsetzende Wirkung des heimgegangenen großen Freundes schildern:

„Und schon verbreitet sich's in ganzen Scharen,
„Das Eigenste, was ihm allein gehört ..."

und sein unübertreffliches Bild vom Kometen: das lumen, der Lichtkern, die leuchtende Persönlichkeit, und hinter ihm die immer breiter, bald den ganzen Himmel deckende Lichtbahn, lux:

„Er glänzt uns vor, wie ein Komet entschwindend,
„Unendlich Licht mit seinem Licht verbindend."

In der Tat, es ist etwas Erstaunliches, wie ein Volk auf geradezu geheimnisvolle Weise, bei aller Anteillosigkeit der Einzelnen, bis in die Lebenstiefen des Unbewußten hinab, einen Dichter und seine Gedanken, den flüchtigen Stoff über seinem Werke und Wesen, der da aus seinem Ethischen aufsteigt, aufsaugt. Bis in die Lebenstiefen des Unbewußten hinab! Wer für die innersten Wachstumsvorgänge seiner Zeit, seines Volkes ein lauschend Ohr hat, wer da, wie ein Sonntagskind gleichsam das Gras wachsen hört, der weiß um dieses ebenso geheime wie machtvolle Geschehen der Tiefe. Es ist ein Zeugungsvorgang im Geiste; der Grobsinnige aber vermeint, wir träumen und faseln, wenn wir, weil wir feiner hören, was am Werke ist, von Segen und Fluch bereits als von Gegenwärtigem reden. Wie in der Welt draußen keine Kraft, kein Atomteilchen verloren geht, so bleiben die geistigen, seelischen Werte, Krafteinheiten, wenn sie einmal in lebendige Seelen übergegangen sind, lebendig und wirkend. Es kann nicht anders sein. So sammelt sich eine Krafteinheit zur andern, stärkt und steigert die andere, durchtränkt und erfüllt das Ich, gesellt sich schließlich — und in diesem Augenblicke wird es praktisch, ethisch wichtig, schicksalvoll — den Antrieben, den Hemmungen zu, die das Willenstriebwerk des Innern bestimmen, und siehe da — so werden im Namen Schillers die Schlachten von 1813 geschlagen, so sehen wir Schiller gewiß und wahrhaftig eine lebendige Kraft werden und sich den aufbauenden, läuternden Kräften zugesellen — handgreiflich! Es ist so recht dieses Dichters große Zeit, die Zeit seines erhabensten Triumphes — eine Art von „Erfolg", wie sie nur den Edelsten zuteil werden kann: was wir heut so nennen, ist daneben ein schäbiger Trinkgeldvorgang. Es gibt ja für den, der sich in den Geist der Jahre 1806—13 versenkt, kaum etwas Erhebenderes, Andachtvolleres als dies Erlebnis des auferstandenen Schiller — und des auferstandenen Kant.

Dies Gesetz von der Erhaltung der Kraft gilt hier im Guten wie im Schlimmen. Keine Ursache ohne Wirkung. Man setze das edelste Volk der Welt fünfzig Jahre unserer Großstadtpresse aus, so hat es mit Naturnotwendigkeit nach Ablauf dieser Zeit seine seelische Struktur verändert, sind ihm die Begriffe von Unwert und Wert, Ernst und Tand, Mannesrede und Gewäsch unheilbar durcheinander gepurzelt, ist es geistig verblödet, seelisch verkrüppelt, für mannhafte Entscheidungen unbrauchbar geworden. Und sich zu sagen: Der Zweck solches edlen Blattes ist doch nur der, daß Ein Herr X seine Millionen einsacke! Oder ist noch ein anderer, tieferer Zweck dahinter? Ja, wir beginnen zu begreifen, warum gewisse Blätter im Namen der „Freiheit der Geister" auf die Verblödung und Verdummung durch die herrschenden Mächte, Staat und Kirche, wettern — haltet den Dieb! Und sich zu sagen: nur des Einen bedarf's: setzen wir an diese wichtigsten Posten der Mitteilung, der Beherrschung der Geister deutsche Männer von Pflicht- und Verantwortungsgefühl, Presse, Literatur, Bühne in deutschen, getreuen Händen, und alles, alles ist getan! Zu spät — und wir sind schuld, wir ganz allein, arm und reich, hoch und gering, wir Deutschen ganz allein! Nun erleben wir's täglich, daß deutsche Menschen sich mit der Lüge und Niedertracht, dem Verrat am Deutschtum vollstopfen, wie es Tag für Tag ein gewisses „Weltblatt" beschert, daß sie sinnlos,

hirnlos das Unzeug hineinfressen, gewissen omnivoren Tieren gleich, und gar nicht merken, was sie da schlucken — weil sie eben bereits innerlich verwandelt sind wie des Odysseus Gefährten von der bösen Kirke; denn auch hier gilt: „Der Mensch ist, was er ißt." Nein, es ist ganz und gar nicht gleichgültig, von wem jenes „Eigenste, das ihm allein gehört", ausgehe, das „sich in ganzen Scharen" im Volkskörper verbreitet, ob etwa von einem Schiller oder — sonst einer Geistesgröße. Es ist durchaus nicht gleichgültig, ob wir eine deutsche — nicht nur sogenannte deutsche — oder ob wir, wie heutzutage bereits, eine jüdische Literatur haben. Kurz: um die geistig-sittliche Luft, die wir atmen, handelt sich's hier, um unseres Volkes Daseinsgefühl und Lebensauffassung, um die ganze deutsche Seele!

Denn, damit nicht etwa der geistige Stumpfsinn und die Faulheit das letzte Wort habe und triumphiere: „Also ist's das Beste, ihr macht's wie ich, und kümmert euch überhaupt nicht um den ganzen Betrieb" — ausdrücklich sei's betont: Kümmert euch darum oder nicht, es kommt an jeden! Der Geist der Zeit, wie ihn die Dichtung, das Schrifttum einer Zeit herrichtet, dringt als ein feiner Stoff, Heil oder Pest mit sich bringend, durch verschlossene Türen, dringt auch zu denen, die nie ein Buch lesen, die nur ihr Büro, ihr Geschäft, ihre Tagespolitik, ihren Skat, ihren Biertisch, allenfalls den Kientopp, die Operette, das Metropoltheater kennen. Sie atmen's ein mit der Luft. Sollte aber gar einer den erbärmlichsten aller Einwände wagen: „Was wollt ihr? bei jenen behenden Herrschaften da drüben ist die Kunst doch gut aufgehoben!" — soll ich auch denen noch die Ehre einer Antwort gönnen? Wir wissen, was aus einer Kunst wird, die in die Hände des Volkes mit der ewig kunstfremden Seele übergeht, dem, eben weil ihm „die im Herzen heimlich bildende Gewalt" fehlt, ihr Gesetzgeber vorschreiben durfte: „Du sollst dir kein Bildnis noch Gleichnis machen..." Mag sie ihnen gefallen und denen, die ihrem Bann verfallen und uns verloren sind: zum mindesten deutsche Kunst ist es nicht, und nur die kann uns frommen; Betrieb ist's, Unruhe, Verstandesmutwille, Scheinlebendigkeit, Spiele des Geschmacks, Spiele des Verstandes, der stets nur auf ein Scheiden, Zerlegen, nie auf das Genetisch-Organische, auf ein werdend Lebendiges aus ist — und manches Schlimmere, was wir hier nicht nennen wollen; im besten Falle Witz, der zur Zeugungsunfähigkeit verdammte Witz — aber „noch so viele Blitze machen noch keinen Tag", sagte Lessing von sich selber! Ich meine, wir hätten wahrlich genug von dem Kunstgemächt, das seit dem Tage, da Goethe die Augen schloß, da, wie Viktor Hehn sagt, „das jüdische Zeitalter begann", den deutschen Geschmack verderbt, alles deutsche Fühlen und Werten unsicher macht, uns uns selber entfremdet, und die Luft in unserem Vaterlande wahrlich nicht verbessert. Chamberlain erinnert an eine Tatsache, bei der wir uns doch ja recht, recht viel denken wollen... „und in der Tat, der freche Schuft Börne, dem Goethes Vaterstadt schamlos ein Standbild errichtet hat, wieherte freudetrunken über die ‚Befreiung Deutschlands' auf, als er die Nachricht von dem Tode des größten aller Deutschen erhielt, ein Lachen, das jedem Germanen als Mahnruf in den Ohren weiterhallen sollte; denn für wen als für verratsinnende Schandbuben konnte der ewige Schlaf dieses Einen ‚Freiheit' bedeuten?"

Und darum, meine Freunde, irren wir uns nicht: bei uns allein steht die Ent-

ſcheidung, bei unſerem Entſchluß, zu einem geiſtigen Leben uns zu ermannen oder in Gleichgültigkeit zu verharren: die Entſcheidung, ob wir jüdiſche oder deutſche Luft einatmen wollen. Kein Schmähen, kein Neinſagen zu jenen — Jaſagen zu Uns und den Unſern! Mittun, mitleben! Die Unſeren nicht auf verlorenem Poſten verraten!

Dieſer Entſchluß, der Hand in Hand gehen muß mit dem Adventswillen einer großen inneren Erneuerung; eines Erwachens zu einem höheren, einem deutſchbewußten Leben, dieſer allgemeine Entſchluß: ja, wir wollen mittun, wollen uns fortan um unſere geiſtige, ſeeliſche Bildung kümmern, dem Wahn der beati possidentes entſagen, uns ruhig geſtehen, wie unkultiviert, ja wie barbariſch wir bei aller Ziviliſation geworden ſind*), weil Mammon unſer Gott ward — er wird das Klima ſchaffen, das deutſche Dichtung braucht, um ſich hervor zu wagen!

In dieſem holden Klima, in dieſer deutſchen Sehnſuchtwärme, da alles ausſchaut und fragt: Wo bleibt der, der uns ſage, wie wir's meinen? der uns Lebensworte ſpreche? der uns das Waſſer des Lebens heimbringe? — in dieſem Klima der Seelen wird ſich dann das Geplärr und anmaßliche Kunſtgetue der fremden Herren, die heut allein faſt das Wort in unſerem Vaterhauſe führen, läppiſch, nichtig, verzerrt, widerwärtig — jedenfalls unerheblich genug ausnehmen. Wir werden wieder deutſchen Michelmut, den Mut zu uns ſelber finden, den Mut zu fragen: Was geht ſie uns an, die maßlos fremde Weiſe? Wir ſind vielleicht zu dumm für jene witzige, unnütze Luxuskunſt im orientaliſchen Baſargeſchmack, für jene eitle, weibiſche Geſchmäcklerei, aber wir haben den Stolz, uns zu „unſerer Dummheit" zu bekennen: wir ſehnen uns weg von jenen Aſphaltgewächſen nach dem herben, erdduftigen Leben, nach einer Kunſt, geboren aus ſittlichem Wollen, wie bisher alle große Germanenkunſt geweſen, ſehnen uns nach einem brüderlichen Dichter von unſerem Blute, unſerer Art. Kann ein Wunſch beſcheidener, natürlicher ſein?

Ob das, was dann ein ſolcher bringt, deutſchen Lebenswert beſitzt, dafür weiß ich ein untrüglich Zeichen: Wenn der kräftige Ton ſeiner Saiten zum erſtenmal durch die Lüfte ſchüttert, der ſo ganz anders klingt als Davids Harfe, und urdeutſche Klänge euch aufhorchen machen — oder vielleicht auch nicht: mehr denn ihr, eher denn ihr werden die anderen aufhorchen! Ein Wutſchrei wird gellen von Dan bis Berſeba: Habt ihr das gehört? Da wagt es ein Deutſcher, deutſch zu ſingen! Mitten in Berlin! Der will die Zauberſchlafbefangenen erwecken, den Bann unſerer Geiſtesherrſchaft brechen! Weh Moritz Kohn und deinem ſtolzen Erlaſſe: „Kein Wort, das wir nicht wollen, kommt in die Öffentlichkeit, kein Gedanke, der uns nicht beliebt, kommt in den Denkkreis der Gebildeten!" Steinigt ihn, den deutſchen Goi, er verderbt uns das ganze Geſchäft. Das gilt nicht, das iſt ungebildete, pöbelhafte Intoleranz, er beeinträchtigt unſer angeſtammtes Recht, das da heißt: „Gleichberechtigung mit Agio". Wenn ihr das Geſchrei hört, dann dürft ihr euch die Augen reiben, dann wißt ihr, was es geſchlagen hat, dann ſchickt vielleicht einer oder der andere zu einem Buchhändler — Verzeihung, ich meine, in die Leihbibliothek, um zu ſehen, was denn los ſei, warum ſie bei Kohns ſo ſchimpfen.

*) Die Offiziere im Blücherſchen Hauptquartier laſen in Stunden der Raſt Shakeſpeare mit verteilten Rollen! Den Fauſt und den Wallenſtein führte damals neben dem Neuen Teſtament ein pommerſcher Junker in ſeinem Torniſter (Lenz, Geſchichte Bismarcks, 31). Sollten wir dabei nicht allerlei denken?

Das heißt, wohlgemerkt, ein wenig aufpassen müßt ihr doch, wenn sie im Tageblatt zu zetern anheben; denn sie werden sich hüten und unzweideutig sagen, wie ihnen ums Herz ist, ehrlich bekennen: Wir hassen ihn, der da kommt, weil er grunddeutsch ist, der Herr aber Feindschaft gesetzt hat zwischen unserm Samen und dem deutschen: wir fürchten ihn, der da kommt, weil er unsere Macht bedroht, wir aber doch im geheimen wissen, daß zuletzt wider alle Wahrscheinlichkeit der Sieg nicht beim Gelde, sondern beim Geiste ist; o nein, so töricht sind sie nicht: „Ein Flachkopf ist er," werden sie schreien, und Kritik werden sie's nennen, „er kann nichts, er ist nichts, und will sich aufspielen, lächerlich! Im Namen des Ernstes, der Reinheit und Heiligkeit der Kunst, zu deren Hütern Wir bestellt sind, hinaus mit ihm!" — Und um so lauter werden sie's schreien, als sie im tiefsten Innern fühlen: Daß er was kann, daß er was ist — Wer ist! Die anderthalb Zeitungsschreiber deutschen Stammes aber werden Bauchgrimmen kriegen und sich hinter den Ohren kratzen: Ja Donnerwetter, ist der liebe Stammesbruder denn wirklich ein Flachkopf und ist's blamabel, für ihn einzutreten? Oder bin ich einer?

Dann wird's gelten, meine Freunde, ob ihr wieder, zum soundsovielten Male, auf den Schwindel hereinfallt, euch dumm machen laßt, oder ob ihr endlich reifer, gebildeter, geistiger geworden seid, ob ihr in der Emporläuterung eures deutschen Ichs, der Entmaterialisierung eurer Seele, zur reifenden Erkenntnis vom höheren Werte geistiger Wirklichkeiten gediehen seid, zur Erkenntnis des Lebenswertes der Dichtung, und somit zur Überwindung des Barbaren in euch; zu der Einsicht: Deutsches Dichterwort ist deutsche Volkskraft; und ob ihr das Lachen finden werdet gegen jene, also daß ihr sprechen könnt: „Schimpft ihr und zetert da drüben! Wir wissen, was euch anficht: bange wird euch um eure Herrlichkeit, ihr fürchtet das deutsche Dichterwort wie die Nachtalben das Morgenlicht! Nun wissen wir, was es uns wert ist!" Werdet ihr also sprechen? Bange, bange Frage! Oder werdet ihr wieder gähnen: „Was geht's uns an?" und tiefbefriedigt zum Bierschoppen greifen?

Die große Entscheidungsschlacht, sie wird eine geistige Schlacht sein. Minderheiten werden sie durchzufechten haben, bürgerliche Minderheiten, „die wenigen, die was davon erkannt" und der allgemeinen feigen Gesinnungslosigkeit, für die es so wohlanständige Namen gibt, sich zu entraffen vermögen; die es auf sich nehmen, jedes Opfer an Lebensglück zu bringen, es auf sich nehmen, sich Narren und Pöbel schelten zu lassen. Auf allen Gebieten, wo Geld und Geldeswert gilt — und wo gölte das nicht? — sind wir unterlegen, heute schon, schon längst. Und doch — credo quia absurdum! Worte müssen wieder in die Welt gesetzt werden von unerhörter Leuchtkraft, von der unwiderstehlichen, selbstverständlichen Kraft der Wahrheit, dazu glühend von der Leidenschaft reiner Herzen. Ihr Geldgläubigen und Kleingläubigen, ihr sollt wieder Wortgläubige, Wundergläubige werden! Es gibt zwischen Himmel und Erde keine Macht, gewaltiger, unverwüstlicher als Gedanken und Worte, geformte Worte, mit Schmerzen aus Blut und Leben geborene. Im Anfang war das Wort. Ihr wißt nur in Pferdekräften zu denken, und was ihr nicht messet und greifet, das ist nicht da für euch; aber ich wollte, es gäbe ein Mittel, die Arbeitsleistung, die seit Jahrtausenden das Wort Christi vollbracht: „Was hülfe es dem Menschen, so er die ganze Welt ge-

wänne, und nähme doch Schaden an seiner Seele" — handgreiflich in Ziffern dargestellt, aufzuzeigen; oder die Lebensgewalt des Wortes: „Ihr könnt nicht Gott dienen und dem Mammon" — ich kenne Menschen, die davon leben! — oder die erschütternde, nimmer abgeschwächte Wucht der Frage: „Wer wirft den ersten Stein auf sie?" Seht, solche Worte sind Taten, lebende Kräfte, fortzeugend und unzerstörbarer denn der Bau der Pyramiden. Schenke uns der Himmel den Mann, der uns solche deutschen Taten, deutsche Lebenskräfte bringe; uns aber gebe er einen wortgläubigen, geist- und wundergläubigen Sinn, seiner würdig, der ihn zu ehren weiß und die Zeichen auf seinem Banner erkenne, der da nicht erst mühsam aus dem ohnmächtigen Zorne des Herodes, der einen Kindermord befiehlt, zu schließen wisse: Ein Heiland ward geboren!

Händlergeist und Kunst

Von Fritz Bley, Berlin

„Wenn liberal-jüdischer Geist sich in Dänemark auf das Geschäftswesen beschränkt hatte, so strebte er jetzt nach Herrschaft über nordische Kultur und wollte doch nur mit seiner Teilnahme seine eigenen Interessen fördern. Gleichwohl, wenn die atheistischen Juden ihr Wesen als jüdisch zugestanden, wenn sie anerkannt hätten, daß es die Stimme Esaus war, und die Hand Jakobs, so hätte wenigstens ihre Ehrenhaftigkeit nicht angegriffen werden können.

Aber sie segelten unter falscher Flagge vierzig Jahre hindurch, sie verflachten und zerrütteten unsere Lebensanschauungen, verkrüppelten unser Gefühl und unseren künstlerischen Sinn und fraßen sich in die öffentliche Meinung, Kritik, Wissenschaft, Literatur, Regierung und Presse ein, — und was sie ernten, ist jetzt Befriedigung persönlicher Machtlust.

Für die Skandinavier ist der liberal-jüdische Geist Geist des goldenen Kalbes, Geist der Dürftigkeit und Geist der seelischen Armut geworden. Sein Sinn für Kultur und Literatur ist der des Geschäftsmannes. Der Name Lucifer, den Brandes sich gerne zulegen möchte, ist zu gigantisch für eine so rein spießbürgerliche Natur. Nein, Caliban heißt er, denn er räsonniert gut, kann nur nicht denken.

Wenn die Ideen eines großen Mannes für eine neue Zeit veraltet scheinen, wendet sich die Zeit bestimmt, aber meistens respektvoll von dem großen Manne ab, dessen Seele die Sonne für eine entschwundene Generation war. Aber von Georg Brandes, dem Parasiten, der nur sein Eigenes wollte, und dessen ebenso schreiendes wie seelenloses Wesen Unfruchtbarkeit um sich gestreut hat, wendet sich die neue Zeit verächtlich ab und bemitleidet die Einfältigen unter den Dänen, die sich so lange von ihm imponieren und ihr Gehirn in die Richtung einstellen ließen, die er verlangte."

Mit diesen Worten tut Conrad Simonsen in einer Schrift über Georg Brandes und den „modernen Geist in Dänemark", die jetzt von Alfred Voigt ins Deutsche übertragen und im Hammer-Verlage zu Leipzig erschienen ist, ein Schmarotzertum ab, das seinem schimpflichen Gegenstücke in Deutschland gleicht wie ein Ei dem andern. Es würde geradezu unverständlich sein, das germanische Geistesleben im Norden wie im

Deutschen Reiche von einer so minderwertigen Gesellschaft vollständig unterjocht zu sehen, wenn nicht in der Sorglosigkeit gegenüber den teuersten geistigen Gütern ein Zug zum Ausdruck käme, der durch unsre ganze germanische Geschichte sich hindurchzieht. Das ist an dieser Stelle so bestimmt und klar bereits gezeichnet worden, daß ich der Notwendigkeit überhoben bin, auf allen besonderen Gebieten des deutschen Lebens es zu erweisen, zudem ja jüdische Propheten uns diese Pflicht abnehmen: Herr Goldstein im „Kunstwart", Herr Dr. Lomer in der „Zukunft" und Herr Leo Leipziger in „Israel thriumphans"!

In der bildenden Kunst sind die Urheber des Verfalles nicht Juden gewesen. Das Übel ist uns von Paris her überkommen, aus der tiefen Entartung des Franzosentumes heraus, die sicherlich zu dem Zusammenbruche von 1870/71 beigetragen hatte. Aber wie in der Literatur das Judentum das bis dahin gut bürgerliche Berliner Theater mit den „Fernande", „Fedora", „Odette", „Kameliendame", Demimonde", „Denise" und wie alle die Halbweltstücke der Sardou, Dumas des Jüngeren usw. hießen, überschlammt hat, so hat es auch der bildenden Kunst mit der französischen Einfuhrware allen gesunden Grund und Boden verdorben.

Auf dem so versauerten Boden hat dann ein Max Liebermann emporschießen können, den der Generaldirektor unsrer Museen, Geheimrat Bode, „den Deutschesten der Deutschen, seitdem der Impressionismus keine fremde Kunst mehr bei uns ist", genannt hat. Daß diese Kennzeichnung aus dem Munde des Mannes fallen konnte, dem auf das Wohl der deutschen bildenden Kunst ein weitgehender Einfluß überantwortet ist, bezeichnet einen Markstein der Vorherrschaft, die fremder Geist dank deutscher Taperei mindestens in Berlin an sich gerissen hat. In Wirklichkeit würde ein ganz anderer Name richtig und verdient sein: der Todfeind jeder deutschen Kunst! Denn seit die französische Afterkunst in den 80er Jahren auf deutschem Boden sich festzusetzen begann, hat Herr Liebermann jede selbständige, von Paris unabhängige Regung leidenschaftlich bekämpft und damit den Geist des niedergebrochenen Frankreich zum Überwinder des Geistes gemacht, der uns im Sturmschritte über Weißenburg und Wörth nach Sedan und Paris geführt hatte.

Aber ist denn in Wirklichkeit der Impressionismus keine fremde Kunst mehr bei uns? Es ist nun ein volles Menschenalter her, daß ich als Erster von Paris aus auf die Gefahr aufmerksam machte, die mit dieser Abgeschmacktheit der deutschen Kunst drohte. Als Modeerscheinung war sie ja freilich nicht einmal die erste; sie war nur die gemeinste. Mit dem Anschwellen des Ausstellungswesens hatte bereits zur Zeit des zweiten Kaiserreiches ein unverkennbarer Rückgang in der Erziehung der Künstler nachweisbar gleichen Schritt gehalten. In dem Bedürfnisse, aufzufallen, um jeden Preis aufzufallen, gesellte sich die Sucht, nicht nur in der Wiedergabe der Farbe, sondern auch in deren Auffassung originell sein zu wollen. In demselben Maße, als das Ansehen der Überlieferung und der alten Meister sank, schwand auch die Ehrfurcht vor der Natur, von der die Kunst zu allen Zeiten den Ausgang genommen hat, um in ihren Glanzleistungen zu ihr zurückzukehren. In den 70er Jahren beherrschte die frauenzimmerhafte Narrheit des Pariser Lebens vollständig die französische Kunst. Bald war Weiß in Weiß Modeton, bald Rot in Rot, und die Béraud, Leloir, de Rittis, Tissot, Toudouze

und ihresgleichen mit ihrer achtungslosen Behandlung des Gegenständlichen beherrschten das Feld. Künstler, die damals noch versuchten, sich selbst genug zu tun, wurden mit geringschätzigem Mitleide zum „vieux jeu“ geworfen. Manet ist nicht damals auf den Plan getreten. Er war längst da. Aber das vertrottelte Paris war reif geworden für Manets Impressionismus, den es zur Zeit des Kaiserreiches noch als Narrheit verlacht hatte.

Gewiß, dem allgemeinen Sittenverfalle unter dem dritten Napoleon und der Fäulnis der Literatur eines Dumas und Feuillet mit ihrer rührseligen Empfindsamkeit und der alle Gewissenlosigkeiten und alle süßliche Leere gefällig verhüllenden Formenglätte mußte notgedrungenerweise eine Gegenwehr erstehen. Aber diese war zunächst doch männlich und herb gewesen. Der Kommunard Courbet hatte die Vendôme-Säule, ehe er sie stürzte, längst durch seine Kunst des Naturalismus untergraben. Jedes seiner Bilder, das die Proletarier der Kunst auf die Barrikaden rief gegen die Bourgeois aus der Schule der Delaroche und Delacroix, atmete sicherlich einen starken Mangel an Achtung vor aller Autorität. Aber immerhin war sein „Begräbnis von Ornans“ noch von ebenso urwüchsiger Kraft wie er selbst, bei aller seiner Verbissenheit. Aber Herr Manet war bereits der Typ des satten Philisters, den wir heute im deutschen Impressionismus schlafen, besitzen und über begehrliche Nachdrängler spöttisch lächeln sehen. Manet hatte um so leichteres Spiel, als er sein Schifflein bereits in den breiten Strom der Vergötterung lenken konnte, die die Franzosen allemal dann mit der Revolution getrieben haben, wenn diese aufgehört hatte gefährlich zu sein. Die kindische Sucht, alles, was die Vorzeit verehrt hatte, über den Haufen zu werfen, steckt ihnen ebenso im Blute wie dem kulturmörderischen Juden. Aber die Geschichte des Impressionismus zeigt auch hier den kulturgeschichtlich bemerkenswerten Zug, daß der Jude auch auf geistigem Gebiete immer nur mit alten Kleidern handelt. Natürlich geht es dabei nicht ohne eine Anreißerei ab, deren Stil den Blütenreichtum des Morgenlandes mit der Witzesanmut vom Mühlendamme verbindet. Wenn diese Vorkämpfer der Moderne uns noch heute weismachen wollen, daß Manet für seine und unsere Zeit eine ähnliche Bedeutung habe wie Velasquez und Goya für die ihrige, so verläßt sie darin die scharfe Nase des Althändlers.

Gewiß: auch jene großen Meister des Realismus sind der sinnfälligen äußeren Schönheit geflissentlich ausgewichen. Aber um so voller haben sie die äußerlich häßliche Form mit unsterblichem Humor oder dem Gehalte seelischer Schönheit erfüllt, und hinter jedem ihrer zerlumpten Kerle steht der Adel ihrer eigenen stolzen Persönlichkeit. Nichts von alledem bei Manet! Er wollte ausgesprochenerweise nichts anderes sein als der Verneiner jedes gleichviel wie gearteten inneren Kunstgedankens. Die Seelenlosigkeit des Eindruckes, die Unordnung der Dinge, deren der echte Künstler sich mit Grauen erwehrt, gerade die suchte und wollte er. Diese Herausforderung des innersten Wesens der Kunst war neu, wenigstens für die Pariser des zweiten Kaiserreiches, die von Herostrates, dem Ahnen der Sensationshelden, persönlich nichts wußten. Und da dies leichtlebige Völkchen nach nichts anderem als nach immer neuen Abwechslungen lechzte und Delacroix, Flandrin und Ingres für sie längst zum „vieux jeu“ gehörten, so bedurfte es nur noch eines kaiserlichen Mißgriffes, um Manet zum Helden von ganz Paris zu

machen — ganz wie bei uns! Im Jahre 1863 verfielen die Ausstellungsrichter auf den Gedanken, neben dem „offiziellen" Salon einen Salon der Zurückgewiesenen zu veranstalten, um den Besuchern Gelegenheit zu bieten, sich von der Richtigkeit des Urteils der vielverlästerten Richter zu überzeugen. Da konnte denn „ganz Paris" die Mißverstandenen bewundern, die sich um Manet versammelt hatten. Da beide Salons, nur durch eine Tür getrennt, sich in demselben Ausstellungsgebäude befanden, so gerieten die Besucher aus Rand und Band, und die Mehrzahl verlor den Kopf. „Man tritt lachend in den anstoßenden Salon ein," schrieb Charles Monselet, „man verläßt ihn betrübt, beunruhigt, verwirrt." Nur der Kaiser ließ sich nicht verwirren, er witterte den Umsturz. Aber er war so unvorsichtig, mit seiner Gemahlin die Ausstellung der Zurückgewiesenen zu schneiden, und nun drang aus persönlicher Widerspruchslust — und fast hätte ich gesagt: Reichsnörgelei — die Menge desto lebhafter in den Nebensalon, so daß sich die Zurückgewiesenen mit ihrer Kunst der Gosse besser standen, als die Meister in der Hauptausstellung!

Nun bedurfte ja tatsächlich die damalige französische Kunst des Salzes der Erneuerung. Daher war der Jubel berechtigt, mit dem Moissoniers, unserem Menzel ähnliches, Genie begrüßt wurde, und auch die Freude an Millets Wahrheit liebendem Realismus, an Courbets hartem, aber ehrlichem demokratischen Kunsteigensinne erschien erklärlich und verständlich. Aber keine Spur ihrer großen und tiefen künstlerischen Leidenschaft fand sich bei Manet, diesem wohlhabenden, wohlgekleideten Modemaler des Schmutzes, der eingestandenerweise „die Welt verehrte und stets von dem Erfolge geträumt hatte, wie er sich in Paris gibt, mit den Schmeicheleien der Frauen, mit lobreichem Empfange in den Salons, mit dem luxuriösen Leben, das inmitten der Bewunderung der Menge dahingaloppiert." Der Veitstanz, in den seine Kunstrichtung die Pariser versetzte, bedeutete vielmehr schlechthin ein Zeugnis des unbestreitbaren Niederganges der französischen Kultur.

Im Jahre 1866 hatten Zolas im „Evénement" über Manet veröffentlichte Aufsätze einen solchen Sturm der Entrüstung erregt, daß sich der Besitzer dieser Waschküche der öffentlichen Meinung, der allerweltskluge Herr Villemessant, schon um es nicht mit der kaiserlichen Regierung zu verderben, genötigt sah, dem naturalistischen Kritiker in dem geschmeidigen Herrn Théodore Pelloquet einen offiziösen Antinaturalisten auf die Nase zu setzen — ganz wie bei uns heutzutage! Fünfzehn Jahre später war die „Sonne Manets" das leitende Tagesgestirn in Paris. Und wie die deutschen Frauen damals auf Befehl der Pariser Mode schwarz gefärbte Kaninfelle trugen, hierdurch die deutschen edlen Pelzwarenlager entwerten halfen, und weil sie den Schmerz nicht zu ertragen vermochten, daß 1870 ihre Gatten und Brüder dem Franzosen die roten Hosen ausgeklopft hatten, die von geriebenen, auf Preissturz hinarbeitenden Jobbern erfundene „französische Nationaltrauer" mitmachten: so drang auch Manets Impressionismus in das gedankenlose Deutschland ein.

Und diese Kunst, deren Wesentliches darin bestand, unter Beiseitesetzung der Zeichnung nur die Farb- und Lichterscheinung festzuhalten und auch diese nur in harten Lokalklexen wiederzugeben, bei vollständiger Gleichgültigkeit gegen Wert und Unwert nicht nur des Dargestellten, sondern auch der malerischen Wirkung: diese Kunst des

zusammengebrochenen Frankreichs ist der Impressionismus, den Herr Max Liebermann, nach Ansicht des Geheimrat Bode „der Deutscheste der Deutschen", bei uns eingeführt hat!

Welche Wirkungen diese „Kunst" geübt und welche Wandlungen sie erfahren hat, haben wir alle ja nun erlebt. Und wer mit pflichtschuldiger Aufmerksamkeit das Vordringen beobachtet hat, wird nicht den Kotau vergessen haben, den die Kgl. Nationalgalerie mit Ankauf eines Manetschen Bildes vor der „neuen Richtung" gemacht hat. Wird nicht vergessen haben, wie Herr Meier-Gräfe im Vereine mit seinen Pariser Kunsthändlern die Frage aufgeworfen hat: Manet oder Böcklin? Ohne daß für solches Unterfangen ganz Deutschland ihm die gebührende Antwort erteilt hätte! Die „Zeitschrift für bildende Kunst", in der ich 1883 nach Manets Tode in einem abschließenden Aufsatze alles dies dargelegt habe, hat zwanzig Jahre später einem Herrn Ferdinand Laban ihr Papier zu einer begeisterten Lobpreisung des Begründers des Impressionismus zur Verfügung gestellt, die jedem Kenner der Kunstgeschichte ja viel aufrichtigen Spaß machen konnte, aber deswegen doch nicht weniger betrüblich bleibt im Hinblicke auf das Sinken des deutschen Geistes, der darin zum Ausdrucke kommt, daß Herr Laban Menzel als „Vorläufer des impressionistischen Pleinairismus" zu bezeichnen wagen durfte. Überboten ist er freilich noch durch Tschudi, der Manet in Spemanns Museum als den „größten Meister der modernen Malerei" bezeichnet hat. Und alle miteinander sind überboten durch den Herrn Geheimrat Bode!

Trotz alledem: warten wir ab!

Die Futuristen, bis jetzt das letzte Wort dieser Richtung, sind nun durchschaut und nach Gebühr in allen Witzblättern mit Hohn überschüttet. Und ich behalte recht mit dem, was ich 1880 von Paris aus geschrieben habe: wie jede Narrheit, die über die Erde zieht, so hat auch diese ihre vier Stationen: sie wird verlacht, gelobt, nachgeahmt und schließlich vergessen! Mag Manet auch noch in der Einbildung unserer Kunstgelehrten, die damit nur ihre eigene Unfähigkeit für die ihnen anvertraute Aufgabe beweisen, eine Rolle spielen, in Wirklichkeit gehört er längst zu den Toten! Und um seine Bilder gar noch zu kaufen, muß Einer von der gutmütigsten Sorte der gutmütigen Deutschen sein. Von einem Einflusse ist auch gar keine Rede, und es hieß Leistikow im Grabe beleidigen, als man ihn, der für Luft und Licht ein so fein empfindendes Auge hatte und den Wert der Freilichtmalerei zu nützen wußte, deshalb unter die Impressionisten und die Nachfolger Manets warf! Ebensowenig konnte Fritz v. Uhde in einem Atem mit Manet genannt werden, da er sich ja in seelischer Vertiefung nicht genug tun konnte. Und was Herrn Max Liebermann selbst betrifft, so zeigte er schon 1883 in seiner zu München ausgestellten „Bleiche", sowie in der „Nähschule der Amsterdamer Waisenmädchen" und in jüngerer Zeit in seinem „Biergarten" so sehr den unverkennbaren Einfluß Menzels, daß er persönlich gar nicht einmal als Nachfolger Manets bezeichnet werden darf. Um so unverantwortlicher ist sein Eintreten für den mit Manets Bildern getriebenen — sagen wir einmal: Kultus. Der Impressionismus ist vorübergezogen, und in trübseliger Trostlosigkeit sind der Expressionismus und alle die andern Ismen, jeder als Narr des nächsten, ihm gefolgt. Bis mit den Mystizisten und Okkultisten die schlotternde Schar im Nebel verschwand und die Kubisten die handgreifliche Verrücktheit der ganzen Sipp-

schaft offenbarten. Aber welchen Reichtum an ehrlicher, künstlerischer Hingabe hat dies Zigeunervolk mitgehen heißen! Welcher Einkehr wird es bedürfen, um die alte seelische Aufschwungsmöglichkeit wieder zu gewinnen, die vordem durchweg das deutsche Kunstschaffen adelte! Denn wie die Richtungen auch wechseln mochten, ein Übel ist geblieben: ein Kunsthandel, der die Verrücktheit als solche zur gangbaren Ware gemacht hat und von denen, die nicht alle werden, das Eintrittsgeld nimmt. Gewiß hängt dieser Geschäftsaufschwung notgedrungen zusammen mit dem schnellen Wachstume eines Reichtumes, dem die Kultur alter Überlieferung fehlt und der sich deshalb Rat und Belehrung williger aufdrängen läßt, als der Gesamtheit zu wünschen wäre. Man darf auch getrost die Frage aufwerfen, ob denn nicht gerade hierin etwas wie eine vergeltende Gerechtigkeit liege und es schließlich vom Standpunkte der echten, ewig aristokratischen Kunst nur mit Genugtuung zu begrüßen bleibe, daß unsere Hinaufkömmlinge in ihren Schlössern auf blauem Damast und zwischen Boule-Möbeln sich grob-roh hingespachelte und geklexte Proletenbilder hängen. „Monteton, das ist unsere Mauer!"

Es versteht sich am Rande, daß dieser Kunsthandel gegen den inneren Wert seiner aufgekauften Ware womöglich noch gleichgültiger ist, als der Künstler, der sie gemalt hat. Auch zeigt dieser Handel durchaus die besondere Eigenart der Moderne im Geschäftsverkehr. Man kauft mit Vorliebe „Partien", und das Kunststück des Händlers besteht schließlich nur darin, die so erworbene Ware durch weithin wirksame Aufmachung in Aufnahme zu bringen. Die hochverehrte Öffentlichkeit erfährt da zu ihrem höchsten Erstaunen plötzlich, daß sie bis dahin in völliger Ahnungslosigkeit an einem Genie vorbeigegangen war, das alle Meister des Cinquecento und noch weit mehr unsere Lenbach und Menzel an Kraft und Können in den Schatten stellt. Wie war das nur möglich? Aber jeder Zweifel wird natürlich erstickt, wenn von Stund an alle „maßgebenden" Blätter von Dan bis Berseba den neu entdeckten Meister über den grünen Klee hinaus loben und alle Modeblätter versichern, daß er die neueste Mode sei. Unerschwingliche Preise tun alsdann das übrige dazu, um die Ware an den Mann und den kassierenden Händler unter die Millionäre zu bringen. Für diese Art des Betriebes, dem ja schließlich von seinem Standpunkte aus kaum ein Vorwurf gemacht werden kann, da er mit denen rechnet, auf die er angewiesen ist, hat natürlich das Allerverrückteste den allerhöchsten Wert. Die erheuchelte Verrücktheit der Kubisten, die Liebchens Auge in die linke und die zubehörige Braue in die rechte Ecke des Bildes setzen, zieht nicht. Aber die Bilder eines armen Teufels, dessen Geist an der Unzulänglichkeit seines Könnens zerbrochen ist: „Sehn Sie, sehn Sie, das ist ein Geschäft, ja das bringt etwas ein!"

In den letzten Wochen hatten wir das trostlos stimmende Schauspiel eines solchen Falles vor Augen in der Ausstellung der Bilder des im Irrsinne geendeten Vincent van Gogh. Viele dieser mehrere hundert Bilder vereinigenden Gesamtausstellung stammen geradezu aus dem Irrenhause, in dem der an schwerer Epilepsie Erkrankte sein letztes Lebensjahr verbracht hat. Den Schlüssel zu diesem Lebenswerke und der angeblich völlig rätselhaften Persönlichkeit van Goghs sollte eine große zweibändige Ausgabe der im Verlage des Kunsthändlers erschienenen Briefe des Malers an dessen Bruder Theo bieten, herausgegeben von Theos Gattin, Frau J. van Gogh-Bonger. Und nun in Berliner Blättern zu lesen, wie Vincent van Gogh gleich dem Einsamen von Sils

Maria sich wahnsinnig gedacht habe an den gewaltigsten Problemen der Menschheit, und wieviel Deutschland der „Aktivität" des Herrn Paul Cassierer verdanke, wie aber auch van Gogh in Deutschland nicht nur seine entschiedensten Bewunderer, sondern auch seine willigsten Käufer finde! Wie van Gogh, gleichsam getragen von den Fittichen eines alle Hindernisse spielend überwindenden Genies, Zinnen einer Kunst erklommen habe, von denen aus alle berühmten Meisterwerke der Museen wie jammerseliger Staub des Tales erscheinen. Man höre nur Louis Piérad im „Berliner Tageblatte":

„Van Gogh! Diese beiden einfachen Silben rufen in unserem Geiste Feuersterne wach, glühende Visionen, die weiten Ebenen der entflammten Provence, ungeheure Sonnen über Stoppelfeldern, welche blendenden Monstranzen gleichen, fahlrote Getreidefelder, die zwischen blauen Mauern wogen, Zypressen- oder Olivenbäume, die sich in der Mittagsglut phantastisch zu verrenken scheinen, aufleuchtende Himmel, den ungeheuren blitzenden Frieden der Campagne von Arles, von Licht und vom Zirpen der Grillen vibrierend; gelbe Bauerngesichter, Spaziergänger, welche an dünne Heuschrecken erinnern, seltsame Hohlwege, die von den letzten Strahlen der untergehenden Sonne entzündet werden, Nächte, die in unmöglichen Feuerwerken aufblühen; wer könnte denn alle diese Wunder aufzählen?

Und nun will ich diesen Maler voll Sonne im Herzen des schwarzen Landes schildern, vor den „sites brutaux", welche Verlaine besungen hat, mitten im Reich der Kohle, im Bezirk von Borinage, wo er zwei bedeutende Jahre seines Lebens verbracht hat, und wo Constantin Meunier seine wahre Bestimmung, die wirkliche Mission seines Genies entdecken sollte."

Oder Julius Elias im „Tag":

„Wir lieben solche Schmerzenskinder der Kunst, die problematischen Charaktere, die das Gedankenleben reizen, Erscheinungen, in denen der Mensch und der Intellekt stärker sind als die Formkraft, jene Efforts eines Willens, der sich au delà erhebt, die halb mystischen Erscheinungen, die aus dem Mutterboden der Natur rätselhaft heraufkommen und dahin zurückstreben. Für uns ist jene kunstphilosophische Begriffsbestimmung Baccons Wahrheit: „Ars est homo additus naturae".

Kein ernsthafter Mensch wird diesen Schwulst für Narrheit halten. Er ist Berechnung! Denn ein geistig gesunder, ohne Nebenzwecke seinen ehrlichen Weg wandelnder Mensch kann Derartiges unmöglich niederschreiben. Und jeder Unbefangene, der gerade den Zweibänder der Briefe van Goghs mit einiger Aufmerksamkeit liest, wird schon daraus zu der genau gegenteiligen Beurteilung des unglücklichen Malers kommen. In van Goghs Wesen tritt von vornherein das Sprunghafte und der Mangel an jeglicher Ausdauer als das Bezeichnendste hervor, also der Mangel alles dessen, was dem Künstler am meisten nötig ist. Als Knabe war er schwächlich, reizbar, launenhaft. Als Jüngling hat er Romane verschlungen, Philosophen und Theologen zu studieren versucht, ohne es zu klarem Verstehen zu bringen. Im Bilderladen seines Oheims und Paten Tersteeg und dessen Londoner Zweiggeschäfte kam er auf den Einfall Maler zu werden. Aber sehr bald erkennt er seine Unzulänglichkeit:

„..., wenn ich abends von Southampton Street nach Hause ging, und es hatte weder Hand noch Fuß; wäre damals jemand dagewesen, der mir gesagt hätte, was Perspektive ist, wie viel Mühe wäre mir erspart geblieben, wie viel weiter wäre ich jetzt."

Dann wollte er Lehrer werden, aber das viele Lernen sagte ihm erst recht nicht zu. Und so ging er zur Mission, wo er wegen seiner Absonderlichkeiten in Kleidung

und Manier viel geneckt wurde. Man schickte ihn dann als Missionar in das Kohlengebiet von Borinage und hier gab er sein Geld, Bett und Kleidung weg und darbte und hungerte, „um Christi Lehre praktisch zu verwirklichen“. Inzwischen hatte er seine Zeichenversuche fortgesetzt und fand in seiner Kunst ungeachtet ihres schrecklichen Dilettantismus Befriedigung. Wie ein Schrei der Erlösung klingt es geradezu, wenn er schreibt:

„Ich habe mir gesagt, ich greife wieder zum Stift, ich gehe wieder ans Zeichnen, und seitdem hat sich alles für mich geändert.“ Und weiter: „Fürchte nichts mehr für mich. Wenn ich nur fortfahren kann zu arbeiten, dann werde ich auch wieder in die Höhe kommen.“ Er ist gerettet und endlich wieder auf dem rechten Wege; er kopiert mit rastlosem Eifer Millet und schreibt dann im September 1880: „Ich kann dir gar nicht sagen, wie glücklich ich mich fühle, weil ich das Zeichnen wieder aufgenommen habe. Schon seit langem beschäftigte mich das, aber ich hielt die Sache immer für unmöglich und mir unerreichbar. Nun habe ich meine geistige Ruhe wiedergefunden, und die Energie kehrt von Tag zu Tag mehr zurück.“

Aber aller Tatendrang, zu dem er sich aufrafft, hilft nicht über die Brüchigkeit seines Schaffens hinweg, und es ist mehr als ein Gipfel, wenn einer seiner erwähnten Lobpreiser schreibt:

„Heute ist der Umschwung da: aus dem angefeindeten und mißverstandenen Künstler ist eine Art Klassiker geworden. Das Werk ist vollendet, und van Gogh tritt in die Geschichte ein.“

Ach nein: vollendet ist nur das Werk des Klüngels, der aus den Bildern dieses an seiner Aufgabe verzweifelnden armen Kranken die Mode von heute und den neuesten Kitzel für müde Nerven gemacht hat! Ich will dabei ganz ausdrücklich absehen von der immerhin nicht ganz von der Hand zu weisenden Möglichkeit, daß van Gogh selbst mit dem Wahnsinne wie einer übertriebenen modernen Form des Weltschmerzes nur gespielt habe; wenn auch im Hinblicke auf die erklügelt scheinende Selbstquälerei seiner letzten Zeit mit einer solchen seelischen Möglichkeit zu rechnen bleibt. Denn schließlich stellte doch auch solche Verirrung sich als geistige Erkrankung dar. Und es gehört ein für unverdorbene Herzen geradezu unverständliches Maß von Heuchelei dazu, diese Malerei des Sonnenstiches als Offenbarung eines Kunstgenius anzubeten. Herrn Julius Meier-Graefe gebührt der Ruhm, auch dies fertiggebracht zu haben. Im „Berliner Tageblatte“ schreibt er:

„van Gogh war der Christus der modernen Kunst. Er hat für viele geschaffen, noch mehr für viele gelitten. Ob er der Heiland ist oder werden kann, das wird von dem Glauben der Jünger abhängen.“

Überflüssig zu sagen, daß diese Jünger blaue Augen und blondes Haar haben sollen. Aber tüchtig Geld müssen sie in den Beutel tun. Und das ist das tief Betrübliche, weil es die Aufmerksamkeit des gutgläubigen Deutschen ablenkt von den tüchtigen Kunstleistungen im eigenen Volkstume! Denn kein Mensch wird etwas dagegen einwenden, daß mehr oder weniger schnell reich gewordene Juden sich ihre Paläste mit Kunstwerken der modernsten Richtungen tapezieren.

Der Jüngling Theodor Körner

Von Adalbert Luntowski, Schönblick

Seitab der Straße, die von Ludwigslust nach Schwerin führt, im Dorfe Gadebusch, liegt in einem kleinen mauerumgebenen Eichenhain das Grab Theodor Körners. Die Liebe seines Vaters und seiner Waffengenossen errichtete ihm hierbei ein Jahr nach seinem Tode einen gußeisernen Denkaltar. Der trägt auf der Vorderseite die Worte: „Hier wurde Karl Theodor Körner von seinen Waffenbrüdern mit Achtung und Liebe zur Erde bestattet." Die Rückseite berichtet: „Karl Theodor Körner, geboren zu Dresden am 23. September 1791, widmete sich zuerst dem Bergbau, dann der Dichtkunst, zuletzt dem Kampfe für Deutschlands Rettung. Diesem Beruf weihte er Schwert und Leier und opferte ihm die schönsten Freuden und Hoffnungen einer glücklichen Jugend. Als Lieutenant und Adjutant in der Lützowschen Freischar wurde er bei einem Gefecht zwischen Schwerin und Gadebusch am 26. August 1813 schnell durch eine feindliche Kugel getötet." Die beiden anderen Seiten des Altars tragen Stellen aus Körners Gedichten.

„Dem Sänger Heil, erkämpft er mit dem Schwerte
Sich nur ein Grab in einer freien Erde."

Und:

„Vaterland, dir woll'n wir sterben,
Wie dein großes Wort gebeut!
Unsere Lieben mögen's erben,
Was wir mit dem Blut befreit!
Wachse, du Freiheit der deutschen Eichen,
Wachse empor über unsere Leichen!"

In diesen Inschriften und in den Sinnbildern Leier und Schwert, Eiche und Eisen ist beschlossen, was von dem Leben des noch nicht zweiundzwanzigjährigen Jünglings bleiben und die deutsche Volksseele stets zur Verehrung stimmen wird. Er opferte eine glückliche Jugend, für etwas, das mehr gilt als das bloße stoffliche Leben um jeden Preis, für die Freiheit seines Vaterlandes. Der Hochschwung des deutschen Idealismus glüht in diesem Jüngling, mit jenen Augen, die Tacitus die oculi truces, die Trotzaugen nannte, die eine Sichtbarkeit der unsichtbaren Seele sind und mit der unbesieglichen Kraft der Glaubenswahrheit es in Wort und Tat hinausstrahlen: Die Seele soll herrschen in allem und jedem! es ist nicht wahr, daß der Mensch Genüge finden kann an dem Schein der Stoffwelt! und nie und nimmer beuge ich mich unter die Knechtschaft der noch so mächtig daherprunkenden Selbstsucht! ich empöre mich gegen die Tyrannenherrschaft des Gemeinen und Erbärmlichen! und drohst du, mein Leben zu töten, nimm es! denn höchste Sorge und Liebe trage ich nur, daß meine Seele lebt.

Solcher Idealismus gilt heute in weiten Kreisen des deutschen Volkes als Schwärmerei und unpraktische Verstiegenheit. Was diese klugen Leute nur so unter „praktisch" verstehen mögen! Ein geschichtsgebildeter Wirklichkeitssinn wird sie belehren können, daß die „unpraktische Verstiegenheit" noch je und je die größten deutschen Taten vollbracht hat. Wenn alles am Boden lag, dann mußte dieser gottgeschaffene Notschatz Lebensluft und Hilfe wirken. Aber wer schärfer zusieht, weiß ja, daß für jene Leute „praktisch" sein können nur bedeutet,

möglichst unbehindert die Stoffwelt zu genießen. Und wenn sie nun Körners Dichtungen und Körners freiwilligen Lebensabschluß zusammenhalten, liegt es dem Sinn ihres stofflichen Denkens durchaus nahe, etwa so zu bemerken: Dieser Jüngling hatte große Anlagen, aber er hat nicht den richtigen Gewinn aus ihnen gezogen, er hätte seine Sprache mehr pflegen und sich mehr zur Anschaulichkeit zwingen müssen, die leidige Reflexion, die ihm Schiller vererbte, hätte er abstreifen und den Überschwang des Gefühls zurückdämmen sollen, auch ist er nicht zu selbständigen „poetischen Motiven" gekommen, obwohl die Möglichkeit dazu in ihm vorhanden war, bei längerem Leben hätte er zweifellos die Mängel der Jugendlichkeit überwunden, schade! Wobei wir uns dieses „schade!" auslegen sollen etwa in: es wäre nützlicher für sein Dichten gewesen, wenn er den Krieg gemieden hätte.

Wir sind von solchen Anschauungen durch eine Kluft geschieden. Wir vermögen Mensch und Dichter nicht zu trennen. Und wenn getrennt werden soll, dann müssen wir bekennen, daß uns der Mensch höher gilt als der Dichter, der es unternimmt, sich vom Leben seines Volkes abzuschließen, um „Werke", das heißt hier Sprachkunstwerke in artistischer Vollkommenheit zu schaffen. Das vornehmste Werk auch des Dichters, allgemeiner gesagt des Künstlers, bleibt die Formung seines Lebens. Er hat aus sich selbst eine höhere Daseinsform des Menschlichen zu schaffen. Er hat die schöpferische Seelenkraft seinem Volk voranzuleben. Und wir werden gern ungedichtete Gedichte und ungeschaffene Werke hingeben, wenn das Leben des Schaffenden vollkommener wurde dadurch, daß er sich dem Willen der göttlichen Waltung unmittelbar zu eigen gab, ohne das Mittel des Kunstwerks.

Zugegeben, daß Körner seine Freude hat am begeisterten Schwung der Sprache, an Bildern, die glühend dem glühenden Gefühl entflammen, das immer in „Entzückung" und „Begeisterung", in „Leidenschaft" schwelgt, und sich darum wenig um Streben nach „Anschaulichkeit" und „plastischer Abgerundetheit" kümmern mag, zugegeben auch die „leidige Reflexion", auch daß er dieselben Bilder mit nur geringen Abänderungen immer wieder verwendet, vielleicht weil sie derselben Stimmungsstufe der Begeisterung und Seligkeit zum Ausdruck dienten, vielleicht auch, weil er sie liebte und schmuckfröhlich war. Wir unterschreiben auch die vortreffliche Kritik seines Lehrers Dippold über seine ersten Gedichte. Aber wir sagen: Dieser Körner ist ein Jüngling und darum mußte er, weil sein Wesen Wahrhaftigkeit war, auch in seinen dichterischen Ausdrucksmitteln ein Jüngling sein, und was der Literarkritiker als Mangel und Unvollkommenheit anmerkt, das empfindet der Menschenkritiker als Berechtigung und durchaus organisches Gebilde. Denn er gehorcht nicht der Zivilisation, welche Knaben in den Anzug des Modeherren kleidet. Jugend ist Trunkenheit ohne Wein. So wird es immer bleiben. Jugend ist geschaffen, „durchs Leben zu lachen." Habt nicht bange, der Ernst des Lebens kommt solchem natürlichen frohgemuten Lachen schon zur rechten Zeit, und er wächst durchaus organisch aus der Jugendsorglosigkeit heraus. Jugend, die lacht, wird fruchtschaffendes Mannesalter, frei von ängstlichen Sorgen, darum aber mit frohem Ernst nun erst die eigentliche Sorge ergreifend, die um die göttlichen Güter des Geistes. Wohl dem Mann, der ungefälschter Jüngling war. Wir möchten den Jüngling Theodor Körner nicht missen, wenn wir dem Frager, der uns fragt: „Was ist deutsch?" die Gestalten weisen, die ihm lebendige Antwort geben sollen. Die Zeitgenossen sind darin einig, daß er das Urbild eines deutschen Jünglings war, gerade, offen und wahrhaftig, leichterregbar, voll brausender Kraft, begeistert für alles Schöne und Gute, fest abgeneigt dem Gemeinen, ein sitt-

liches Bild von sich selbst, von dem was er Leuchtendes und Starkes werden möchte, in seiner Seele tragend. Amadeus Wendt, bei dem er als Student in Leipzig oft verkehrte, schildert ihn so: „Ein dunkelglänzendes immer bewegtes Auge zog zu dem lebendigen Natursohn hin. In seinem Umgang zeigte sich ein deutscher grader Sinn. Kleinliche Pedanterie und Verstellung haßte er tödlich. Der Ton der Welt war ihm Zwang; um so mehr mußte ihm der Umgang jugendlich kräftiger Menschen gefallen." Und sein Vater berichtet von ihm: „Vor Gefahren einer großen Stadt war er durch seinen Charakter mehr geschützt als andere Jünglinge, zu dem der Vater Vertrauen haben durfte. Und nie hat er Ursache gehabt, dieses Vertrauen zu bereuen." Dieser Jüngling ist wie ein Frühlingsmorgen, rein und fröhlich und sicher in sich selbst, in der Treue zu allem, was Jugend heißt. „Was du meinst, hat mir noch keinen unruhigen Augenblick gemacht," schreibt er dem Vater, als der bei ihm nach Zweifel am religiösen Glauben spürt. Auch war der Jüngling, wie rechte Jünglinge sind, durchaus verliebter Natur. Himmelhoch jauchzend, zum Tode betrübt, beides unmittelbar nebeneinander. Die Literarkritiker reden von seiner „oberflächlichen Auffassung des Liebesgefühls." Auch richtig, und auch falsch. Zum Frühlingsmorgen gehören Schmetterlinge. Gehört auch ein unbestimmtes in der Luft schwebendes „abstraktes" Liebesgefühl, das gleichsam nur die Liebe liebt, noch nicht versinnlicht ist, sondern schwärmerisch schwärmt, auch weder die tragischen Tiefen noch die geheimnisvollen Höhen der Liebe kennt. Seine Gedichte weisen alle Mängel seiner Jugendlichkeit auf, heißt es. Aber echte reine Jugendlichkeit hat keine Mängel. Sie stellt sich dar, wie sie ist. Das ist ihr Recht und ihre Pflicht. Wer das oberflächlich nennt, der mag wissen, daß die Ordnung des jugendlichen Wachsens von der Oberfläche zur Tiefe, von den Dingen zum Geist hinführt, damit der Mann dann aus der Tiefe, vom Geist her Befehlskraft auf die Oberfläche und die Dingwelt auswalten kann. Wir müssen in der Betrachtung der Dichter und ihrer Werke biologisch umlernen.

Man hat auch geurteilt, daß Körner „nur ein schwacher Abglanz von Schiller war". Und der gerechte Hebbel ergänzt alle diese Bemerkungen, indem er sagt: „Überhaupt ist es mir durch den Zriny klar geworden, daß Körner zweifelsohne bei längerem Leben ein zweiter Schiller geworden wäre, dadurch nämlich, daß er den ersten vollständig in sich aufgenommen hätte." Wir wollen auch nichts gegen Hebbels Wertung des Zriny vorbringen. Alles zugegeben: bis in die Wortstellung hinein ist die Sprache Körners von Schiller abhängig; sein Bilderschatz, sein Schwung ist derselbe; seine Gedanken sind dieselben; Freiheit, Liebe und Vaterland gilt sein glühendes Herz, und er spricht das aus in Worten, die ohne Schiller nicht so geformt wären. Den Tell wußte er hier und da auswendig. Seine Seele war Anbetung in der Seele Schillers. Als er in den Kampf zieht, ist ihm die Lützowsche Schar „ein Wallensteinsches Lager in einer erhöhten Potenz. Zusammengeschneit aus aller Herren Ländern sind wir, das ist wahr, allein Roheit und Gemeinheit sind gebändigt durch die heilige Weihe unseres Berufs." Und vom Geist der Lützower berichtet er mit Schillerschen Worten: „Der zweite Mann muß verloren sein, ist der allgemeine Glaube, und das Schillersche:

Und kommt es morgen, so laßt uns heut
Noch schlürfen die Neige der köstlichen Zeit,

wird geehrt und befolgt." Auch die „poetischen Motive" seiner Dramen und Gedichte hat er durchaus gemeinsam mit Schiller. Alles das zugegeben, sind wir trotzdem anderer Meinung. Wir werten den Menschen und umsomehr den Dichter religiös. Niemand fällt es ein, die

Jünger Jesu zu schelten, daß sie in den Worten und Gedanken ihres Meisters lebten. Und obwohl sie das mit der ganzen Glut ihres Herzens taten, wurden sie doch jeder eine ausgeprägte Sondergestalt. Was vom höchsten Leben gilt, soll auch auf allen seinen Stufungen Geltung haben. Und die literarische Dünkelweisheit soll sich begnügen; jeder Mensch ist ein wundersam besonderer Fall des Weltalls, und er hat zu verrichten, was niemand für ihn verrichten kann. Die Menschenkritik hat also der Literarkritik bezüglich Körner folgendes zu erwidern: wohl hätte Körner, wie Hebbel will, Schiller vollständig in sich aufgenommen, aber trotzdem wäre er eine Sondergestalt geworden, die Kriegslieder in „Leier und Schwert" sind ein achtunggebietender Auftakt zu solcher Sondergestalt. Ferner: was zuerst Anlehnung und äußere Beeinflussung scheint, erweist sich bei gerechterer Betrachtung als durchaus von innen heraus gewachsenes organisches Gebilde, die besondere Anlage Körners war von Beginn an ähnlich gestaltet der Schillers. Hinzu kam noch, daß der Schillersche Geist im Vaterhause der herrschende war und jene Anlage Tag um Tag stärken mußte. Und schließlich: sind nicht alle Beweger des Volkes damals um 1813 herum wie Geist vom Geist Schillers? Arndt, Fichte, Jahn, Stein, Schenkendorf, Kleist, York, Blücher und die leuchtende Schar all der andern. Es sind Schillermenschen. Und den Führern nach wurde das ganze Volk damals ein unwiderstehliches Geistvolk mit dem vorstürmenden Rhythmus Schillers. Dieses sollte uns zur Erkenntnis führen, daß die Entwickelung stets in Gruppen vorwärtsschreitet.

Den Literarkritikern muß gesagt werden, daß ihrer Urteilsart das Wertvollste an den Dichtermenschen verschlossen bleibt. Sie wollen vollkommene Werke, nicht vollkommene Menschen. Manches was ihnen zur Vervollkommnung des Werkes ein Hindernis bedeutet, war eine Förderung zur Vervollkommnung des Menschen. Sie sagen, Körners dramatische Versuche schildern mehr den Ausgang des Kampfes als den Kampf selbst, er hat weniger Charaktere als Figuren geschaffen, die in begeisterter Rede Gedanken äußern, er verzichtet auf psychologische Ausarbeitung und Motivierung, er eilt dem Ausgang der Tat zu, begeisterte Situationen sind ihm die Hauptsache, die Szene soll recht wütend dreinschlagen, Wirkung auf Leser und Hörer ist in den Vordergrund gestellt, er gesteht es selbst. Wir verstehen das alles als eine Notwendigkeit. Wir sagen zur Erklärung: er war ein Jüngling; und es drängte in ihm zur Tat. Alle jene „Mängel" sind Äußerungen des besonderen Falles, dem sein Menschentum zustrebte. Und in heroischer Art bricht er dann zu sich selbst durch in jenem Brief an seinen Vater vom 10. März 1813, der in unsern Schulen die Grundlage bilden sollte, wenn über den Sinn des Jünglingslebens gesprochen wird.

In fester Selbstverständlichkeit ergriff er das Schwert, um seinem Volk voran zu sagen: Schande! wenn ihr euch ins Gesicht treten laßt! Schande! wenn ihr die gottgewollte Heiligkeit der Volksindividualität knechten laßt! Er erkannte die Kulturmission des Dichters und formte sie in eine Tat, wie seine Zeit sie notwendig hatte.

Zur Revolution des „Ureuropäers“

Von Heinrich Driesmans, Berlin

(Schluß.)

Unter dem Schlagwort „Peligro del Norte“*) wächst sich neuerdings in den lateinischen Staaten Amerikas nachgerade eine Panik aus, welche selbst die „gelbe Gefahr“ dergestalt zurücktreten läßt, daß bereits der Zuzug von Gelben von mehreren mittelamerikanischen Staaten planmäßig begünstigt wird. Während andererseits der Ansiedlung von Deutschen z. B. in Brasilien alle möglichen Schwierigkeiten in den Weg gelegt werden — aus Furcht vor der „nördlichen Gefahr“ des übermächtig eingreifenden Deutschen Reichs — geht dagegen dieselbe brasilianische Regierung ohne Bedenken Verträge ein, welche gleich Hunderttausenden von Japanern die Ansiedlung gestatten sollen. So schloß unter Mitwirkung der japanischen Behörden mit Katsura an der Spitze die Gesellschaft „Brasil Tanshoku Kaisha“ im Juni vorigen Jahres einen Vertrag mit Brasilien, wonach in São Paolo 100000 Japaner einzuführen und innerhalb eines geschlossenen Territoriums anzusiedeln sind: also in fester Masse und als geschlossenes Gebiet will man dort ein „Neujapan“ entstehen lassen. Selbst ein eigener Hafen wird dieser Organisation von jenseits der Meere überlassen, zu eigenem Ausbau und eigener Benutzung. Damit bietet man geradezu die Hand zur Entstehung eines mächtigen Fremdkörpers im eigenen Fleisch. So wird Rodriguez Alvares — der Name dieses Hafens — zur Hauptstadt eines Staates im Staate werden. Bereits sind auch andere südamerikanische Länder nicht unbeträchtlich von Japanern überzogen. Die japanischen Siedelungsgesellschaften lassen Jahr für Jahr an 20000 Stammesgenossen übers Meer verpflanzen; Peru, Mexiko, Bolivien zählen bereits viele solcher, und Brasilien sieht weitere ähnliche Unternehmungen für andere seiner Teilstaaten, wie Minas Geraes und selbst die tropischeren Striche vor. Auch Argentinien scheint seit einigen Jahren solcher Einwanderung absichtlich Vorschub zu leisten. Die Union sollte daher „ein scharfes Auge auf diese Infiltration des Kontinents durch gelbe Menschenmassen richten. Wenn erst einige Hunderttausend der in straffer Zucht stehenden Gelben festen Fuß innerhalb jener wackeligen und direktionslosen Staaten gefaßt haben, dann können unerwartete Handstreiche jeden Augenblick eintreten und den Yankees zu schaffen machen“ (Prosoroff).

In ähnlichem Sinne spricht sich neuerdings auch Dr. Albrecht Wirth**) aus: „Augenblicklich sind die Lateiner mit Japan besonders innig. Die Mitglieder der mexikanischen Gesandtschaft wurden in Tokio und anderen Städten des Inselreiches gefeiert ... Japanische Anthropologen und Politiker verfechten mit Leidenschaft und nicht einmal ganz mit Unrecht die Rassenverwandtschaft zwischen den Indianern und den Mannen des Mikado. Japan ist hoch in Lateinisch-Amerika, und da Japan dem Dreiverbande nahesteht, so sind in Brasilien, Peru und Chile die Aussichten des Dreiverbandes zurzeit am günstigsten. Es wird für die deutsche Staatskunst eine schwierige, aber dankbare Aufgabe sein, unser Verhalten so einzurichten, daß wir vorläufig der angedeuteten Entscheidung aus dem Wege gehen.“

---

*) „Die nördliche Gefahr“ von G. Prosoroff, im „Tag“, Nr. 18, vom 22. Januar 1914.

**) „Südamerika und Weltpolitik“, von Dr. Albrecht Wirth, „Tag“, Nr. 4, vom 4. März 1914.

Den Ausblick eines solchen Zusammengehens von Amerika und Japan gegen „Europa" im engeren Sinne auf Grund von rassenverwandten Elementen und „rassiger Annäherung" infolge von Vermischung mit gelbem Schlag, habe ich bereits vor Jahren in meinem weltpolitischen Roman „Jahrtausendwende" eröffnet. In seinem Buche „Amerika und die Religion der Zukunft" würdigt Dr. Adolf Harpf meine Zukunftsperspektive mit den Worten (S. 27—31): Es wird „ganz gewiß keiner 1001 Jahre bedürfen, kein Jahrhundert kann vergehen, bis sich die Verhältnisse in der von Driesmans erschauten Weise zuspitzen müssen." Und Anton August Naaf nennt „Jahrtausendwende" in der „Ostdeutschen Rundschau" „ein erhebendes Zeugnis kraftvoll deutschen Zukunftsvertrauens aus den immer stärker drohenden nordamerikanischen Entwicklungsmöglichkeiten. Der Antrieb zur weltentscheidenden Höchstentwicklung des weißen nordischen Menschen in Europa erblüht dem Verfasser aus schärfster Rotauslese im Kampfe mit dem amerikanischen Westen; aus einer Kultureiszeit heraus entsprießt ihm diese Entwicklungsblüte, welche die nordisch-europäische Rasse — in ähnlichem Kampfe wie die Eiszeit vor Jahrtausenden — erst den Zwang zur Steigerung der höchsten Geistesgaben des schöpferischen Menschen über sich selbst hinaus finden läßt — — —"

* * *

Dem geschlossenen Rassenbestand und der Rassenkausalität jener Urelemente gegenüber — wie wir sie im Grundstock der sozialistischen Bewegung zum Ausdruck kommen sahen — macht die Rassenzerfahrenheit der Kulturvölker, der politisch führenden Oberschichten der europäischen Nationen einen höchst bedauerlichen, ja kläglichen Eindruck. Und diese Hilflosigkeit dem rassenbiologischen Problem gegenüber ist ungleich größer bei den germanischen Völkern, indessen die romanischen noch in stärkerer naturtrieblicher Rassenverbindung zusammenhalten. Während aber auch die kleinen politisch abhängigen Nationen noch verhältnismäßig haushälterisch mit ihrem Menschengut umgehen und dieses überall klug biologisch einzustellen wissen, verfahren gerade die Kulturschichten denkbar unökonomisch mit ihrem Menschentum und treiben die gedankenloseste Verschwendung mit ihrer Menschenkraft und ihrem Menschengut. Sie zeigen sich durchaus beherrscht von einem Gesamtwillen, der sich vorwiegend von wirtschaftlichen Maßen leiten läßt und einem Rentabilitarismus zusteuert, statt in der Höhenentwicklung des Typus Mensch — oder sagen wir näherliegend: in der Höhenentwicklung ihres Typus, in der Kultur ihrer Rasse, d. h. in der lebendigsten Förderung geistig starker und physisch tüchtiger Persönlichkeiten ihre höchste Aufgabe zu erblicken. Kapitalismus — Großindustrie — Weltwirtschaft: diese kommerzielle Dreieinigkeit, welche die neuzeitlichen Kulturnationen hervorgerufen, vermochten zwar ungeheure neue Menschen- und Lebemöglichkeiten über den ganzen Erdball zu erschließen: „eröffnend Räume vielen Millionen, nicht sicher zwar, doch tätig-frei zu wohnen" — die Völker aber sind darüber allmählich in die völlige Abhängigkeit von der internationalen Bilanz geraten, und werden von diesem Teufel, der ihre Welt nach seinem Gefallen an der Schnur tanzen läßt, nicht nur wirtschaftlich, sondern in der Folge auch politisch regiert und massenbiologisch versorgt. Diese Abhängigkeit erschöpft und vernichtet auf die Dauer aber vor allem die Menschenkräfte der tragenden Kulturschichten, welche für die Menschenkosten

dabei aufzukommen haben. Diese Aufgabe will uns indessen über der Lösung der wirtschaftlichen Fragen noch als die wichtigere und bedeutsamere erscheinen, und sie müßte dieser jedenfalls vorangehen. Denn es handelt sich darum, die tragenden Kräfte unserer Rasse, welche gegenwärtig am meisten gefährdet sind, vor dem völligen Niedergange zu bewahren. Alle Lösung der internationalen wie der innernationalen gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Fragen würde nichts nützen, wenn kein brauchbares, tüchtiges Menschengut mehr vorhanden, wenn die Kern- und Keimkraft der Kulturnationen abgestorben sein oder absterben sollte, um das Getriebe der Weltwirtschaft wie der Nationalwirtschaft zu handhaben, zu regieren, zu erfüllen. Unserer Welt dürfte es dann einmal ergehen wie einem Maschinenhaus, in welchem die Arbeiter streiken, oder ihre Kräfte versagen, oder kein gelehriges Arbeitermaterial mehr zu betreiben ist, welches mit den komplizierten Maschinen umzugehen imstande wäre. Unsere Welt würde allmählich zum Stillstand kommen in ihrem ganzen Betreiben, in einem anderen Bilde, wie eine Fabrik, der die Kohlen ausgegangen sind. Man hat ausgerechnet, daß der gesamte bisher erschlossene Kohlenvorrat nur etwa noch für 100 bis 150 Jahre ausreicht, um unsere Maschinenwelt zu treiben und damit unsere Kulturwelt überhaupt im Gange zu erhalten. Das brauchbare Menschengut aber, das es dazu benötigt, ist ebenso wie die Kohlen zum Aussterben verurteilt und dürfte voraussichtlich auch nicht viel länger mehr zureichen. Vielleicht, daß uns die kulturtragenden Menschenkräfte etwa zu gleicher Zeit mit den Kohlen ausgehen dürften, und unsere Kulturwelt mit ihrer gesamten Weltwirtschaft dann nicht nur ohne Kohlen, sondern auch ohne Menschen dasitzt, welche die Kohlen, auch wenn wir sie dann noch hätten, zu gebrauchen, d. h. die gewaltigen Maschinen im Gange zu erhalten wüßten, um unsere Kultur damit zu betreiben. Denn dazu gehören nicht nur Kohlen und Kohlenschipper, sondern vor allem zureichende Menschen und Menschenkräfte, d. h. aber Rassenkräfte, und zwar ganz bestimmte Rassenkräfte, denn wie unsere Maschinenwelt nicht von dieser oder jener Rasse, sondern vorzüglich von der germanischen, und in erster Linie, geschaffen und gebaut worden, während andere Rassen sich nicht oder weniger für diese Konstruktionen befähigt zeigten, so ist auch nicht jedes Volk, jede Rasse in ihren Gliedern gleichmäßig befähigt, eine Maschine zu behandeln und zu lenken. Das will nicht bloß gelernt, sondern durch Geschlechter erworben sein.

Daher kommt es denn, daß englische, französische und deutsche Arbeiter immer wieder nach dem Orient gerufen werden mußten, um die Maschinen, welche Türken und Ägypter sich in Europa gekauft, im Gang zu halten, weil die Eingeborenen durchaus nicht damit zurechtzukommen und umzugehen lernen konnten. Die langjährige Dauer der Arbeiten am Suezkanal z. B. hatte jungen eingeborenen Arbeitern Gelegenheit gegeben, sich mit den mechanischen Werken des Kanals vertraut zu machen. Eine Reihe besonders Begabte unter ihnen sind in der Folge Werkmeister geworden. Aber da sie seit ihrer Jugend keine neuen Kenntnisse dazu erwarben und die vorhandenen nicht erweitern konnten, zeigten sich diese im übrigen vorzüglichen Arbeiterchefs außerstande, im Notfall die ihnen anvertrauten Maschinen irgendwie auszubessern, wo sie schadhaft geworden, und von neuem instand und in Gang zu setzen, oder die Ursache einer in ihnen entstandenen Unordnung selbständig herauszufinden und ihr zu begegnen.

Ein solcher eingeborener Werkmeister mußte dann in diesen Fällen stets zu einem ihm unterstellten europäischen einfachen Arbeiter seine Zuflucht nehmen. Diese Tatsache ist doch ungemein lehrreich und bezeichnend, und geeignet, eine Prognose zu stellen dafür, was aus unserer Kulturwelt werden könnte, wenn sie einstmals anderen Rassen ausgeliefert werden oder unsere eigenen Arbeiter so heruntergezüchtet werden sollten, daß sie allmählich verlernten, mit unserer Maschinenwelt umzugehen und ihren Schäden zu begegnen. Der belgische Forscher Emile Bärnouf, der diese Beobachtung zuerst gemacht hat, bemerkt darum auch sehr beachtenswert dazu: „In den Menschenrassen sind demzufolge Naturgesetze wirksam, welche die physische und moralische Entwicklung der Individuen regeln, und einigen eine verhängnisvolle Grenze setzen, während sie einer einzigen eine schrankenlose Zukunft eröffnen." Nach dieser Erfahrung aber hätte eine Menschenökonomie, welche ihren Zweck erfüllen will, alle Veranlassung, sich mit der Rassenökonomie ins Benehmen zu setzen, das heißt mit der rassenbiologischen Aufgabe, die tragenden Werte im Menschengut der Kulturvölker, und damit ihre beste Kern- und Keimkraft der Welt zu erhalten und in die Zukunft hinüberzuretten, denn ohne diese Werte wäre die Welt und jedenfalls unsere Kultur verloren, und wir müßten in ein Rassenchaos zurücksinken. Es dürfte unserer Kulturwelt dann ähnlich ergehen wie Rom in der spätkaiserlichen Zeit, da die alten Künstlergeschlechter und mit ihnen die Kunstkräfte und Fähigkeiten hinweggestorben waren, die bauenden, architektonischen Triebe und Impulse, und die Freigelassenen- und Sklavenmasse, aus der das sogenannte römische Volk dann noch bestand oder aus der es hervorgegangen, zu indolent und unfähig geworden war, um neue Säulen und Bildwerke zu schaffen. Da schlug man den alten Kaiserstandbildern einfach die Köpfe ab, um sie mit schlecht und roh behauenen neuen zu besetzen, wenn ein Kaiser den anderen ablöste, und raubte alte zerfallende Tempel aus, um neue damit zu bauen. Das war die Kultur des römischen Rassenchaos, und wir gehen einer ähnlichen entgegen!

An diesem Beispiel dürfte man erkennen, was wir als die größte Gefahr für unsere Kulturwelt ansehen: nämlich das Absterben der schöpferischen Werte, welche unsere Kulturwelt wie unsere Maschinenwelt aufgebaut haben, und welche Werte an bestimmte Rassen und Rasseneigenschaften gebunden sind. Diese Werte sind heute im höchsten Grade gefährdet, und damit ist die Zukunft unserer Kultur, die Weiterbildung, Emporgestaltung und Höherentwicklung der Menschheit ernstlich in Frage gestellt. Und dieser Gefahr, als der schwerwiegendsten und tödlichsten, welche unsere Kultur betreffen kann, zu begegnen, rufen wir Rassenökonomen die Menschenökonomen mit auf den Plan und suchen ihr Verständnis, ihre Hilfe, ihre Verbindung zu dieser gemeinsamen Aufgabe zu gewinnen. Hier liegt der Angriffspunkt für uns alle, die empfindlichste Stelle, die Achillesferse unserer Kultur, und auf diesen Punkt müssen wir uns alle gemeinsam konzentrieren und mit voller Stoßkraft vereinigen.

Die gegenwärtigen glänzenden Verhältnisse unserer Zivilisation und Kultur in Technik und Industrie dürfen uns daher nicht darüber täuschen, daß die Deutschen im großen und mächtigen Deutschen Reiche und Volke sich zurzeit in einer gefährdeten Stellung und inneren Notlage befinden. Unsere Weltmachtstellung ist mit der Rassenkraft des deutschen Volkes erkauft, die darüber verbraucht wird. Seine gefährdete

Zentralstellung heißt das deutsche Volk andauernd auf der Wacht und Hut zu sein, heischt von ihm, eine gewisse Dorierstellung in Europa behaupten; und so heischt die gefährdete Stellung der Deutschen in dem Rassengemisch Deutschlands von ihnen, eine ähnliche Dorierstellung einzunehmen, um ihre Rassenkraft und damit die Stellung des Deutschtums im eigenen Lande zu retten. In dieser Hinsicht müssen die vornehmsten und kraftvollsten Geschlechter der arischen Rasse immer unser leuchtendes Vorbild bleiben. Nicht zwar die spartanische Lebensweise wieder aufzunehmen, kann uns angemessen und zuträglich sein, aber die politische Haltung der Dorier im alten Hellas soll uns vorbildlich werden zur Erlangung einer Eigenstellung in der modernen Kulturwelt, einer anderen Dorierstellung, welche die Lage der deutschen und der ganzen abendländischen Kultur zu retten berufen, nicht nur gegen einen ferner drohenden Ansturm gelber Horden, sondern der inneren weißen Kulturhorden, die alle persönliche Eigenart und Würde, alle innere Lebenshoheit und Vornehmheit der Gesinnung mit den Nivellierungs- und Nihilisierungsbestrebungen — nicht nur des sozialistischen Treibens, sondern zugleich der internationalen und banalen Überzivilisation der höheren Gesellschaftskreise zu überrennen und dem Boden gleichzumachen suchen.

Dazu rufen wir den Rassengeist des deutschen Volkes auf, wie er sich durch die Jahrhunderte als geschichtliche Kraft bewährt und behauptet hat. Die Dorierstellung, wie wir sie für unser Volk verstehen, ist bewußte Einstellung in die Geschichte unseres Volkes wie in die Schöpfungs- und Entwicklungsrichtung des Natur- und Weltgeschehens, das in geheimnisvollem Zuge nach höheren überwaltenden herrscherlichen Menschengestaltungen drängt, denen die Lebensgesetzlichkeit mit allem, was da kreucht und fleucht, in ungleich vollkommenerer Weise untertan sein soll, als wir es mit unserer noch verhältnismäßig bescheidenen Beherrschung der Naturgesetze jetzt nur ahnen können. Und unsere großen Deutschen haben von je die sittliche Forderung dieses kategorischen Imperativs empfunden, der ein ungleich höherer Imperativ ist als der Kantische für die große Masse, daß man sein Handeln bloß daraufhin prüfe und einrichte, ob es gemeingültig sein und zur breitesten Geltung, zum Maßstab für die Allgemeinheit erhoben werden könne. Diesen anderen, höheren Imperativ möchten wir als den Rassen-Imperativ bezeichnen, und zwar als den vorzüglich arischen, germanischen und deutschen Imperativ: Handle so, daß dein Handeln die Geltung der Führerpersönlichkeiten, der geborenen Führernaturen gewinnt und zum Maßstab der Führervölker werden kann in aufartender Kultur, nicht zum Maßstab der Masse und ihrer Massenführer; daß dein Handeln den Führertrieben und ihren Entfaltungsmöglichkeiten dient, und wenn es darüber mit der Massenmoral gleich in den größten Gegensatz und schärfsten Widerstreit geraten sollte. So hielt Bismarck in der Konfliktszeit der sechziger Jahre durch, um sich dann erst nach errungenen Siegen für sein imperativistisches Vorgehen bei der Zusammenschweißung der neuen Reichshoheit aus überlegenem Herrenbewußtsein heraus von den Kleingläubigen lächelnd Indemnität erteilen zu lassen. So sollen auch wir anderen nie nach der Massenmoral und dem Massenimperativ fragen, der überall nur nach dem „gleichen Recht für alle“ mißt — denn damit kämen wir nie zu „Taten“ —, sondern uns vor allem an solche Handlungen halten, die der Entwicklung unserer Art und Rasse dienen, um uns danach erst die Gutheißung

der Massenmoral für unsere gewonnenen Entfaltungsschlachten und Aufartungsstufen zu holen. Hätte Bismarck immer nur ängstlich nach dem Kantischen Imperativ verfahren, dann steckten wir wahrscheinlich heute noch in dem alten deutschen Reichsjammer. So fragte auch Luther nicht nach dem Massenimperativ, sondern handelte entschlossen nach deutschem Rassenimperativ, als er seine Thesen in Wittenberg anschlug und damit die deutsche und germanische Welt zu ihrer eigenen Glaubensformung von Rom losriß, Deutschland in zwei Teile spaltete und damit unsägliches Elend über sein Volk brachte durch den dreißigjährigen Krieg, den er dergestalt mitverschuldet hat. Aber Luther stellte sich eben damit bewußt in die Entwicklungsrichtung des großen Lebenszuges und hier deutschen Wesens, die nicht danach fragt, über wieviel Tod der Weg vorwärts geht, und bei der es sich in diesem Falle letzten Grundes um weit mehr und Größeres handelte als nur um eine besondere Glaubensgestaltung, und als auch der Reformator selbst nur entfernt ahnen konnte: nämlich darum, die Tatsache des deutschen Geistes und Wesens als solchen frei anzuerkennen und sich auswirken zu lassen in die Ewigkeit — zum Beweis des Geistes und der Kraft, deutscher Geisteskraft kraft deutscher Geistnatur!

Der Reformator hat es leichter als andere Führernaturen, sich in die Schöpfungs- und Entwicklungsrichtung des großen Lebenszuges einzustellen, denn diese Einstellung in den göttlichen Willen ist für ihn der gegebene Standpunkt. Leichter jedenfalls als der politische Führer, der Staatsmann und Fürst, der überall mit greifbaren Faktoren rechnen und Realpolitik treiben muß, wenn er sich in dieser Welt des Interessenstreites behaupten will. Bismarck erzählt in den „Gedanken und Erinnerungen“, wie er bereits im Jahre 1848 angesichts der verfahrenen politischen Lage, die in Augenschein zu nehmen er von seinem Gute nach Berlin gekommen war, einen Augenblick geschwankt habe, ob er nicht doch lieber dem Unheil seinen Lauf lassen solle, dem nicht mehr zu begegnen schien, und friedlich auf seinem Land als Junker bleiben. Dann aber habe es ihn in tieferer Fühlung wie mit einem überwältigenden, überwaltenden Wesens- und Werdedrang gepackt und ein Unerforschliches ihm gleichsam geboten, hier helfend einzugreifen, so daß er nicht mehr anders konnte. Von diesem Augenblick an gab es für ihn nur noch ein Vorwärts und kein Zurück mehr. Ein Fürstenhaus mit einer so ruhmreichen Vergangenheit, ein Staat, um den schon so viel edles Heldenblut geflossen, bis er stark und gebieterisch herausgebildet war, sie beide durften und konnten unmöglich zugrunde gehen — sagte es in ihm — und dazu so kläglich zugrunde gehen! Einmal von dieser Notwendigkeit ergriffen, war Bismarck sofort entschlossen, sich an das vaterländische Werk zur Wende seiner Not mit Leib und Seele zu setzen, von dem er nicht mehr gelassen, bis er nicht nur Preußen, sondern Deutschland in den Sattel gesetzt, um reiten zu können.

Das heißt uns die große *Eingestaltung* in die Schöpfungs- und Entwicklungsrichtung des deutschen Volkes aus seinem höheren gebieterischen Rassen-Imperativ heraus, über den ein Bismarck wie kein anderer Deutscher in dieser Eigenschaft und Stärke verfügte, aus dem Rassen-Imperativ als geschichtsbildende Macht, aus der plastisch-gestaltenden deutschen Volksnatur heraus, deren Vollstrecker eines eingeborenen Schöpfungs- und Schaffenswillens Bismarck in diesem Falle gewesen. Aus diesem naturgewaltigen Werdegang *Richtlinien* für die Zukunft des deutschen Volkes zu gewinnen, ist unsere

realpolitische Aufgabe. Wir finden diese in dem kategorischen Imperativ, gebieterisch über die Gegenwart hinauszuleben und uns restlos in die Entwicklungslinie der großen Führernaturen unseres Volkes einzugestalten. Lassen wir uns nur von diesem deutschen Rassen-Imperativ in all unserem Denken und Handeln bestimmen und anleiten, dann wird unser Volk und unsere Rasse sich weiterhin und mit immer wachsender Stärke aufartend in seiner Rassenkraft als Träger aller Kultur in seiner Weltmachtstellung behaupten und als unüberwindliche geschichtliche Macht erweisen!

Ein starkes deutsches Gewissen

Wir sind jetzt in der Sommerzeit, das ist die Zeit der Kongresse, wo sich alle Welt- und Menschenverbesserer zusammenfinden, gut essen bzw. trinken und Reden halten. In den Zeitungen kann dann der, der das klügste getan hat, nämlich zu Hause geblieben ist, lesen, wie es demnächst auf diesem Erdenrund besser werden soll. Und dabei bleibt es dann gewöhnlich.

Wie soll auch die Welt anders werden, wenn die Menschen selbst sich nicht ändern. Bei sich selbst muß jeder anfangen, der die Welt verbessern will. Jeder Einzelne muß mit der Erneuerung beginnen.

Andere Völker handeln so: Der Franzose ist national, der Engländer ist es ebenfalls — nicht weil es ihm vorgeredet und vorgeschrieben wird, er ist es aus eigener Überzeugung. Er läuft nicht jeder fremden Mode nach, wie das die Deutschen von jeher taten und noch heute mit Vorliebe tun. Was den Deutschen leider Gottes allem politischen Gerede zum Trotz noch immer fehlt, das ist ein starkes deutsches Gewissen.

Unser Volk ist angekränkelt von allem möglichen Fremdtun, und auch körperlich beginnt es bereits zu entarten. Täuschen wir uns nicht.

Es ist leider so.

Wie viele Ehen werden geschlossen, die den Keim des Verderbens in sich tragen! Kranke schließen Ehebündnisse, sei es um schnöden Mammons willen, sei es aus blöder Sinnlichkeit. Da ist Sie hysterisch, schwindsüchtig oder erblich belastet, Er ist Epileptiker, alkoholisch oder gar geschlechtlich verseucht. Aus solchen Ehen werden Kinder geboren! Ist es ein Wunder, daß derartige arme Wesen ein erbarmswertes Dasein führen? Wie gräßlich ist das Los des Epileptikers, der im Zustande des Halbbewußtseins die schwersten Verbrechen begehen kann unter dem Druck eines unheimlichen ererbten Zwanges. Wer das stiere Auge des epileptischen Verbrechers einmal gesehen hat, der wird mit Grausen geahnt haben, was der menschlichen Gesellschaft bevorsteht, wenn solche Halbbestien sich vermehren.

Und sie vermehren sich!

Das reine Blut der echten Rasse aber schwindet mehr und mit ihm Wehrkraft und Lebensfähigkeit des deutschen Volkes. Was hilft uns da die Hygiene, von der unsere Professoren so viel Aufhebens machen, die, zur bloßen Siechenpflege entartet, fast nur den Zweck hat, lebensunfähigen schwachen Menschen künstlich das Leben zu verlängern und die Rasse noch mehr zu verschlechtern.

Man erschrickt über die Menge der Schlaganfälle, denen junge Leute in Massen zum Opfer fallen. Auch diese Schlaganfälle sind eine Kulturkrankheit, eine Folge der Jugendsünden und der unvernünftigen Lebensweise. Wer mit eingedrückter Brust den Tag über sitzt, dessen Herz kann nicht gesund sein, es muß für ihn mit zweifelloser Sicherheit der Augenblick kommen, wo das Herz streikt, weil es seine Aufgaben nicht mehr erfüllen kann.

O diese Stubenkrankheiten der Neuzeit, ihre Zahl ist Legion! An diesen schleichenden Übeln wird noch unser Volk zugrunde gehen, wenn es nicht wieder an frische Luft und Licht gewöhnt wird.

Was spricht man nicht alles von Belehrung! Über alles mögliche soll die Jugend belehrt (jetzt auch noch sexuell aufgeklärt!) werden. — Führt sie in die Natur, ihr Philister, zeigt ihr Gottes Walten draußen, wo kein Bücherstaub ihr Herz und Hirn ausdorrt, lehrt sie draußen im Walde die Heldengeschichte ihres Volkes, dann habt ihr mehr für Deutschlands Zukunft getan als mit großen Bänden von Belehrungen.

Überhaupt wird das Wissen viel zu sehr über-

schätzt. Nicht Wissen macht glücklich, sondern gesunde Körper- und Geistesart. Seht euch nur den Wissensmenschen der Neuzeit an, der ohne Brille nicht mehr sehen kann. Ist das nicht ein ärmliches Geschöpf?

Was sollen solche Leute im Kriege? All ihr Wissen ist nichts. Nur im gesunden Körper steckt gesunder Geist. Entartete Völker verlieren auch das Gefühl der Nationalität, weil ihnen das Verständnis für die Bedeutung der Rasse abgeht. Freilich, die Erhaltung der germanischen Art kann nicht gelehrt werden, man kann sie nicht einmal mittels Polizeistrafen den Unfolgsamen einbütteln, sie muß in jedem Einzelnen liegen, der sie genau so heilig hält wie der Offizier seinen Ehrenkodex.

Reines Blut! ist die erste Forderung der Weltgeschichte an die Völker. Mehr deutsches Gewissen, mehr völkische Art tut uns not, weniger Worte, mehr Werke!

*

Dilettanten des Lebens

Die Literatur hat in den letzten Jahren einige Dichter verloren, die das Leben und der harte Tag schon längst und grausam eingesargt hatte: Peter Hille, Paul von Winterfeld und Emil Gött, Dichter von einem mimosenhaft zarten und keuschen Empfinden und Innenleben, deren hohe und stolze Geistigkeit an den Härten des Lebens zugrunde gingen. Es ist die Tragik solcher Seelenmenschen, einsam und asketisch, trunken von der Fülle eigener Gaben, in naiver Kindlichkeit, traumhaft durch das Leben zu gehen, ganz für sich zu leuchten und zu verlöschen. Und als Nachglanz bleibt uns nur ihre Kunst, die sorgsame Freunde retteten. Was haben wir zu ihren Lebzeiten von ihnen gelesen? Daß wir offen und ehrlich sind: wenig oder gar nichts! Und wer hat draußen von der Not und Enge der Dichter gewußt? Wenige! konnten es auch nicht, da die Dichter ihre Bitternisse stumm in sich hineinfraßen oder sie heimlich und schamhaft ihren Tagebüchern anvertrauten. Nur wenige waren in ihre Bedrängnisse eingeweiht, konnten aber nicht helfen, da solche persönliche und seelische Nöte allein durchrungen werden müssen, und Hilfe, wo sie angeboten, stolz zurückgewiesen wurde.

Als klarster und stärkster Geist von den dreien ist wohl Emil Gött anzusehen. Nachdem schon vor einigen Jahren seine Dichtungen in drei Bänden erschienen, sind nun auch seine Tagebücher und Briefe, sowie eine kleine Anzahl der Kalendergeschichten gefolgt. Sie ergeben einen erschöpfenden Über- und Einblick in das Geistesleben dieses seltsamen Menschen und Dichters.

Geboren den 23. Mai 1864 zu Jechtingen am Kaiserstuhl führte er nach Absolvierung des Gymnasiums ein unstetes Studenten- und Vagantenleben. Mehrfach versuchte er als Landwirt (einmal mit Emil Strauß zusammen) dem Leben Stand zu halten, aber die Praxis höhnte ihn nur an! Er wußte das Leben nicht zu fassen und zu zwingen, es rang ihn nieder, materiell und seelisch. So kam er in verzweifelter Stunde dem Selbstmorde nahe, aber eine innere Gewißheit des eigenen Wertes rettete ihn doch vor dem „Glück des Todes". „Ich habe noch keinen zulässigen Grund um zugrunde zu gehen — darum die Hämmer geschwungen und das Räderwerk in Gang versetzt. Wenn ich faule, verdirbt ein Stück Welt, erhebe ich mich, reiß ich die ganze empor! Bis auf die andern Stücke, die faulen, die von mir abfallen. Vorwärts und aufwärts, und durch oder doch dran! Wenn ich den Hirnschädel einrenne, soll es doch auf ehrenhafte, mannhafte Art sein! sic volo, sic jubeo! Es sei!" Dann trat er Nietzsche näher und entflammte an ihm, er lernte Tolstoy kennen und — seltsam — lieben. Und dies wunderseltsame Verwandtschaftsverhältnis zu den beiden Antipoden und sein gläubiges Vertrauen auf seine Erfinderkraft — er versuchte sich nacheinander an einer Feuerwehrleiter, an einem Luftschiff zur Erreichung des Nordpols, einer Bohrmaschine, an Trockenplatten zum Häuserbau und an der Spinnbarkeit der Ramse — vermochten ihn in Stunden über den Jammer seines Lebens hinwegzuhelfen. 12 Jahre hat er noch ausgehalten, und ob ihm auch alles unter den Händen zerrann, mit rührender Zärtlichkeit und kindlicher Liebe hing er an seiner Scholle; doch die drei Würger Mangel, Not und Schuld fraßen an ihm, bis er erlag! Er starb am Palmsonntag 1908.

Ein armes Leben und eine reiche Seele! Der Veredlung seines Ichs der Selbsterziehung zum Menschen ordnete Gött all sein Tun, all seine Lebens- und Tagesvorgänge unter. Seine mit selbstverleugnender Offenheit und rücksichtslos anklagender Gerechtigkeit gegen sich selbst geschriebenen Tagebücher gewähren einen tiefen und erschütternden Einblick in diese mimosenhaft-feine und reiche Seele. Sein Leben war sein Werk, seine Dichtung, die Arbeit an seiner Mensch-

werdung ihm Gottesdienst und Fron zugleich, die Eintragungen eine tägliche Opferung! Rücksichten auf Lebende und die Vertraulichkeit vieler Stellen haben zwar eine Kürzung manchmal notwendig gemacht, doch ist der Stoff so groß und vielseitig, daß er eine lückenlose Erkenntnis von Götts Leben und Kunst zuläßt. Wenn er Tolstoy liebte, so geschah es aus einem verwandten Gefühl des Mitleids und der Liebe zu den Verlassenen und Armen; innerlich eins fühlte er sich mit der Titanenwelt Nietzsches. „Es reißt mich jedesmal" so berichtet er im Mai 1897, „so oft ich mich zu ihm wende, ein Wirbelsturm von Rausch und Entzücken atemlos in die Höhe." Mit aller Inbrunst seiner Seele trank er den Feuerstrom des Übermenschen in sich hinein und entzündete in sich neue und lodernde Brände. Ja, in glücklichen Stunden, da das Gefühl des Einsdenkens mit dem Gewaltigen in ihm besonders lebendig war, glaubte er sich wohl als seinen Vollender, wie er auch in Byron und Giordano Bruno nur sich selbst wiederfand und erlebte. Seine reichen Sprüche über Religion und Ethik und alle brennenden Fragen unserer Kultur zeigen, wie gründlich er den Feuergeist erfaßt und wie selbständig er doch neben dem Führer stand, ja seine Randglossen zum Fall Wagner und zur Götzendämmerung beweisen, daß er sich auch wohl in bewußten Gegensatz zu seinem Lehrer zu stellen vermochte. So sehr jedoch Gött auch Nietzsche und seine Philosophie liebte, einer seiner praktischen Nachfolger ist er nie geworden. Dazu fehlte ihm alles Herrische und Starre; die Pose des Übermenschen und sein Gebahren waren ihm fremd. Er verneinte, was auf krasse Selbstsucht, auf eine Härte des Lebensgesetzes ausging. Ebenso seltsam will es uns erscheinen, daß dieser Jünger Nietzsches zu vielen Frauen in ein inniges und zartes Verhältnis trat, ohne jedoch jemals zu sich selbst trotz sehnenden Suchens den rechten Gegenpol finden zu können. Dafür trat er ganz in die Fußtapfen seines großen Meisters in allen ethischen und religiösen Fragen. Von den kirchlichen und dogmatischen Fesseln seiner katholischen Kirche hatte er sich längst befreit; er hoffte dadurch erst recht „in den Dienst des Guten, das er nun in sich hatte, treten zu können." Die beharrliche, folgerechte Denkweise seines Verstandes führte den Dichter in die Höhen der klaren und harten Denkweise Nietzsches, sein reiches, empfängliches Herz zog ihn wieder talwärts in die Niederungen der allbarmherzigen Liebe eines Tolstoy. So versuchte er in der Tat eine Vermählung dieser beiden Geister, ein Unterfangen, das nur der Seltsamkeit eines Gött entspringen konnte.

Manche Züge im Charakter und Leben Götts weisen auf den schon erwähnten Peter Hille. Beide waren unstete und haltlose Vaganten und Dichter. Sie wußten das Leben nicht zu halten und zu bändigen; so zerrann ihnen der Tag, und das Leben zermalmte sie. Sie sahen allenthalben nur Sonne und Güte, auch da, wo die Dunkel drohend schatteten. Sie verloren den Maßstab für das Böse und maßen allenthalben nur nach den Schattenbildern ihrer blinden Seele. Ihr Wille war zu schwach und ihre sinnliche Empfänglichkeit und seelische Empfindlichkeit zu stark, sie blieben naive Seelen, die auch durch die Erfahrung nichts lernten. Ein gut Stück dieser Charakteristik gilt auch für Paul von Winterfeld. Und wenn er auch äußerlich fester stand im Leben — er war Professor an der Berliner Universität — eine krankhafte Überempfindlichkeit, ein Übermaß an „Güte, Reinheit, Aufopferung und Herzlichkeit", ein Hang zur Askese und —, namentlich ein verwandter Zug mit Peter Hille — eine große Liebe zu den Kindern verbindet ihn mit den beiden. Dazu krankten sie alle drei an dem Weibe, machten dieselben kindlichen Versuche, das Ziel ihrer Sehnsucht zu erlangen und mußten Zeit ihres Lebens verzichten. Von besonderer Tragik ist die Traumliebe v. Winterfelds zu einer jungen Dichterin, die er nie persönlich gesehen, deren Gedichte aber auf ihn den stärksten Eindruck gemacht und nach und nach in ihm eine leidenschaftliche Liebe entzündet hatten. Durch ein Mißverständnis wahrscheinlich sind dann aber die beiden, zwischen denen nur ein paar Briefe hin und her geflattert waren, auf ewig geschieden worden. Für den Dichter aber war die Enttäuschung, die er niemals verwandt, der Beginn eines zehrenden Leidens, das ihn allzu früh in den Tod riß.

Das poetische Erleben Götts hat seinen Niederschlag in zahlreichen Sentenzen und Aphorismen, in lyrischen und Spruchdichtungen und in seinen Dramen gefunden. Und der größte Teil hiervon war vollkommen unbekannt und ist erst nach seinem Tode der Mitwelt offenbar worden. — Zart und fein, innig und seelenvoll sind seine lyrischen Gedichte, wenige nur, aber genug, den Autor zu überleben. — Götts Stärke liegt im Aphorismus und im Drama. In jenen

erinnert er wieder an Hille. Beide sind ursprüngliche Wortkünstler, die eine ganze Welt in wenige Worte zu bannen wußten: „Der Humor ist das bewußte Einatmen des Lebens.“ „Friede ist sattgewordener, gesättigter Kampf.“ „Damit Kinderland werde, muß Vaterland sein.“ Die Aussprüche sind von Gött, könnten aber ebenso gut von Peter Hille sein; gleich gut und trefflich in ihrer Knappheit und Treffsicherheit. Die aus Not geschriebenen Kalendergeschichten und kleineren Beiträge in der Jugend und der Täglichen Rundschau zeigen uns einen Erzähler, der sich feinfühlig und sicher in das Leben und Empfinden des Volkes einzuleben und auch diesen Einfachheiten genug seines Geistes einzugießen wußte, um ihnen einen gewissen Dauerwert zu geben.

Seine Dramen sind zum größten Teil Bekenntnisdramen. Und das hinderte ihn, sie der Welt offen zu zeigen. Sein Irren und Wirren, seine Kämpfe und Wunden, seine innerste und heißeste Seelennot wollte er nicht einer kalten und oberflächlichen Schaulust ausstellen. Ja, sein gehaltreichstes und Neumann-Hofer eingereichtes Werk „Edelwild“ zog er kurz vor der Aufführung wieder von der Bühne zurück. Aus ähnlichen schamhaften Gefühlsstimmungen heraus mag wohl die dramatische Dichtung „Fortunatas Biß“ in den Tiefen seines Schreibpultes stecken geblieben sein. In ihr findet nämlich die Sehnsucht des Dichters nach seiner Liebe schmerzlichsten und auch jubelndsten Ausdruck. Dann schrieb er noch „Der Schwarzkünstler“ und „Mauserung“. Die Feierlichkeit der Sprache, die sich zuweilen zu feurigem Schwunge erhebt, der tiefe Ernst und der sittlich-geläuterte Wille, der in allen Dichtungen machtvoll zum Durchbruch kommt, müssen alle Leser mit sich fortreißen. Hiermit sind aber auch ihre Schwächen angegeben: Bei allem Schwunge fehlt es ihnen doch an der notwendigen dramatischen Beschneidung. Zudem wird in unserer realistischen Zeit sich kaum ein Theater finden, das diese den Wirklichkeiten des Lebens so fernliegenden idealistischen Dramen einem Publikum vorsetzen wird!

Unsere Zeit ist hart und selbstsüchtig. Sie geht über Leichen. Aber auch die Ideale leben vom Opfer! Und diese drei haben sich geopfert. Es ist kaum anzunehmen, daß sie die einzigen stummen Helden sind, die in einsamer Größe durch unsere Tage schreiten. Wollen wir immer warten, bis sie der Tod uns mit höhnischem Lächeln vorstellt? Unsere Zeit bedarf wirklich etwas mehr der helfenden und tragenden Liebe!

Wilhelm Lennemann-Cöln.

*

Die Marburger Tagung der Freideutschen Jugend*)

Der Vertretertag der Freideutschen Jugend in Marburg am 7. und 8. März hatte das bemerkenswerte Ergebnis, daß die Jugend sich hier ganz auf sich zu stellen suchte, sich von den verschiedenen Zweck- und Altersverbänden löste, die ihr vor der Öffentlichkeit bis dahin das Gepräge gaben. „Sage mir, mit wem du umgehst, und ich will dir sagen, wer du bist!“ Die Tatsächlichkeit dieses Wortes scheint die Jugend übersehen zu haben, daher nun ihre Empfindlichkeit gegen Angriffe, die viel mehr der Gesellschaft galten, die man wählte. Ob diese auf dem Umwege durch den Jugendrat wieder hineinkommt, wird man abwarten müssen. Was die vorliegende Schrift bringt, den Marburger Verhandlungsbericht, gehört mittlerweile schon der Geschichte an — die Entwicklung geht, wie es bei der Jugend nicht verwunderlich ist, schnellen Fußes. Eins ist besonders notwendig, daß unter der Freideutschen Sache nicht der Wandervogel als Schülergemeinschaft leidet. Im übrigen wird die Freideutsche Bewegung — zwar ohne eigentliches Ziel — doch von völkischem Geiste getragen sein müssen. Wir haben heut einen Notstand des Deutschtums — es droht im gegenwärtigen Undeutschtum zu versinken, vielleicht auch, daß sein Rest von fremden Völkern verschlungen wird, wenn wir uns nicht durch stählernen Willen zu retten wissen. In dem gewaltigen Daseinskampfe dürfen wir dabei eine Tatsache nicht vergessen: Ein verflachtes Deutschtum, dessen Tiefen verschüttet sind, ist nicht wert, erhalten zu werden. Wird die Jugend das klar erkennen? Die Jugend von 1813 (seit 1517 tauchte da zuerst wieder die deutsche Jugend als solche auf) hatte auch jahrelang an sich gearbeitet, aber in dem Bewußtsein, damit einem Größeren, dem ganzen deutschen Volkstume und seiner Errettung zu dienen. Wohlan, es gilt auch heute!

Wilhelm Kotzde.

*) Freideutscher Jugendverlag Adolf Saal. Hamburg 1914. 60 Pfg.

Für die Schriftleitung verantwortlich: i. V. Wilhelm Lennemann, Cöln a. Rh., Mainzer Str. 18. — Verlag Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung Theodor Weicher in Leipzig. — Druck von Oscar Brandstetter, Leipzig.

Deutscher Volkswart

1. Jahrgang | Heft 12 | September 1914

Große Gegenwart — größere Zukunft

Eine Sedan-Betrachtung

Von Heinrich Claß

Wie oft im Laufe der Jahre habe ich von lauteren Vaterlandsfreunden in Wort und Schrift die Klage gehört, daß unser Volk durch den langen Frieden und seine Folgen, vor allem durch den unerhört rasch gewachsenen Reichtum rettungslos zugrunde gerichtet sei — und immer habe ich geantwortet: So ist es nicht; unser Volk ist in Gefahr, kein Zweifel, aber es wird ihr entgehen, wenn es durch den Entschluß seiner Führer ohne Verzug vor eine gewaltige Aufgabe gestellt wird, an die es seine ganze Kraft setzen muß, die es erhebt und erschüttert zugleich, und die es gegenüber der Überschätzung der irdischen Dinge an die Ewigkeitswerte erinnert. Als das wirksamste Mittel zur Rettung der Deutschen aus dem verderbenschwangeren Zustande unserer Tage habe ich immer einen Krieg, einen schweren Krieg angesehen und bezeichnet, und die Zahl derer, die gleich dachte, ist in den letzten Jahren schnell gewachsen.

So oft unsere verantwortlichen Männer nachgiebig dem Kampfe auswichen, zu dem heute der, morgen jener übermütige Nachbarstaat uns herausforderte, — jedesmal haben die Männer, die unser Volk aus den inneren Nöten der Zeit herausführen wollten, solchen Aufschub beklagt, aber sie waren sicher, daß der Kampf auf Leben und Tod bald kommen werde — nicht weil die deutsche Staatsleitung ihn wollte, sondern weil die andern offensichtlich dahin drängten. Frankreichs Rachgier, Englands Furcht und Rußlands Haß — diese drei politischen Kräfte trieben zur Entscheidung, die sich wohl aufschieben, nicht aber umgehen lassen konnte.

Nun ist es dazu gekommen!

Die ungeheure Spannung, die seit mehr als einem Jahrzehnt über Europa lag, macht sich mit einer in der Menschengeschichte noch nie erlebten Gewaltsamkeit Luft, und von allen Seiten stürmen die Feinde gegen das deutsche Volk an: vier Großmächte, unter ihnen die Riesenstaaten England und Rußland, und von den kleinen und kleinsten

bis heute Serbien, Montenegro und Belgien stehen gegen das Deutsche Reich und Österreich-Ungarn zusammen. Europa ist ein ungeheures Feldlager geworden, und die Heere stehen sich in Massen gegenüber, deren Zahlen vor einem halben Menschenalter noch für undenkbar gehalten worden wären.

Und was tat unser Volk, als die Dinge sich zu der Frage zuspitzten: Krieg oder Frieden? So besonnen unsere Presse sich gab, so friedliebend die Regierung war — kein Zweifel, das deutsche Volk ersehnte den Krieg, und es fiel ihm eine Zentnerlast von der Seele, als der Kaiser es zu den Waffen rief.

Was ist aus dem Treiben der Friedensfreunde geworden, was aus dem der Verständigungs-Politiker und der Vorkämpfer der sog. „internationalen Solidarität"! Über Nacht sind solche Wahngedanken, von denen mancher ernste Vaterlandsfreund die Entmannung unseres Volkes befürchtete, ins Nichts zurückgesunken, und strahlend erhob sich der gesunde und sichere Instinkt der Deutschen, das eingeborene Bewußtsein, daß nur ein Volk das Recht aufs Dasein besitzt, das um es zu kämpfen bereit und stark genug ist.

Noch ist, während diese Betrachtung niedergeschrieben wird, der Aufmarsch nicht beendet, noch haben die Hauptheere sich nicht zum entscheidenden Völkerringen gestellt, und wir wissen nicht, was die nächste Zukunft uns bringen wird; wir hoffen auf den Sieg, ja wir glauben seiner sicher zu sein, und wir erwarten, daß unser Volk in Waffen sich bewährt. Also frohen und stolzen Stunden sehen wir entgegen — und trotzdem, trotz allem Großen, das sie uns bringen: *was wir bis jetzt erlebt haben, werden sie kaum überbieten.*

Denn wie unser Volk sich in den Tagen der schwankenden Entscheidung, dann bei der Kriegserklärung und weiter bei der Mobilmachung gezeigt hat — das ist eine sittliche, seelische Höchstleistung, ein Wunder von Zucht, Ordnung, Tatkraft und Arbeit, vor dem wir verstummen, weil wir nicht fähig sind, mit Worten zu beschreiben, was schlechthin unbeschreiblich ist.

Das aber wissen wir heute, daß unser Volk im Kerne gesund geblieben ist, daß alle seine guten und edlen Kräfte freigeworden sind, und wir sind sicher: wie jetzt der Sieg den Deutschen beschieden sein wird, so wird auch die Zukunft unserem Volke gehören.

Es mag geschehen, daß im Kampfe zu Land und zur See uns Unfälle zustoßen, daß Rückschläge oder Hemmungen eintreten — das alles wird nicht hindern, daß wir uns durchsetzen; derartige Ereignisse werden wir unentmutigt ertragen, wie wir jeden Waffenerfolg freudig begrüßen werden. Denn das ist heute in jedes Herz gegraben: für das deutsche Volk geht es um Sein oder Nichtsein, in dem alles an alles gesetzt werden muß.

Damit ist diesem Daseinskampfe politisch sein Ziel gegeben: es heißt „allen Gewalten zum Trotz sich erhalten", und zwar *so* zu erhalten, daß wir in der Lage sind, unsere Zukunft selbstherrlich nach dem eigenen Bedürfnis zu gestalten, ohne den bevormundenden Einspruch irgend einer fremden Macht erleben zu müssen.

Was dies in sich schließt, was im einzelnen zur Erreichung dieses Zweckes zu geschehen hat, das zu erörtern möchte heute trotz der ersten Waffentaten zu Wasser und zu Lande vermessen erscheinen, und sei deshalb vermieden.

Aber was immer der Kriegsausgang uns auf dem Gebiete der Macht-Politik

bringen wird, so bedeutsam es sein wird und soll — *das Entscheidende liegt auf dem Gebiete unseres inneren Volkslebens.*

Alle, die bisher im Dienste der inneren Erneuerung ihres Volkes gestanden haben und die neuen Helfer bei diesem Werke, die durch die Ereignisse und Erlebnisse dieser Tage dazu gewonnen worden sind, werden ihre ganze Kraft daran setzen müssen, daß die sittliche und seelische Erhebung, die jetzt sich gezeigt hat, nichts Vorübergehendes ist, das nur während des Krieges seine Wirkung tut, sondern daß Bleibendes, in ferne Zukunft Wirkendes daraus wird: *die Wiedergeburt unseres Volkes*, die Abschüttelung der Herrschaft eines unserem Wesen fremden Materialismus und die Heraufführung einer auf dem Boden der Wirklichkeit stehenden, in Wollen und Vollbringen sich bewährenden idealen Weltanschauung.

Eine gewaltige Zeit zu erleben, ist uns vergönnt; Kämpfe stehen bevor, gegen die alles uns aus der Geschichte bekannte Völker-Ringen wie Geplänkel aussehen wird; bisher ungedachte Umwälzungen werden notwendig werden; — und aus diesem Kampfe wollen wir eine doppelte Siegesbeute heimbringen: *die äußere Sicherung und die innere Wiedergeburt unseres Volkes.*

Gelingt dies Werk, wie es gelingen soll, dann können alle Mithelfer hoffen, vor den Besten der Vorfahren zu bestehen und vor sich selbst gerechtfertigt zu sein; sie haben dann nicht nur eine große Zeit miterlebt, die sie ganz erfüllt hat, sie haben dann den Grund gelegt zu einer noch größeren Zukunft, deren Inhalt sich in dem Gedanken der Ewigkeit unseres Volkes erschöpft.

So hoch fliegen sie heute, die Gedanken der Mitlebenden — dürfen sie das?

Wahrhaftig sie *sollen* es.

Sedan ist wieder da mit seinen stolzen und reinen Erinnerungen und Mahnrufen — was wir selbst jetzt in tiefer Ergriffenheit miterlebt haben, schließt seine Forderungen und Verheißungen in sich, und wir wollen uns geloben, alles daran zu setzen, auf daß der großen Gegenwart die größere Zukunft folge.

Industrie — Imperialismus

Von Privatdozent Dr. Albrecht Wirth, München-Thalkirchen

Vaterlandsfreunde müssen für eine starke Politik sein, wenn anders sie ihr Volk stark sehen wollen. Es kommt aber sehr viel darauf an, welcher Art die zu erstrebende Macht sei. Größe allein tut es nicht; denn es gibt viel Land, wie die sibirische Taiga, wie die Wüsten Afrikas und Australiens, das ebensogut auf dem Boden des Meeres sein könnte; und es gibt Untertanen, wie die Drawida in Indien, und die Schwarzen in Australien, die keinen Kraftzuwachs, sondern lediglich einen Ballast darstellen. Ebensowenig aber darf das zu erstrebende hohe Ziel lediglich in der Erlangung von Wohlstand und Reichtum bestehen, denn es ist ja ausgemacht, daß durch allzuviel Geld Wohlleben erzeugt und durch Wohlleben und Luxus die Volkskraft zermürbt wird. Infolgedessen können wir in dem sogenannten Export-Expansionismus, in einer Art von Weltmacht, die lediglich auf Großgewerbe und Handel aufgebaut ist, kein wirklich lockendes Hochziel für das deutsche Volk erkennen. Auf der anderen Seite müssen wir mit den gegebenen Tatsachen rechnen und müssen, wie die Dinge sich einmal gestaltet haben, uns sagen, daß es nicht mehr möglich ist, alle Fabriken zu verbrennen und alle Bergwerke zu schließen. Ohnedies bedürfen wir der Industrie für unsere Kriegsbereitschaft, für die Kanonen und Schlachtschiffe, für Festungen und Zeppeline.

Bei allen Weltmachtfragen steht im Vordergrund das Gespenst der Übervölkerung.

I.

Zur Zeit Christi besaß Europa ungefähr 40, Asien 150, Afrika vielleicht 30, Amerika und Australien 20 Millionen Einwohner, zusammen 240 Millionen. Jetzt hat die Erde 1600 Millionen Menschen. Dabei hat sich das Verhältnis Europas zu Asien sehr zu ungunsten der Ostwelt umgewandelt. Es steht jetzt 400 zu 8—900, also fast wie 1:2. Auf dem ganzen Globus aber hat sich die Zahl des Menschengeschlechts beinahe versiebenfacht. Die Hauptzunahme ist erst seit Napoleon erfolgt. Die Menge der Europäer hat sich seitdem mehr als verdoppelt, ebenso die Kopfzahl der Japaner. Die weiten Gefilde Nordamerikas haben gegenwärtig eine zehnfach, die Australiens eine fünfzigfach größere Bevölkerung. Nur in wenigen Ländern, in Irland, in der Mandschurei, in Südwestafrika, in Island, am oberen Kongo ist durch Krieg oder besonders starke Auswanderung die Kopfzahl während der letzten Jahrzehnte zurückgegangen.

Es fragt sich nun: was mit dem Überschuß der Volkskraft machen, wie die Überzähligen ernähren? Drei Mittel bieten sich dar. Zunächst eine Verbesserung des Ackerbaues. Er kann erfolgreicher, einträglicher betrieben werden. Wüsteneien im Innern des Landes, Lüneburger Heide, Wälder können sich dem Ackerbau erschließen. Moore, deren z. B. Deutschland noch 400 Millionen Quadratmeter besitzt, können trocken gelegt werden. Das zweite Auskunftsmittel ist die Auswanderung. Es wird noch immer benutzt, ist aber ein zweischneidiges Schwert. Es hat den peinlichen Nachteil, das Mutterland zu schwächen überall da, wo der Abstrom von Menschen nicht in die heimischen Kolonien gelenkt werden kann, sondern ins Ausland fließt. Daher sagte Caprivi: „Wir müssen entweder Menschen oder Waren exportieren!“ und schloß, um die Industrie zu

stärken, die Handelsverträge. So ist die Übervölkerung unmittelbar eine Ursache der Industrialisierung. In der Tat hat denn in Deutschland wenigstens und auch in England die Auswanderung merklich nachgelassen.

Malthus hielt große Vermehrung für ein Unglück. Andere haben dagegen richtig erkannt, daß die Volksvermehrung die Quelle der Herrschaft sei. Sagt doch schon die Bibel: Seid fruchtbar und mehret euch und herrschet über die Erde! Gerade auch die, so sich als Herren fühlen, müssen darauf bedacht sein, sich von dem Pöbel hierin nicht den Rang ablaufen zu lassen. Zahl gegen Zahl! Victor Hugo entwickelte eine fast lächerliche Fruchtbarkeit. August der Starke hatte 356 Kinder. Mulai Ismail von Marokko 1200. Feth Ali, der Perserschah, den man den „zweiten Adam" nannte, an 3000 lebende Nachkommen.

Ein Araber der ersten Landnahme hatte 180 Söhne von Berberfrauen, und sie alle sprachen die Sprache des Vaters, des Siegers, des Obherrn. So wird am erfolgreichsten das Übergewicht einer Nationalität begründet. Deshalb werden angelsächsische Schriftsteller, bei denen der imperialistische Instinkt am entwickeltsten ist, nicht müde, das Wachstum ihres Volkstums zu preisen. Nicht selten freilich schießen sie dabei über das Ziel hinaus. Mit offensichtlicher Genugtuung schwelgen sie in grandiosen Zahlen. Gegen Ende des 19. Jahrhunderts haben sie des öfteren die künftige Bevölkerung Australiens oder der Union berechnet und für das Jahr 1950 eine Kopfzahl von 50 Millionen und 250 Millionen prophezeit. Wider Erwarten ist, bei sinkender Konjunktur, die Bevölkerung Australiens sogar zeitweilig zurückgegangen und erreicht heute noch nicht 5 Millionen, während in den Vereinigten Staaten von Jahrzehnt zu Jahrzehnt der Prozentsatz der Vermehrung sinkt. Von 35 auf 21 v. H.

Dabei nimmt die Flut der Einwanderung nicht ab, im Gegenteil, sie hat 1904 den Pegel der Million überschritten; aber die Kraft der einheimischen Familien sinkt. In 58 Häusern der Fifth Avenue von Neuyork fand eine Kommission nur 17 Kinder. Roosevelt hat sich denn auch scharf gegen die Gebärunwilligkeit der Yankeefrauen ausgesprochen, hat sie für den Beginn von Verderb und Verfall erklärt. Ein Herrenvolk müsse vor allem zahlreich sein!

Gegenwärtig ist die Lage ungefähr folgendermaßen:

Russen	108 Mill.
Yankees	80 „
Reichsdeutsche	64 „
Briten (mit Iren)	55 „
Japaner	49 „
Franzosen (ohne Bretonen und Basken)	40 „

Von diesen Bevölkerungen der Weltstaaten haben Russen und Briten die besten Aussichten auf weitere Vermehrung. Die Möglichkeiten der Industrie können durch schlechte Konjunktur verringert, Auswanderung kann durch strenge Abwehrmaßregeln seitens überseeischer Regierungen, wie der nordamerikanischen, erschwert werden. Dagegen braucht so lange keine Nahrungssorge für den Überschuß von Geburten zu bestehen, solange eigenes Neuland zum Roden, zum Bebauen vorhanden ist. Nun haben die Russen noch ungeheure verfügbare Flächen guten Landes in Sibirien und Turkestan,

die Briten in Kanada. Dagegen bieten sich den anderen keineswegs mehr unbeschränkte Möglichkeiten. Selbst die Union ist jetzt aufgeteilt und in allen Strichen besiedelt, wenn auch natürlich noch viel Raum da ist. Am schlimmsten sind Deutsche, Japaner und Franzosen daran; sie wissen schlechterdings nicht, wohin mit neuen Bauern. Wissen auch kaum mehr, wohin mit ihren Gelehrten, Ingenieuren und Handwerkern. Ihnen bleibt häufig nur die Auswanderung.

Ein großartiges Phänomen, diese Völkerwanderung der Neuzeit! In der Mitte des 18. Jahrhunderts erregte ein Mongolenstamm Aufsehen, der, 60000 Köpfe stark, von der Wolga nach dem Ili zog. Jetzt verlassen alljährlich anderthalb Millionen Männer, Frauen und Kinder Europa, um das Weltmeer oder den Ural zu überschreiten. An 30 Millionen Köpfe hat seit Napoleon das alte Europa durch die Auswanderung verloren. Und auch Asien ist in Bewegung. Die indischen Banyanen ziehen nach Afrika, Japaner und Chinesen wandern nach allen Himmelsgegenden aus und überfluten Nordasien, die Südsee, Indochina, Australien, Afrika und Amerika. Man darf acht Millionen Chinesen (mit Formosa) rechnen, die außerhalb der Reichsgrenzen wohnen.

Der Überschuß der Geburten stärkt die Staaten, wo er im Lande bleibt; er schwächt die im Gegenteil, die ihn zwar ausstatten und erziehen, dann aber nicht halten, sondern ans Ausland abliefern. Alljährlich gehen letzthin 400000 Russen nach Sibirien. Die slawische Macht im Osten wird dadurch fortwährend fester. Alljährlich gibt Italien Hunderttausende seiner Söhne und Töchter an Argentinien, Brasilien, die Union und Nordafrika ab und bereichert dadurch fremde Staaten. Deutschland hat gute sechs Millionen seiner Kinder allein an die Union verloren, eine viertel Million*) nur im Jahre 1881. Der Abfluß ist seit einem Jahrzehnt viel kleiner geworden, beträgt nicht viel über 20000 im Durchschnitt, allein jetzt, da die Erwerbsmöglichkeiten daheim neuerdings ungünstiger werden, mag sehr wohl unsere Auswanderung wieder anschwellen.

II.

Auswanderung trägt am letzten Ende doch nur wenig dazu bei, um der Übervölkerung zu wehren. Was wollen die 500000 Russen, die über den Ural und Kaukasus ziehen, besagen gegen die zwei Millionen Menschen, um die in einem Jahre das Zarenreich zunimmt, was vollends die 20 bis 30000 Deutschen, die in die Fremde gehen, gegen den jährlichen Überschuß bald einer Million? Die Zunahme der Bevölkerung wird zuerst von der Industrie verschlungen. Wir haben jetzt in Deutschland annähernd 20 Millionen Leute, die sich von der Landwirtschaft nähren, gerade so viel, als zur Zeit der Schlacht von Waterloo; von den übrigen 48 Millionen ist die größere Hälfte der Industrie anheimgefallen. In England, in Belgien, bei uns ist die Industrie bereits der wichtigste Nahrungszweig. Desgleichen nimmt sie in der Union, in Österreich, Frankreich, Japan stark an Bedeutung zu. Auch in Rußland hat die Industrie politisch die größte Geltung erlangt, doch beschäftigt sie kaum sieben Prozent der Gesamtbevölkerung gegenüber 40—60 Prozent in den Hauptindustriestaaten.

Um zu gedeihen, bedarf die Industrie eines großen Marktes. Den kann ihr die eigene Tüchtigkeit allein nicht verschaffen. Der Staat muß zuhelfen. Denn der Zwil-

*) Die deutsche Statistik hat 221000, weil sie die Auswanderung über Lehavre und Genua nicht berücksichtigte.

lingsbruder des Großgewerbes ist der Großhandel. Nun wollen andere Länder sehr häufig den Handel, wollen die Einfuhr fremder Waren, durch deren Konkurrenz die eigenen Fabriken geschädigt werden, nicht dulden. Die Macht des Staates gehört in solchem Falle dazu, Handelsverträge zu erzwingen. Sie gehört nicht minder dazu, angegriffene und beraubte Untertanen, die Handel im Ausland treiben, zu schützen. Dazu ist ein Heer und eine Flotte nötig. Nur ausnahmsweise kann ein Staat wie Belgien ohne starke Wehrkraft seinen Handel ausdehnen, aber nur dadurch, daß er bei einem Mächtigeren unterschlüpft. In der Regel aber erblüht eine Großindustrie nur auf dem Boden der eigenen Macht. Nun ist der Reichtum, den die Industrie erzeugt, seinerseits Macht und spornt seinerseits den Staat zur Entfaltung seiner Mittel an, zwingt ihn zum Imperialismus.

Auf zweierlei Weise. Der Staat soll der Industrie neue Absatzmärkte verschaffen. Er gründet Kolonien. Die Neger, die Inder, die Tagalen werden dazu erzogen, europäische und amerikanische Waren zu kaufen. Das ist nicht sonderlich schwer. Sie mögen aber nicht arbeiten? Gut, man legt ihnen Steuern auf. Um sie zu bezahlen, muß ein Schwarzer vier Monate in den Goldminen des Transvaals schuften, ein Inder sich lange beim Weg- und Bahnbau oder in fremden Reisfeldern abplagen. Zweitens wird der Staat von den Industriellen dazu gedrängt, ihre Forderungen in Handelsverträgen zu erfüllen, in diplomatischen Noten zu vertreten. Die Ähnlichkeit mit dem Trust wird hier sehr deutlich. Der Trust wie das Syndikat erstreckt seine Macht auch auf den Käufer. Der Stahlverband zwingt ihn, mehr zu kaufen, oder andere Waren, als er beabsichtigt. Er verlangt Einsicht in seine Bücher. Er sperrt gewisse Käufer, die sich nicht fügen wollen, einfach aus und liefert ihnen überhaupt nichts mehr. Dasselbe tut der Buchhändlerverband gegenüber widerspenstigen Sortimentern. Ebenso beeinflußt ein Staat den andern. Die Union verlangte vor Jahren ganz kühl von Brasilien, es solle seinen Kaffee-Ausfuhrzoll ermäßigen — eine klärliche Einmischung in fremde Angelegenheiten. Dieselbe Union stellte an deutsche Importeure eine lange Reihe lästiger und schikanöser Bedingungen. Oder ein Staat übt einen Druck aus, damit ein anderer gewisse Waren bei niemand sonst einkaufe. Deutschland und Frankreich sagen beispielsweise zu den Russen oder Serben: „Wir leihen euch nur die gewünschten Millionen, wenn ihr soundso viel Kanonen und Schiffe bei uns nehmt."

Der Staat beschützt und fördert die Industrie, denn er selbst kann ihrer nicht entraten. Zwar konnten reine Ackerbaustaaten eine Rolle in der Weltpolitik spielen; Rußland und Amerika waren nie mächtiger als 1848, da sie noch agrarisch waren. Die Intensität heutiger Weltpolitik verlangt jedoch ganz andere Mittel, verlangt ein gutes Bahnennetz, verlangt die besten und neusten Kanonen und Schiffe. Diese Mittel aber zu liefern hat in erster Linie eine stark entwickelte Industrie. Über Napoleon siegte Rußland durch seine Größe; heute gilt der Raum nicht mehr so viel, die Entfernungen haben ihre Schranken verloren. Zur Zeit Nelsons kostete ein Kriegsschiff etwa eine Million Mark, jetzt 40 und 70. Napoleon brachte das Kunststück fertig, seine italienische Armee nicht nur in Feindesland zu unterhalten, sondern auch noch 60 Millionen Mark nach Paris zu schicken; heute kostet ein Heer auch im Feindeslande unermeßliche Summen. Das Budget für Heer und Flotte steigt in allen Staaten ungemessen. Die Gelder

dafür bringt in erster Linie die Industrie. Das wird allgemein anerkannt. Der Betrag wird eher noch über- als unterschätzt. Denn die Steuern aus der Industrie betragen wenigstens in Deutschland doch nur wenig mehr, als die aus der Landwirtschaft. Große Industriestaaten aber können nur die werden, die ausreichend Eisen und Kohle oder Wasserkräfte besitzen. Südeuropa hat da wenig Glück. Daher sind Spanien, Italien, die Türkei längst von den nördlicheren Ländern industriell überflügelt. Das rein mineralische Element, der geologische Zufall, spielt also in das Wirken des Imperialismus hinein. Man kann geradezu behaupten — auch Rußland und Amerika vor 1848 bestätigen das —: Aus rein ländlichen Verhältnissen ist noch niemals höhere Zivilisation hervorgegangen. Es bedarf dazu der Arbeitsteilung, es bedarf größeren Reichtums, es bedarf der Stadt. Nun kann aber größerer Reichtum nur durch Handel und durch Bergwerke erlangt werden. Der Glanz Ägyptens begann, nachdem Snefera die Kupferminen von Magara auf dem Sinai erobert hatte. Die babylonischen Reiche stiegen durch den westöstlichen Handel von Indien und dem Persischen Golf nach dem Mittelmeer. Wohlstand und Bildung der Griechen beruhte auf dem blühenden Handel, den sie von dem Kaukasus und Cypern nach dem Westbecken des Mittelmeeres trieben. Die Lyder gewannen den nervus rerum für Krieg und Frieden aus dem Gold des Paktolus, die Athener aus Laurion, König Philipp aus den Goldminen des thrakischen Gebirges Pangeios, Phönizier und Karthager aus den Silbergruben Spaniens, die salischen Kaiser aus dem Rammelsberg, die Fugger, durch deren Anleihen drei Kaiser und zwei Könige zu ihren Unternehmungen befähigt wurden, aus den Minen von Tirol und Ungarn, Spanien aus den Schätzen Mexikos und Perus, Preußen aus den Kohlenfeldern und Eisenlagern der Ruhr und der Saar, England aus den Kohlen Newcastles und Cardiffs und aus den Gold- und Diamantengruben einer halben Welt, endlich die Union und Japan aus Kohlen, Kupfer und Erdöl.

Mit der Ausbeutung von Mineralschätzen war notwendig das Entstehen einer Großindustrie verknüpft, und mit ihr der Großhandel. Nur auf Grund dieser Doppelentwickelung bauten sich so die alten wie die neuen Großreiche auf. Wer erinnert sich nicht aus Flauberts Salammbo, wie der karthagische Staatsmann und General zugleich einen Hauptbetrieb in Gewerbe und Handel organisiert und aus dem Erträgnis die Millionen schöpft, die nötig sind, um seinen persönlichen Einfluß zu stützen? Auch Crassus, auch so mancher Senator der römischen Kaiserzeit war ein Großunternehmer. In der Gegenwart ist Imperialismus noch enger mit Handel und Industrie verknüpft, wenn auch die Betriebsformen mehrfach andere geworden sind. Mithin, entweder Landwirtschaft und Kleinstaat, oder Industrie und Großstaat! Ein Drittes gibt es nicht. Nun sagen die extremen Agrarier und Börsengegner: „Lieber schlecht essen und friedlich schlafen als gut essen und unruhige Träume; lieber keine Weltmacht, wenn sie mit dem besten Mark des Volkes bezahlt werden muß.“ Das ist ein durchaus achtbarer Standpunkt. Er wurzelt in den besten Traditionen altpreußischer Genügsamkeit und Rechtschaffenheit; er entspräche vortrefflich dem Ideal etwa des Soldatenkönigs, Friedrich Wilhelms I., allein der Standpunkt ist dennoch unhaltbar. Warum? Weil es keinen Stillstand in der Weltgeschichte gibt, weil ein Volk, ein Staat sein Geschick sich nicht selbst wählen kann.

III.

„Und beherrschet die Erde!" Die Kimbern, die Markomannen, die Goten verlangten nichts als Land, neues Land, sonst wollten sie geduldig allen Befehlen Roms nachkommen. Der große Cecil Rhodes, der „in Weltteilen dachte", sagte bei einer seiner Reden, die so anspruchslos im Vortrag, so gewaltig ihrem Inhalt nach waren: „Ich habe mich frühzeitig davon überzeugt, daß das einzige, was in dieser Welt Wert hat, der Landbesitz ist. Wer den Boden besitzt, beherrscht auch die, so ihn bewohnen." In der Weihnachtsnummer eines Witzblattes wurde John P. Huntington, der Magnat der Southern Pacific († um 1902), dargestellt mit einer Kugel in der Hand und der Unterschrift: Also John should have something — the earth. Gerade bei den Angelsachsen ist der Landhunger am ausgeprägtesten. Er ist aber zugleich die Grundlage jeder richtigen Weltmachtpolitik. Er ist zugleich der Ausfluß eines überschäumenden Rassegefühls, des Tatendrangs, der Kriegslust und des Geburtenüberschusses, der gebieterisch nach Versorgung ruft. Auch bei den Russen hat keineswegs der Schutz der Grenzen, wie die Verteidiger der zarischen Politik stets sagen, eine Ausdehnung nötig gemacht, sondern auch bei ihnen war einfach die Freude an der Eroberung wirksam. Die Seele des Slawen hat etwas mystisches, schwankendes, schrankenloses; sie verlangt geradezu nach Grenzenlosigkeit auch im Raume, sie liebt die ungeheuere Steppe, wo der ferne Horizont mit dem Himmel verschwimmt, sie jauchzt bei dem Gedanken an endlose Fahrt im Tarantaß und im Schlitten durch die Weiten und Steppen Sibiriens und Turkestans. Das romantische Gefühl hat ebenso stark oder mehr die Russen zu neuem und immer neuem Landerwerb getrieben, wie der Schutz der Grenzen und wirtschaftliche Not. Wer hat denn die Grenzen Ostsibiriens bedroht? Doch gewiß nicht die Chinesen. Seit ihren Erfolgen, die den Vertrag von Nertschinsk 1689 zur Folge hatten, verhielten sich die Chinesen durchaus ruhig. Auch die spärlichen „alaman", die Raubzüge der Turkmenen, die sich vielleicht alle fünf Jahre nur wiederholten, wären sicherlich zu ertragen gewesen. Und die angebliche Liebe zu den unglücklichen Persern und Sarten, die von jenen Raubzügen am meisten litten? Seit wann hat sich ein Staat für andere in Kosten gestürzt? Nur törichte, nichtsahnende Indianer kämpften pour les beaux yeux du roi de Prusse. Nein, es ist nicht anders: Auch zur Gründung des russischen Reiches gab in erster Linie die frischquellende Tatenlust die innere Ursache ab. Erst nachträglich dachte man an eine Besiedelung des gewonnenen Neulandes. War doch für die 15 Millionen Russen wahrlich noch Raum genug auf der Schwarzerde und in dem Waldgebiet. Wurde doch die Eroberung Sibiriens einem Räuberhauptmann anvertraut, den man auf glimpfliche Weise von den Fruchtgefilden des Mütterchens Rußland wegweisen wollte. Nachdem aber einmal frische Gebiete erschlossen waren, ergriffen die Moskowiter mit Geschick und Behendigkeit den guten Anlaß, sich und ihre Nachkommen mit gutem Acker und schöner Weide zu versehen. Das gleiche Motiv bei den Franzosen. Was haben sie im Grunde von den trostlosen Sandwüsten der Sahara, von dem völlig unfruchtbaren Gürtel, der sich zwischen Figig und Timbuktu erstreckt? Nichts als das wohltuende Gefühl, einige Millionen Quadratkilometer mehr dem Heimatlande zuzählen zu dürfen. Dagegen stürzten sich die Japaner hauptsächlich deshalb in Abenteuer, um einer sehr peinlich empfundenen Übervölkerung Spielraum, wo sie sich

entfalten könne, zu verschaffen. Nicht minder muß die Ausdehnung der Vereinigten Staaten in erster Linie auf die bewußte Absicht, einer rasch wachsenden Volkszahl die Lebensbedingungen zu bieten, zurückgeführt werden.

Wie viel Ödlands gibt es freilich in Kanada und Sibirien, in Ostafrika und Mittelaustralien, das ebensogut im Monde liegen könnte. Es darf nur alles Land hier in Betracht kommen, das für den Unterhalt des Menschen sich brauchbar erweist. Das mag Ackerland, mag Weide, mögen Fisch- und Jagdgründe sein; auch kann aus Bergwerken, die häufig gerade in der unwirtlichsten Zone sind, wie in Alaska und Nordsibirien, reichlicher Gewinn gezogen werden; im großen ganzen aber und namentlich für die Dauer ist doch bloß Acker- und Weideland von Bedeutung. Außerdem sind diejenigen Länder abzuziehen, die entweder ihres Klimas halber oder weil sie schon stark bevölkert sind, oder aus beiden Gründen, wie Indien und Indochina, keine Besiedelung von Weißen zulassen. Wenn wir nun diesen Maßstab anlegen, so würde sich ergeben, daß ungefähr

$^1/_7$ qkm auf einen Briten,
$^1/_{11}$ " " " Russen,
$^1/_{16}$ " " " Yankee,
$^1/_{60}$ " " " Franzosen,
$^1/_{75}$ " " " Deutschen,
$^1/_{80}$—$^1/_{100}$ " " " Japaner kommt.

Die großen Reiche sind porös, locker, luftig, die kleinen fest, kompakt. Japan oder Deutschland hat eine ganz andere Wucht als Rußland oder Kanada. Die Enge der Grenzen bietet gewisse Vorteile, auch für die militärische Verteidigung. Die Nachteile indes überwiegen. Wie man in der Neuzeit die Festungen immer umfangreicher baut und sich nicht mehr davon locken läßt, daß weniger ausgedehnte Festungswerke auch weniger Besatzung brauchen, so drängt auch die Weltmacht in erster Linie nach Ausdehnung. Japan ist nicht damit zufrieden, dem Westen das Geheimnis der Technik, den Bau von Dampfschiffen und elektrischen Bahnen abgelauscht zu haben, nicht mit seiner blühenden Industrie, seinem stets wachsenden Handel zufrieden. Es begehrt noch mehr Land. Es wirft die Augen auf die Philippinen, auf Ostsibirien. Selbst das kleine Belgien hat sich in dem riesigen Kongostaat ein Ventil für seine Tatkraft geschaffen. Und wem schon viel gegeben, der will noch mehr haben.

Nur Deutschland bleibt bei dem großen Wettbewerb zurück. Waren schon unsere Kolonien in Afrika und in der Südsee nicht geeignet, einer irgendwie erheblichen weißen Bevölkerung zu dauerndem Aufenthalt zu dienen, so haben wir vollends seit 1893 überhaupt nicht mehr viel Neuland erworben. Jetzt aber ist die Aussicht noch mehr verrannt, als je zuvor. Daß ein solcher Verzicht jedoch von Übel sei, wird zwar von Vielen dumpf empfunden, aber nur selten klar erkannt.

Die Sache liegt folgendermaßen. Wir bringen, wie angedeutet, den jährlichen Zuwachs von mindestens 800000 Seelen so gut wie restlos in der Industrie unter. Dadurch muß sich die ganze Schichtung, und müssen sich die gesunden natürlichen Grundlagen unseres Volkes durchaus verschieben. Schon heute ernähren sich nur noch 27 % der Bevölkerung durch Ackerbau, während 52 % sich mit Handel und Industrie be-

schäftigen. Geht das noch ein Menschenalter so fort, so wird dreiviertel des deutschen Volkes in industriellen und kommerziellen Betrieben tätig sein. Politisch bedeutet das ein erneutes unaufhaltsames Anschwellen der Linksliberalen, insbesondere der Sozialdemokraten, und gesundheitlich bedeutet es ein sicheres Sinken der Volkskraft. Was allein uns helfen kann, ist die Erhaltung und Vergrößerung unseres Bauernstandes, die Erwerbung von mehr Ackerland. Der reine Industrie-Imperialismus dagegen führt zum Verderben.

Gobineau

Von Karl Felix Wolff, Bozen

„Gobineau ist einer der Hauptbegründer der historischen, politischen und sozialen Anthropologie, ... der Vater der modernen Rassenforschung." (Prof. Dr. Ludwig Schemann in „Gobineaus Rassenwerk", S. 495/496.)

Eine große Zeit ist im Begriffe über Europa heraufzuziehen, eine Zeit, die sich nur mit jener der indogermanischen Ausbreitung oder mit jener der germanischen Völkerwanderung vergleichen läßt. Diese gewaltige Zeit wirft ihre Lichter voraus und das erste Licht heißt Gobineau!

Wie einst der Zug der Kimbern und Teutonen die römische Welt erschreckte und sie ahnen ließ, was noch folgen würde, so war die große französische Revolution mit dem Kriegsheros und den europäischen Kämpfen, die sie zeitigte, das erste Vorspiel zu jener riesenhaften Auseinandersetzung, der wir unaufhaltsam entgegentreiben. Auf dem Boden des alten Abendlandes, auf diesem großen „échiquier où les plus grands intérêts sont venus se débattre" (Schachbrett, auf dem die höchsten Interessen sich bekämpfen), wie Gobineau (Essai, II 352) treffend gesagt hat, reifen ungeheuere Ereignisse heran. Ganz Europa schart sich in zwei Gruppen und wenn diese beiden einmal aufeinander prallen, dann wird es nicht um eine Provinz oder um eine Krone gehen, sondern um die 1000jährige Vorherrschaft einer der großen Rassen.

Erst seit der französischen Revolution und den deutschen Befreiungskriegen kennen wir ein ausgesprochenes völkisches Gefühl, und dieses hat sich im Verlauf des 19. Jahrhunderts, trotz manchen Zeitabschnitts der Ebbe, ganz folgerichtig zum Rassenbewußtsein ausgewachsen. Hand in Hand damit geht bei allen Völkern die opfermütigste

Verstärkung der Wehrmacht. Jeder Mann wird zum Soldaten und ganz Europa zu einem Heerlager mit drohenden Feuerschlünden und blinkenden Bajonetten. Kann denn ein Vernünftiger glauben, daß alles das nur durch Zufall oder durch die Laune einiger Machthaber geschehe? Nimmermehr! Ahnungen sind es, welche die Völker treiben und sie zur äußersten Kraftanstrengung ermutigen und befähigen. Sie fühlen, daß es ums Ganze geht, nicht nur um die Vernichtung einiger Staaten, sondern um die Niederschmetterung ganzer Rassen.

Unzertrennlich von den kriegerischen sind aber auch die geistigen Rüstungen; ein allgemeines Erwachen wetterleuchtet durch Europa, und vorzüglich ist es der Rassengedanke, der belebend um sich greift, die Schwachen stärkt und die Mutigen begeistert. Blut ist ein ganz besonderer Saft, und die Blutsverwandten suchen sich und rücken zusammen und geloben einander fest zu stehen, einer für alle, und alle für einen! So fühlt es die Menge dumpf und triebhaft in ihrem Innersten. Und sorgenvoll formt sie immer neue Kanonen und schleift immer neue Bajonette. Gemeinsamkeitsgefühle, Spannungen von unerhörter Kraft wollen sich auslösen. Aber noch ist alles dunkel und verworren.

Da leuchtet der Geist eines Pfadfinders blitzartig durch die Finsternis und bringt das Gewaltigste, was man einer ahnenden Menge bringen kann — er bringt eine neue Weltanschauung! Diese neue Weltanschauung wurzelt in der Erkenntnis der Rassenwerte, und ihr Verkünder ist der normännische Graf Gobineau!

Freilich, Gobineau hat die Riesenschöpfung der rassentheoretischen Weltanschauung nicht vollendet; er konnte es auch gar nicht, weil die Wissenschaft damals noch nicht genügend Rüstzeug dazu bot. Andererseits ist er nicht einmal der erste, der in dieser Richtung gewirkt hat; denn das Werk war zu groß für einen Menschen. Aber er hat doch den gewaltigsten Schritt vorwärts getan, in dem er die rassentheoretische Auffassung der ganzen Geschichte und insbesondere der Kulturgeschichte glänzend begründete. Er hat die neue Weltanschauung nicht mehr so gestalten und ausbauen können, wie wir sie heute brauchen, aber er hat sie angebahnt, indem er Tausenden der besten Männer die Erkenntnis brachte, daß für die Entwicklung der Menschheit Rassenwerte bestimmend seien.

Es war in den Jahren 1853—1855, daß Gobineaus Hauptwerk erschien; es führte den Titel „Essai sur l'inégalité des races humaines“ („Versuch über die Ungleichheit der Menschenrassen“) und wurde anfangs wenig beachtet, da es dem Zeitgeist nicht entsprach. Ein volles Menschenalter mußte vergehen, ehe die zweite Auflage erscheinen konnte. Fällt doch gerade in diese 30 Jahre die Glanzperiode des sog. Liberalismus im Bürgertum und der Internationale im Arbeiterstande. Man glaubte damals an eine nahe Zukunft der Völkerverbrüderung, man hielt den völkischen Gedanken für abgetan, für überlebt. Wie sollte da ein Gobineau sich Gehör verschaffen können. Dazu wurde er in seinem Vaterlande auch noch von den völkisch Gesinnten angefeindet, weil er die Germanen an die Spitze der Menschheit stellte. So konnten seine Gedanken nur auf deutschem Boden ihre Auferstehung feiern. Und in der Tat war Gobineau von den Besten des deutschen Volkes nie ganz aus den Augen verloren worden. Zwar gibt es wenige, die ein vierbändiges Werk in fremder Sprache wirklich ganz zu lesen

pflegen, aber der Hauptgedanke Gobineaus hatte sich doch verbreitet und war vielfach fruchtbar geworden. Wie eine auf einzelne Wissende beschränkte Überlieferung, wie eine Sage von einem vergrabenen Schatz sprach er sich fort.

Aber dieser Schatz sollte gehoben werden; ein Künstler regte es an und ein Gelehrter vollbrachte es. Welch ein schönes und würdiges Zusammentreffen. Unzertrennlich mit der Erinnerung an Gobineau verbunden bleiben für uns Deutsche die Namen Richard Wagner und Ludwig Schemann. Ich lasse hierüber Prof. Schemann selbst sprechen:

„Richard Wagner ist der erste gewesen, der mir (anfangs der achtziger Jahre), und zwar im Tone überströmender Begeisterung, von Gobineau gesprochen hat. Er ahnte damals nicht, was mir dieser große Tote einst werden sollte; wenn ich aber heute auf jene Weihestunde zurückblicke, so vermag ich sie nicht anders zu deuten, als daß er mich zu dem einsam, fern allem Menschentreiben mit der Fahne seiner Wahrheit Zusammengebrochenen geführt und zu mir gesprochen habe: Rette diesen! Sein Herzenswunsch, Gobineau, vor allem das Rassenbuch, verdeutscht und in unserem Lande eingebürgert zu sehen, ist mir mit ein Ansporn geworden, mich an dieses Werk zu wagen; und wenn ich in jahrelangem heißem Ringen, im Doppelringen gegen die oft fast überschweren Anforderungen des Gobineauschen Geistes und die Unzulänglichkeiten der eigenen Körperlichkeit, nicht erlahmt, sondern dennoch ans Ziel gelangt bin und dabei hoffen darf, mich ohne Wanken auf der Höhe meines Urbildes gehalten zu haben, so ist mir dies, um von der segensvollen Einwirkung des Werkes selbst und seines Meisters hier zu geschweigen, vor allem im Aufblick zu dem erhabenen Beispiele des Lebens und Wirkens des Mannes möglich geworden, der mir hier, wie so oft, sein Volk in einem höchsten Sinne vertreten mußte." (Schemann, Deutsche Ausgabe des „Essai", 4. Bd., VII und VIII.)

So kämpfte sich das aufstrebende junge Deutschland, das Deutschland des erwachenden germanischen Gedankens, seinen Gobineau zurück, den Pfadfinder und Lichtträger, der als Normannensprößling von Urzeit her zu uns gehört.

Prof. Schemann gab uns eine lebensvolle Übersetzung des „Essai" und als vier deutsche Verlagsfirmen die Übernahme des Werkes ablehnten, weil es veraltet und aussichtslos sei, da bewirkte der Verfasser die Herausgabe durch die von ihm gegründete Gobineau-Vereinigung. Inzwischen hat das Werk drei Auflagen erlebt, ein Beweis, daß unser Volk für den Rassengedanken reif geworden ist.

Und Prof. Schemann rastete nicht. Er gab uns weiter „Gobineaus Rassenwerk" (Aktenstücke und Betrachtungen zur Geschichte und Kritik des „Essai"), „Die Renaissance", „Gobineau und die deutsche Kultur", „Gobineau" (Eine Biographie), „Quellen und Untersuchungen zum Leben Gobineaus" und noch anderes. In Prof. Paul Kleinecke aber fand er einen aufopferungsvollen Helfer, der die ermüdende Arbeit nicht scheute, zu der deutschen Ausgabe des „Essai" ein Namen- und Sachregister zu verfassen. Übrigens hatte Prof. Kleinecke schon einige Jahre vorher in seiner Schrift „Gobineaus Rassenphilosophie" einen vorzüglichen Auszug aus dem „Essai" geschaffen*).

*) Aus der Gobineau-Literatur sei an dieser Stelle noch rühmend hervorgehoben: Dr. Fritz Friedrich „Studien über Gobineau. Kritik seiner Bedeutung für die Wissenschaft". (Leipzig 1906.)

Von allen diesen Schriften ist, wenn man mit der ganzen Geschichte und mit der Wirkung von Gobineaus Lehren vertraut werden will, Schemanns Buch „Gobineaus Rassenwerk“ (Aktenstücke und Betrachtungen, Stuttgart 1910) das inhaltreichste und wichtigste, ja es ist für ernstlich Wißbegierige ganz unentbehrlich. Das habe ich an mir erfahren, der ich Gobineau zu kennen glaubte, weil ich den „Essai“ gelesen hatte. Es ist unglaublich, welch ungeheuren Stoff Prof. Schemann in diesem Buche zusammengetragen hat; dabei ist er nicht bei der Bewertung Gobineaus im engeren Sinne stehen geblieben, sondern hat uns eine übersichtliche Literatur- und Entwicklungsgeschichte der gesamten Rassenlehre geboten.

Als besonders schätzbar für die richtige Bewertung Gobineaus möchte ich an dieser Arbeit Schemanns folgendes hervorheben. Die meisten von uns, die wir Gobineau verehren, kennen gleichwohl nur sein Hauptwerk, den „Essai“. Prof. Schemann aber, dem alles, was Gobineau geschrieben hat, stets gegenwärtig ist, beurteilt auch die Anschauungswandlungen und Fortschritte, welche bei Gobineau in späteren Jahren mehrfach zum Durchbruch kamen. So hatte Gobineau z. B. die Renaissance seinerzeit irrig beurteilt, später aber eine bessere Erkenntnis gewonnen. Dies erfuhr selbst Woltmann, der bekannte Renaissanceforscher, erst durch Schemann. Und so gehen jedem, der sich mit diesen Dingen befaßt hat, allerlei Lichter auf, wenn er Schemanns vielseitiges und umfassendes Buch liest.

Einige Urteile bedeutender Männer über Gobineau seien diesem Buche entnommen und hier wiedergegeben.

„Gobineau ist dazu gelangt, wenn nicht die Grundlehren zu entdecken, so doch sie zusammenzusetzen und ein philosophisches System aufzustellen, welches der Wahrheit so nahe kommt, wie dies auf der alleinigen Grundlage historischer Bildung möglich war. Das Buch ist vor 40 Jahren verfaßt, aber es ist heute noch um vieles den herrschenden Ansichten voraus, und die naturwissenschaftlichen Irrtümer, mit denen es durchsät ist, tun dem Verdienst des Verfassers und der Richtigkeit seines Grundgedankens keinen Eintrag.“ (Otto Ammon.)

„Gobineau est vraiment le fondateur de l'anthropo-sociologie . . . .“ (Gobineau ist tatsächlich der Begründer der sozialen Anthropologie) sagt Lapouge.

„Es muß Gobineau das Verdienst zugesprochen werden, den (sc. germanischen) Gedanken noch weiter ausgeführt und in hinreißender Sprache mit dem Feuer der Begeisterung verfochten, auf der Ungleichheit der Rassen eine ganze Weltanschauung aufgebaut zu haben. Insbesondere hat er klar erkannt und scharf hervorgehoben, daß auch die geistigen Eigenschaften Merkmale der Rasse und bei Mischungen oft sehr minderwertig sind“ (Wilser).

„Mag man über Gobineau denken wie man will, aber gerade er hat in seinem epochemachenden Werk über die Ungleichheit der Menschenrassen den Gesichtspunkt (der Rasse als Gliederungsprinzips des weltgeschichtlichen Stoffes) konsequent durchgeführt, und zwar in einer Weise, daß die inzwischen so bedeutsam fortgeschrittene historische und soziale Anthropologie und die neuesten archäologischen Forschungen in Ägypten, Kreta, Babylonien, Japan usw. seine Hypothesen immer mehr bestätigen.“ (Woltmann.)

„Dieser geistreiche Franzose, dessen Werk wir trotz seiner großen Irrtümer nicht genug empfehlen können." (Gumplowicz.)

„Ich habe mich bis jetzt vorwiegend mit dem Rassenwerk beschäftigt, dessen einheitlicher Grundgedanke meine Bewunderung erregt hat." (Schrader.)

„Man kann es als sicher hinstellen, daß jetzt einem großen Teile der gebildeten Deutschen die Haupt- und Grundsätze der Gobineauschen Rassentheorie oder besser Rassenphilosophie in Fleisch und Blut übergegangen, ein integrierender Bestandteil der Weltanschauung geworden sind." (A. Bartels.)

„Es versteht sich von selbst, daß hinfort niemand mehr Weltgeschichte oder Kulturgeschichte schreiben darf, ohne Gobineaus grundlegendes Werk studiert zu haben." (E. Jentsch.)

Am Schlusse seien hier noch zwei besonders treffende Äußerungen Schemanns angeführt:

„Jedenfalls ist Gobineau der einzige von jener älteren Gruppe der Rassenlehrer, der den Gedanken zuerst in die gesamte geistige Welt hinausgetragen hat. Er hat das, was vorher nur in einzelnen Winkeln der wissenschaftlichen Welt angeklungen und dann meist bald wieder verhallt war, zu einem mächtigen Rufe zusammengefaßt, der dann auch nach allen Richtungen entsprechend weit hinausdrang, zumal seit sein nach dieser Seite glücklichst begabter Nachfolger Chamberlain den Ruf noch verstärkt hat. Seit Gobineau fungiert die Rasse als ein bewegendes geistiges, sittliches, sozialpolitisches Moment. Mit ihm erst ist sie ein Teil unserer Weltanschauung geworden." („Gobineaus Rassenwerk", S. 530.)

„Je mehr ich das Rassenwerk gelesen, desto mehr sind mir gleichzeitig, und ohne einander zu stören oder aufzuheben, die Eindrücke zahlreicher ‚veralteter' Stellen im einzelnen und ewiger Jugend im Ganzen, Irrtümer im Kleinen und Wahrheit im Großen geworden. Die leitende Idee verliert nichts von ihrer Großartigkeit und Überzeugungskraft, so daß die Wahrheit der Gedanken durch die Irrtümer der Darstellung hindurchschlägt, wie die Flamme durch widerspenstiges Brennmaterial, und am Ende wie ein Siegesfeuer in die Jahrhunderte hinausleuchtet." (Deutsche Ausgabe des „Essai", 4. Bd., XXVI.)

Wer möchte es leugnen, daß Gobineaus Werk viele Fehler enthält, wer möchte sich aber auch, im Hinblick auf die Zeit und im Hinblick auf den laienhaften Charakter Gobineaus, darüber wundern. Gobineau braucht da gar nicht verteidigt zu werden. Nicht einmal der von Schemann zitierte Ausspruch Voltaires „c'est le privilège du vrai génie, et surtout du génie qui ouvre une carrière, de faire impunément de grandes fautes" (es ist das Vorrecht des wahren Genies und besonders des bahnbrechenden Genies, ungestraft große Fehler zu machen) will mir genügen, wenn von Gobineau die Rede ist; ich möchte vielmehr dem Verzeichnis der Fehler Gobineaus, das von seinen Kritikern so sorgfältig ausgebaut worden ist, jene Stellen entgegenhalten, mit welchen er seiner Zeit weit vorauseilte. Ist es nicht wunderbar, wenn er — obwohl in der Anschauung befangen, daß Asien die Urheimat der Indogermanen sei — dennoch vom Abendlande sagt: „c'est un lac qui a constamment débordé sur le reste du globe, parfois le ravageant, toujours le fertilisant" (es ist ein

See, der den übrigen Erdkreis beständig überflutet hat, zuweilen ihn verwüstend, immer ihn befruchtend) („Essai", II, 352), — wenn er bereits in den Germanen den Kern der Indogermanen erkennt (Schemann, „Gobineaus Rassenwerk", S. 320) und sie als die Vollender der indogermanischen Sendung feiert — wenn er betont, daß sie nicht als Zerstörer, sondern als Retter der Kultur auftraten („bien loin de détruire la civilisation, l'homme du Nord a sauvé le peu qui en survivait", „Essai", III, 357 — weit entfernt die Zivilisation zu zerstören, hat der Mann des Nordens das wenige, was davon noch am Leben war, gerettet)! Doch das gehört bereits zu seinem leitenden Grundgedanken. Aber auch in nebensächlichen Fragen urteilt er mit wahrer Sehergabe; so wenn er das älteste Rom für etruskisch erklärt, wenn er sagt, daß die Basken keine Rasse seien (was heute noch mancher übersieht, der von solchen Dingen schreibt), wenn er den Wert der Sprachwissenschaft für die Völkerkunde mit erstaunlicher Richtigkeit bestimmt, wenn er die untergeordnete Bedeutung der slawischen und amerikanischen Welt für die Zukunft der Menschheit betont u. dgl. mehr.

Und nun kehre ich dorthin zurück, woher ich ausgegangen, nämlich zur Bewertung Gobineaus als *biologischer Erscheinung* im Entwicklungsvorgange der Menschheit und insbesondere der Germanen. Es scheint mir unzweifelhaft, daß eine entscheidende Auseinandersetzung der europäischen Führerrassen bevorsteht. Dieser Auseinandersetzung, vielleicht der größten, welche die Weltgeschichte gesehen hat, geht eine Neuorientierung der Geister im Zeichen des Rassengedankens voraus. Wie die Araber des Islams bedurften, um ihre Ausbreitung siegreich durchführen zu können, so tun auch uns eine neue, wenigstens politische Weltanschauung und ein neuer Idealismus not, um der riesenhaften Aufgabe gerecht zu werden, vor die das Schicksal uns jetzt stellt. Wie schön sagt doch unser Paul de Lagarde: „Ich werde nicht müde zu predigen, daß wir entweder *vor einer neuen Zeit oder vor dem Untergange* stehn; vorläufig glaube ich noch, daß Deutschland das Herz der Menschheit ist!" Man denke ja nicht, daß man in so gewaltigen Entwicklungsabschnitten mit Bajonetten und Kanonen allein auskommen könne; vor allem müssen die Geister aufgerufen und gewonnen werden. Zu den Befreiungskriegen gehörte nicht nur ein Blücher, sondern auch ein Jahn, ein Arndt und ein Körner! Und wie einer emporringenden Rasse große Heerführer erstehen, so auch Propheten, d. h. Schöpfer von neuen leitenden Gedanken.

Die nordeuropäische Rasse, deren politische Vormacht heute vom Deutschen Reiche gebildet wird, geht einem Kampfe um Sein oder Nichtsein entgegen und der leitende Gedanke in diesem Kampfe ist das Rassenbewußtsein. Darum brauchen wir eine rassentheoretische Weltanschauung und diese reift langsam heran. Ihr erster Verkünder ist Gobineau.

Warum hat nun gerade eine Romane als erster das Wort gesprochen, das uns beflügeln soll? Weil es ein physiologisches Gesetz ist, daß die *Mischlinge frühreif* sind! So waren die Hellenen, so waren die Träger der Renaissance-Kultur und so war Gobineau! Schemann kennzeichnet ihn ganz richtig als einen „durch mediterrane (südfranzösische) Mischungen hindurchgegangenen Nordländer" („Quellen und Untersuchungen", S. 17).

Und gerade die *streng katholische Gesinnung Gobineaus*, an der so viele

Nordländer Anſtoß nehmen, ſcheint mir ein Beweis dafür, daß er nur gleichſam ein Werkzeug war und daß die Gewalt der Entwicklung über ſein Allerinnerſtes hinweggegangen iſt. Wie Nord- und Süddeutſchland, wie Preußen und Öſterreich, die ſich einſt ſo heftig befehdeten, jetzt feſt zuſammenſtehen, um der ungeheueren Gefahr zu trotzen, die von allen Seiten heraufzieht, ſo müſſen auch Brücken über die konfeſſionellen Spaltungen geſchlagen werden, um die Geiſter zu einen. Nur wenn ein neuer ſittlicher Aufſchwung und ein neuer Idealismus uns alle unwiderſtehlich beſeelen, werden wir imſtande ſein, die Einkreiſung zu ſprengen und dem Germanentum jene Stellung zu erkämpfen, die auf der Erde ihm gebührt.

Gobineaus Werk muß vollendet, ſein Ruf muß mit neuer Kraft und neuer Begeiſterung erhoben werden. Aber auch mit neuem Mut. Denn wir ſind keine Schwarzſeher, wie er es war. Wir glauben an die Zukunft der Germanen. Wir wollen leben, leben und kämpfen, kämpfen und ſiegen!

Dazu brauchen wir ein neues Ideal — das Ideal des germaniſchen Herrſchaftsgedankens. Sind wir erſt davon durchdrungen, dann müſſen unſere Scharen unwiderſtehlich werden und das ſtolze Wort muß ſich erfüllen, das Gobineau verkündet hat:

Rien de plus glorieux dans les annales humaines que le rôle des peuples du Nord! Nichts Glorreicheres in der Geſchichte der Menſchheit, als die Rolle der Völker des Nordens! („Eſſai", III, 359.)

Nachwort der Schriftleitung: Dieſer Aufſatz wurde geſchrieben, als wir noch nicht den großen Morgen hatten aufflammen ſehen. Was wir damals glaubten, in des Daſeins qualvoller Enge, heut iſt es uns, ja allen, ſoweit die deutſche Zunge klingt, zur unerſchütterlichen Gewißheit, zu einem tiefinneren, tatenſchaffenden Erleben geworden! Da fiel über Nacht von uns ab, was klein und ſchwach, was elend und ſiech an uns war. Der Krieg, der zornige, Völker befreiende, heilige Krieg, er hat uns geſund gemacht; er hat die ſittlichen, die edelgeiſtigen, wahrhaften Heldenkräfte wieder in aller Herzen erweckt, er hat — was Jahrhunderte nicht vermochten — in einem Augenblicke geſchaffen: eine Brücke über alle Geiſtesklüfte, die mehr als die bloßen Anfänge äußeren Verfalls unſerem Volke Verderben dräuten. Ja, ſei uns gegrüßt, heilige Not, die du ein einiges, ein großes Volk ſchufſt, eins in dem eiſernen, trutzigen, gläubigen Willen zum Sieg! Fürwahr, ein Edelvolk, das ſolcher Erhebung fähig iſt, kann nicht untergehen. So bringe uns denn, heilige Schickſalsſtunde, wofür wir Opfer einſetzen, die unerhört ſind ſeit dem Anbeginn der Welt, und was nach großen, ehernen Geſetzen kommen muß und kommen wird: den neuen germaniſchen Völkerfrühling und als ſeinen unerſchütterlichen Hort die Ewigkeit des von ſeinen äußeren und inneren Nöten befreiten deutſchen Volkstums!

Die Jugendpflege und ihre nationale Bedeutung

Von Oberbürgermeister Konrad Maß, Görlitz

I.

Unsere Zeit steht im Zeichen des Ringens, des Ringens um neue Ideale. Alte, anscheinend erprobte Werte werden verworfen, nicht erprobte Werte erstrebt. Mannigfach sind die Ziele im einzelnen, mannigfach die Wege, auf denen man zu ihnen zu gelangen strebt. Allen diesen noch so verschieden gestalteten Bestrebungen aber ist eins gemeinsam, daß man erkannt hat: unser Volk bietet in seiner jetzigen Verfassung keine Gewähr für eine glückliche Zukunft und geht, wenn es sich nicht noch in letzter Stunde auf sich selbst besinnt und eine ernstliche Wendung zum Besseren sich anbahnt, Zeiten entgegen, die allein auszudenken uns zittern machen kann. Darum müssen wir alle, die wir für unser Volk und Volkstum mitzuwirken berufen sind, — und wer wäre das nicht? — mit allen Kräften, jeder an seinem Teile, darnach streben, das gesamte Volk einer Läuterung, einer Veredelung entgegenzuführen. Allem in seinen Einzelzielen noch so verschiedenen Streben ist aber auch das gemeinsam, daß es von der Überzeugung getragen wird: wenn wir noch etwas erreichen wollen, so dürfen wir uns nicht an die Alten, die Satten, die Selbstzufriedenen wenden, sondern müssen die Jugend zu gewinnen suchen, die Hoffnung, und wie wir so gern bekennen möchten, den Stolz und die Freude, jedenfalls aber die Zukunft unseres Geschlechts, die berufen ist, auf den alten Überlieferungen fortbauend, deutsches Volk und Volkstum zu erhalten.

Seit man das eingesehen hat, sind Tausende von Vereinen und Einzelpersonen im Deutschen Reiche tätig, unsere Werdenden zu beeinflussen. Die ersten vielleicht waren die Geistlichen, die in Eifer und Treue die Jugend um sich scharten; dann folgten die großen Verbände, wie die deutsche Turnerschaft und der deutsche Verein für Handfertigkeit und Volksspiel; endlich ist dann, spät, aber wie wir hoffen, nicht zu spät, auch der Staat auf dem Plan erschienen. Die Einzelbestrebungen gehen auf seelische Erbauung, geistige Schulung, körperliche Ertüchtigung. Sie alle sind nützlich und gut, ja bei der Verschiedenheit der Wesensanlage sind sie alle notwendig, — aber in der Einseitigkeit, mit der sie meist betrieben werden, liegt doch eine Gefahr. Das Streben nach körperlicher Ertüchtigung führt in seiner Übertreibung oft zu Sportfexerei und Muskelprotzentum und läßt das Seelische, das Geistige zurücktreten. Daher kann diese Bewegung, wenn sie große Massen von Jugendlichen an sich lockt, wohl in die Breite gehen, sie läßt aber die Tiefe vermissen. Seelische Beeinflussung durch die Religion ist unbedingt erforderlich; ja die Religion ist der mächtigste Antrieb zum Guten und Edlen, und eine wahre Jugendpflege kann ohne sie gar nicht bestehen. Aber wir dürfen nicht übersehen, daß nur ein verhältnismäßig kleiner Teil der Jugend ihren Einflüssen wirklich zugänglich ist, zumal auf die Dauer, und dann liegt bei ihr die Gefahr vor, daß eine weltabgewandte oder auch heuchlerische Jugend herangezogen wird, die sich ängstlich vor der Welt, in die sie nun doch einmal gesetzt ist, und mit der sie sich abfinden muß, verschließt. Diese Erziehung birgt ferner die große Gefahr der konfessionellen Spaltung, die um so bedauerlicher ist, als wir uns endlich darauf besinnen müssen, daß wir alle, welchem Bekenntnis wir auch zugehören mögen, Söhne und Töchter *eines*, des deutschen Volkes sind, und daß diese völkische Zusammengehörigkeit

ein festes Band gibt, das über alle sonstigen Verhältnisse hinaus uns unauflöslich aneinander ketten sollte. Die geistige Bildung endlich, namentlich die ästhetische, ist bei dem geringen Verständnis der großen Menge für geistige Dinge nicht fähig, einen namhaften Teil der Bevölkerung wirklich so zu fesseln, daß eine Beeinflussung des ganzen Volkes durch sie allein hervorgerufen werden könnte. Nein, alle diese Bestrebungen seelischer, geistiger, körperlicher Art müssen zusammenwirken.

Wir dürfen uns über den Ernst der Lage nicht hinwegtäuschen. Mögen wir es so weit gebracht haben auf so vielen Gebieten des äußeren Lebens, heute im Zeitalter der Elektrizität, der Röntgenstrahlen, der Luftschiffahrt, — so müssen wir uns doch darüber klar sein: der letzte Erfolg fragt nicht darnach, was ein Volk in Technik, in Kunst und Wissenschaft leistet, sondern er fragt nach der Überlegenheit an sittlicher Tüchtigkeit, an körperlicher Rüstigkeit und Kraft. Wollen wir aber diese Überlegenheit für das ganze Volk erreichen, so müssen wir die Erziehungsmittel der Seele des Volkes anpassen, sie ihr verständlich machen, damit das Volk ganz in ihnen aufgehen, sie ganz in sich aufnehmen kann. Kultur setzt eine fortwährende Verbindung und gegenseitige Einwirkung der verschiedenen Kulturträger auf und miteinander voraus. Dies erscheint ganz selbstverständlich, wenn man bedenkt, wie das Volk von den äußeren Einflüssen des von ihm bewohnten Landes abhängig ist, wie Tätigkeit, Charakter, Gesinnung sich den äußeren Verhältnissen anpassen, von ihnen beeinflußt werden. Wenn wir daher eine Einheit in unserer heute so zerfahrenen, nach den verschiedensten Richtungen zerrissenen Kultur herbeiführen wollen, so dürfen wir, wollen wir uns überhaupt ein erreichbares Ziel stecken, nicht einem faden Weltbürgertum zuneigen, sondern müssen uns als Deutsche auf eine deutsche Kultur beschränken. Der Deutsche kann von Natur nicht anders sein als deutsch, und diese seine wahre Natur sollte er pflegen; dann hat er ein Streben, das ihn über alle Äußerlichkeiten des Daseins zu einer inneren Einheit erhebt. So ist alle wahre Kultur eine völkisch bedingte.

Wollen wir daher, und das ist doch das Ziel aller Jugendpflege, die Jugend zu festen Persönlichkeiten erziehen, die es ernst meinen mit sich, mit ihrer Pflicht, mit ihrem Volke, so muß die Erziehung zu deutscher Gesinnungstüchtigkeit im Vordergrunde stehen. In ihr liegen alle Einzelwerte, die wir erstreben, seelische Tiefe, geistige Regsamkeit, körperliche Kraft und Gewandheit in Fülle beschlossen.

Allerdings hat man diesem Verlangen auch Einwände entgegengesetzt. Man hat vor allem gewarnt, durch solche Ziele weiche Schwärmerei, Deutschtümelei und romantische Empfindungen ohne klare Ziele in die Jugend hineinzutragen. Nun, ich glaube, das ist bei einem großen Teil unserer Jugend nicht zu befürchten, und dann bin ich der von vielen als rückständig verschrienen Ansicht, daß ein klein wenig Schwärmerei der Jugend gar nicht übel ansteht: sie gehört doch einmal notwendig zum deutschen Wesen. Sie ist die stille, nur empfundene, nicht ausgesprochene Sehnsucht des im Staube des Alltags verarmenden Menschenherzens nach etwas Höherem, Reinerem, und schließt eine Läuterung der Seele in sich; in unklaren Gefühlen entstanden, entwickelt sie sich zur Klarheit und reift oft heran zur befreienden Tat. Erforderlich ist nur, daß die Jugend nicht in der unklaren Schwärmerei verharrt, — schon Johann Gottlieb Fichte fordert Charakter und Klarheit; — deutsch ist vielmehr die mutige Tat.

Noch immer werden, so viel darüber geschrieben worden ist, unsere Ziele mißverstanden. Noch immer bestreiten viele, daß überhaupt eine Not im Volke vorhanden sei und schelten die Warner schwarzseherische Pessimisten. Andere wieder verfallen ins Gegenteil und meinen, alle Arbeit am Volke sei ein Tropfen auf einem heißen Stein; sie wollen ganze Arbeit machen, drängen hin auf eine Erneuerung des Volkslebens von der Wurzel aus auf völlig neuer Grundlage, die erst nach Ausrottung aller bestehenden Verhältnisse gelegt werden könne. Die so denken, sind unklare Schwärmer, die da vergessen, daß in den Wurzeln des üppig wuchernden Gesträpps auch die Keime des Guten verschlossen liegen, die bei einem völligen Zusammenbruch, wie ihn etwa eine soziale Revolution zur Folge haben könnte, unwiederbringlich mit vertilgt würden Sie vergessen ferner, daß ein solcher Umsturz eine furchtbare Gefahr für das Volk bedeutet, der selbst ein starkes Volkstum erliegen kann. Wieder andere fürchten, daß man es der Jugend zu bequem mache, wenn man in einer Weise für sie sorge, die sie selbst in ihrer Jugend nicht gekannt. Das sind die Hartherzigen, die der Jugend nichts gönnen, was sie nicht auch genossen haben, oder die Einsichtslosen, die noch immer nicht begreifen wollen oder können, daß die heutige Jugend unter ganz anderen wirtschaftlichen Verhältnissen aufwächst, verglichen mit der Zeit, da sie selber einst jung waren. Noch andere wieder wenden ein: was kümmert uns die fremde Jugend? da ist ja das Elternhaus und die Schule. Nun, die Jugend des eigenen Volkes sollte keinem fremd sein, sonst hat dieser Einwand viel Bestechendes an sich. Ganz gewiß erzieht am besten ein Elternhaus, in dem die Kräfte natürlicher Liebe wirken; aber wie ist's damit? namentlich in den Städten? Wie soll der Vater, der abends abgespannt von der harten Fron des Tages und mißmutig in die jeder Gemütlichkeit bare Häuslichkeit zurückkehrt, wie soll die Mutter, die den Tag über auf Arbeit war, um mitzuverdienen, die mitverdienen mußte, wenn sie und die Ihren nicht hungern wollen, und die dann noch in Eile ihr kleines Tagewerk beschicken muß: — wie sollen sie Erzieher werden zum Guten? Ein eigentlich deutsches Familienleben, auf dem die Kraft des Staates beruht, ist leider in den meisten Familien nicht mehr zu finden. Und die Schule? Es ist besser geworden. Man hat vielfach die Schäden einer rein geistigen Ausbildung erkannt und sinnt auf Abhilfe. Man wendet dem deutschen Unterricht in Geschichte, Sprache, Literatur wieder mehr Aufmerksamkeit zu, wenn auch nach meiner Meinung noch nicht genug; man sieht doch hie und da schon ein, daß ein frischer Junge ohne gelehrte Neigungen dem Vaterlande mehr nützen kann als ein bebrillter Pedant oder Streber auf der Schulbank. Aber die Schule kann nicht alles leisten, — und dann: wie lange währt ihr Einfluß? Mit vierzehn Jahren oder früher verläßt ja die große Menge des Volkes die Schulbank, froh, ihrem Zwange entronnen zu sein, und läuft nun, noch mit lachendem Gesicht, hinein ins Leben, das ihm seine goldenen Pforten zu öffnen scheint, bis eine andere Erziehung sie erfaßt, meist eine Erziehung zu Haß gegen Gott und Vaterland, zur Verachtung dessen, was uns heilig ist, zur Unbotmäßigkeit gegen alle staatliche Gewalt, zur Erlangung angeblicher Freiheit, die doch nur die größte Knechtschaft ist, die man sich denken kann.

So ist es gekommen, daß nicht mehr der grüne Wald, das weite Feld einen großen Teil der heutigen Jugend anlockt, sondern daß sie in rauchgeschwängerten Ver-

gnügungsstätten sich ergeht, wo der Rücken krumm wird, das Auge leer, wo alle Sonnensehnsucht in ihr erstirbt. Dieses Sehnen ihr wiederzugeben, ist unsere Aufgabe, denn das Sehnen ist die stärkste Triebfeder zur Tat. Und wir alle, die wir an die große Aufgabe des deutschen Volkes glauben, die wir diese traurigen Erscheinungen nur als einen traurigen Übergang ansehen, den wir mit gutem Willen beseitigen müssen und können: wir müssen zusammenstehen in diesem Kampf.

II.

Diese Erziehung der Jugend zu deutscher Gesinnungstüchtigkeit sollte so früh wie möglich beginnen, ehe der Keim des Bösen, des Undeutschen in sie hineingetragen ist. Viel zu sehr wendet man sich der schulentlassenen Jugend zu und bedenkt nicht, daß bei ihr oft der Grund schlecht ist, auf den man baut. Ich habe daher schon früher den Vorschlag gemacht, alle unehelichen Kinder, die ja in besonders starkem Maße gefährdet sind, unter der unmittelbaren Aufsicht des Staats zu erziehen. Wenn auch auf die völlige Durchführung jener Vorschläge nicht zu hoffen ist, so glaube ich doch, daß die Entwicklung sich in dieser Richtung vollzieht; — man sieht ja, daß der Gedanke der Fürsorgeerziehung immer weitere Kreise zieht, daß bei ihm immer mehr der Gedanke der Vorbeugung — im Gegensatz zur alten Zwangserziehung als Buße für begangene Frevel — Platz greift, daß man immer mehr erkennt, daß in gut geleiteten, nicht zu umfangreichen Anstalten wirklich überaus befriedigende Erziehungsergebnisse erzielt werden können. Aber bevor das geschieht, werden noch Tausende deutscher Knaben und Mädchen verderben, wenn wir nicht tüchtig zugreifen, und darum müssen wir aus völkischer Rücksicht alle Mittel fördern, die geeignet sind, das Volk und seinen Nachwuchs zu ihrem deutschen Gewissen zu stärken.

Schon mit dem Augenblick, wo ein junger Erdenbürger das Licht der Welt erblickt, muß diese Fürsorge beginnen. Von diesem Gesichtspunkt aus ist die Säuglingspflege, wie sie wohl in allen größeren und jetzt schon in vielen kleineren Orten systematisch betrieben wird, ein großer Segen. Sie darf aber nicht ausarten zu einer Unterstützungsanstalt für bedürftige Wöchnerinnen. Ihr Hauptziel ist ein anderes, nämlich: mit allen Kräften auf die Mutter einzuwirken, daß sie ihre Pflichten gegen den Säugling recht erkennt. Sie ist vor allem anzuhalten, daß sie dem Kinde nicht aus Laune oder Bequemlichkeit oder gar aus falscher Vornehmheit den natürlichen Quell der Nahrung verschließt, der ihm allein zum Segen gereichen kann. Die Mütter sind ferner in allen wichtigen Fragen der Kleinkinderpflege und -Ernährung durch gut geschulte Pflegerinnen zu unterweisen. Ist doch bekannt, daß bei den jungen Müttern, namentlich der werktätigen Schichten, eine erstaunliche Unwissenheit in diesen Dingen herrscht. Die Erfolge, die man mit diesem Streben gezeitigt hat, sind erfreulich genug: die Säuglingssterblichkeit ist in den letzten drei Jahrzehnten im Deutschen Reiche von einigen dreißig auf etwa sechzehn vom Hundert der Lebendgeborenen zurückgegangen, wobei als Säuglingsalter das erste Lebensjahr gerechnet wird. Viele Tausende von Kindern, die ohne diese Hilfe dem Tode verfallen gewesen wären, sind so gerettet, und die Sterblichkeit zeigt deutlich die Richtung weiteren Sinkens.

Man hat wohl dieser Einrichtung gerade vom völkischen Standpunkt aus den Vor-

wurf gemacht, daß sie allzu milde vorgehe, daß sie die Lehre von der natürlichen Auslese nicht genügend berücksichtige. Man hat gefragt, ob es denn im völkischen Sinne wirklich zu begrüßen sei, wenn das unglückliche Kind einer niedrigen Dirne, vielleicht in der Trunkenheit gezeugt, schon in frühester Kindheit mit den Malen des Lasters gezeichnet, mit siechem Leibe und stumpfem Geist behaftet, mühselig am Leben erhalten wird, um einem Jammerlose entgegenzusiechen, dem es doch nicht entgehen könne. Wäre es da nicht im völkischen Sinne besser, wie die alten Spartaner in ihrem sicheren Rasseninstinkt zu handeln, indem sie schwächliche Kinder dem Hungertode preisgaben' ehe sie zum Lebensbewußtsein erwachten, eine strenge Auswahl zu üben? Die Berechtigung dieser Frage ist nicht ganz von der Hand zu weisen, — aber wir leben zugleich in einem Zeitalter, in dem das Wort „Sittlichkeit" seinen Platz sich erobert hat. Und dann: wo sollte man die Grenze ziehen? sollte man das Kind des Armen, für das die öffentliche Fürsorge eintreten muß, verkommen lassen, während der Wohlhabende ein ebenso geartetes Kind aufziehen darf, nur weil es keine öffentlichen Mittel erfordert? Das wäre eine Bevorzugung des Reichtums, die nicht zu billigen wäre. Und endlich: wer kann sagen, ob nicht in dem schwachen Kinde, das wir dem Verderben preisgeben, eine starke und reine Seele wohnt, die ihrem Volke einst Führer und Berater sein könnte in so mancher seelischen und leiblichen Not! Nein, jeder, der Menschenantlitz trägt, hat ein Recht auf Hilfe. Ziehen wir also die Kinder heran, soweit es in unserer Macht liegt, sorgen dann aber auch dafür, daß das so gerettete Kind später in die rechten Hände kommt!

Denn bald beginnt die Zeit, wo der Wille sich regt und beeinflußt werden muß. Da sind es die Kinderbewahranstalten, die die kleinen, noch nicht schulpflichtigen, und die Kinderhorte, die die schulpflichtig gewordenen Kinder in der schulfreien Zeit versammeln, um sie von den Lockungen der Straße fernzuhalten, die heute so vielen Tausenden zum Verderben gereicht. Hier muß sogleich die Erziehung einsetzen, die sich in aller Stille und Bescheidenheit, von Aug' zu Auge, von Herz zu Herzen abzuspielen hat. Wenn das glückliche Kind nach Hause eilt, zu den liebenden Eltern, in den frohen Kreis der Geschwister, dann sollen auch diese unglücklichen Kinder in einem Kreis gesammelt werden, der ihnen einigermaßen die Familie ersetzen kann. Dort werden die Schulaufgaben beaufsichtigt, und dann tritt die Freude, die Triebkraft jeder Jugenderziehung, in ihr Recht. Die größeren Jungen lernen Schnitz-, Tischler- und Papparbeiten, die größeren Mädchen werden mit Handarbeiten, wenn möglich auch mit Kochen und sonstigen wirtschaftlichen Dingen beschäftigt; die kleinen tummeln sich in harmlosem Spiel; alle aber, groß und klein, werden eifrig zum Singen angehalten: unsere alten religiösen Kerngesänge, gute deutsche Volks- und Wanderlieder sind gründlich zu erlernen. Wissen wir doch alle, die wir im Lebenskampfe stehen, wie oft ein gutes Lied Tröster und Helfer ist in seelischer und leiblicher Not. Oder es wird ein gutes Buch vorgelesen, eine schöne Geschichte oder ein Märchen erzählt, woran das deutsche Schrifttum so reich ist. Vor allem aber gehe es so oft wie möglich hinaus in die schöne weite Gotteswelt, um so den Kindern den Weg zur Natur, den sie so oft verloren haben, wieder zu erschließen. Bei ihr allein ist Fülle und Reinheit, und ich glaube, daß viele Schäden, an denen heute unser Volk krankt, in der Entfremdung von der Natur ihren letzten Grund finden.

Und wie lehrreich kann man zugleich solche Wanderung gestalten! Auf dem Lande wie in der Stadt zeige man den Kindern deutsche Arbeit, man schaue dem Bauern und dem Handwerker zu, dem Schiffer wie dem Arbeiter; man führe die Kinder überallhin, wo deutsche Arbeit etwas schafft. Man spreche zu ihnen, wenn eine Stadt oder ein Dorf durchwandert wird, von dessen Verwaltung und gehe davon allmählich auf die Verwaltung des Staates und des Reiches über. So werden sie ohne Aufdringlichkeit lernen, was ihnen nottut; daß jede Arbeit, mag sie noch so klein oder unbedeutend erscheinen, notwendig, und daß nur der ein Minderwertiger ist, der die Arbeit scheut und sich auf die Hilfe der Allgemeinheit verläßt. Wenn sie sehen, wie auch die kleine Arbeit ins große Ganze sich einfügt, dann werden sie lernen, auch sich selber als einen Teil des Ganzen zu fühlen, für das sie einst mit einstehen müssen in ihrem Denken und Handeln. Nur wenn schon die Kinder gut völkisch vorbereitet sind, kann die Erziehung der Schulentlassenen von Segen begleitet sein. Sonst wird der Erzieher allzu oft auf unvorbereitete Herzen stoßen, — einem Arzte vergleichbar, der zu einem Schwerkranken gerufen, sich mit Zagen gestehen muß: noch vor einer Stunde wäre Hilfe möglich gewesen, jetzt ist's zu spät.

III.

Die Fürsorge für die schulentlassene Jugend ist eine Erziehungsarbeit, die sich folgerichtig an die eben bezeichnete anreiht und in demselben Sinne wirken soll. Allerdings sind einige Unterschiede zu beachten. Einmal ist der Kreis der zu Beschützenden ein anderer. Bei den Schulkindern und den noch nicht schulpflichtigen haben alle jene Einrichtungen nur einzutreten, wenn und soweit das Elternhaus versagt. Wo dieses seine Pflicht erfüllt, wie es gottlob noch immer in einer großen Zahl von Familien der Fall ist, da bleibe fremde Einwirkung fern. Nach der Entlassung aber kehren Tausende von jungen Leuten dem Elternhause den Rücken, und die wirtschaftliche Entwicklung, die mit dem altväterlichen Verhältnis zwischen Meister und Geselle, zwischen Dienstherrschaft und Gesinde aufgeräumt hat, hat es mit sich gebracht, daß in den weitaus meisten Fällen, namentlich in den großen Städten oder sonstigen Industriemittelpunkten, ein rein rechtliches Verhältnis zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer besteht. Um den jungen Menschen, der doch wahrlich in dem jugendlichen Alter, in dem er die Schule verläßt, der Anlehnung und Führung bedarf, kümmert sich niemand.

Dann aber ist das junge Volk selbst ein anderes geworden; bisher fühlten die jungen Leute die Hand der Schule und des Elternhauses bei jedem Schritt, den sie taten, über sich. Das fällt nach der Schule bei einer großen Anzahl von ihnen fort. Sie sind „frei" geworden und fühlen sich reif, jedem Zwange entwachsen. Wo also früher Zwang angewendet werden konnte, da muß jetzt versucht werden, die Jugend dahin zu beeinflussen, daß sie sich der Erziehung freiwillig fügt. Und noch etwas anderes ist in ihr Leben getreten: mit dem Reifen des Körpers das Reifen der Sinne, das je nach Veranlagung und Vorbild bald stürmischer, bald zarter sich äußert, in jedem Falle aber schwere, rätselvolle Stunden in dem werdenden Manne, in der werdenden Jungfrau hervorruft. Darauf ist Rücksicht zu nehmen bei der Arbeit. Sonst aber bleiben Weg und Ziel dieselben: die Erziehung zu deutscher Gesinnungstüchtigkeit, die allein eine Fortdauer des deutschen Volkes in seiner Stärke und seinem Einfluß gewährleistet.

Wie sich diese Jugendpflege zu gestalten hat, ist in dieser Zeitschrift in großen Grundzügen schon dargelegt worden, und dabei, was sich auch aus meinen Ausführungen folgern läßt, die Forderung aufgestellt: die Jugend nicht zu einer politischen Partei, zu einem bestimmten Bekenntnis oder zu einer bestimmten wirtschaftlichen Richtung zu gewinnen, sondern ein „körperlich, geistig und sittlich tüchtiges Geschlecht heranzuziehen, das fähig ist, der Väter Erbe nicht bloß zu erhalten, sondern zu fördern und weiterzuführen". Das aber kann nur geschehen durch eine gemeinsame Arbeit des ganzen Volkes an der gesamten Jugend aller Stände, — eine Arbeit, die neben die körperliche Ertüchtigung seelische Erbauung, neben wirtschaftliche Befähigung geistige Schulung stellt.

Staat, Gemeinden, Gesellschaft kommen da als Mithelfende in Frage. Der Staat hat begonnen sich zu betätigen, indem er Zwangsfortbildungsschulen ins Leben ruft, auf Wandern und Turnen größeres Gewicht legt und neuerdings, worin Preußen und Sachsen vorangegangen sind, durch „Jugendpflegeerlasse" alle Gutgesinnten zur Mitarbeit am großen Werke aufgerufen hat. In den dem preußischen Ministerialerlaß vom 18. Januar 1911 angehängten „Ratschlägen und Grundsätzen" wird als Aufgabe der Jugendpflege bezeichnet: „die Mitarbeit an der Heranbildung einer innerlich frohen, körperlich leistungsfähigen, sittlich kräftigen, von Gemeinsinn und Gottesfurcht, Heimats- und Vaterlandsliebe erfüllten Jugend." Und zur Mitwirkung werden alle berufen, die ein Herz für die Jugend haben und deren Erziehung in vaterländischem Sinne zu fördern bereit und in der Lage sind. Als Mittel der Pflegetätigkeit werden genannt: Sammlung der Jugend in der arbeitsfreien Zeit, Gründung von Büchereien, Einrichtung von Musik-, Gesang-, Lese- und Vortragsabenden, Besuch von Museen und Denkmälern, Bereitstellung von Spielplätzen und -Hallen, Turn-, Schwimm- und sonstige Leibesübungen, Spiele und Wanderungen, Familien- und Erinnerungsfeste an vaterländische Gedenktage. Die Durchführung dieser Grundsätze bringt einen angemessenen, durchaus nötigen Wechsel praktischer und idealer Erziehungsmittel. Heime, möglichst auf dem Grundsatze der Selbstverwaltung aufgebaut, allerdings unter steter Aufsicht Erwachsener, sollen die Jugend zusammenschließen und ihr Gelegenheit zur Betätigung kameradschaftlichen Sinnes geben.

Welcher Art von Einwirkung man die größte Bedeutung beimessen soll, wird sehr verschieden bewertet, letzten Endes kommt alles auf die Persönlichkeit des Leiters an, der ein guter Freund und Vertrauter der jungen Leute und auch geeignet sein muß, in ihnen sittliche Werte zu schaffen. Alle Begebenheiten des täglichen Lebens, aber auch was das Herz im Innersten bewegt, muß, sei es in kleinem Kreise, sei es unter vier Augen, zwischen dem Pfleger und seinen Zöglingen zur Sprache kommen. Mit dem Führer und der Stellung der Jungen zu ihm steht und fällt die ganze Arbeit.

Aber auch auf die Mädchen ist in ganz ähnlicher Art einzuwirken; die Sorge für sie ist mindestens ebenso wichtig wie die für die Knaben. Sie sind die Mütter des kommenden Geschlechts, von unreinen Müttern kann man keinen reinen Nachwuchs verlangen; wenn sie verderben, ist das Beste verdorben. Auch bei ihnen ist der Hauptschaden in dem Mangel an sittlichem Ernste zu suchen. Um abends freier zu sein, als es beim Gesindedienst möglich ist, gehen sie in Scharen in die Fabriken und lernen dort, abge-

sehen von den wenigen, sich stets wiederholenden, meist rein mechanischen Handgriffen nichts von dem, was sie im späteren Leben gebrauchen; sie gewinnen kein inneres Verhältnis zu ihrer Arbeit. Und da sie des erzieherischen Einflusses nach der Schulentlassung zum großen Teil entbehren, vielfach sich ihm absichtlich entziehen, treten die niedrigen Neigungen hervor: Sucht nach Putz und Tand, Vergnügungssucht und leichtfertiger Sinn. Damit sinkt die innere Widerstandskraft. Die Unsittlichkeit ist von Jahr zu Jahr gestiegen, die Zahl der unehelichen Kinder und die Selbstverständlichkeit, mit der davon gesprochen wird, ist geradezu staunenerregend. Durch diese Unkenntnis in allen Dingen des praktischen Lebens in Verbindung mit sträflichem Flattersinn legen sie den Grund zu unglücklichen Ehen. Darum muß auch hier das Ziel der Erziehung sein, den jungen Mädchen wieder Ideale zu geben, und vor allem sollte man sie rechtzeitig dazu erziehen, gute Hausfrauen und Mütter zu werden. Das setzt voraus, daß sie Leib und Seele rein und kräftig erhalten, und darum muß die Hauptarbeit an den jungen Mädchen darauf gehen, sie in den für das praktische Leben nötigen Dingen zu unterrichten und ihnen daneben Erholung und Zerstreuung edlerer Art zu bieten, als sie sie ohne Anleitung genießen könnten.

Da wäre die Zwangsfortbildungsschule am Platze, und ich bin überzeugt: sie kommt, auch für die Mädchen, die Bewegung ist im Vormarsch begriffen. Aber die Schule allein tut's nicht. Auch hier muß die freiwillige Arbeit einsetzen, die den Mädchen etwas Licht und Sonne ins graue Einerlei des Lebens bringt, die aber auch an Stelle der noch fehlenden Fortbildungsschule deren Zwecke versieht. Daher hat der Staat auch zur Pflege der weiblichen Jugend die Kräfte aufgerufen, und schon sind Tausende von Frauen mit fleißigen Händen und treuen Herzen dem Rufe gefolgt. Wanderungen und Turnabende sollen die jungen Mädchen körperlich kräftigen, Gesang und Musik sollen ihr Herz erfreuen, geistige Bildung darf auch ihnen nicht fehlen. Hauptsächlich aber sollen die Mädchen Nähen und Stopfen, Flicken und Stricken, Waschen und Bügeln, die Grundzüge des Zuschneidens und Schneiderns erlernen. Jede Besucherin des Heims sollte angehalten werden, ihre eigene Kleidung sauber und in gutem Zustande zu erhalten. Alle sollten eine für den schlichten Arbeiterhaushalt erschwingliche, schmackhafte und kräftige Kost bereiten lernen, wobei auf die genaueste Berechnung der Kosten Wert zu legen ist. So sollen die Mädchen mit dem für den Kampf mit der Welt nötigen Rüstzeug ausgestattet werden.

Ganz falsch, ja ein Vergehen am Volke wäre es aber, wie es leider auch geschieht, die jungen, noch unerfahrenen Mädchen in die Vorspanndienste für politische Eroberungen zu stellen, sie zu Stimmrechtskämpferinnen auszubilden, die für ihre staatsbürgerlichen Rechte streiten sollen. Der Aufruf einer Stimmrechtsfrauengruppe, der mir vor kurzem zu Gesicht kam, versprach ausdrücklich gründliche Unterweisung in politischen Dingen. Mag man sich auch eines Lächelns kaum erwehren können, wenn man sich eine Schar politisierender junger Mädchen von vierzehn bis achtzehn Jahren denkt, so ist doch die Tatsache, daß solches Streben sich überhaupt kundgibt, traurig genug, und jeder, dem das Wohl der jungen Mädchen am Herzen liegt, muß solchen Bestrebungen ein gebieterisches Halt zurufen. Die Aufgabe der deutschen Mütter, einem gesunden Geschlecht das Leben zu geben, das die alten guten Überlieferungen fortsetzen soll, ist

eine so hohe und heilige, daß man sie nicht mit dem Makel selbstsüchtigen Begehrens beflecken und vor allem nicht in die politischen Kämpfe des Tages herabziehen sollte.

So sollte die Jugend auch nach der Schulentlassung nicht bloß auf ihre Rechte verwiesen werden, die sie sich erkämpfen oder ertrotzen soll, sondern zunächst einmal auf ihre Pflichten. Und diese Pflichten liegen, wie gezeigt, in der Richtung, unsere deutsche Eigenart, wo sie sich erhalten hat, zu bewahren und zu festigen, — wo sie geschwunden ist, mit deutscher Treue von Grund aus neu zu bauen.

Oskar Schwindrazheim, der Künder einer Volks- und Bauernkunst

Von Wilhelm Lennemann, Cöln a. Rh.

Ehe der Begriff Heimatkunst geprägt wurde, und ehe mit viel Lärm und Geschick, wenn auch Berechtigung, die Bewegung zur Pflege der Volkskunst einsetzte, hatten sich in Hamburg unter Führung von Oskar Schwindrazheim mehrere gleichgesinnte, kunstgewerbliche Zeichner zusammengetan zur Gründung einer Zeitschrift, um ihren Hoffnungen und Träumen von einer zukünftigen deutschen Kunst sichtbaren und werbenden Ausdruck zu geben. Diese „Beiträge zu einer Volkskunst" kamen im Jahre 1891 heraus. „Eine Volkskunst", heißt es im Vorwort, „das ist es, was unsere Kunst sein sollte, was sie sein muß, was sie werden wird. Eine Kunst, die allem Volke diene, der aber auch alles Volk huldige, eine freundwillige Dienerin, die dem Ärmsten Freude spende, wie auch eine allbeherrschende, erhabene Königin — ein stolzer immer grüner Baum, wurzelnd im Herzen alles Volkes, aber auch durch seine Früchte alle Herzen erfreuend."

Das Hauptgewicht legten die Herausgeber auf die Pflege des Kunsthandwerks, dem sie den schwerwiegenden Vorwurf machten, es sei Treibhauspflanze, Luxusgewerbe, Ornamentflunkerei und ein Mummenschanz von Stilarten. Sie empfahlen den Handwerkern Naturstudium, schöne Einfachheit und ein wenig mehr Herzenssache anstatt Geschäftssache bei Herstellung ihrer Produkte und wiesen ihnen als Studienfeld die Vierlande, die Bauernkunst, und zur Gewinnung einer volkstümlichen Ornamentik die heimische Tier- und Pflanzenwelt an.

Wenn die mit so großer Hoffnungsfreudigkeit gegründete und von so manchen Seiten aufs wärmste begrüßte Zeitschrift es nur auf zwei Jahrgänge brachte, so lag dies an dem Umstand, daß die Zeit für eine Volkskunst noch nicht gekommen, der Boden für die neue Saat noch nicht beackert war, als er hätte sein müssen, um einem solchen Unternehmen dauernd die nötigen Kräfte zuzuführen: Leser und Beitragende. Auch waren die Ideen dieser Künstler wohl noch nicht in der Weise geklärt, um reformatorisch wirken zu können; doch finden sich die Grundsätze des fleißigsten Mitarbeiters, Oskar

Schwindrazheims, die er auch später immer wieder betont hat, Einfachheit, Bodenständigkeit der Ornamentik und Volkstümlichkeit, schon in den damaligen Heften.

Und weil der Künstler in diesen Forderungen das einzige Heil sah, konnte er zehn Jahre später der so vielversprechenden Darmstädter Kunst nicht folgen, weil ihr die feste Basis fehlte: die deutsche Seele.

Auch er selbst war in den zehn Jahren nicht müßig gewesen und hatte fleißig Studien gemacht, in Kleinstadt und Dorf, in Feld und Garten, in Hütte und Kirche, und sein Skizzenbuch hatte sich mit Beweisstücken deutscher Volkskunst gefüllt. Und was er so gesehen, hat sich in seiner Seele nach und nach zu dem schönen Bilde einer deutschen Kunst- und Kleinstadt bildartig zusammengefunden. So war sein „Deutschhausen" entstanden (Verlag von Georg Müller, München), ein Märchen, wie er es selbst nennt.

Das Buch enthält Worte, die als Merkworte dem deutschen Volke und seinen Künstlern immer wieder vorgehalten werden müßten, Wahrheiten von solch unumstößlicher, überzeugender Kraft, daß ein Einsichtiger ihnen kaum Einseitigkeit und Verkennung wahrer Kunst, wie es von den Vertretern der Moderne so leicht geschieht, vorwerfen dürfte. Wer wollte Grundsätzen wie diesen widersprechen: „Wenn wir nur die ewig gültigen Gesetze aller angewandten Kunst uns vor Augen halten und unser eigen Herz reden lassen, uns nicht kümmern um Mode und Geschäft und sonstige Nebeneinflüsse, d. h. wenn wir sind was wir sein sollten, unbefangene, freie, ernsthafte Menschen, so tut sich uns in unserer Vorväter Werken ein ewig mustergültiges Lehrbuch auf, in dem wir alle Anregung finden, die wir brauchen: Treue gegen das eigene Volkstum, Wahrung persönlicher Eigenart, Schätzung fremder Errungenschaften, deren Verdeutschung, Beobachtung der Natur, ihrer Zweckmäßigkeit, Schönheit, Vielseitigkeit usw., Anwendung dieser Beobachtungen auf das eigene Schaffen usw., ein Lehrbuch, das alle modernen englischen u. a. bei uns heute tonangebenden Zeitungen nicht erreichen, geschweige denn übertreffen!"

Das ist's ja, worauf Schwindrazheim immer fußt, auf das Volkstum, auf die Volksseele, Einfachheit, Natur, Poesie sind die Ziele seiner Kunst, und Luxus, Zopf, Philistertum die Feinde, denen sein Kampf gilt.

Und nun das liebe Deutschhausen mit seinen ehrwürdigen Türmen und stolzen Patrizierhäusern, mit seinen eckigen Straßen und Höfen, seinen Kirchen und Stadthäusern. Das ist alles deutsch, dem Volksempfinden entwachsen oder ihm doch angepaßt. „Charaktere sind's alle, lieblich und ernst, zierlich und gewaltig, schlank und herb, behäbig und stolz, farbenfroh und farbenernst, keines simpel, trivial-praktisch, wellblechig, dachpappig-langweilig!" Es steckt eine Menge praktische und ästhetische Kunst in dem Städtchen; freilich angeleimte Hausfassaden, Säulen, Karyatiden, Konsolen, Masken, Putten und die zur Verschönerung der Landschaft oder des Stadtbildes so hübschen Reklamebilder und -flächen sind in ihm nicht zu finden. Was von fremden Stilarten herübergenommen ist, haben die Deutschhäuser glücklich in deutsche Werte übersetzt und ihnen damit ein durchaus deutsches Gepräge gegeben. Unberührt von fremden Einflüssen sind die Bauernhäuser ihrer nächsten Umgebung. In ihnen ist der jeweilige heimatliche Ausdruck, ihre Anpassung an Volkstum und Landschaft am treuesten erhalten. — Auch die Zweige des Kunstgewerbes sind in Deutschhausen würdig vertreten. Alles muß zur Kennzeichnung dieser alten Volkskunst dienen: Hauseingänge, Portale, Türen, Ständer-

werk, Fenster, Türbeschläge, Drücker, Klopfer, Schloßbleche, Windfahne, Gitter, Aushängeschild, Blumenkasten, Laternen, Brunnen, Erker, Treppe, Ziegel und Schiefermuster, Schnitzwerk am Balken usw.

Was unsere Altvorderen triebähnlich in künstlerischem Empfinden geschaffen und sorgsam von Geschlecht zu Geschlecht ausgebaut und den jeweiligen Zeitansprüchen angepaßt haben, es liegt als ungehobenes Kapital in den deutschen Landen zerstreut und bedarf nur der Hebung und Nutzanwendung für eine neue Kunst; denn soll eine solche nicht nur zeitweise für die Dauer einer Modestrecke Gültigkeit haben (Jugendkunst), wollen wir eine deutsche Kunst, die allen Außeneinflüssen trotzen kann, so müssen wir auf unsere Volkskunst zurückgreifen und sie in uns ausreifen lassen, daß eine deutsche Kunst daraus werde, die in der Volksseele gegründet ist und nur von ihren Wandlungen aus beeinflußt werden darf. — Wir haben heute ein Kunstgewerbe, das Gutes schafft; doch es ist zu individuell; wir besitzen zu viele Persönlichkeiten in der Kunst, es fehlt ihr der große einheitliche Zug, der typische Stil, den könnte sie meines Erachtens erwerben, wenn sie von den Bestrebungen Schwindrazheims etwas in sich aufnähme, wenn sie volkstümlicher würde, wenn sie mehr Seele geben wollte. Und noch etwas Gutes würde dabei herauskommen: Das allzu starke Gefühl der Feierlichkeit, das uns in den von modernen Kunstgewerblern entworfenen Wohnräumen zu beklemmend umfängt, würde dann verschwinden: wir würden wieder froh und warm in den Räumen werden können.

Schon in den Beiträgen hatte Schwindrazheim angedeutet, wo die großen Reste einer alten Volkskunst noch am getreuesten erhalten seien: im zähen konservativen Bauernstamm. Sein ganzes innerstes Studium hatte deshalb immer der Bauernkunst gegolten. Er hat sie mit einem Fleiß und einer Ausdauer durchforscht und aus dem bisher dunklen Gebiete Schätze gehoben, deren Reichtum um so erstaunlicher ist, als er sich auf keine Vorarbeiten stützen konnte und lediglich auf Handreichungen einiger Freunde und wohlgesinnter Kunstliebhaber angewiesen war. Das Werk, in dem er seine Untersuchungen und Funde veröffentlichte, die Deutsche Bauernkunst (Verlag Gerlach & Wiedling, Wien) schrieb er im Auftrage der Hamburger Lehrervereinigung für die Pflege der künstlerischen Bildung, für die ein äußerer Anlaß zur Herausgabe der Stoßseufzer so manches Landlehrers war, „daß er so gar nichts zur Befriedigung seines Kunstinteresses habe".

Nach der Anlage unterscheiden wir drei größere Abschnitte; in dem ersten erfahren wir von der Geschichte der deutschen Bauernkunst, die, sich alle Strömungen und Einflüsse zunutze machend oder sie scharf abwehrend, bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts in aufsteigender Linie sich befand, dann aber dem verderblichen, raschen und gewaltsamen Klimbimstil unserer Massenfabrikation zum Opfer fiel und erst in neuester Zeit sich wieder der wohlverdienten Achtung, ja Ehrfurcht der Einsichtsvolleren erfreut. Der zweite Abschnitt beschäftigt sich mit Eigenschaften unserer Bauernkunst, die, sowohl durch die Einflüsse der Heimats- wie der Stammesart hervorgerufen, sehr verschieden sein können, dennoch aber immer in ihrer Formenfreude und Farbenlust, durch ihre Ornamentmotive, durch ihren praktischen Sinn usw. auch viele gemeinsame Züge aufweisen.

Reichstes Wissen und fast nur Selbstgesehenes und Selbstempfundenes bietet uns der Verfasser im letzten Teil, der die Bauernkunst in ihren Einzelerzeugnissen darstellt.

Es ist erklärlich, daß hier die Gegenden besonders herangezogen werden, die dem Künstler genauer bekannt waren, wie die Landstriche links und rechts der Unterelbe und die Lüneburger Heide. Dieser Teil wird manchem Leser das Hauptinteresse abgewinnen, da er sich mit den Gegenständen und ihrem Kunstwerte unmittelbar befaßt. Und fast nichts ist da dem scharfen Auge des Forschers entgangen. Von der Feldeinfriedigung bis zum unscheinbarsten Möbelstück, vom ärmlichen Speicher bis zur Turmzier des Kirchleins wird uns ihr Wert in Bild und Schrift vorgeführt. Aber bei der Mannigfaltigkeit und der Fülle der zu behandelnden Gegenstände mußte trotzdem das Bild lückenhaft bleiben, fehlte doch bisher selbst dem genauesten Kenner die Anschauung über weit ausgedehnte Gebiete, beginnt man doch erst heute mit einem ernsten, tiefen Studium der Bauernkunst. Jedoch ein etwaiger Mangel verschlägt auch nichts. Nur das stoffliche Wissen zu bereichern, ist auch nicht das Hauptziel, das sich der Verfasser setzte, sondern daß wir sie liebgewinnen, unsere deutsche Bauernkunst. „Lieben wir sie herzlich, so wird sich alles ergeben, wir werden sie erforschen, schützen und unterstützen." Wir werden ihre Kraft immer wieder bewundern, ihre Reinheit und Lauterkeit, ihre köstliche Unbefangenheit und bescheidene Größe, ihre schlichte Anmut und sinnige Tiefe, ihre Quellfrische und herzhafte Gesundheit: Eigenschaften, die wir von der Zukunft einer neuen Kunst gerade erwarten. Und das kennzeichnend Bäuerische an ihr, urwüchsige Kunstfertigkeit, technisches Geschick, technischer Witz, die auf bestimmten Stammeseigentümlichkeiten beruhenden Form- und Schmuckgedanken und das Volkstümliche in ihr, der goldene Humor, werden sie uns noch lieber machen. Und das ist das Hauptverdienst, das uns die Bauernkunst bietet, abgesehen von den Handhaben, die sie der Volkskunst, der Kunstgeschichte und der Erforschung der Urzustände bietet: Wir werden in der Bauernkunst die ewig unvergängliche, weil natürliche und heimatliche Kunst erblicken, auf die alle gesunde Kunst zurückkommen muß, will sie die fröhlichen Keime des Gedeihens in sich bergen. Es ist die unverwüstliche Kraft der Heimat, die sich in ihr durchringt und triumphiert.

Und wie unermeßlich reich die Heimat ist, wird jedermann finden, der sie liebevoll und mit hellen Augen durchwandert. Er wird des Schönen, Stimmungsvollen, Künstlerischen so viel entdecken, daß seine Seele die Fülle kaum wird fassen können und er sie von Tag zu Tag wird lieber gewinnen müssen. Wie solche Studien zu machen sind, hat er in seinen Kunstwanderbüchern (Gutenberg-Verlag, Hamburg), Bd. 1: „Unsere Vaterstadt"; Bd. 2: „Stadt und Dorf"; Bd. 3: „In der freien Natur", und in seiner Probe aufs Exempel, in seinem Buche „Hamburg" (Th. Scheffer, Leipzig) gezeigt. Für das Sehen, Verstehen und Liebgewinnen deutscher volkstümlicher Kunst wollen sie Anregung geben, nicht durch fertige Urteile, vielmehr so, daß das eigene Sehen in seiner persönlichen Eigenart angeregt, geklärt und gestärkt wird, mit dem Endzweck, dadurch beizutragen zur Herstellung eines festen, in Heimatsinn und Heimateigenart wurzelnden Untergrundes für eine frische, natürliche, bodenständige, wieder wie früher volkstümliche deutsche Kunst dereinst.

Wie jeder einzelne zur Erhaltung und Rettung der alten Kunst beitragen kann, hat Schwindrazheim in seinen Flugschriften: „Wie einer die Schönheit der Kleinstadt fand" und „Die Dorfkunst und die Gebildeten auf dem Lande" klargelegt. Die Hilfsmittel sind: Sehende, unbefangene Augen, etwas Verständnis für heimische Art und

Liebe zur ländlichen Scholle. Sie werden uns die Schönheiten unserer natürlich geborenen deutschen Kunst offenbaren, wie sie in der Kleinstadt und in dem Bauerndorfe steckt.

Auch die Jugend muß schon frühzeitig auf den Wert ihrer Altväterkunst hingewiesen werden — der Zeichen-, Handfertigkeits-, Handarbeits- und Naturgeschichtsunterricht geben treffliche Gelegenheit dazu. Freilich müssen auch hier zunächst die Augen eingestellt werden, die Kinder sehen lernen. Wo ginge das besser denn auf den Wanderungen? Mögen unsere Jugendvereine und Wandervögel auch hier deutsch-volkstümliche Arbeit tun! „Lassen wir nur den angeborenen Schönheits- und Kunstsinn unserer Jugend sich entfalten, Verkehr mit der freien schönen Gottesnatur, in der Farbenglut und der Farbenfeinheit, der Farbenabwechslung und der Farbenstille der verschiedenen Landschafts- und Vordergrundgestaltungen, der verschiedenen Tages und Jahreszeiten, in dem Musterbuch der größten Formenschönheit und Ornamentik, in dem kleinen Pflanzenwerk zu unseren Füßen wie in den grünen Wänden des Waldrandes, auf dem stillen Teich, wie an der mit allerlei Grängeschling köstlich gezierten Schluchtwand, in dem Linienspiel des winterlichen Astwerks, wie in der kraftvollen Form des erratischen Steins oder dieser und jener Felszacke im Idyll des verschwiegenen Plätzchens am Bach wie im Drama des dahinfahrenden Novembersturmes, in der Frische des Morgens im Feld mit der jubelnden Lerche droben wie in der Müdigkeit der blauen Stunde des Abends, in der Märchenstimmung des Walddoms wie in der engen Felsschlucht usw., in der Beobachtung, wie im seelichen Erfassen des Menschenlebens in all den Formen, die das Wandern vor Augen führt, in der feierlichen Stimmung des einsamen Schäfers auf weiter Heide, in der Großstimmung des auf der Kuppe eines Hügels pflügenden, vom Himmel scharf sich abhebenden Bauern, in dem anmutigen Bilde eines Reigens auf blumiger Wiese, in der ernsten Stimmung eines Begräbnisses auf dem Dorffriedhof."

Alte und neue Dörfer und Städte, alte und neue Kunst kommen dem Wanderer vor Augen, primitive und hochentwickelte Kunst, liebliche und erhabene Kunst, die nichts anderes zu sein scheint, als ein Stück der sie umgebenden Natur in ihrer besonderen heimatlichen Färbung, und Kunst, die deutlich den Stempel des Fremden, künstlich Verpflanzten macht, Kunst in allerlei Entwicklungsstadien von der an altgermanische Wohnungen erinnernden Köhler- oder Schafhütte bis zum stolzen gotischen Dom, Kunst in allerlei Wechsel des Charakters unter diesen und jenen teils auf den ersten Blick erkennbaren, teils nicht ohne weiteres verständlichen Verhältnissen und Einflüssen — ein lehrreiches Museum allerersten Ranges ist's, das er durchwandert! Er sieht förmlich zu, wie die Baukunst aus kleinen bescheidenen, im Wohnungsbedürfnis des einfachen Menschen, des Naturmenschen begründeten, unter dem bestimmenden Einfluß der Heimat in Klima, Bodenart, Baumaterial, Stimmung usw. stehenden Anfängen sich zur Blüte erhebt. Er sieht zu, wie der Geschmack sich mit der Zeit ändert, wie er mit fremden Einflüssen kämpft, wie er verfällt und sich wieder aufrafft. Er sieht zu, wie die Baukunst mit verschiedenem Material und verschiedenen Techniken ihr Ziel zu erreichen strebt, hier Holz, dort Backstein, dort Hausstein, dort Schiefer, hier Ziegelmosaik, dort Holzschnitzerei, dort Farbe. — Er sieht zu, wie die Baukunst verschiedene Zwecke zu erreichen sucht, wie sie, wenn die Lösung gefunden, in fröhlicher Laune mit dieser Lösung spielt. — Er liest, indem er wandert, ein großes, großes Lehrbuch der natürlichen Tatsachen!

Und zur Baukunſt geſellen ſich, mehr oder weniger reich vertreten, die anderen Künſte, vor allem das Kunſtgewerbe in tauſenderlei Einzelheiten.

Viel können ferner in dieſer Hinſicht die ſich jetzt allenthalben bildenden Kunſtgewerbe- und heimatlichen Kunſtvereine. Die Handwerker mögen zu Anfang immerhin nach volkstümlichen Muſtern arbeiten, Luſt und Liebe zu eigenen Entwürfen, unter Anlehnung an die alte Tier- und Pflanzenwelt, wird ſich ſchon einſtellen, und dann dürfen wir hoffen, mit ihrer Hilfe zu einer friſchen, freien und fröhlichen Volkskunſt zu gelangen.

Der Geiſt der Zeit

Was ein Volk bewegt, wahrhaft innerlich bewegt, und es bis in ſeine Tiefen aufwühlt, das klingt vor allem in ſeiner Dichtung wieder. Ja, in der Dichtung ſpricht der Geiſt der Zeit am innerlichſten, unmittelbarſten zu uns. Könnte es anders ſein?

Mit Freude muß es uns da erfüllen, wenn wir unter der Fülle der Zeit- und Kriegslieder nicht wenige finden, die tiefes inneres Erleben, die einen Hochflug ſittlicher und dichteriſcher Begeiſterung bezeugen, hinter dem die Zeitdichtung von 1870 — im ganzen genommen — weit zurückbleibt. Kein Zweifel, dies Geſchlecht fühlt noch überwältigter, noch größer, was die Not der Zeit ihm gegeben, und was ſie mit Naturnotwendigkeit von ihm fordert.

Nicht alles wird überdauern, das meiſte nicht. Aber manche dieſer Dichtungen ſchließen doch mehr als bloß Zeitwerte in ſich: ſie werden beſtehen als die redende, die nie verſtummende, unſterbliche Seele der Zeit.

Nur daß wir die Alten nicht darüber vergeſſen! Mich dünkt, ſo ehern wie Ernſt Moritz Arndt hat doch noch keiner geſungen:

Der Gott, der Eiſen wachſen ließ,
Der wollte keine Knechte;
Drum gab er Säbel, Schwert und Spieß
Dem Mann in ſeine Rechte,
Drum gab er ihm den kühnen Mut,
Den Zorn der freien Rede,
Daß er beſtände bis aufs Blut,
Bis in den Tod die Fehde.

So wollen wir, was Gott gewollt,
Mit rechter Treue halten
Und nimmer im Tyrannenſold
Die Menſchenſchädel ſpalten.
Doch wer für Tand und Schande ficht,
Den hauen wir in Scherben,
Der ſoll im deutſchen Lande nicht
Mit deutſchen Männern erben.

O Deutſchland, heil'ges Vaterland!
O deutſche Lieb' und Treue!
Du hohes Land! du ſchönes Land!
Dir ſchwören wir aufs neue:
Dem Buben und dem Knecht die Acht!
Der fütt're Kräh'n und Raben!
So zieh'n wir aus zur Hermannsſchlacht
Und wollen Rache haben.

Laßt brauſen, was nur brauſen kann,
In hellen lichten Flammen!
Ihr Deutſchen alle, Mann für Mann,
Fürs Vaterland zuſammen!
Und hebt die Herzen himmelan
Und himmelan die Hände,
Und rufet alle, Mann für Mann:
„Die Knechtſchaft hat ein Ende!“

Laßt klingen, was nur klingen kann,
Die Trommeln und die Flöten!
Wir wollen heute, Mann für Mann,
Mit Blut das Eiſen röten,
Mit Henkerblut, Franzoſenblut —
O ſüßer Tag der Rache!
Das klinget allen Deutſchen gut,
Das iſt die große Sache.

Laßt wehen, was nur wehen kann,
Standarten weh'n und Fahnen!
Wir wollen heut uns, Mann für Mann,
Zum Heldentode mahnen.
Auf! fliege, stolzes Siegspanier
Voran dem kühnen Reihen!
Wir siegen oder sterben hier
Den süßen Tod der Freien.

*

Deutsche Manneslieder

Wenn wir der großen Zeit gedenken, in welcher sich unsere Vorfahren aus selbstverschuldeter Schmach wieder emporrangen zu vaterländischer Pflichterfüllung und stolzer Freiheit, so klingen uns sogleich die Schwertlieder eines Körner und Arndt entgegen. Wie anders war doch bis vor wenigen Wochen die Dichtung unserer Tage. Man wollte nichts von Gefahren hören, nichts von der eigenen Verweichlichung, nichts vom drohenden Anschwellen der feindlichen Heere. Darum möge uns Gott die Mahner erhalten, die auch in unsere Tage hineinleuchten und uns aus der Bequemlichkeit aufrütteln, damit wir das Erbe unserer Väter nicht den Feinden in uns und außer uns preisgeben.

Ein solcher Dichter ist **Fritz Bley**. Er hat einst viele Länder gesehen und an der Gewinnung von Deutsch-Übersee teilgenommen, für die deutsche Besiedlung unsrer Ostmark gestritten und als einer der ersten den Ruf nach einer starken Flotte ertönen lassen. Seit langen Jahren gibt er die „Zeitfragen" als Wochenbeilage der Deutschen Tageszeitung heraus. Frohe und bange Stunden hat er als Dichter festgehalten, und hinter den bescheidenen Worten „**Horridoh! Ein Weidmannsleben in Liedern**"*) offenbart sich eine geschlossene deutsche Welt. Das aber ist eine Welt des Willens, der Überzeugung und der Tat:

Liebst du das Gute aus aller Kraft,
mußt du auch hassen das Schlechte.
Helden adelt die Leidenschaft,
unseitig sind nur die Knechte!

Nur wen Überzeugung erhebt,
den hält Nachruhm in Ehren;
wer es nicht weiß, wofür er lebt,
mag sich zur Finsternis scheren!

Seit Freiligrath in glühenden Farben die Natur des Südens malte und mit gleicher Kraft die Geheimnisse der roten Heimaterde belebte, hat erst Fritz Bley in seinen Gedichten aus der Ferne und in seinem Preis des deutschen Vaterlandes wieder diese Meisterschaft erreicht. Die Natur gibt Erholung und Sammlung, der häusliche Herd und die Liebe einer treuen Gefährtin leihen den inneren Frieden und die göttliche Zuversicht, die kein wahrer Kämpfer entbehren kann. Wie ein Volker unserer Tage mahnt Fritz Bley uns an Ruhm und Ehre der Vorfahren*), weckt die Lauen und stärkt die Verzagten. Denn er erkennt die Feinde, die draußen und drinnen ihre Scharen sammeln und den Pechbrand bereiten, und er kennt unseren größten Feind, die eigene Blindheit und Feigheit unserer schon der Zersetzung nahen Oberschicht.

Der Rettung unserer deutschen Zukunft muß die Erkenntnis vorausgehen, daß unsere Zeit der falschen Überhebung in Wahrheit ebenso tief gesunken ist, wie das Deutschland vor 100 Jahren durch eigene Schuld gesunken war:

Denke an Tilsit und Erfurts Schmach!
Denke, wie damals am Boden lag
Deutschland in feigem Verzagen;
Freundschaftsweiber und Goldesdienst,
Friedensschwärmer und Giergewinnst:
ganz wie in unseren Tagen.

Und doch fand dies entnervte Geschlecht
sich in wenigen Jahren zurecht
zu dem Begeisterungskriege,
weil es sich auf sich selber besann,
schlug sich löwengleich Mann für Mann,
und drang von Siege zu Siege.

Möchte die köstliche Gabe dieses kerndeutschen Dichters in den Herzen recht vieler weiterwirken als Mahnruf zu völkischer Gesinnung und Einsicht. Dann werden die altgermanischen Lurenbläser nach viertausendjährigem Schlafe auferstehen, der gewaltige Schall der Bronzehörner wird unseren tapferen Heerrufern beistehen und alles deutsche Blut fortreißen **zur inneren völkischen Befreiung.** Dr. H. W.

*

*) Berlin 1914. Egon Fleischel & Co. 146 S., Preis 2 Mk.

*) Diesem Ziele dient auch eine frühere, ebenso köstliche Gabe des Verfassers: Hochlandminne. Lieder aus Alt-Tirol. Der Band erschien im gleichen Verlage und kostet 3 Mk.

Heiliges Land*)

v. Wallpach, der Markige, hat wiederum das Wort ergriffen. Und kraftvoll wie immer tönt sein Sang in die deutschen Lande. v. Wallpach ist der berufenste Wortführer des rätogermanischen Volkstums. In vollendeter Weise verbindet er eine große Liebe zur Heimat mit klarem Erschauen ihrer völkischen Verhältnisse. Das Rätien der Urzeit und das germanische Wesen, das die Völkerwanderung ins Land gebracht hat — beides prägt sich deutlich in seinen Schriften aus. Strohschneider hat in seinem „Tal der Gnade" ähnliche Gedanken entwickelt; aber während Strohschneiders Roman ruhig wie ein Idyll wirkt, erhebt v. Wallpach seine wuchtige Stimme zu einer Mahnung, zu einem Aufruf. Als Tiroler und als Deutscher rügt der Dichter in flammenden Worten den Geist der Geldgier und der Herabwürdigung aller Ideale. In Tirol ist es besonders die „Fremdenindustrie" mit ihrer die herbe Eigenart der Rätogermanen zersetzenden Gewinnsucht, die seine Entrüstung erregt. Freudig begrüßt er den einfachen Bergsteiger, aber das üppige fremde Volk, das sich in den Gasthöfen spreizt und dem die Alpen und ihre Bewohner nichts als ein Modeschaustück sind, wünscht er weit weg von den heimischen Bergen. Denn diese Besucher sind es, die den heldenhaften Geist der Rätogermanen in schmähliche Krämersucht verwandeln, und mit Entsetzen klagt der Dichter, daß heute nur „Fraß und Gold" begehrt werde. Sein „Gebet um den Krieg", der all diese Schäden vielleicht noch heilen könnte, ist von gewaltigster Wirkung. Aber auch dort, wo er die großartig düstere Herrlichkeit des Alpengebirges feiert, weiß v. Wallpach die ergreifendsten Worte zu finden. Die Ballade „Tribulaun" ist vielleicht das vollendetste Stück der Sammlung. Dieser trotzige Berg, einer der wildesten Tirols, wird wie folgt gekennzeichnet:

Aus leuchtender Sommer Silberfluß,
Aus wirbelnden Sturmes Hussaruf,
Gestreift von der Wolkenrosse Huf,
Zerspellt von der Blitze flammendem Guß,
Toternst ob ängstlichen Giebelgassen
Des Felsturms dräuende Wände blassen.

Die völkischen Gedichte beweisen, daß der Dichter sich ganz im Fahrwasser der neuesten Bewegung befindet, welche die Besten im deutschen Volke erfaßt hat. Besonders bemerkenswert sind „Deutsche Sehnsucht" und „Vogelzug", das wir hier wiedergeben wollen.

Deutschland erstickt in Hab und Gut,
Sein Reichtum ist Verderben,
Die Neidingsvölker aus niederm Blut,
Sie warten auf unser Sterben.

Der Christ ist siech und die Götter sind tot,
Die schweren Tage dräuen.
Wird noch einmal in Gefahr und Not
Sich unsre Kraft erneuen?

Zu Häupten ziehen talentlang
Nordvögel ins Ungewisse —
O daß auch uns aus dem Niedergang
Ein heiliger Urtrieb risse!

K. F. Wolff, Bozen.

*) Gedichte von Arthur v. Wallpach, München und Leipzig bei Georg Müller, 1914.

*

Deutsche Kunst in das deutsche Haus und die deutsche Schule

So sehr sich auch im letzten Vierteljahrhundert die ästhetische Kultur in Deutschland gehoben hat und so erfreuliche Resultate die hingebungsvolle Kunsterziehungsarbeit von Gelehrten und Lehrern, Künstlern und Verlegern aufweist, so kranken diese Bestrebungen und infolgedessen das durchschnittliche Verhältnis des gebildeten Deutschen zur bildenden Kunst doch noch immer vornehmlich an zwei Übelständen: an der Überschätzung fremder, ausländischer Kunst und an der falschen Vorliebe für photomechanische Abbildungen. Die verwickelten und geschichtlich weit zurückreichenden Ursachen des ersten, so unrühmlichen Übels sollen ein andermal näher untersucht werden — handelt es sich doch dabei um eines der wichtigsten Bildungsprobleme überhaupt. Die Überschätzung des Kulturwertes von photomechanischen Abbildungen, die heute so sehr verbreitet ist, daß sie den Eindruck von Wohnräumen des gebildeten Mittelstandes geradezu beherrscht, hat klar ersichtliche Gründe: den allgemeinen Götzendienst vor der Technik, eine Zeitkrankheit, eine einseitige, mehr kunstgeschichtliche, als künstlerische Erziehung und endlich die ungeheure Überschwemmung mit illustrierter Kunstliteratnr mit Abbildnugen von der Postkarte bis zur teuren Photogravüre. So ist es dahin gekommen, daß die meisten Gebildeten von heute das in Wahrheit Unkultivierte ihrer

Wohnungen gar nicht sehen und daß das Empfinden für den grundsätzlichen Wertunterschied zwischen jedem Original und jeder Reproduktion ganz erstaunlich abgestumpft ist. Dieses verlorene Sehenkönnen, Empfindenkönnen des einzigartigen Lebenswertes, den nur das Original hat, in der Jugend zu entwickeln, scheint mir eine der dringendsten Aufgaben aller Kunsterziehung zu sein. Nur so werden wir die stillose Barbarei von Wohnräumen überwinden, die in Wahrheit Museen im Auszug, kunstgeschichtliche Lehrapparate und Kunsthandlungsableger sind; nur so wird auch eine zweite schlimme Folge des gekennzeichneten Zustandes allmählich verschwinden: das schwere Unrecht, das die Nation den heute lebenden und schaffenden Künstlern fortwährend dadurch antut, daß 90 Prozent der für Kunst überhaupt verfügbaren Mittel für alte Meister und dazu in Abbildungen ausgegeben werden.

Nun kommt der übliche Einwand: ja, wir können doch keine Originalgemälde kaufen! Auch darin äußert sich ein Stück Unkultur des 19. Jahrhunderts: die auf den Begriff „Bilder" und „Malerei" so kläglich zusammengeschrumpfte Vorstellung von bildender Kunst überhaupt. Als wenn es nicht daneben außer Baukunst und Bildnerei die vor allem für uns Deutsche so naheliegende Graphik gäbe. Nicht Kupferstiche nach berühmten Bildern meine ich, sondern Originalgraphik, die Kunst, die in unsrer größten vaterländischen Kunstblüte, in der Spätgothik, die echte und rechte Hauskunst durch das ganze Volk hindurch war. Auch heute bildet die neue deutsche Graphik einen Ruhmestitel gerade der wahrhaft modernen, d. h. schöpferischen, bodenständigen Kunst der Gegenwart. An den Künstlern fehlt es nicht, aber leider auch hier am Publikum. Es ist klar, daß die heute leider noch so weit verbreitete Verständnislosigkeit und Geringschätzung gegenüber der Graphik ein besonders deutlicher Ausdruck für die ungesunde Entnationalisierung des künstlerischen Empfindens in Deutschland ist. Wer die Schuld daran trägt, durch die Jahrhunderte und Jahrzehnte hindurch und heute noch, soll jetzt nicht erörtert werden. Sicher ist es höchste Zeit und dringendste Pflicht, auch hier endlich zu uns selbst zurückzukehren.

Die Größten, Rembrandt, Dürer und Klinger, kann heute nur der Reichtum kaufen, aber auch heute gibt es hier eine billige und gute Volkskunst in der Steinzeichnung, deren von keinem anderen Land erreichte Blüte heute zu den besten und charakteristischsten Wesenszügen der deutschen Gegenwartskunst gehört. Hohes Lob und eifrigste Förderung gebührt den Verlegern, die hier — im Gegensatz zu leider noch recht vielen anderen, die gerade der Ausländerei Vorschub leisten — mit oft großen Opfern vorangehen. Man kennt den künstlerischen Reichtum, den die Leipziger Firmen Voigtländer und Teubner dem deutschen Volke erschlossen und vermittelt haben. Vieles davon sieht man schon in Häusern und Schulen, aber noch lange nicht genug.

Auch diese Blätter sind aber für viele immer noch zu teuer. Da möchte ich alle, die nach wirklicher ästhetischer Kultur in ihren Räumen streben, und namentlich die gesamte Lehrerschaft nachdrücklich auf das verdienstvolle Unternehmen des Berliner Verlags Franz Schneider hinweisen, der eine Reihe „Heimatbilder deutscher Kunst" erscheinen läßt, heimische Landschaftsmotive in Steinzeichnungen von Künstlern wie Biese, Kallmorgen, Hartig, Türcke, zu dem wirklich sehr niedrigen Preise von 3 Mark.*) Als Qualitätsstücke, in denen der eigentümlich graphische und dekorative Stil der Steinzeichnung besonders gut getroffen ist, hebe ich die „Alte Klostermühle in Schlesien" von Türcke, das pommersche Städtchen im Winter von Hartig, die Winterstille im Schwarzwald von Biese hervor.

Jede Volksschule kann sich diesen billigen Wandschmuck leisten, und ich zweifle nicht, daß die deutschen Volksschullehrer, die bisher schon in großen Scharen freudige und verständnisvolle Helfer am großen Werke nicht nur äußerlich-politischer, sondern auch kultureller nationaler Erziehung der deutschen Jugend gewesen sind, dieses einzigartige Unternehmen unterstützen werden. Dringend zu wünschen und zu fordern ist aber weiter, daß auch in die sog. höheren Schulen und zumal in die humanistischen Gymnasien endlich deutsche, schöpferische Kunst in Originalen einziehe und daß die so charakteristischen Zeugen undeutschen Geistes, unkünstlerischer und antinationaler Verbildung, wie Gipse nach griechischen Skulpturen, Abbildungen nach Tischbeins Goethe, Feuerbachs Iphigenie, Prellers Odyssee usw., die man jetzt als einzigen Schmuck darin anzutreffen pflegt, restlos verschwinden.

Franz Bock.

*) Anfänglich sogar nur M. 1,80. Stärkerer Absatz würde den Verleger gewiß veranlassen, zu diesem Preise zurückzukehren.

Bücherschau

Sammlung Kupferschmid: Jugend und Wehrkraft von Graf v. Bothmer. 81 S. mit 8 Abb., brosch. 1 Mk. 40 Pfg. Verlag Melchior Kupferschmid, München.

In ernsten Zeiten, in denen der Blick vergeblich die nebelhafte, unsichere Zukunft zu durchdringen versucht, erscheint dies Büchlein als ein Weckrufer und Mahner. Die ganze frohe Begeisterung eines jungen, pflichtstarken Offiziers strömt aus ihm entgegen, eines Mannes, der in klarer Erkenntnis der Not unserer gebildeten und handarbeitenden Jugend den Weg zu ihr gefunden hat und uns nun teilnehmen läßt an seinen Erfahrungen, an seiner Freude, die er aus dem Verkehr mit seinen bayrischen Jungs geschöpft hat. Das Buch gehört zu dem Besten, was wir auf diesem Gebiete besitzen. Besonders wertvoll wird es noch durch die Berichte über die militärische Jugenderziehung in fremden Ländern gemacht. Man erkennt gerade daraus am schlagendsten, wieviel uns in Deutschland noch zu tun bleibt.

Dr. H. Pudor, Gedenke, daß du ein Deutscher bist! 1. Deutsche Erziehung. 89 S., 1 Mk. 40 Pfg. 2. Deutsche Gesinnung. 98 S., 1 Mk. 40 Pfg.

Wir Deutsche müssen hie und da auf uns selbst gestoßen werden, daß wir den Weg zu uns finden und uns selber festhalten. In der Zeit raschen wirtschaftlichen Aufschwungs und des gesteigerten Verkehrs mit allen Völkern der Welt ist es doppelt nötig, daß wir als Volksganzes auf uns halten, daß wir an jedem einzelnen, der draußen wirkt und schafft, die Überzeugung haben: Er weiß, daß er ein Deutscher ist. Er wird sich und uns keine Schande machen. Leider aber bleibt's noch oft genug ein vergebliches Wünschen. Wenn man im Inlande einen Deutschen im Verkehr mit Ausländern beobachtet und bemerkt, wie wenig er darauf bedacht ist, sein Deutschtum zur Geltung zu bringen, sich und sein Vaterland dem Ausländer gegenüber durchzusetzen, für sein Volk einzutreten, so möchte man ihm zuraunen: Gedenke, daß du ein Deutscher bist! Und wenn man sieht, wie unser Volk ein Erbgut nach dem andern aufgibt, seine Ideale auf die Gasse wirft, sich in seinem besten Sein verschachert und verkauft, die Mitarbeit am Aufbau des Eigenvölkischen oft noch verlacht, sich ganz dem erschlaffenden Genuß des Augenblicks hingibt, möchte man es ihm mit glühenden Buchstaben ins Herz graben: Gedenkt doch, daß ihr Deutsche seid!

Unser nationales Gewissen ist zerfressen von den Segnungen einer alles umwertenden Überkultur. Wir müssen den Weckrufern endlich Gehör schenken, endlich anfangen, etwas zu tun. Unsre Jugend hat's Gott Dank schon begriffen, wo ihre Pflicht liegt. Ein Hoffnungsstrahl glüht uns von da entgegen, der nicht Trug und Schein ist. Unsre Zukunft wird deutscher sein! —

Tiefer dringend, als langjährige Friedensarbeit es vermocht hätte, hat nun der Weltbrand die innere Gesundung unseres Volkes herbeigeführt. Das Büchlein ist dadurch nicht wertlos geworden; denn es wird ernster Vorsorge bedürfen, wenn wir die Segnungen dieser herrlichen Zeit unserm Volke auch in der Zukunft erhalten wollen.

Die beiden Bücher eignen sich ausgezeichnet auch zu Geschenken an junge Deutsche und an Verwandte und Freunde im Auslande.

Otto Page, Pfarrassistent zu Offenbach a. Main, Evangelische Jugendpflege. Ein Handbuch für evangelische Gemeindejugendarbeit. 260 S., brosch. 4 Mk. Alfred Töpelmann, Gießen.

„Wir brauchen eine welttüchtige Jugend .... Unsere Jugend muß innerlich stark gemacht werden, klare Richtlinien müssen ihr gegeben werden, religiös-sittliche Kräfte müssen in ihr geweckt werden." Ich nahm das Buch zuerst mit einigen Zweifeln in die Hand. Schon zu oft waren mir Veröffentlichungen und Meinungen aus der kirchlichen Jugendpflege in den Weg gekommen, die einem alle Hoffnung auf eine Umkehr von dem Wege der „Nichts-als-Bibelstunden" und der „gemeinsamen Gebetsübungen" rauben konnten. Doch mit jeder Seite, die ich las, schaute ich den vorgetragenen Dingen ernsthafter in die Augen; eine stille, glückliche Freude wurde allmählich in mir größer und größer über dies frische Zupacken, über dies klare Anfassen der vielverzweigten Jugendprobleme, über die ehrliche Art, sie zu lösen. Mag man auch mit manchem nicht einverstanden sein (zumeist sind es Nebendinge und rein persönliche Anschauungen), im großen ganzen wird man nur zustimmen und sich freuen können, daß endlich eine systematische Darstellung neuzeitlicher, religiös-sittlicher Jugendpflege im evangelischen Sinne vorliegt. Wenn der Verfasser auch nur die hessischen Verhältnisse zum Ausgangspunkt seiner

Untersuchungen nimmt, so bieten sie doch so viel allgemein Gültiges, daß man in der Tat von einer „systematischen Darstellung evangelischer Jugendpflege überhaupt" sprechen kann.

Daß Page als Haupterziehungsmittel die Bibelstunde hinstellt, ist begreiflich. Indessen gehen die allgemeinen Erfahrungen an der großen Masse der Jugendlichen doch wohl dahin, daß man nicht unter allen Umständen „Religion" um jeden Preis treiben darf. Da hier eine Auseinandersetzung über diese Frage (ebenso wie z. B. über die der Stellung der Lehrerschaft zur kirchlichen Jugendpflege) nicht angängig ist, darf ich wohl auf die betreffenden Ausführungen in meinem Buch „Zum Problem der Jugendpflege in Deutschland und im Auslande", Verlag Dürr, Leipzig, geh. 1 Mk. 50 Pfg., verweisen.

Im übrigen wird jeder, der in irgendeinem Sinne Jugendpflege treibt oder sich überhaupt für Jugendpflege interessiert, das Buch Pages nicht ohne Nutzen lesen. Gotthard Erich.

Osborne, W. Die Gefahren der Kultur für die Rasse und Mittel zu deren Abwehr, gemeinfaßlich dargestellt. Verlag von Kurt Kabitzsch in Würzburg, 1913. 94 Seiten, geheftet 1.80 Mk.

Der Verfasser geht von der richtigen Einsicht aus, die unsere Rasse und unseren Volkskörper bedrohenden Gefahren seien bislang nur einem Teile der Gebildeten bekannt. Es sei notwendig, das ganze Volk „mit den Gefahren der Kultur bekannt zu machen, ehe man ihm die Abwehrmittel dagegen bietet". Diese Absicht ist sehr zu loben. Leider macht der Verfasser den Erfolg aber großenteils selber unmöglich. Die Schrift erscheint in lateinischem Druck, mit Fremdwörtern und groben Sprachfehlern gespickt und zu einem Preise, der die „größtmöglichste" (!) Verbreitung ausschließt. Dann aber wirft Osborne die Begriffe Eugenik und Rassenhygiene nach dem verkehrten Beispiele des Kreises unserer jüdischen Vererbungsforscher durcheinander. Von der Rasse ist in der ganzen Schrift kaum die Rede, es werden rassenmäßige Bestimmungen und Abgrenzungen nirgendswo gegeben, noch weniger darauf fußende Wertungen. Auf Seite 88 spricht Osborne sogar von der „menschlichen Rasse" schlechthin, als ob es keine Rassenunterschiede gäbe! Von den Gefahren der Kultur behandelt der Verfasser die Rauschgetränke, die Geschlechtskrankheiten, die Schwindsucht, die Geisteskrankheiten, den Geburtenrückgang, die Säuglingssterblichkeit, die Zunahme des Wohlstandes und der „Zivilisation". Das alles wird aber fast nur von der äußeren Seite betrachtet. So entfällt beispielsweise bei der Geburtenbeschränkung die Hauptsache: die Zerrüttung der geistigen Gesundheit und Sittlichkeit durch die künstlichen Mittel der Geburtenbeschränkung. Auch müßte der Verfasser, wenn er außer Enthaltsamkeit und Ausschalten der Zeugungsfähigkeit noch andere „verhütende" Mittel zuläßt, die Keimestötung beim Fehlschlagen dieser Mittel für sittliche und rechtliche Pflicht erklären. Tatsächlich stehen heute allen Ehen mit überreichem Kindersegen übergenug kinderlose gegenüber, die jenen die Last abnehmen können. Was hier wie allenthalben dem Wohle des Ganzen im Wege steht, ist die mörderische Freiheit des einzelnen, dem zu seinem eigenen Unglück freigestellt wird, ob er der Gesamtheit dienen will oder nicht. Die Pflicht zur Kinderaufzucht wieder zur sittlichen Grundlage unserer Ehen zu machen, ist die weitaus wichtigste Aufgabe der „Eugenik". Freilich tritt ihr die Pflicht der Entsagung bei den erblich Belasteten zur Seite. Das vom Verfasser empfohlene amerikanische Verfahren, welches die Zeugung aufhebt ohne den Geschlechtsgenuß zu stören, ist hingegen eine schwere Versündigung an den natürlichen Grundgesetzen, welche die Lust lediglich zur Lockung setzen, um die Aufzucht von Nachkommen zu sichern. Bei den Mitteln zur Abwehr, die in der Reihenfolge der Gefahren besprochen werden, mußte auch der Zusammenhang zwischen Rauschgetränk und übermäßigem Fleischgenuß gezeigt werden. Die Schrift ist im ganzen vornehmlich denen zu empfehlen, welche einen kurzen Überblick über den Gedankengang unserer weltbürgerlichen „Eugeniker" gewinnen wollen.

Striemer, Alfred: Zum Kampf um die wirtschaftliche Selbständigkeit des Klein- und Mittelbetriebes. Eine Sammlung von Aufsätzen im Interesse der Bildung eines Bundes der wirtschaftlich Selbständigen. München und Leipzig, 1914. Verlag von Duncker & Humblot. 32 Seiten Quart.

Der Verfasser hat als Maschinenbauer die wirtschaftliche Überentwicklung der aus geldlichen Gründen den Wettbewerb auffangenden Riesenbetriebe in ihren verderblichen Folgen für den selbständigen Mittelstand erfaßt und gibt eine

gute Übersicht der Lage sowie Vorschläge zur Besserung. Er warnt mit Recht vor einseitiger Bekämpfung der Sozialdemokratie, die nur die natürliche Gegenerscheinung des unpersönlichen Kapitalismus sei und der durch die Riesenmonopole weit mehr vorgearbeitet werde als durch ihre eigenen Maßnahmen. Freilich wird die sittlich und volklich zersetzende Arbeit der sozialdemokratischen Führerschaft, die hoffentlich mit der Wiedergeburt unseres Volkes auch für die Zukunft ausgeschaltet ist, vom Verfasser verschwiegen. Als gefährlichsten Feind des Mittelstandes und aller wirtschaftlichen Selbständigkeit erkennt er die Großbanken, deren Zahlstellen (Depositenkassen) die Wirtschaftsgelder der Mittelschichten auffangen, um Riesenbetriebe, Bodengesellschaften und Warenhäuser mit ihnen hochzubringen; „das hat zur Folge, daß man den Mittelstand mit seinem eigenen Gelde totmacht."

An der falschen Wirtschaftsrichtung trägt die Regierung die wesentliche Mitschuld, indem sie sich auf das Großkapital stützt und durch Verleihung von Orden und Würden Leute mit dem gesellschaftlichen Vorzugsstempel versieht, die durch Vernichtung von Wirtschaft und Selbständigkeit ihrer Wettbewerber und durch unsittliches Gebaren zum Erfolge emporgestiegen sind. Die sittliche Reform muß dahin streben, nicht dem Gelderwerbe, sondern dem rechtlichen Verhalten im wirtschaftlichen Wettkampf Anerkennung und Ehren zu zollen. Der Verfasser hofft, dann würden auch die jetzigen Geldmachtfürsten ihre Kraft für die Förderung eines selbständigen Mittelstandes und eines persönlichen Verhältnisses zwischen Arbeiter und Unternehmer einsetzen.

Der Verfasser ist zu seinen Ergebnissen vom rein „freiheitlichen" Boden des Liberalismus und Individualismus und aus rein wirtschaftlichen Erwägungen gekommen. Er kann bei folgerichtiger Entwicklung seiner Gedanken hier nicht stehen bleiben. Hat sich bei ihm doch schon an einer Stelle das Gemeinwohl als „Zweck der Gesellschaft" eingeschlichen. Er wird auch den geistigen wie volklichen Wurzeln des „Gelderwerbswahnsinnes" nachgehen und dann finden, wie dessen Entwicklung mit der Machtsteigerung des Judentums Hand in Hand geht. Er wird dann auch einsehen, warum der sogenannte Antisemitismus — den er einer „konfessionellen Zerrissenheit im Mittelstande" zuschreibt! — von einem Erwachen der tiefsten Kräfte unseres Volkstumes abgelöst wird. Denn hinter dem „Gelderwerbswahnsinn" steckt doch gar zu deutlich der Kampf unbekümmerter Herrschgier um die volle Macht im Staate unter Zersetzung der auch vom Verfasser anerkannten wirtschaftlichen wie sittlichen Grundlagen unserer Kultur. Deshalb ist eine Besserung rein auf wirtschaftlichem Gebiete auch bei richtiger Erkenntnis nicht durchführbar. Dr. H. W.

Das Kleid der Deutschen Sprache. Unsere Buchschrift in Gegenwart und Zukunft von Gustav Ruprecht. 5. Auflage. Mit vier Abbildungen im Text und zwei Beilagen. Göttingen. Vandenhoek & Ruprecht. 1912.

Dieses tapfere Büchlein ist im Jahre 1907 entstanden, als der Verfasser, ein erfahrener und kundiger Verleger, den Entscheidungskampf kommen sah, den Kampf der Freunde der Antiqua gegen die deutsche Frakturschrift. So trägt denn das Büchlein den Stempel der Kampfschrift an sich. Gewiß, es ist nicht die Arbeit eines Forschers, und manches mag der wissenschaftlichen Untersuchung vielleicht nicht standhalten, aber es ist das Bekenntnis eines warmherzigen und tapferen Freundes der deutschen Schrift und das Ergebnis der umfassenden Erfahrungen eines sach- und weltkundigen Verlegers. Und so bietet das Buch etwas, das neben den Arbeiten der Schriftforscher uns sehr wichtig dünkt und sehr wohl mit Ehren an ihrer Seite bestehen kann.

In den im Schriftstreit bedeutsam gewordenen Fragen, welches Ansehen unsere deutsche Buchschrift im Auslande genießt, ob sie den internationalen Verkehr hindert, ob sie im Ausland gern oder ungern, leicht oder nur mit großen Schwierigkeiten gelesen wird, in dieser und mancher anderen rein praktischen Angelegenheit müssen wir dem Verfasser sicher ein maßgebendes Urteil einräumen. Seine im Auslande angestellten Leseversuche haben ergeben, daß Kinder wie Erwachsene deutsche Schrift ohne weiteres zu lesen vermochten, daß die Behauptung, sie hindere den internationalen Verkehr, völlig haltlos ist. Der Verfasser bietet eine so reiche Fülle persönlicher Erfahrungen dar, daß alle Einwände gegen die Fraktur als eines Hindernisses des Weltverkehrs und des politischen Ansehens wie Spreu zerstreuen.

Daneben geht der Verfasser auch auf das Wesen, die Form und die Entwicklung der deutschen Schrift ein. Sehr instruktiv ist durch Zusammenstellung mit der Antiqua dargestellt, wie unsere deutsche Schrift sich den Besonderheiten der

deutschen Sprache anpaßt, wie sie als ihr wahres Kleid gelten und deshalb gegen alle Angriffe auf ihren Bestand verteidigt werden muß.

Auf dem Gebiete der Schrift herrscht selbst da, wo man es nicht annehmen sollte, nicht nur Gleichgültigkeit, sondern sogar völlige Verständnislosigkeit. Und doch ist die Schrift ein Kulturgut von allerhöchstem Werte. Wer dieses Büchlein liest, wird sie als ein solches erkennen. Darum sei es auf das wärmste empfohlen.

Prof. Fritz Kuhlmann, Altona.

R. Heuer: Zur Heimatkunde der Prignitz. 80 S. Havelberg, Selbstverlag. Brosch. 1 Mk. 50 Pfg.

Walther Specht: Kreiskalender der Kreise West- und Osthavelland. 160—164 S. Rathenow, Babenzien. Brosch. je 40 Pfg.

E. Hauptmann: Unser Heimatland Elsaß-Lothringen. Eine Bürgerkunde auf heimatkundlicher Grundlage. 153 S. Straßburg i. E., Friedrich Bull. Geb. 3 Mk. 20 Pfg.

Die Heimatkunde verlangt nach einer Vertiefung und strebt einer besonderen Bedeutung zu. Wenn es heut noch möglich ist [es ist tatsächlich so], daß man etwa an Lyzeen den Geschichtsunterricht mit neunjährigen Kindern bei den griechischen Sagen, dem trojanischen Krieg u. a. beginnen läßt, so wird das hoffentlich bald einer überwundenen Zeit angehören. Die Heimatkunde muß in den Schulen jeder Gattung der Ausgangspunkt alles Unterrichts sein; ganz besonders aber des Geschichtsunterrichts. Sie soll uns heimatstolze und heimattreue Menschen bilden. Die Heimatkunde soll aus jedem Stein, aus jeder Mauer, jedem Baum, jedem Wort Leben aufsprießen lassen; wie jedes unscheinbarste Ding in der Heimat redet, das soll der Mensch hören lernen. In der Heimat haben Sinn und Gang des Weltgeschehens ihren Brennpunkt. Wir sind die vorläufig letzten Glieder in einer unendlichen Kette von Menschenleben. Die Heimatkunde soll die Zusammenhänge knüpfen, der Schirm sein, der die Bilder auffängt, welche die Strahlen aus dem Brennpunkt der Heimat hervorzaubern wollen. Das ist eine große Aufhabe; ich glaube nicht, daß sie in einiger Vollkommenheit heut schon zu lösen ist. Wer weiß denn die Rätsel zu deuten, die aus jedem Namen, aus alten Sprüchen sprechen? An diesen Forderungen gemessen, kann Heuers Heimatkunde der Prignitz natürlich nicht genügen. Aber es ist da schon allerhand tüchtige Vorarbeit geleistet, besonders auf geologischem Gebiet, hier und da auch auf dem botanischen; ernsthafte Weiterarbeit wird eine neue Auflage schon ganz verwandelt erscheinen lassen. Gerade auf botanischem Gebiet ist viel Gutes vorhanden, des Dänen Warming Pflanzenökologie gibt die Grundlage, Schimpers Arbeit und besonders neuerdings die von Graebner geben die Möglichkeit, Pflanzengemeinschaften zu erkennen, zu sagen, wie sie sich gebildet haben; woher kam nach der Eiszeit diese Pflanze, woher jene, warum wächst diese hier, warum jene dort. Neben Heuers Heimatkunde steht eine kleine Geschichte der Prignitz. Es wären beide in einander zu arbeiten. Wie stand es in der Vorwendenzeit mit der germanischen Besiedlung? Was wissen wir von der beträchtlichen Kulturhöhe der Germanen? In der Nähe der Prignitz wurden mehrfach Luren gefunden, hier ist das Königsgrab von Seddin. Das gibt bedeutsame Anknüpfungspunkte. Die Prignitz ist in der glücklichen Lage, zwei Heimatmuseen zu besitzen, in Havelberg und Heiligengrabe. Deren Schätze sind nutzbar zu machen. Das Königsgrab von Seddin gibt einen Beweis, daß die Wendenzeit hindurch Germanen in dem Lande östlich der Elbe sitzen blieben. Dann die Einwanderung der Deutschen von der Altmark her. Stimmen die Kirchenformen mit denen der Altmark überein? Das südlich anschließende Havelland, das von anderen deutschen Gebieten her nach der Wendenzeit besiedelt wurde, zeigt andere Kirchenformen. Das Auge muß für alle diese Dinge geschärft werden. Dann wird man auch erkennen, daß der wendische Einfluß auf die Namengebung nicht so groß ist, wie Heuer meint. Volkslied und Volksrede müssen liebevoll beachtet werden. Es lassen sich oft die wichtigsten Schlüsse selbst auf die altgermanische Zeit aus ihnen ziehen. Ein Jedes in der Heimat redet, seine Sprache muß man lernen. Daher müssen auch die Schätze einstigen Kunstfleißes beachtet werden. So manches liegt noch in alten Truhen. Wer achtet nur auf die tausend Formen ländlicher Oberlichtfenster? Welcher Erfindungsreichtum des deutschen Handwerkers liegt allein in diesen! Unsere Zeit hat alles verloren. Wir müssen uns mühen, es wieder zu erwecken. Das kann nur in der Heimat selbst geschehen durch die Vertreter der Heimatkunde.

Von besonderer Bedeutung wird die Heimatkunde für die Wanderbewegung sein. Geschichtslose Kreise mühen sich, den Wandervögeln einzureden, es sei mit dem Wandern nicht getan,

sie müßten die Gestaltung der deutschen Zukunft in ihre Hand nehmen. Die Jugend ist die Zeit des Sammelns, der Vorbereitung. Die Heimatkunde soll den Wandervögeln helfen, sich die Heimat wirklich zu erwandern, indem sie die tausend Fragen zu beantworten sucht, die vor hellen jungen Augen auftauchen.

Ein glücklicher Umstand ist es, daß das Lehrerseminar seine Zöglinge im ganzen aus dem Heimatkreise zieht und auch dorthin wieder abgibt. Das Seminar ist der natürliche Mittelpunkt für diese Heimatarbeit. Dann würde der geistig rege Lehrer, dem das Dorf heut oft so öde erscheint, daß er möglichst rasch der Stadt zustrebt, draußen auf dem Lande unendliche Anregung finden und sie seiner Gemeinde weitergeben. Viel Heimatliebe könnte so geweckt werden. Die gleiche Aufgabe ist natürlich dem Geistlichen gestellt. Da hat nun Heuers Buch einen Mangel; es spricht eingehend von den kirchlichen Vereinen, von den völkischen und den Bildungsvereinen garnicht. Wer in der ländlichen Bildungsarbeit steht, weiß, wie notwendig es ist, daß Geistliche und Lehrer mit einander arbeiten. Dazu gehört die Kenntnis von der Arbeit des andern, die Achtung vor ihr — mehr oder weniger werden sie immer von verschiedenen Seiten kommen; aber das Ziel muß schließlich das gleiche sein. — Die notwendige Vorarbeit für eine ausreichende Heimatkunde erfordert vielleicht noch Jahrzehnte. Der gegebene Mittelpunkt ist der Kreiskalender, wie solche schon ziemlich vorbildlich im Havelland bestehen. Die letzten Ziele der Heimatkunde sind auch hier noch nicht gesehen; aber der Weg geht ihnen doch schon zu. Solche Kreiskalender können aber nicht von irgend einer Zentrale aus geliefert werden, wie es vielerorts noch geschieht, sie müssen in der Heimat selbst unter Mitwirkung der Kreisinsassen geschaffen werden. — Eigene Wege geht Kreisschulinspektor Hauptmann in seiner Bürgerkunde auf heimatkundlicher Grundlage. Er will nicht eine Heimatkunde in dem von mir gezeichneten Sinne geben, dazu wäre das Gebiet Elsaß-Lothringen auch zu groß. Er will zur Staats- und Volksgesinnung erziehen, indem er die Grundlage des Staats- und Wirtschaftslebens aufzeigt. Das gelingt ihm ganz ausgezeichnet. Es ist zu begrüßen, daß gerade die Reichslande ein solches Unterrichtsbuch erhielten. Es wird wertvollste deutsche Arbeit leisten, zur inneren Angliederung der Reichslande an das große deutsche Vaterland wird es noch viel beitragen. Hauptmann ist es gegeben, Zusammenhänge zu sehen. Man sollte nirgends an eine Heimatkunde gehen, ohne sein Buch zu kennen, es wird viel fruchtbare Gedanken auslösen. — Wenn wir volksbürgerliche Erziehung treiben, wenn wir volksdeutsche Gesinnung pflegen wollen, müssen wir dafür eine breite Grundlage in der Heimatkunde schaffen. Diese darf aber nicht in der Vereinzelung bleiben, sie muß in steter Ausschau auf das gesamte deutsche Volkstum stehen.

Wilhelm Kotzde.

Dr. med. G. Stille: Deutschlands Ernährung im Kriege. Leipzig 1914, Dieterichsche Verlagsbuchhandlung Theodor Weicher. 24 S., Preis 30 Pfg.

In weiten Kreisen des deutschen Volkes besteht die Sorge, wir könnten infolge des Krieges einen Mangel an Nahrungsmitteln, vielleicht gar eine Hungersnot erleben und dadurch trotz aller siegreichen Kämpfe zum Abschluß eines ungünstigen Friedens gezwungen werden. In dieser, hart vor Ausbruch des Krieges verfaßten Schrift wird an der Hand zuverlässigen Zahlenmaterials wahrheitsgemäß nachgewiesen, wieviel oder wenig von diesen Befürchtungen berechtigt ist.

Naturgemäß können die benutzten Zahlen nicht Anspruch auf unbedingte Genauigkeit machen. Sie sind den Veröffentlichungen des Kaiserlichen Statistischen Amtes entnommen und daher so zuverlässig, wie solche Angaben überhaupt sein können, keinesfalls aber sind die geringen vielleicht vorhandenen Irrtümer so belangreich, daß dadurch das Ergebnis der Stilleschen Untersuchungen wesentlich nach der guten oder schlimmen Seite beeinflußt werden könnte.

Stille wertet die für die Volksernährung wichtigsten Erzeugnisse, das Brotkorn (Roggen und Weizen), die Kartoffeln und das Fleisch, nach beiden in Frage kommenden Seiten: wieviel wird von den genannten Nahrungsmitteln in Deutschland verzehrt, und wie verteilt sich der Verbrauch auf selbstgewonnene und die eingeführten Erzeugnisse?

Bestimmend für die aus diesen Tatsachennachweisen gezogenen Folgerungen ist die Annahme, daß die Wichtigkeit unserer Lebensmittel der obigen Reihenfolge entspreche. Manche werden das bezweifeln und geneigt sein, dem Fleisch eine größere Bedeutung für die Volksernährung beizumessen. Diese Überschätzung des Fleischgenusses fußt auf den Untersuchungen des bekannten Physiologen Voit und seiner Schüler, die das Broteiweiß dem tierischen Eiweiß gegen-

über als minderwertig erklären. Indessen ist diese Ansicht nach den neueren Untersuchungen Hindhedes kaum noch haltbar, und es ist nur zu wünschen, daß die Erkenntnis, daß das Brot*eiweiß dem Fleischeiweiß gleichwertig ist, in alle Bevölkerungsschichten dringe. Denn diese Frage ist für die Ernährungslehre, insonderheit in der jetzigen Zeit, von ungeheurer Tragweite. Wenn auch unsere Fleischproduktion bei mangelnder Gersteeinfuhr beträchtlich zurückgehen würde, so würde das keineswegs einen Notstand bedeuten, weil eben der Fleischgenuß ohne jeden Schaden für Leben und Gesundheit sehr herabgesetzt werden könnte. Dagegen haben wir Brotgetreide in hinreichender Menge zur Verfügung und Kartoffeln im Überfluß, so daß wir damit einen etwaigen Ausfall an anderen Nahrungsmitteln reichlich ausgleichen könnten. Selbst wenn uns in diesem Kriege die Zufuhr aller Nahrungsmittel abgeschnitten würde, würde doch keine Unterernährung zu befürchten sein, und wir würden auch bei jahrelanger Kampfesdauer nicht in Not kommen, vorausgesetzt, daß es möglich ist, der Landwirtschaft genügende Arbeitskräfte zu belassen, um den Ackerbau in gleichem Umfang aufrecht zu erhalten wie bisher.

Das Büchlein ist zeitgemäß wie kaum eines; wir empfehlen es jedem, der über diese Fragen eine bündige Auskunft, ohne alle Beschönigung, sucht. Gerhard Krügel.

An unsere Leser!

Mit diesem Hefte schließen wir den 1. Jahrgang. Wir werden für die Dauer des Krieges keine weitere Folge ausgeben. In einer Zeit, da nur die Taten reden und mit ehernen Griffeln die Weltgeschichte geschrieben wird, geziemt es uns anderen, daß wir innehalten in unserer Arbeit und aufmerken, welche neuen Hochziele die kommende Zeit uns weist. Wenn aber der Friede wieder einkehren wird in unseren Landen, dann wollen wir uns wiederfinden zur Stärkung der inneren Kräfte unseres Volkstums. Ja, dann wird unsere Arbeit erst recht beginnen können, weil dann erst der Weg frei sein wird für die neue, größere Zukunft. In sie wollen wir hineinwachsen, vom äußeren Erfolge zur dauernden inneren Ertüchtigung. Denn wir wissen es wohl, daß jeder Erfolg, der sittlich fruchtbringend werden soll, auch Pflichten in sich schließt, neue Aufgaben, deren Richtung und Tragweite wir heute noch kaum ermessen.

Wir grüßen unsere Freunde, die im Felde der Ehre stehen, und wünschen ihnen und ihren Waffen Heil! Wir anderen aber wollen auch die Augen und die Ohren offen halten, denn es sind Stimmen im Gange, die uns einschläfern wollen. Was faul war an dieser morschen Welt, alle Bosheit und Niedertracht, alle Hinterhältigkeit und Gemeinheit, sie muß zertreten werden. Keine Schonung den ruchlosen Friedensbrechern und kein Gehör den Betörten, die von Versöhnung reden! Dieser Kampf muß ausgehalten werden bis ans Ende. Anders ist ein Friede und unsere deutsche Zukunft nicht möglich. Es wird bald an der Zeit sein, daß unsere großen vaterländischen Verbände, vor allem der Alldeutsche Verband und der Wehrverein, zu diesen Fragen Stellung nehmen. Wir bitten jeden einzelnen unserer Freunde und Leser so dringend wie herzlich, mitzuwirken, daß sich das ganze Volk der Bedeutung der kommenden Wochen bewußt werde. Ein Zwiefaches bietet dieser Kampf uns dar, und an uns ist es, daß wir wählen:

den Aufstieg oder den Untergang!

Der 2. Jahrgang des „Deutschen Volkswarts" beginnt nach Beendigung des Krieges. Wir hoffen, daß unsere Freunde, Leser wie Mitarbeiter, auch in der Zukunft in alter Treue zu uns stehen werden.

Herausgeber und Verleger des „Deutschen Volkswarts"
Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung.

Gerhard Krügel, Berlin SW. 61, Schleiermacherstr. 12.
Theodor Weicher, Leipzig, Inselstr. 10.

Für die Schriftleitung verantwortlich: Gerhard Krügel, Berlin SW. 61, Schleiermacherstr. 12. — Verlag Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung Theodor Weicher in Leipzig. — Druck von Oscar Brandstetter, Leipzig

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 02675 4971

FÖRSTE, LÖDDECKE, BÖHNISCH & SOMMERBUCHBINDEREI, LEIPZIG